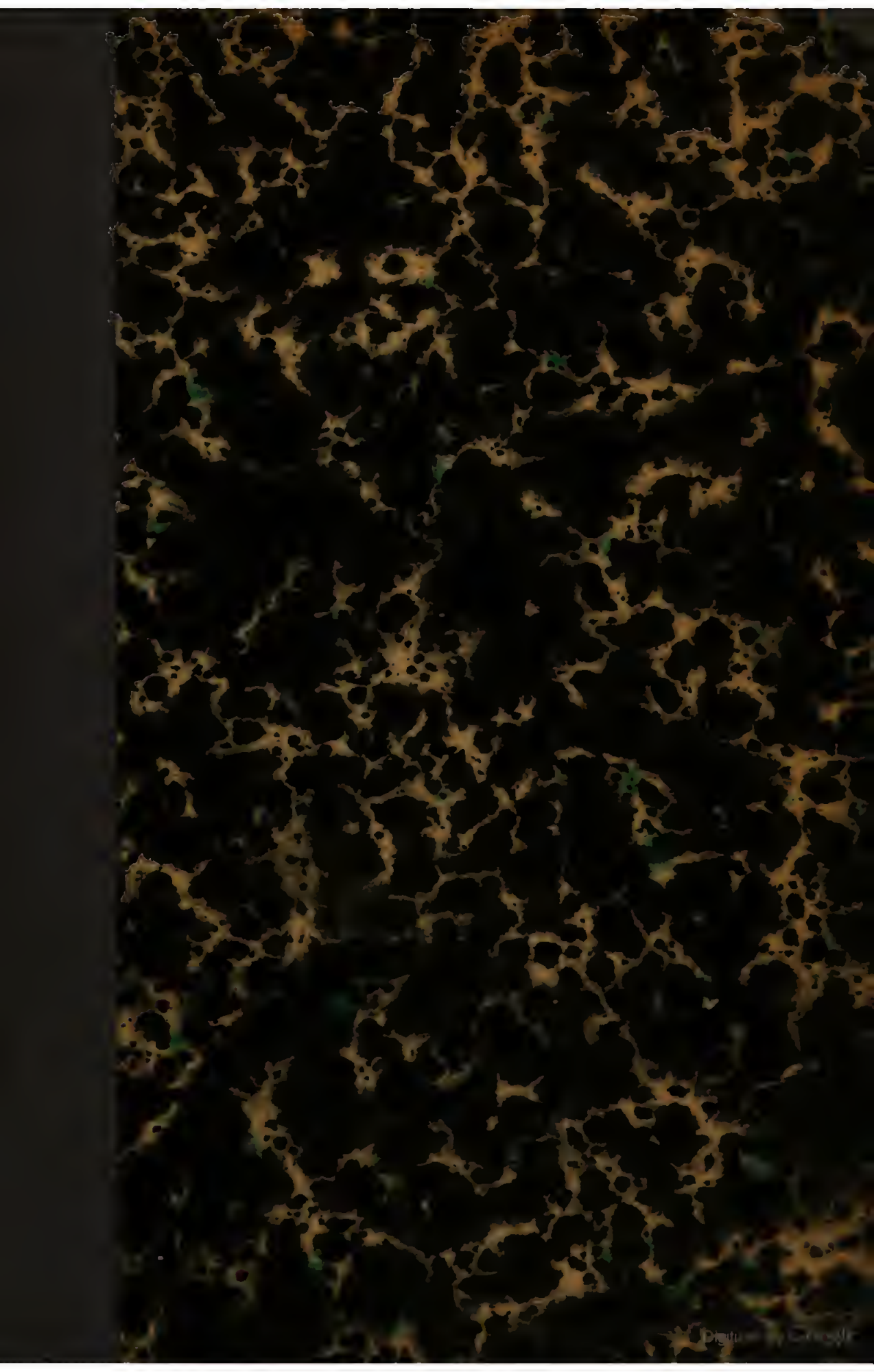


A5
182
F82.
F8
3d ser
1882/83

N. N. Leipzig 1880 f: 1882 sind von Zeit
zu Zeit einzelne Exemplare in doppelten Exemplaren in die dritte GS. 8°
geschrieben worden
Herausgeber u. A.

4th ser
1885/86

Cornell University Library

THE ZARNCKE LIBRARY

COLLECTED BY FRIEDRICH ZARNCKE

THE GIFT OF

William H. Sage

1893

A.61893 1/10/93

Die Physiologie und Jenker's Parallel-Cur. Engl. Zeitschr. 1885/86, D.
Febr. f. 1889 meinen Namen [illegible]
F. Z.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 528 601

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Jahrgang 1882—83.

Frankfurt am Main.
Freies Deutsches Hochstift,
1884.

1627 L
A.61893

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

An die Genossen 1

Geschäftlicher Verkehr. Personalien 4 43 91 142

Oeffentliche Sitzungen.

„Rafael" (Hofrath Dr. Schäfer aus Darmstadt) 5

„Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen" (Dr. L. Holthof) . . 14

„Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts"
(Dr. Grotefend). I. 22

II. 28

„Gedächtnißrede auf Wolfgang Maximilian von Goethe" (H. Junker) 46

„Ueber das Volksschauspiel Dr. Johann Faust" (Dr. L. Holthof) 49

„Wort und Bild" (Dr. W. Jordan) 101

„Das Goethe'sche Puppentheater" (Dr. L. Holthof) 114

„Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform" (Dr. Grotefend) 124

„Die Bauer-Hofmann-Stiftung" 142

„Der Königslieutenant Graf Thoranc" (Dr. Grotefend) . . . 155

„Das Tagebuch des Stadtschultheißen J. W. Textor" (Dr. L. Holthof) 159

Vorträge und Vorlesungen.

„J. J. Rousseau" (O. R. W. Bautz) 34

„Ueber die Allegorien bei Dante" (Dr. W. Jordan) 36

„Die Vererbung sowohl der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften" (Prof. Dr. L. Büchner aus Darmstadt) 74

Seite

„Die Charaktere des Prinzen Don Carlos und des Königs Philipp II. bei den spanischen Dramatikern aus der klassischen Zeit der spanischen Poesie“ (Dr. L. Braunfels) 79

„Die deutschen Monatsnamen“ (Dr. Grotefend) 80

Die Ausstellung im Goethehause 92

Einsendungen 40 87 138 171

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1.

Inhalt: An die Genossen. S. 1. — I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. S. 4. — II. Oeffentliche Sitzungen. S. 4. — „Rafael". S. 5. — „Goethe im Urtheil seiner Zeitgenossen". S. 14. — „Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts". I. S. 22. II. S. 28. — III. Vorträge und Vorlesungen: „Rousseau" S. 34. — „Ueber die Allegorien bei Dante". S. 36. — IV. Einsendungen.

Hochgeehrte Genossen!

Die Verwaltung erlaubt sich, in Nachstehendem Ihnen Bericht über die Thätigkeit unserer Stiftung während der drei ersten Monate des laufenden Geschäftsjahres zu erstatten. Wie Sie aus den Mittheilungen ersehen werden, ist mit Beginn des neuen Verwaltungsjahres die durch den Sturm und den Drang der vorhergehenden Zeit vielfach gestörte wissenschaftliche Wirksamkeit wieder aufgenommen worden: die von dem Vorbereitungs-Ausschuß in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind, soweit die Verhältnisse es gestatteten, ins Leben getreten, und es haben die öffentlichen Sitzungen Anlaß gegeben, eine Reihe von wissenschaftlichen Tagesfragen zur Erörterung zu bringen. Von der Abhaltung von Lehrkursen allerdings mußte vorderhand Abstand genommen werden, da die Voraussetzungen entfielen, unter denen der auf sie bezügliche Beschluß gefaßt wurde. Mit Genugthuung darf verzeichnet werden, daß die gegebenen Anregungen allseitig mit lebhafter Theilnahme aufgenommen worden sind.

Die geplante Neuordnung der gesammten Verhältnisse unserer

Stiftung dürfte nunmehr binnen kurzer Frist ihre Erledigung finden und zur Wirklichkeit werden. Die Verwaltung hat es sich angelegen sein lassen, die Vorbereitungen hierzu möglichst zu fördern. Es sind ihren Bestrebungen auch in der jüngsten Vergangenheit die Anfeindungen nicht erspart geblieben, die seit geraumer Zeit planmäßig gegen sie gerichtet werden, und es ist namentlich von der Seite, die ihrem Bemühen sich entgegensetzt, mit einem gewissen Nachdrucke und leider nicht allerorts ohne Erfolg die verleumderische Behauptung verbreitet worden, als strebe sie, an die Stelle von erprobten alten Einrichtungen Neues zu setzen und eine Stiftung, die bisher eine allgemein deutsche gewesen sei, in eine solche mit örtlich begrenzten Sonderzwecken umzuwandeln.

Die unterzeichnete Verwaltung hat, wenn sie auch mit Bedauern infolge dieser Agitation eine Anzahl von Genossen aus der Stiftung scheiden sah, deren Namen in dem Mitgliederverzeichnisse ungern vermißt werden, es verschmäht, auf Anschuldigungen dieses Charakters auch nur mit einem Worte zu erwidern. Bedarf es doch nur einer flüchtigen Durchsicht des neuen Satzungsentwurfes, um zu erkennen, daß von einem derartigen Umsturz und einer derartigen Neuerung nicht die Rede sein kann, und zwar um so weniger, als nach dem neuen Entwurfe besonders der wissenschaftlichen Thätigkeit eine weit größere Bewegungsfreiheit eingeräumt werden soll, als es nach den alten Satzungen der Fall war.

Dagegen glaubt die Verwaltung, auf einen früheren Zeitraum zurückgreifend, an dieser Stelle ausdrücklich einen Vorwurf zurückweisen zu müssen, der gegen einen ihrer Genossen erhoben worden ist. Es ist dies die Unterstellung, wie sie sich in einer der gegen die derzeitige Verwaltung unserer Stiftung gerichteten Schmähschriften findet, als habe Herr Medicinalrath Dr. Vix in Darmstadt aus persönlichem Rachegefühl die im Juli 1882 an unsere Genossen versandte „Mittheilung" abgefaßt und veröffentlicht. Dem gegenüber erklärt die unterzeichnete Verwaltung, daß die Darlegungen, wie sie in der bezeichneten „Mittheilung" enthalten sind, nicht nur mit ihrer Auffassung völlig im Einklange stehen, sondern daß sie auch die bedingungslose und volle Verantwortung für dieselben übernimmt, und das um so rückhaltloser, als sehr viele derjenigen

Stellen, welche von dem Verfaſſer der „Offenen Briefe“ zum Zielpunkte ſeiner Schmähungen gewählt worden ſind, gar nicht von Herrn Dr. Vix herrühren, wie alle auf die wirthſchaftlichen Verhältniſſe ſich beziehenden Erörterungen und ſpeziell auch die Bemerkung zu Seite 14 der „Mittheilung“: „Trotzdem auch gewichtige Stimmen von Auswärtigen ſich dagegen erklärten.“

Mit großer Befriedigung darf die unterzeichnete Verwaltung hervorheben, daß die Theilnahme an den Beſtrebungen der Stiftung in dem neuen Verwaltungsjahre eine ſehr rege geweſen iſt, und daß die Sitzungen, die öffentlichen ſowohl wie die der Verwaltung und des Vorbereitungs-Ausſchuſſes, desgleichen die veranſtalteten Vorleſungen ſich guten Beſuches zu erfreuen hatten. Soll das Hochſtift auch nicht aus einer allgemein-deutſchen in eine örtlich Frankfurtiſche Anſtalt umgewandelt werden, ſo iſt es doch ſehr bezeichnend für die Art und Weiſe ſeiner gegenwärtigen Wirkſamkeit, daß gerade da, wo man ſeine Thätigkeit am beſten zu verfolgen in der Lage iſt, ihm immer ernſtere und größere Beachtung geſchenkt wird und lang ihm entfremdet geweſene Kräfte in immer größerer Anzahl zu ihm zurückkehren. Behörden und Körperſchaften, die ſich unſerer Stiftung gegenüber früher zurückhaltend und ablehnend verhielten, zeigen neuerdings ein Entgegenkommen, das nur willkommen geheißen werden kann, und das uns in den Stand ſetzen wird, mit der kommenden beſſern Jahreszeit unſern Genoſſen an der allgeheiligten Stätte des Goethehauſes eine Schauſtellung von Reliquien an den größten unſerer Dichter zu veranſtalten, wie ſie bisher nur ſelten geboten worden iſt.

Mögen unſere Genoſſen fortfahren, uns mit dem Vertrauen zu beehren, das ſie uns bisher zugewandt haben, und für das ihnen an dieſer Stelle herzlicher und aufrichtiger Dank geſagt ſei.

Die Verwaltung
des Freien Deutſchen Hochſtiftes.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Mit dem 11. November 1882 wurde das vierundzwanzigste Geschäftsjahr eröffnet. Während der drei ersten Monate desselben fanden 6 Verwaltungs-Sitzungen statt, und zwar am 13. und 27. November, 11. und 18. December 1882, sowie 8. und 22. Januar 1883. Der akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat dreimal zusammen, am 4. und 14. December 1882, sowie am 8. Januar. An Eingängen sind vom November 1882 bis Januar 1883 251 Nummern zu verzeichnen, denen 249 Ausgänge entgegenstehen. Aufgenommen wurden 11 neue Genossen, ihren Austritt erklärten 16 seitherige Mitglieder; der Tod entriß uns 8 Genossen:

Daniel Guido Oppenheim, Stiftsrath für 1882/83, gestorben 14. November 1882, hier.

Johann Baptist André, herzoglich anhalt. Hofpianist, gestorben 9. December 1882, Offenbach.

Prof. G. F. Howald, gestorben 19. Januar 1883, Braunschweig.

Freiherr Dr. jur. Wolfgang von Goethe, gestorben 20. Januar 1883, Leipzig.

Dr. phil. Christ. Theodor Haueisen, erster Stadtbibliothekar, gestorben 30. Januar 1883 hier.

Frau Marie Belli-Gontard, gestorben 2. Februar 1883, hier.

Am 30. Januar 1883 feierte unser Ehrenmitglied, Justizrath Dr. Euler, seit langen Jahren Genosse unserer Verwaltung, das seltene Fest seiner fünfundzwanzigjährigen Vorsteherschaft beim hiesigen Verein für Geschichte und Alterthumskunde. Unsere Stiftung war bei dem Festakte, welchen der genannte Verein zu Ehren des Jubilars veranstaltete, durch drei Mitglieder der Verwaltung vertreten, welche eine kalligraphisch ausgeführte Adresse überreichten.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die erste derselben fand am 11. November zur Eröffnung des neuen Verwaltungsjahres in dem festlich geschmückten Goethehause statt. Unter dem Festschmucke fiel das von Herrn Maler Hermann

Junker auf Goldgrund mit fixirten Paſtellfarben ausgeführte und von ihm der Stiftung gewidmete Bildniß Schillers auf, das von Blumen und Laubgewinden umrahmt, die Eintretenden auf der Hausflur begrüßte.

In den Feſträumen war eine umfaſſende Sammlung von Lichtbildern nach den Werken Rafaels in kunſtgeſchichtlicher Folge zur Anſchauung gebracht.

Die Verſammlung wurde durch einen Feſtgeſang, ausgeführt von Mitgliedern des Sängerchors des hieſigen Lehrervereins eröffnet.

Herr Juſtizrath Dr. Berg begrüßte hierauf als Obmann die erſchienenen Genoſſen und Gäſte in herzlicher Anſprache.

Herr Hofrath Dr. G. Schaefer, ord. Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Techniſchen Hochſchule Darmſtadt, ergriff ſodann das Wort zu dem Feſtvortrag über Rafael, aus Anlaß der in das beginnende Hochſtiftsjahr fallenden vierten Säcularfeier der Geburt des großen Meiſters. Der Redner leitete ſeinen Vortrag folgendermaßen ein:

Hochgeehrte Stiftsgenoſſen! Der große Genius, deſſen Andenken wir zur Eröffnung jedes neuen Hochſtiftsjahres feſtlich begehen, beginnt ſein Gedicht „Die Künſtler“ mit den beſchwingten Worten:

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
„Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
„In edler ſtolzer Männlichkeit,
„Mit aufgeſchloſſ'nem Sinn, mit Geiſtesfülle,
„Voll milden Ernſt's, in thatenreicher Stille,
„Der reifſte Sohn der Zeit . . . .“

Wenden wir dieſe Worte unſeres gefeierten Schiller an auf den bahnbrechenden Meiſter der Renaiſſance, deſſen Säcularfeier in das beginnende Hochſtiftsjahr fällt, ſo ſehen wir in der That Rafael an der Neige des fünfzehnten Jahrhunderts erſcheinen als den reifſten Sohn ſeiner Zeit mit dem Palmenzweig friedlicher und doch ſieghafter Kunſt, einer Kunſt, zu welcher alle diejenigen beglückt emporſchauen, deren Seele Hohes und Schönes nachzuempfinden im Stande iſt und die am Idealen feſthalten. Wenn in dieſem Sinne das freie deutſche Hochſtift von jeher eine ſeiner ſchönſten Aufgaben und eine Ehrenpflicht darin erkennt, denjenigen Geiſteshelden, die durch

Begabung und raſtloſes Streben leuchtende Spuren ihres Daſeins der Nachwelt hinterließen, bei beſonderen Gelegenheiten einen pietätvollen Tribut zu widmen, ſo iſt die Idee und der Beſchluß der Hochſtifts-Verwaltung unſtreitig ein glücklicher, mit der heutigen Schillerfeier die Verherrlichung eines Künſtlers zu verbinden, deſſen bildneriſches Schaffen als Maler in ſo manchen Bezügen dem poetiſchen Schaffen des Dichters verwandt iſt. Und wenn das Hochſtift hierdurch die Reihe der Gedenkakte eröffnet, welche die gebildete Welt aller Nationen zum bevorſtehenden vierten Centennarium der Geburt Rafael's veranſtalten wird, ſo bleiben wir uns ſelber treu, indem wir im Hinblick auf den großen Meiſter einfach die Initiative wiederholen, womit das Hochſtift vor ſieben Jahren zum Jubelfeſt der Geburt Michelangelo's, des andern Dioskuren der Kunſt der Renaiſſance, die Loſung gegeben, unter dem Beifall und gefolgt von dem edlen Wetteifer der kunſtliebenden und kunſtübenden Kreiſe in ganz Deutſchland. Es iſt hiernach kein abſeits liegendes, ſondern ein wohlbegründetes Unternehmeu, zur Eröffnung des neuen Hochſtiftjahres über Rafael zu reden und damit ein Bild zu entwerfen über Leben, Charakter, Wirkſamkeit und Bedeutung eines der größten Künſtler, die je gelebt haben, eines Meiſters, welcher mit zu der Schaar hochbegnadeter Geiſtesheroen gehört, die nicht für ihr Volk allein, ſondern für alle Völker lebten, Heroen, durch welche die Beſtrebungen mehrerer Menſchenalter ihre Vollendung gefunden und deren fortwirkende Kraft wir in den Werken ihres Genius bis zur Stunde wahrnehmen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht und die Würde, aber auch das Anziehende und Dankbare der mir geſtellten Aufgabe, zu deren Löſung wir nun ſchreiten wollen.

Nach dieſen einleitenden Worten gab Redner zunächſt eine kurze kulturgeſchichtliche Ueberſicht der Entwickelung der Renaiſſanee in Italien von der Zeit an, wo die Erinnerungen an das klaſſiſche Alterthum und die klaſſiſche Kunſt, die aus dem Gedächtniß des italiäniſchen Volkes nie ganz ausgelöſcht geweſen, mit dem Wiederaufleben der antiken Studien durch die Humaniſten in den Vordergrund der geiſtigen Beſtrebungen getreten waren. Es wurde der bewegenden Urſachen gedacht, welche die Scheidung zwiſchen der Kunſt des Mittelalters und der Neuzeit charakteriſiren. Es wurde

ferner ausgeführt, wie der Renaiſſance der rafaeliſchen Aera die Frührenaiſſance des 15. Jahrhunderts als das erſte Stadium des in den Kultur- und Kunſtverhältniſſen der Zeit ſich vollziehenden Umſchwunges vorausgegangen war und wie dann im 16. Jahrhundert der begonnene Entwickelungsgang diejenige Ausprägung erhielt, die das Weſen der Geſammtbewegung am reinſten ausſpricht und die darum, als Gipfel dieſer Beſtrebungen, mit dem Namen Hochrenaiſſance bezeichnet wird. Auch der zeitliche Unterſchied in dem Auftreten der Bewegung zwiſchen Italien und Deutſchland wurde betont und nachgewieſen, wie die Renaiſſance der bildenden Kunſt faſt volle einhundert Jahre früher in Italien zu keimen anfing, bevor ihre Lebensäußerungen in Deutſchland Nachahmung erweckten. Italien hatte den Schritt zur Renaiſſance längſt gethan, während wir noch vollauf mittelaltrig, gothiſch bauten und bildeten. Indem die Italiener, neben den Kultureinwirkungen, die dem Schooß des eignen Volksthums unter dem Schutz der kunſtliebenden Mediceer im Pittipalaſt zu Florenz wie im Vatikan zu Rom entſprangen, von der Antike Form und Inhalt auf ſich wirken ließen, geſtaltete ſich die neue Bildung aus, welche dazu berufen war, auf die Kultur- und Kunſtverhältniſſe nicht nur Italiens ſondern der geſammten europäiſchen Welt Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart den nachhaltigſten Einfluß auszuüben. Die erſte Kunſtgattung, die ſich wieder an die Vorbilder der Griechen und Römer anlehnte, war die Architektur, dann folgte die Plaſtik, zuletzt die Malerei. War es der Mangel an antiken Vorbildern, was die Malerei am wenigſten früh in die herrſchende Strömung hereinzog? War es die Ueberzeugung, daß die Malerei als das vorzüglichſte Ausdrucksmittel für die Ideen der chriſtlichen Weltanſchauung einen unmittelbaren Einfluß der Antike abwehre, daß ſie ſich die Betonung des ſeeliſchen Ausdrucks als ihre Eigenart vorbehielt? Die klaſſicirende Atmoſphäre, die das Leben der Gebildeten umſchloß, konnte ſchließlich aber doch einer Einwirkung in dieſem Sinn nur förderlich ſein, indem auch die Malerei durch das Studium der Antike eine nicht zu läugnende Stärkung erhielt. Was aber die werdende Renaiſſance-Malerei von der alten Kunſt, von ihren plaſtiſchen Lebensäußerungen vornehmlich ſich zu eigen machte, das war ein edler Realismus, das

Beſtreben allen Anforderungen an die Form zu genügen. Die Künſtler fingen an Anatomie, Perſpective, die Geſetze von Licht und Schatten zu ſtudiren und darnach ihren Werken die höchſt mögliche Formvollendung zu geben.

Der Redner wies das hiermit in allgemeinen Zügen Angedeutete mit Bezugnahme auf einflußreiche Künſtlerperſönlichkeiten in dem Entwickelungsgang nach, welchen die Malerei in dem Zeitraum vor Rafael genommen und wobei er die idealiſtiſchen, wie realiſtiſchen und antikiſirenden Richtungen mit ſicheren Strichen zeichnete. Insbeſondere charakteriſirte er die umbriſche Malerei, aus deren Schule Rafael hervorging, um der Welt das Schauſpiel eines vollendeten künſtleriſchen Genius in einem Zeitpunkt zu geben, wo die maleriſche Kunſtthätigkeit Italiens ihre umfaſſende Vorbildung abgeſchloſſem hatte, um nun die höchſte Stufe zu erreichen, die ihr im Renaiſſance-Zeitalter beſchieden war. Im Anſchluß an Vaſari gab der Vortragende eine Schilderung des Lebensganges des gefeierten Meiſters und ſeiner frühen Beſtrebungen, verſchiedene Darſtellungsweiſen großer Künſtler in der Abſicht ſich zu eigen zu machen, durch ihre Verſchmelzung Großes zu vollbringen. Der Stufenfolge des umbriſchen, florentiniſchen und römiſchen Kunſtſchaffens entſprechend wurden die Hauptabſchnitte der Wirkſamkeit des Meiſters erläutert und ſeine in zahlreichen Photographien im Saale aufgeſtellten Werke erklärt. Die Schwierigkeit, eine ſolche Fülle von Material, welches der Redner im Verlauf ſeines faſt zweiſtündigen Vortrags zu bewältigen hatte, auch nur oberflächlich zu ſkizziren, mag als Entſchuldigung für die Mängel der nachſtehenden Reihenfolge dienen. Hat ja unſer Referat ſtreng genommen nur den Zweck, denjenigen, welche dem Vortrag ſelbſt beiwohnten, eine kurze Erinnerung daran zu bieten, außerdem aber auch Andere für die in der Folge im Hochſtift einzurichtenden Vorträge über Kunſt wie über andere Zweige der Wiſſenſchaft zu intereſſiren.

Abgeſehen von einigen, wahrſcheinlich nach ſeines Lehrers Perugino Zeichnungen ausgeführten Gemälden, wurde für die Frühzeit des jungeu Künſtlers ſeiner Mitwirkung bei Pinturrichio's hiſtoriſchen Darſtellungen in der Dombibliothek zu Siena gedacht, ferner als Erſtlingsblüthen der Staffeleimalerei der kleinen Abendmahlsdar-

ſtellung zu Florenz, der Viſion eines Ritters zu London und mehrerer peruginesker Madonnenbilder, worunter zwei im Muſeum zu Berlin. Die „Krönung Mariä“ in der Sammlung des Vatikan verräth ebenfalls den Einfluß Perugino's auf Rafael, aber auch die Steigerung, welche der junge Maler dem Seelenausdruck ſeiner Geſtalten zu verleihen wußte. Das Gleiche gilt von dem kleinen Rundbild, der Madonna mit dem Buche, welches vor einigen Jahren aus der Familie Conneſtabile zu Perugia um den Preis von 330,000 Franken in die kaiſerliche Sammlung nach St. Petersburg kam. Als das ſchönſte Bild des erſten Entwickelungsſtadiums wurde das unter dem Namen „lo sposalizio“ bekannte Bild der Vermählung der Madonna in Mailand bezeichnet, welches neuerdings durch Stang's Grabſtichel wie früher von Longhi, eine vortreffliche Vervielfältigung im Kupferſtich erhalten hat.

Zweiundzwanzig Jahre alt verließ Rafael Perugino's Werkſtatt und ging nach Florenz, wo neue Vorbilder der damals in hoher Blüthe befindlichen toskaniſchen Malerei, beſonders die Fresken des Maſaccio, ihm entgegentraten und wo er ſich unter den dort lebenden Meiſtern vorzugsweiſe an Fra Bartolommeo della Porta in allem anſchloß, was ſeiner innerſten Natur gemäß war. Auch die heitere Lebensauffaſſung der Arnoſtadt ſpiegelt ſich in Rafaels dortigen Schöpfungen wieder, während ihn der damalige Wettkampf zwiſchen Leonardo da Vinci und Michelangelo Buonarroti minder berührt zu haben ſcheint. Unter den hervorragenden Bildern aus dieſem Lebensabſchnitt, die der Redner den Hörern mit kurzen ſicheren Strichen anſchaulich zu machen und ins Gedächtniß zurückzurufen verſtand, nennen wir: die Madonna del Granduca in der Pittigallerie und die Madonno del Cardellino in der Uffizientribuna zu Florenz, die Madonnen Terranuovo und Colonna im Muſeum zu Berlin, die Belle-Jardiniere zu Paris, die Madonnen Tempi und Canigiani zu München, die Madonna im Grünen zu Wien und die heilige Katharina zu London, den Blick in viſionärer Begeiſterung dem vom Himmel ſtrahlenden Licht zugewendet. Die Beſprechung der Bildniſſe, welche Rafael während des Florentiner Aufenthaltes geſchaffen, gab dem Vortragenden Gelegenheit, das durch Kupferſtich und Lichtdruck vielbekannte Selbſtporträt ausführlich als einen Spiegel

von Rafaels Seelenleben zu ſchildern und von hier aus den Weg zum Hauptfeld der Kunſtthätigkeit des Meiſters zu betreten, zur religiöſen Hiſtorie, mit beſonderer Betonung des Altarbildes der Grablegung in der Gallerie Borgheſe zu Rom, welches den Schritt zur Meiſterſchaft ankündigt.

Der dritte Hauptabſchnitt, die eigentliche Glanzepoche von Rafaels Wirkſamkeit, beginnt mit ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre durch ſeine Berufung nach Rom, um im Auftrag Papſt Julius II. die großen Säle des Vatikanpalaſtes mit hiſtoriſchen Wandgemälden zu ſchmücken. Mit dieſer Rieſenaufgabe, ohne welche der junge Künſtler aller Vorausſicht nach ſeine Vollkraft nicht ſo frühzeitig kennen gelernt und erprobt haben würde, war für Rafael die Sonne des Ruhmes aufgegangen: es beginnen ſeine Meiſterjahre. Als hochwichtig für das künſtleriſche Weſen des Malers wurde ſeiner Ernennung zum Generalconſervator der Alterthümer gedacht, wodurch ſich der Meiſter auch mitten in die kunſtwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hineingeſtellt ſah zu einer Zeit, wo in Rom und um Rom in den Ruinen der Tempel, Paläſte, Thermen und Villen zahlreiche Statuen dem Schooß der Erde entſtiegen, die ſeitdem die Bewunderung der Welt bilden. Die ſtete Berührung mit dem klaſſiſchen Kunſtalterthum förderte den Meiſter immer mehr, inſofern er von der Antike dasjenige ſich aneignete, was zur Durchbildung des perſönlichen Kunſtnaturells und zur Entfaltung der ſelbſtſchöpferiſchen Blüthen ſeiner Geiſteskraft dienen konnte. Der edle Wetteifer Rafaels mit andern großen zeitgemäßen Künſtlern veranlaßte den Redner zu einer Beleuchtung des für des Meiſters Wirkſamkeit in Rom wichtigen, mitunter verkannten Verhältniſſes zu Michelangelo, indem er dasſelbe in eine glückliche Parallele zu dem Verhältniß Schiller's und Goethe's ſtellend zeigte, wie ſolche Beziehungen großer Geiſter nicht mit dem Maßſtab des Gewöhnlichen gemeſſen werden dürfen.

Es ſei uns geſtattet aus dem weiteren Verlauf des Vortrags die Hauptfresken des vatikaniſchen Cyklus aufzuführen, worin Rafael mit dem größten Erfolg die Aufgaben löſte, die Geſchichtsmalerei auszubilden, eine Reihe abſtrakter Begriffe bildlich zu faſſen und das menſchliche Geiſtesleben in ſeinen höchſten Aeußerungen und Richtungen darzuſtellen. Die Malereien der Camera della Seg-

natura zeigen an der reich ornamentirten Decke vier Rundbilder, die Theologie, Philoſophie, Poeſie und Jurisprudenz in allegoriſchen Frauengeſtalten, als Hinweis auf die darunter an den Saalhochwänden dargeſtellten figurenreichen Gemälde der ſogenannten Disputa oder Unterredung über das Geheimniß der Euchariſtie, der Schule von Athen, des Parnaß mit Apoll unter den Muſen und der Geſetzgebung mit der Perſonifikation der Klugheit im Bunde mit der Stärke und Mäßigung. Im Konſtantinſaal iſt das Hauptbild, die Konſtantinſchlacht, eine der bedeutendſten Kompoſitionen Rafaels, eine Muſterleiſtung ihrer Art, reich an Scenen eines hochdramatiſch bewegten Kampfes. Ein Gleiches gilt vom Brand des Borgoſtadttheiles mit Anlehnung an Vergil's Schilderung des Brandes von Troja. Die Fresken im Heliodor-Saal verſinnlichen den der Kirche verheißenen göttlichen Beiſtand in Heliodor's Vertreibung aus dem Tempel, in der Meſſe zu Bolſena und in der Befreiung des Apoſtels Petrus: alles Werke, die den machtvollen Flügelſchlag eines kunſtmächtigen Genius verkünden und auf die wir wohl zu achten haben, wenn uns das Flattern geringer aber anſpruchsvoller Talente durch ſenſationelle Künſteleien verblüffen und den Sinn berücken will. Aehnlichen Vorzügen begegnen wir in andern umfangreichen Werken rafaeliſcher Monumentalmalerei: in der Ausſchmückung der vatikaniſchen Loggien, in den gewirkten Tapeten der ſixtiniſchen Kapelle, wofür Rafael die Kartons gezeichnet hat. Zu den Wandgemälden profanen und mythologiſchen Inhalts übergehend erklärte der Vortragende die Fresken in der Farneſina und machte als ein Zeichen für die Fortdauer der Einwirkung des rafaeliſchen Genius, ſelbſt auf die allerneueſte Kunſt unſerer Tage, darauf aufmerſam, daß die den Meereswellen entſteigende Venus Bouguereau's (jedem Beſucher der jüngſten internationalen Wiener Kunſtausſtellung als eine hervorragende Leiſtung der franzöſiſchen Abtheilung wohlbekannt), offenbar unter dem Einfluß der „Galathea" Rafael's entſtanden ſei, und wie auch aus den Darſtellnngen der „Geſchichte der Pſyche" in der Farneſina zahlreiche Anklänge im Kreiſe der maleriſchen Hervorbringungen der Gegenwart ſich nachweiſen laſſen. Auch wurde betont, daß die Galathea und der Pſyche-Cyklus in gewiſſem Sinn einen Grenzſtein rafaeliſcher Gegenſtandswahl und Darſtellungsart

bilden und daß der Meiſter von den Gefahren verwegener Schrankenloſigkeit excentriſcher Nachfolger weiſe ſich fern zu halten wußte. Seine Werke predigen immer die lautere Schönheit im Geiſte der Mahnung unſeres klarſehenden Schiller an die Künſtler: „Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben; bewahret ſie; ſie ſinkt mit euch; mit euch wird ſie ſich heben.“ Zur vollen Werthſchätzung der großen und reichen Gaben des Meiſters galt es noch, die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf die im römiſchen Lebensabſchnitt geſchaffenen Staffeleigemälde zu lenken, die, großentheils Madonnen und heilige Familien, den Reichthum des herrlichen Darſtellungsmotivs erſchöpfend zur Anſchauung bringen, von dem wiederum unſer gefeierter Schiller in Begeiſterung ſingt: „Höheres bildet die Kunſt nicht, die göttlich geborene, als die Mutter mit ihrem Sohn“. Die umbriſch-florentiniſche Darſtellungsweiſe, behaftet mit manchen ungemilderten realiſtiſchen Anklängen, ſehen wir nun überwunden und die von dem Meiſter dargeſtellte Schönheit der Madonna wie des Chriſtkindes iſt ſo erhaben, ihr Geſammtausdruck ſo frei von allem lebenswirklich Irdiſchen und Naturaliſtiſchen, daß die Erinnerung an die gewohnte uns umgebende Menſchenerſcheinung faſt ſchwindet, daß dieſe Geſtalten wie aus der Hand eines in höchſter Vollendung ſchöpferiſchen Weſens entſproſſen vor uns ſtehen und wir uns mit den Worten eines großen Künſtlers ſagen und fragen: ſie ſind wie nach der Natur geformt; doch wer hat jemals ſolch edle Natur geſehen? In der Reihe der Madonnenbilder, die im Fluge an dem geiſtigen und vermittelſt der photographiſchen Abbildungen auch am phyſiſchen Auge der Verſammlung vorüberzogen, ſchilderte der Redner eingehend zwei der berühmteſten: die Madonna della Sedia in Florenz, jenes herrliche Rundbild, welches die Verkörperung des Ideal-Weiblichen in höchſter Vollendung aufweiſt, und die ſixtiniſche Madonna in Dresden, worin das Bild Mariens zu verklärter Transcendenz in durchaus religiöſem Charakter emporgehoben iſt, ein Werk, auf welches ſich der Ausſpruch Schillers anwenden läßt, wenn er von einer andern Darſtellung erhabener Weiblichkeit ſagt; „Es iſt weder Anmuth noch iſt es Würde, was aus dieſem Antlitz zu uns ſpricht; es iſt keines von Beiden, weil es Beides zugleich iſt. In ſich ſelbſt ruht und wohnt die ganze

Geſtalt: eine geſchloſſene Schöpfung.“ Den Schluß der Umſchau bildeten zwei große Altargemälde von Rafaels Lebensabend, das Spaſimo in Madrid und die Transfiguration in Rom, ſowie einige hervorragende Bildniſſe der römiſchen Zeit, Julius II., Inghirami, Bibiana, Beatrice, Johanna von Arragonien, Fornarina, Violinſpieler, welche letzteren Werke Anlaß boten zur Zurückweiſung des Tadels rafaeliſcher Farbengebung von Seiten der modernen Effektkoloriſtik, inſofern dieſelbe das Kolorit für etwas Willkürliches anſieht, ohne die Uebereinſtimmung der Farbe mit dem geiſtigen Gehalt des Kunſtwerks zu berückſichtigen. Der Vortragende ſchloß ſeine Rede mit den Worten: Rafael ſtarb zu Rom 1520, am Charfreitag 6. April, im ſiebenundreißigſten Lebensjahre. Seine Aſche wurde im Pantheon beigeſetzt. Ganz Italien trauerte bei ſeinem Tod. Seit Dante war den Italienern kein Größerer entriſſen worden. Blicken wir zurück auf die koloſſale Schöpferkraft des Meiſters, von der ich Ihnen ein ſchwaches Bild zu geſtalten ſuchte, ſo können wir ahnen, was durch ſeinen frühen Tod der Nachwelt Großes verloren gegangen iſt. Indeß, grollen wir nicht dem allgemeinen Geſchick, das ihn in der Blüthe des Lebens dahingerafft. Angeſichts der Fülle des Hochvollendeten, das ſein Genius uns zur Erhebung und zum edelſten Genuß dargeboten, können wir von Rafael ſagen, er habe lange genug für ſeine Unſterblichkeit gelebt und darum mit dem bibliſchen Sänger ausrufen: er vollendete ſeinen Lauf bald und doch hat er viele Jahre erfüllt. In gleichem Sinn können wir das klaſſiſche vita brevis ars longa auf ihn anwenden, welchem Goethe durch den Sinnſpruch, „Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz“, ſowie durch die Worte Ausdruck gegeben: „Es kann die Spur von ſeinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n.“ Fürwahr, Rafaels, wenn auch kurzes Leben läßt uns in ſeinen Werken, nach vier Jahrhunderten Raum, die Früchte eines der größten Geiſter bewundern, die über die Erde wandelnd leuchtende Spuren ihres Daſeins zurückgelaſſen haben. Wenn je ein hochbegnadeter Sterblicher, ſo bewahrheitet darum Rafael den ewig gültigen Satz, daß die Kunſt es iſt, welche die Blüthe der Menſchheit bezeichnet, oder, um zum Preis des Centenariums des großen Malerfürſten mit dem Dichterwort zu ſchließen:

„Was immer verliehen der Himmliſchen Gunſt,
Das Höchſte der Güter verbleibet die Kunſt!“

Nachdem der Redner unter dem lebhafteſten Beifalle der Verſammlung geendet hatte, ſtimmte der Sängerchor des Lehrervereins den Schlußgeſang an, mit welchem die Feier ihr Ende fand.

Die zweite öffentliche Sitzung fand am 17. December ſtatt. Der erſte Theil derſelben war Mittheilungen geſchäftlicher Natur gewidmet, und es wurde namentlich der Vortrag des Herrn Rechner-Zahlmeiſters Craz über den Haushalts-Etat für das Geſchäftsjahr 1882/83 entgegengenommen.

Hierauf ergriff Herr Dr. L. Holthof das Wort zu einem Vortrage „Ueber Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen“ im Anſchluſſe an den der Verſammlung vorliegenden erſten Band des gleichnamigen, von Julius Wilhelm Braun (Berlin, Luckhardt 1863) herausgegebenen Werkes.

Der Redner wies zunächſt auf die ungewöhnlich reiche Vermehrung hin, welche die Goethe-Literatur in der jüngſten Zeit erfahren und hob namentlich diejenigen Erſcheinungen hervor, welche die Verwaltung in der Lage war, den Genoſſen vorzulegen. Wenn die Wahl des Vortrags auf das Braun'ſche Werk gefallen ſei, ſo ſeien beſtimmte Gründe dafür maßgebend geweſen. Es biete für alle Diejenigen, die ſich im Frankfurter Goethehaus verſammelten, ein beſonderes Intereſſe dar, denn es behandle vorzugsweiſe diejenigen Werke, die in dem denkwürdigen Giebelſtübchen dieſes Hauſes entſtanden ſeien — „Götz von Berlichingen“, „Werther“, „Clavigo“ — Werke, die wie keine anderen des großen Dichters die Welt in Staunen ſetzten, weil ſie ihr mit einem Schlage eine Dichterindividualität enthüllten, ſo unmittelbar und ſo tief ergreifend in ihrer Wirkung, ſo groß und gewaltig und ſo Bedeutendes verheißend, wie das Geſchlecht der Mitlebenden keine geſehen, und wie das Jahrhundert ſie ſelten mehr als einmal gebiert.

Das Werk Brauns iſt ſeiner ganzen Anlage nach ein eigenthümliches, es iſt nichts als eine Sammlung von Kritiken, wie ſie

über die erſten Werke Goethes in der damaligen Journaliſtik erſchienen, eine Sammlung von Zeitungsausſchnitten, wenn man ſo will, ohne einleitendes oder verbindendes Wort, der bloßen Zeitfolge nach zuſammengeſtellt. Der Verfaſſer hat es daher für nöthig gehalten, uns mit einigen Sätzen über den Plan ſeines anſcheinend ſo planloſen Buches zu unterrichten. Die zu bewältigende Arbeitslaſt war größer, als man denken mag. Vom Tage für den Tag geſchrieben, führt die journaliſtiſche Literatur im vollſten Sinne des Wortes ein ephemeres Daſein, ſie geht vorüber wie ein Traumbild und zerflattert wie das welke Laub, das ein Spiel der Winde geworden. Und wohin verirren ſich die wenigen Ueberbleibſel, die auf eine ſpätere Zeit kommen? Von allen Enden müſſen ſie mühſam zuſammengeleſen werden, und ſind ſie beiſammen, dann erſt beginnt die eigentliche Arbeit: es muß geſondert und geſichtet und die Spreu von dem Weizen geſchieden werden. Und wie viel der Spreu iſt vorhanden bei einer Waare, die ſich ihrer Natur nach als eine leichte kennzeichnet! Es kann ſich daher unter allen Umſtänden nur um eine Answahl handeln, und für dieſe iſt, wofern ſie überhaupt Werth beanſpruchen will, die Aufſtellung beſtimmter Geſichtspunkte unerläßlich. Der Verfaſſer kündigt uns daher zunächſt an, daß ſeine Sammlung ſich nur auf einen beſtimmten Zeitraum erſtrecken ſolle, auf die Epoche aus dem Leben unſeres Dichters, die uns ferne genug liegt, um eine hiſtoriſche Behandlung vertragen zu können, und die ſeines Erachtens ihr Ende mit dem Erſcheinen von „Wahrheit und Dichtung", alſo mit dem Jahre 1812 findet. Sodann verwahrt er ſich ausdrücklich gegen die Unterſtellung, als wolle er ſein Werk als die Arbeit eines Gelehrten aufgefaßt wiſſen; es ſolle nicht dieſes, ſondern die Arbeit eines Künſtlers ſein, einen äſthetiſch-ſubjectiven und nicht einen kritiſch-objectiven Character athmen. „Der kalte kluge Verſtand, die Energie des Willens allein konnten dieſes Werk nicht ſchaffen. Der künſtleriſche Enthuſiasmus, die Begeiſterung des Talentes gehörten dazu, um die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich jedem Herausgeber eines Werkes, wie dieſes iſt, entgegenſtellen."

Mag man ſomit vom Standpunkt des objectiven Beurtheilers aus das Werk von Fehlern und Mängeln nicht freiſprechen, Voll-

ſtändigkeit und volle Unparteilichkeit in der Zuſammenſtellung der verſchiedenen Urtheile vermiſſend, ſo dürfen doch dieſe Gebrechen bei der Würdigung deſſelben nicht in Betracht gezogen werden, nachdem der Verfaſſer eine authentiſche Interpretation ſeiner Abſicht gegeben. Und wir glauben, ſelbſt die wiſſenſchaftliche Anſchaunngsweiſe hat kein Recht, Klage zu erheben; ſie erleidet durch die künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit, wie ſie ſich in dem Braun'ſchen Werke zu erkennen gibt, keine Beeinträchtigung, im Gegentheil, es wird ihr ein Dienſt geleiſtet, den die Arbeit eines Gelehrten vielleicht zu leiſten nicht im Stande wäre: Licht und Schatten — weit entfernt, in ihrem Verhältniſſe geſchädigt zu werden — ergießen ſich in harmoniſcher Abſtufung und Ausgleichung über den Gegenſtand der Darſtellung, ſo daß dieſer uns in einer Deutlichkeit und Greifbarkeit entgegentritt, wie ſie bei anderer Behandlungsweiſe kaum zu erreichen ſein würde.

Eine Einſchränkung hätte der Verfaſſer vielleicht in der Benennung ſeines Werkes eintreten laſſen dürfen. Die Bezeichnung „Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen" iſt nicht ganz richtig und jedenfalls inſofern zu vielumfaſſend, als das Urtheil der Zeitgenoſſen ſich nicht mit dem deckt, was in öffentlichen Blättern ausgeſprochen wurde. Die Bewegung, die Goethe's erſte Werke hervorriefen, ging weit tiefer und war weit nachhaltiger, als die vorhandenen Journal-Berichte vermuthen laſſen. Das Urtheil, das ſich in den von Braun zuſammengeſtellten Zeugniſſen wiederſpiegelt, iſt lediglich das der damaligen literariſchen Kreiſe, und es müßte folgerichtig die Ueberſchrift des Buches wie das Thema der gegenwärtigen Ausführungen lauten: „Goethe im Urtheile der berufsmäßigen Kritik ſeiner Zeit."

Mit der Kritik der damaligen Tagespreſſe war es ein eigenthümliches Ding. Wir würden uns eine ganz irrige Vorſtellung davon machen, wenn wir von heutigen Anſchauungen ausgehen wollten. Das Zeitungsweſen war zu Goethe's Jugendzeit in Deutſchland noch wenig entwickelt; die Kritik wurde faſt ausſchließlich von periodiſch erſcheinenden Sammelwerken, den ſogenannten „Bibliotheken", „Magazinen" und „Gelehrten Anzeigen" ausgeübt, ſo von Nicolai's „Allgemeiner Deutſchen Bibliothek", der „Lemgoer Biblio-

thek", Weiße's „Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften", Herrn von Schirach's „Magazin der deutschen Critik" u. a. Der Standpunkt war ein beschränkt formaler, nüchterner und ließ es kaum ahnen, daß Lessing's kritische Meisterwerke erschienen waren, die damals, obwohl in aller Munde, kaum noch Verständniß fanden. In dieser Hinsicht herrscht ein großer Unterschied zwischen der Beurtheilung, welcher Goethe, und der, welcher zehn Jahre später Schiller mit seinen Erstlingswerken begegnete. Während die „Räuber" fast allerorts nach dem Maßstabe gemessen wurden, den die „Dramaturgie" anzulegen gelehrt hatte, waren für den „Götz" bei den deutschen Kritikern durchgehends noch die Grundsätze Batteux's die Ausschlag gebenden.

Die erste Beurtheilung, die eine Goethe'sche Schrift fand, wurde von den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" am 12. März 1773 gebracht. Sie betraf die kleine, 26 Seiten umfassende Flugschrift „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (aus dem Französischen)", die kurz zuvor ohne Angabe des Orts unter der Jahreszahl 1773 erschienen war und Toleranz in dem Haman-Herder'schen Sinne predigte. Das zweite Goethe'sche Werk, dem eine Besprechung in öffentlichen Blättern, und zwar zunächst am 19. August des genannten Jahres in dem von J. F. Schütz II. herausgegebenen Altonaer „Neuen gelehrten Mercurius" zu Theil ward, war der „Götz", über den bis zum Ende des Jahres Berichte in einer Reihe von Zeitschriften folgten. Am 15. September wurde zum ersten Male in dem Altonaer „Gelehrten Mercurius" des „Clavigo" und am 22. October im „Deutschen" sonst „Wandsbecker Boten" der „Leiden Werther's" gedacht. Die drei folgenden Jahre bringen dann eine Fluth von Besprechungen, welche sich an diese Werke, namentlich aber den „Werther" und die ganze gewaltige, fast unermeßliche durch diesen heraufbeschworene Literatur knüpfen. Die Werther-Literatur durchklingt dann noch den ganzen folgenden Zeitraum bis zum Schlusse des Jahres 1786, während der übrigen Werke, die fort und fort in neuen Ausgaben erschienen, seltener gedacht wird und der Dichter selbst als literarische Persönlichkeit fast ganz aus der Oeffentlichkeit verschwindet.

Man kann sich heutzutage schwer eine Vorstellung davon

machen, mit welcher unwiderſtehlicher Gewalt die erſten Werke Goethe's auf die zeitgenöſſiſche Welt wirkten: ſie kamen wie die Offenbarung aus einer anderen Welt und zogen dahin wie ein mächtiger Strom, ſtolz und majeſtätiſch, in ihrem unaufhaltſamen und doch ſanften Fluthen jeden Widerſtand beſiegend. Binnen Jahresfriſt war der bis dahin unbekannte junge Rechtsanwalt aus der alten Mainſtadt eine unbeſtrittene Größe auf geiſtigem Gebiet, ein Dichter, der voll und ganz, mit fertiger Individualität aus dem Dunkel hervorgetreten war, wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus entſprungen. Bevor er ſein viertes größeres Werk veröffentlichen konnte, ſprach man, ja ſchrieb man Abhandlungen über das „Goethiſiren", wie vorher nur von dem Shakeſpeariſiren die Rede geweſen war. An ſeiner Perſönlichkeit war alles neu, alles überwältigend: ſeine Sprache, ſeine Darſtellungsart, ſeine Menſchen- und Naturſchilderung — das alles war von einer Urſprünglichkeit und Natürlichkeit und von einer Kühnheit, wie man ſie bis dahin nicht gekannt. Seine Lippen tönten in Wahrheit und Wirklichkeit carmina non prius audita — Sang, wie er noch nie erſchollen.

Am Bezeichnendſten trat dieſe Wirkung bei „Götz" und „Werther" hervor, obwohl bei beiden Werken die Art der Wirkung eine ganz verſchiedene war. Das Erſcheinen des „Götz" erregte in der zeitgenöſſiſchen literariſchen Welt geradezu Verblüffen, und es ſtand die Kritik vor dem Werke vollkommen rathlos da: alle Regeln an denen man bis dahin feſtgehalten, erſchienen über den Haufen geworfen, die „kritiſchen Linées" ſtaunten, wie es in einem ausführlichen Eſſay des „Teutſchen Mercurius" heißt, allein ſie mußten zugeben, daß das Stück, „worin alle drey Einheiten auf das Grauſamſte gemißhandelt worden", das weder Luſt- noch Trauerſpiel war, doch das ſchönſte, intereſſanteſte Monſtrum ſei, gegen welches man hundert von den landläufigen komiſch-weinerlichen Schauſpielen austauſchen möchte, „deren Verfaſſer dafür ſorgen, daß der Puls ihrer Leſer nicht aus dem gewöhnlichen Gange gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle ſchauernder Erregung heimgeſucht werden." Darin glaubten freilich ſämmtliche Beurtheiler — und nicht mit Unrecht — einig zu ſein, daß bei allen unſchätzbaren Vorzügen das „ſchöne, intereſſante Monſtrum" nicht

auf die Bühne zu bringen ſei; allein auch hierin ſollte das Schickſal ihnen ein Schnippchen ſchlagen: kaum waren ſie über ihren Wahrſpruch übereingekommen, als der „Götz“ auf dem Theater erſchien, zuerſt in Hamburg, dann in Berlin, wo er nach zwei Vorſtellungen zum dritten Male „auf hohen Befehl“ wiederholt werden mußte. Später fand er ſeinen Weg auch zu ſüddeutſchen Bühnen, er wurde in Mannheim unter Dalberg und in Frankfurt in dem „neu erbauten Comödienhauſe“ vor den Augen der nicht wenig darüber triumphirenden Frau Rath gegeben. Die zeitgenöſſiſche Kritik mußte ſich von ihrem beſchränkt formalen Standpunkte vergeblich abmühen, den Schlüſſel zu dem beiſpielloſen Erfolge des „Götz“ zu finden, der ſich uns von ſelbſt gibt. „Götz“ war das erſte national-hiſtoriſche Drama, das in Deutſchland geſchaffen wurde — zu einer Zeit, als hier ein Nationalbewußtſein erſt am Aufdämmern war und der Begriff einer „deutſchen Geſchichte“ mehr geahnt, als erfaßt wurde. Die damalige Kritik war ſich dieſer Quelle des Erfolges ebenſowenig bewußt, wie die zahlreiche Schaar der Nachahmer, die in ihren Ritter-Schauſpielen und Romanen ſich ihre „hiſtoriſche Welt“ aus Blech und Pappe aufbauten.

Weit nachhaltiger noch als der „Götz“ erfaßten „Werthers Leiden“ das Publikum, und ihre Wirkung beſchränkte ſich nicht nur auf Deutſchland. Das merkwürdige Buch wurde in ſämmtliche lebende Sprachen überſetzt und war bald Gemeingut der civiliſirten Welt. Napoleon las es im Schatten der Pyramiden, und ſein Ruhm drang vor bis zu den Söhnen des himmliſchen Reiches der Mitte. Aber wie ganz anders war, gegen die Wirkung des „Götz“ gehalten, der Eindruck, den es hervorrief. Stand dem erſteren Werke die berufsmäßige Kritik rathlos gegenüber, ſo iſt ſie — und dies in überzeugender Weiſe zu zeigen, iſt ein unbeſtreitbares Verdienſt des Braun'ſchen Buches — bei den „Leiden Werthers“ niemals zum Bewußtſein gekommen. Der erſte Goethe'ſche Roman wirkte in der erſten Zeit nach ſeinem Erſcheinen — ſo lange das ſogenannte Wertherfieber dauerte — nicht wie ein Kunſtwerk, ſondern wie die Wirklichkeit des Lebens; ſo intenſiv war die Kraft, die mit ſpäter nie wieder erreichter Urſprünglichkeit aus dem Herzen des Dichters drang. Unter den von Braun mitgetheilten Beurtheilungen finden

ſich kaum zwei bis drei, deren Verfaſſer es wagen, einen äſthetiſchen Standpunkt einzunehmen. Bei der überwiegenden Mehrzahl dreht ſich der ganze Streit, alles Für und Wider, lediglich darum, ob das Buch ein unmoraliſches ſei oder nicht, und ob es wirklich den Selbſtmord predige. Nur einmal wird der bei uns ſelbſtverſtändliche Grundſatz geltend gemacht, daß ein Kunſtwerk nach äſthetiſchen, und nicht nach moraliſchen Normen zu beurtheilen ſei, niemals aber werden ſelbſt von den ſchärfſten Beurtheilern die wirklich äſthetiſchen Fehler, der Dualismus in den Motiven, hervorgehoben, auf welchen den Dichter zuerſt Herder und ſpäter Napoleon aufmerkſam machten. Der Held der Erzählung galt unbewußt auch den gelehrten Kritikern nicht als eine Fiction, ſondern als eine leibliche Perſon. Das Buch wurde geprieſen und verdammt, nachgeahmt, verſpottet und von der weltlichen Gerichtsbarkeit verfolgt, als ob es eine moraliſche Streitſchrift ſei. Der Hamburger Hauptpaſtor Goeze, Leſſing'ſchen Gedächtniſſes, ergoß die volle Schaale ſeiner zelotiſchen Beredſamkeit über daſſelbe: er ſah in Deutſchland ſchon ein ganzes Geſchlecht von Clements, Chatels und Ravaillacs heranwachſen, den Gifthandel als Handwerk etablirt und die Chriſtenheit einem Zuſtande von Sodom und Gomorrha entgegenſinken, den er folgerichtig denn auch für hereingebrochen erklärte, nachdem dem „Werther" das Schauſpiel „Stella" gefolgt war.

Wie zu dem Erfolge des „Götz" vermögen wir heutzutage zu dem noch viel gewaltigeren des „Werther" den Schlüſſel zu finden. So hoch die Dichtung als Kunſtwerk ſteht, und ſo glänzend uns jetzt noch ihre Vorzüge erſcheinen, ſo war es doch nicht der äſthetiſche Werth, der ſie einem ganzen Geſchlechte als eine Art höherer Inſpiration ſich darſtellen ließ. Goethe verſtand es in ihr, einer ganzen Epoche ihr vollſtändiges Spiegelbild, ihr geſammtes Empfinden und Denken zu zeigen, nnd er verſtand dies mit der ganzen Meiſterſchaft einer überlegenen, mit der vollen Energie urſprünglicher Kraft nach Bethätigung ringenden Dichternatur. Das iſt das Geheimniß, das entſchleiert und aufgelöſt vor unſeren Augen liegt, während die zeitgenöſſiſche Beurtheilung ſeinen Zuſammenhang kaum noch zu ahnen vermochte. — —

Ueber „Clavigo" wurden in dem von dem Verfaſſer behan-

delten Zeitraume nur wenige kritiſche Stimmen laut. Was wir an dem Werke ſchätzen, kam den Mitlebenden nicht recht zum Bewußtſein. Sie mußten freilich die Dichtung mit anderen Augen anſehen, als wir, ihnen war „Clavigo" eine Actualität, eine Geſchichte, deren Perſonen noch lebten, und darum für die Bühne, wenn nicht eine Ungeheuerlichkeit, ſo doch eine Seltſamkeit, etwa das, was für uns eine ſogenannte franzöſiſche Sittenkomödie iſt, während in unſeren Tagen das Stück, um in der Bühnenſprache zu reden, ein hiſtoriſches geworden iſt.

Noch zurückhaltender äußert die gleichzeitige Kritik ſich über die auf Werther folgenden dramatiſchen Werke und die kleineren Productionen Goethe's. Die Perſon des Dichters tritt allmählich von dem Schauplatze der Oeffentlichkeit zurück, und man gedenkt ihrer nur noch, wenn eines der älteren Werke neu aufgelegt wird oder eine Sammlung der Schriften erſcheint. Das Jahr 1776 weiſt eine Reihe von Kritiken über „Stella" auf, allein keine derſelben vermag auf Bedeutung Anſpruch zu erheben. Wenn man nicht in den Ton der Zeloten von dem Schlage der Goeze und Genoſſen einſtimmt, begnügt man ſich mit Lobſprüchen, die ſich nicht wohl motiviren laſſen; oder vielmehr, man befindet ſich in der eigenthümlichen Lage, daß man aus Reſpect vor dem Namen des Dichters gerne loben möchte, und nicht recht weiß, wie man das anzufangen habe. Im Jahre 1778 hören die Berichte über „Stella" auf, und es werden faſt nur noch Wertheriana beſprochen. Allmählich verſtummen auch dieſe, und es iſt von dem Dichter nur noch die Rede, wenn Perſönliches über ihn zu melden iſt. Im Jahre 1780 enthalten die „Neueſten kritiſchen Nachrichten" (Greifswalde) unter dem 15. April die Notiz: „Der Geh. Leg. Rath Goethe iſt vom Herzoge von Sachſen zum würklichen geheimen Rath ernannt worden." Im Jahre 1782 heißt es in der „Erfurtiſchen gelehrten Zeitung" faſt ebenſo kurz: „Weimar. — Der Herr Geheimbde Rath Göthe iſt in den Adelſtand erhoben worden." Aus dem Jahre 1784 haben ſich Zeitungsberichte über Goethe'ſche Arbeiten überhaupt nicht gefunden, wie ſich denn auch in den nächſtvorhergehenden und den folgenden derartige Notizen auf das Aeußerſte beſchränken.

So war der Dichter des „Götz" und „Werther", der ein Jahrzehnt zuvor sich binnen kürzester Frist das Ansehen und die Bedeutung eines Klassikers zu erwerben gewußt hatte, für das deutsche Volk so gut wie verschollen und drohte der Vergessenheit anheimzufallen. Erst die Hegira nach Italien sollte ihn seinem Volke zurückgeben, nachdem sie ihn sich selbst wiedergegeben hatte.

Zu einem weiteren Vortrage hatte Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend sich das Thema „Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts" gewählt.

Der Redner sprach zunächst über die Schrift des Herrn Professor Dr. Sepp zu München: „Frankfurt das alte Askiburg beim Geographen von Ravenna". Diese Schrift ist durch Ausarbeitung eines Vortrages entstanden, den der Verfasser bei Gelegenheit des XIII. Congresses der deutschen Anthropologischen Gesellschaft dahier gehalten hat, und der dann in dieser ausgearbeiteten Form in dem Correspondenzblatt der genannten Gesellschaft und daraus wieder als Extrapublikation erschienen ist.

Wir müssen das Gesammturtheil des Redners über die Schrift hier gleich vorweg nehmen, nämlich, daß es besser für den literarischen Ruf des Verfassers, wie für die historische Wissenschaft im Allgemeinen gewesen wäre, wenn diese Auslassungen in den Mauern des Saalbaus verhallt wären, anstatt daß sie nunmehr in gedrucktem Zustande etwa dazu beitragen könnten, unbefangenen Gemüthern einen falschen Begriff von dem Stande der Kenntniß der Urgeschichte Frankfurts, Wissenden aber ein falsches Bild von den Geistesleistungen des Verfassers einzuprägen. Zwei Aussprüche des Verfassers waren es, an die sich des Redners Besprechung vorzugsweise anlehnte. Der erste lautet (S. 63): „Dem Anthropologen liegt nichts zu ferne, er kömmt vom Hundertsten ins Tausendste." Der andere aber (der Seite 45 entnommen) heißt: „Mein Wissen um Frankfurt ist Stückwerk." Ohne sich auf die Prüfung einzulassen, ob das vom Hundertsten ins Tausendste Gerathen nach der allgemeinen Ansicht ein Kennzeichen der anthropologischen Forschung ist, oder ob nicht vielmehr Herr Dr. Sepp hier nur von sich auf andere geschlossen hätte, bewies Redner durch Vorlesen einzelner

Stellen, daß Herr Sepp in erſchreckender Weiſe von dieſer ſeiner ſelbſtgegebenen Erlaubniß der Verirrung in tauſenderlei fernabliegende Dinge Gebrauch gemacht hat, und wir können uns begnügen, hier nur einen Paſſus der zum Vortrag gekommenen (von S. 14) wiederzugeben, im übrigen aber auf die gedruckt vorliegende Schrift zu verweiſen.

„Der heilige Baum iſt dem deutſchen Volke unvergeßlich geblieben; den Platz vertrat mehrfach die Irminſäule, von welcher vier Straßen nach den Weltrichtungen ausgingen. Wie die Sage meldet, brachte Eberhard im Bart, von der Kreuzfahrt nach Paläſtina heimkehrend, ein friſches Weißdornreis am Hute mit und pflanzte es auf dem Schloßberge zu Tübingen, wo es Wurzel ſchlug. Unfern bei Wurmlingen hat Dietrich Bernhard (von Bern) den Kampf mit dem Drachen beſtanden. Der ſchwäbiſche Eberhard iſt wie der Bayernherzog Ludwig im Bart nicht ohne dunkle Erinnerung an Wodan Bartel oder der Rothbart zubenannt. Karl dem Großen hängt die Sage vom Zuge ins Morgenland an, und auf dem Wunſchmantel kehrte er im Fluge heim. „Am Brunnen vor dem Thore, da ſteht ein Lindenbaum": hat nicht Uhland dies ſchöne Lied geſungen, und Silcher im Remsthal es meiſterlich in Muſik geſetzt? Auf der Burg Hohenzollern ſteht ähnlich eine Linde, nur iſt ſie jünger. Am 1. März 1870 trieb der Kaſtanienbaum im Tuileriengarten keine Blätter mehr, wie ſonſt zum Zeichen, daß der Fortbeſtand der Napoleonidenherrſchaft geſichert ſei."

Daß Herr Dr. Sepp nicht, wie er es doch als zweite Pflicht des Anthropologen in der Fortſetzung des zuerſt angezogenen Wortes (S. 63) hinſtellt, es über ſich vermocht hat, „ſchließlich das allgemeine Ergebniß (ſeiner Forſchungen) in wenigen Sätzen zu faſſen", muß wirklich bei einem derartigen Durcheinanderwürfeln der heterogenſten Dinge im Intereſſe der Kritik bedauert werden, da man es nur ſchwer über ſich gewinnen kann, 70 Seiten derartigen, und meiſt noch bunteren und bombaſtiſcheren Gemiſches hintereinander durchzuleſen. Redner zog daher vor, dem zweiten oben angezogenen Spruche ſich zuwendend, den Verfaſſer bei einem am Schluſſe (auf S. 71) ausgeſprochenen Worte zu faſſen: „Wir können nur auf

positive Kritik achten, welche belehrende Thatsachen aufstellt.“ In der That, es ist mit Dank anzuerkennen, daß der Verfasser sein mangelhaftes Wissen über Frankfurt eingesteht, und die Belehrung anderer sich erbittet. Was er über Frankfurts Geschichte oder Topographie vorbringt, ist nämlich durchweg irrig und bedarf der Richtigstellung im höchsten Grade. Mit derselben verliert es indeß für den Herrn Dr. Sepp den Reiz eines Beweismaterials für seine auf dem Titel aufgestellte Behauptung der Identität von Frankfurt mit Askiburg; wenn überhaupt diesem Versuche, Frankfurt durch Klangähnlichkeiten, die die kühnsten Ableitungen der Keltomanen noch übertreffen (Laërtes, Laert, Leart, Leonhard) und mythologische Analogien ein höheres Alter zu verschaffen, irgendwie der Name eines Beweises beigelegt werden kann.

Das Ascis des Geographen von Ravenna (eines Schriftstellers aus dem 6. Jahrhundert), identificirt Dr. Sepp einfach mit dem Asciburgum des Tacitus, trotzdem dieses als am Niederrhein belegen bezeichnet wird, und bringt es ebenso zusammen mit dem Asciburgius des Ptolemäus II, 11, in dem man das Fichtelgebirg zu erblicken glaubt.)

Die Sage der Gründung des Taciteischen Asciburgum durch Laertes wird ohne weiteres (S. 5) auf Frankfurt bezogen, indem Sepp unter Umdeutung des Laertes in Leonhard (s. oben) sagt: „Die Leonhartskirche am Römerberg in Frankfurt nähme die für Laërt in der Askiburg passende Stelle ein, mag auch der sonstige Kult, welcher in Bayern noch fortbesteht, in der Mainstadt früh in Abgang gekommen sein.“

Erstens steht die Leonhardskirche nicht am Römerberg*), sondern an dem wahrscheinlich weniger zum Beweise passenden Mainufer. Sodann stammt sie nicht aus unvordenklichen Zeiten, noch weniger aber ist sie von vornherein dem h. Leonhard geweiht gewesen. Im Jahre 1219 schenkte König Friedrich II. den Bürgern von Frankfurt eine Hofstätte (area seu curtis), um auf derselben eine Kapelle zu erbauen zur Ehre der h. Maria und des h. Georg.

*) Daß dieses kein lapsus calami ist, beweist die wiederholte gleiche Behauptung auf S. 51 der Sepp'schen Schrift.

Dieſe Kapelle wurde 1317 in ein Collegiatſtift umgewandelt, deſſen Statuten erhalten ſind, und im Jahre 1323 erſt nahm die Kirche nach den aus Wien durch urkundlich bezeugte Vermittlung des dortigen Schottenabtes bezogenen Gebeinen des h. Leonhard den Namen dieſes Heiligen an, während noch über ein volles Jahrhundert das Collegiatſtift daneben ihren alten Patronen durch Aufführung derſelben im Titel ſich getreu erweiſt. Wir brauchen uns nun nicht mehr zu wundern, daß der uralte Laertkult hier ſchon früh verſchwunden iſt, ſondern müſſen uns eben mißtröſten damit, daß er gar keinen Grund hatte, jemals hier zu exiſtiren. Ueber den S. 8 erwähnten Milchbrunnen, aus dem nach lokaliſirter Sage in Frankfurt die Kinder vom Klapperſtorch geholt werden, glaubte Redner nicht rechten zu ſollen, über den Knäbleinsborn aber, den der Verfaſſer dort und noch auf anderer Stelle mit dem dabei belegenen Frauenhauſe in oſtenſible Verbindung bringt, kann er den Aufſchluß geben, daß nicht die jungen Frankfurter, ſondern ſein Begründer oder einſtmaliger Beſitzer, ein Bürger Knebelin, vor deſſen Hauſe er ſtand, ihm den Namen verliehen hat.

Auf Seite 18 folgen der Behandlung der Leonhardsſage und einer längeren Abſchweifung über Brunnencultus die Worte: „Man möge aus dem Geſagten von Ascis oder Askiburg“ (das übrigens in der ganzen vorhergehenden Auseinanderſetzung ſeit S. 5 mit keinem Worte berührt wird) „ſich einen Begriff machen. Es frägt ſich allerdings, wo hier die Eſche gewurzelt und ob der heilige Hain ſich bis Eſchenheim erſtreckte?“

Ob dies ein „zuſammengefaßtes Ergebniß“ ſein ſoll? Beantwortet wird die Frage vom Verfaſſer weiter nicht, er hilft ſich mit einem Dichterwort und einer Abſchweifung über Heddernheim und deſſen Mithraskult, der wieder mit Leonhard paralleliſirt wird, über die Lücke hinweg, um dann durch den Uebergang: „So wenig als ein Laert oder ein Leonhartskirchlein durfte bei einer germaniſchen Niederlaſſung N i k o l a u s fehlen“, zu der Kirche dieſes Heiligen in Frankfurt überzugehen. Sie iſt bei Sepp „an der Stelle der alten Hofkapelle 1142 neu erbaut“. Daß das Jahr ein Irrthum iſt, wurde bereits vor Jahren von Herrn Dr. Euler nachgewieſen, nach welchem dieſe Notiz der Annales Disibodenbergenses ſich vielmehr auf dieſes

Kloſter bezieht. Die erſte Erwähnung eines Kapellans der Nikolauskapelle iſt vom Jahre 1264. Chronikaliſch ſteht feſt, daß ſie 1290 von Rudolf von Habsburg vollendet, und urkundlich, daß ſie 1292 von Adolf von Naſſau dem Bartholomäusſtift incorporirt worden iſt. Auf Reichsterritorium hat ſie demnach geſtanden, doch ob ſie die Hofkapelle erſetzen ſollte, das iſt gegenüber den Reſten der Kapelle im Saalhofe — dem kaiſerlichen Palaſte — aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts (1208) und der Erneuerung derſelben in gothiſcher Zeit doch mehr als zweifelhaft. Giebt doch das Reich erſt im Jahre 1338 den Saal aus ſeiner Hand!

Eine Hinweiſung auf den mit Nikolaus als Kinderfreund (und Polterer) erſcheinenden Rupert erleichtert Dr. Sepp den Uebergang zu dem weiteren Poltergeiſte Bartel, unter welcher Abkürzung von Bartholomäus Dr. Sepp den altdeutſchen Gottesnamen Bartold oder Berchtold für Wodan verſtanden wiſſen will. Nach Sepp ſteht es aus dem Namen Bartholomäus feſt, daß „der Dom in Frankfurt die Stelle eines Berchtold- oder Wodan-Heiligthums einnehme, heißt doch ein naher Wald noch die Bracht und Berchte mit oder ohne Weißfrauenkirche paßt vorzüglich zu dem Jungbrunnen, woraus man die Kinder holt".

Was der Wald Bracht — wohl eine Verwechslung mit dem Bruch, dem alten Mainarm oberhalb Frankfurts — mit der Evidenz des Doms als Wotansheiligthum zu thun hat, weiß man nicht. Berchta, die Sepp mehrfach mit Bartelt (Berchtold) zuſammenbringt, der er ſogar ihre aargauiſchen Bechteleshirzli zu Gunſten ſeines Wotan Bartelt wegnimmt (S. 24 und S. 51), wird hier mit der Weißfrauenkirche zuſammengebracht. Sepp verwechſelt offenbar (hier und S. 65 wiederum) dieſe dem 1227 geſtifteten Reuerinnenorden angehörige Kirche, die nach der weißen Farbe der Kleidung der Nonnen die Weißfrauenkirche genannt wird, mit der 1320 gebauten und 1325 zum Collegiatſtift erhobenen Liebfrauenkapelle auf dem Roſſebühel.

Weitergehend ſchließt er dann, daß dem Wotanswallfahrtsmarkte im Herbſt entſprechend die Frankfurter Herbſtmeſſe dem Bartholomäus = Bartel ihren Urſprung zu verdanken habe. Sodann verſteigt er ſich S. 57 zu den Worten: „Im Glauben an die vorher

da beſtandene Wodanskapelle beſtärkt mich feſt die Salvatorkirche, welche Ludwig der Deutſche 874 dafür oder daneben erbaute.“ Und weiter S. 64 „.... und die älteſte Kirche in unſerer Mainſtadt S. Salvator hat nothwendig dieſelbe Vorausſetzung. Dabei hieß aber das von Ludwig dem Deutſchen gegründete Kollegiat Bartholomäusſtift und hat ſich ſo bis 1802 erhalten. Mithin zwei Patrone nebeneinander; doch beim Neubau der Kirche ſchlägt der vorgebliche Apoſtel den mannbärtigen Heiland aus dem Felde und am Bartholomäustag 1239 findet die Einweihung des Kaiſerdoms ſtatt. Kirchweih dagegen war am nächſten Sonntag vor Mariä Himmelfahrt....“

Dieſe Angaben bedürfen ſehr der Richtigſtellung. Die Gründung der Salvatorkapelle im Jahre 874 wird von gleichzeitigen Annaliſten auf die Heilung Karls (des Dicken) in dieſem Jahre zurückgeführt, und gleich von vornherein erſcheint (durch die Schenkung der Ruotlind aus dieſem Jahre) der Hauptaltar als der Jungfrau Maria geweiht. Der Feſttag derſelben war daher für die Kirchweih beſtimmend. Am Tage Mariä Himmelfahrt wurde daher die Herbſtmeſſe eingeläutet, auf Mariä Geburt aber ausgeläutet, ihr Anfang mochte fallen, wie er wollte. Zu Bartholomäus traten Kirche und Stift erſt durch die Neuweihung und die Aufnahme der Hirnſchale dieſes Heiligen im Jahre 1239 in Beziehung; das Stift hieß bis dahin ebenſogut nach dem h. Salvator wie die Kirche. Daß alſo der Name Bartholomäus an ein Wodansheiligthum erinnern ſoll, wird hiernach niemandem mehr einleuchten. Ludwig der Deutſche gründete, wie hier die Domkirche, ſo auch zu Regensburg den Dom, der dem h. Salvator und h. Emmeran geweiht iſt. Gleicher Gründer und vielleicht auch gleiche Veranlaſſung! Jedenfalls iſt in dem auf rein chriſtlicher Grundlage und unter ſtreng kirchlicher Mitwirkung durch kaiſerliche Gründung erwachſenen Gotteshauſe wohl nicht eine quasi-Nothgründung zu ſuchen, um ein unliebſames heidniſches Idol zu beſeitigen oder mit dem Mantel chriſtlicher Frömmigkeit zu bedecken. Noch weniger aber erlaubt es die Baugeſchichte des Domes, wie S. 65 Herr Dr. Sepp es thut, ein Kümmernißbild unter der Mauertünche verborgen zu glauben, oder, was ein noch größerer Irrthum iſt, darf man das jetzige Kreuz,

das der Mitte des 14. Jahrhunderts entstammt, zu irgend welchen Schlüssen für die karolingische Anlage verwenden, wie S. 67 der Schrift geschehen. Dergleichen Irrthümer, deren schon mehrere nachgewiesen worden, finden sich stets, sobald faktische Frankfurter Verhältnisse behandelt werden. So heißt es S. 46: „Hier (zu Aachen) steht die Pfalz dem Münster ebenso gegenüber, wie in Frankfurt der Römer dem Bartholomäusdome." Erstens stimmt es örtlich durchaus nicht, dann aber war der Römer, bis die Stadt ihn 1405 zum Rathhause erwarb, Privateigenthum, dagegen der Saalhof die Pfalz, die aber auch zu dem Vergleiche örtlich nicht gepaßt hätte.

Das Haus zum Gral ist keineswegs karolingisch, ja es gehörte nicht einmal, wie man bis zum Abbruch wähnte, der romanischen Zeit an. Beim Niederreißen (vor einigen Jahren) zeigte sich, daß die romanischen Bogen der Fenster, welche Anlaß zu der Vermuthung gegeben hatten, eingesprengte Entlastungsbogen waren, und sich daneben resp. darunter die Reste beseitigter oder veränderter Spitzbogenfenster befanden.

Wenn man nun all dieses zusammenfaßt, so wird man dem Redner recht geben, wenn er, Sepps Worte (S. 70) citirend, sagte, „denkende Menschen werden Schritt für Schritt die Spuren des höheren Alterthums der schönen Mainstadt verfolgen", man darf diesen Forschern aber nicht verüblen, wenn sie nicht die Arbeit ihres Vorgängers Dr. Sepp — wie er es sich dachte — als „Rahmen und Aufzug" benutzen.

Die dritte öffentliche Sitzung fand am 14. Januar 1883 statt. Nach Erledigung der wenigen geschäftlichen Angelegenheiten hielt Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend den zweiten seiner Vorträge „Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts. Dieses Mal erklärte Redner, in der „Urgeschichte von Frankfurt am Main und der Taunus-Gegend von Dr. A. Hammeran" einer erfreulicheren Erscheinung gegenüberzustehen als beim ersten seiner Vorträge. Wie die damals besprochene Sepp'sche Schrift verdankt auch die Hammeran'sche dem zu Frankfurt abgehaltenen XIII. Anthropologencongresse seine Ent-

ſtehung. Sie iſt ein Theil der vom Lokalcomite dem Congreſſe überreichten Begrüßungsſchrift.

Wenn Sepp's Forſchungsmanier in dem Satze (S. 46 ſeiner Schrift) gipfelt: „Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft", ſo tritt uns gleich im Eingange der Hammeran'ſchen Schrift (auf S. 4) vortheilhaft der Satz entgegen: „Ich bin der Meinung des von mir als der Begründer unſerer deutſchen Archäologie verehrten Ludwig Lindenſchmit, daß man gut thue, das Unſichere, Schwankende nur langſam in Formen zu geſtalten."

An der Hand der Funde, über welche im zweiten Theile der Arbeit eine ſpecielle, hier nur zu erwähnende Ueberſicht gegeben wird, ſchildert Herr Dr. Hammeran die Geſtaltung des Terrains, auf dem die Stadt Frankfurt ſich jetzt erhebt, und ſeiner Umgebung in ihren charakteriſtiſchen Zügen. Redner machte es ſich zur Aufgabe, dieſer Schilderung folgend dasjenige hervorzuheben, was einerſeits als neu und von den bisherigen ſchlecht begründeten Anſichten abweichend, anderſeits als für Frankfurts Vorgeſchichte beſonders intereſſant in der Hammeran'ſchen Arbeit ſich darſtellte.

Beſonderes Gewicht legte Redner auf die aus dem Frankenfriedhof unter den Weſtbahnhöfen ſich ergebende Exiſtenz einer Niederlaſſung auf dem Stadt Frankfurter Boden. Sie rückt allerdings, wie Herr Dr. Hammeran angiebt, die Exiſtenz der Beſiedelung auf dieſer Stelle am Main um etwa 300 Jahre zurück, aus dem achten ins fünfte Jahrhundert, allein gleich aus dieſem Friedhofe im Weſten eine Continuität mit der ſpäteren karolingiſchen Niederlaſſung etwa 1 Kilometer öſtlicher, ſtromaufwärts, anzunehmen und „die Entſtehung der Stadt in die merowingiſchen Periode zu legen", dazu konnte Redner ſich nicht verſtehen. Die Bewohner der Anſiedlung, die dort ihre letzte Ruheſtätte fanden, haben ſicherlich nicht die Furt benutzt, welche der karolingiſchen Pfalzſtätte als Kryſtalliſationspunkt diente, jene Felſenbarre beim Leonhardsthore, in der Nähe des kaiſerlichen Palaſtes.

Die Vermuthung des Dr. Hammeran (S. 21), daß an der Stelle der Leonhardskirche „immerhin" eine noch ältere kleine Holzkirche geſtanden habe, ſowie die angeblich „auf dem jetzigen Hühnermarkt erbaute Kapelle", über deren „ſpätere Erbauung poſitive Nachrichten"

vorhanden ſein ſollen, gaben am Schluß ſeiner ſonſt anerkennend referirenden Worte über die Hammeran'ſche Schrift dem Redner Anlaß, aus ſeinen eigenen neueren Forſchungen über die ältere Geſchichte Frankfurts das hier Einſchlagende mitzutheilen.

Zunächſt erwähnte Redner die alte, nun wohl gänzlich beſeitigte Anſicht, daß an Stelle der Leonhardskirche der Palaſt Karl's des Großen geſtanden habe. Entſtanden iſt dieſe Anſicht aus einem Leſefehler in der Urkunde von 1219, durch welche Friedrich II. den Bürgern von Frankfurt zur Erbauung einer ihnen nothwendigen (necessaria) Kapelle einen Bauplatz am Kornmarkt ſchenkt. Die dort für dieſen Bauplatz gebrauchten Worte area seu curtis, eine Hofraithe oder ein Wirthſchaftshof, wurden im 17. Jahrhundert, einerlei von wem, zuerſt für area seu turris (Thurm) geleſen und ſo konnte ſich an dieſe Stelle leicht die geſuchte karolingiſche Pfalz anlehnen. Man ſuchte aber einen Ort für dieſe Pfalz, da man ſich in die Annahme verrannt hatte, Ludwig der Fromme habe neben dem Palaſte ſeines Vaters einen neuen Palaſt erbaut. Einhard iſt es, der uns Nachricht über dieſen Bau giebt, er ſagt aber nur, daß Ludwig zu Frankfurt überwintert habe constructis ad hoc opere novo aedificiis, nachdem er zu dieſem Zwecke Gebäude *nach neuer Bauart* erbaut habe. So iſt die Stelle nach dem klaſſiſchen und dem frühmittelalterlichen Gebrauche zu überſetzen, keineswegs iſt aber aus dieſen Worten etwas über den Standort der neuen Gebäude zu ſchließen. Die Worte der Annales Besuenses aber, der einzigen ſonſtigen Quelle über den Bau, die dann auch in die Annales S. Benigni Divionenses übergingen, lauten einfach in Franconofurt in quo palacio novo illo anno hiemavit. Sie erzählen alſo auch nur von einem Neubau und man würde zu viel in die Worte hinein legen, wenn man dieſem palacium novum gegenüber ein palacium vetus ſuchen wollte. Der Mönch regiſtrirt die Geburt Karl's des Kahlen, des von der zweiten Frau Ludwig's des Frommen und ihrem geiſtlichen Anhange heiß herbeigeſehnten Sohnes, und der *neue* Palaſt ſteht ihm gleichſam als ein gutes Omen für die Geburt des erſehnten Knaben. Die klaren Worte der Urkunde area seu curtis bezeichnen den Platz als einen königlichen Meierhof. Die curtis imperialis kommt in Urkunden der ſpäteren

Karolinger und der Ottonen oft genug neben dem palacium imperiale vor, um nicht bekannt zu sein. Die spätere Hohenstaufenzeit aber ist auch anderer Orten die Zeit der Verschleuderung der letzten Reichsgüter, des gänzlichen Aufgebens der Reichsdomänen und ihrer Bewirthschaftung in eigener königlicher Regie. Einem derartigen Acte stehen wir auch hier gegenüber. Die Schenkung des Hofes an die Stadt ist ein Glied einer Kette anderer Schenkungen, die einzeln nicht mehr constatirbar sind, deren Spuren wir aber im 13. Jahrhundert in den zahlreichen im Privatbesitz befindlichen Beunden oder Bunden verfolgen können. Die Bunden waren die mit Bannzäunen begrenzten Domanialparcellen in der übrigen offenen Feldmark, der Rest des dismembrirten Reichsbesitzes, diesseits des Mains, wo nicht, wie in Sachsenhausen, der Reichsbesitz durch das Lehnswesen in geschlossenen Gütern in Privathände übergegangen war.

Die Worte der Urkunde von 1219 area seu curtis lassen aber eine vorher dort etwa befindliche Holzkapelle, wie Herr Dr. Hammeran anzunehmen geneigt ist, wohl nicht zu. Für die karolingische Zeit eine Kapelle außer dem Palastcomplexe anzunehmen, haben wir kein Recht, denn das locus celeber des Briefes der Bischöfe von 794 (nicht 774, wie durch einen Druckfehler bei Hammeran steht) als zahlreich bewohnten Ort zu übersetzen, ist nach des Redners Ausführungen entschieden falsch. Es kann nach dem Zusammenhange des Briefes in der ganzen Datirung nur das Streben der Schreiber erkannt werden, den Ort der Versammlung für den Empfangenden möglichst sicher zu bezeichnen. Curia celebris heißt soviel als als curia solemnis, nicht ein besuchter Hoftag, sondern ein feierlicher Hoftag, und so heißt in loco celebri hier nichts anderes, als was wir heute zu Tage mit „am Festorte" oder „am Versammlungsorte" wiedergeben würden. Wäre es ein berühmter Ort oder ein vielbesuchter oder ein sehr bewohnter Ort gewesen, weshalb wäre dann die Bezeichnung in suburbanis Moguntiae ꝛc. nothwendig gewesen? Die Ortsbezeichnung für das Concil heißt ja: in suburbanis Moguntiae metropolitanae civitatis regione Germaniae, in loco celebri qui dicitur Franconofurd.

Wenn also Frankfurt damals nicht als vielbewohnter Ort bewiesen werden kann, wenn ferner die Stiftung einer neuen Kirche

ſich erſt 874 und einer weiteren Kapelle gar erſt 1219 nothwendig macht, ſo kann der Annahme der Exiſtenz einer Holzkapelle an der Stelle der jetzigen Leonhardskirche, gegen den Wortlaut der Urkunde von 1219, auf die bloße Analogie mit anderen Orten und Vorkommniſſen hin nicht ſtattgegeben werden.

Redner wendet ſich ſodann zu der zweiten Annahme der Exiſtenz einer Kapelle auf dem jetzigen Hühnermarkt. Die Annahme einer Kapelle dortſelbſt hat ihren Ausgangspunkt in der Thatſache, daß dieſer Ort bis ins tiefe Mittelalter hinein Friedhof heißt, ohne daß ſich je eine derartige Verwendung dieſes Raumes nachweiſen läßt.

Es weiſt ſomit dieſe Bezeichnung auf eine unvordenkliche Zeit des frühen Mittelalters, von der uns Nachrichten nicht erhalten ſind. Jedenfalls beweiſt ſie aber, daß für die karolingiſche Niederlaſſung der Ort der merowingiſchen Gräber ein zu entlegener war, daß man ſpäter noch ſich eines näher gelegenen bedient hat, was bei der bekannten centrifugalen Natur derartiger Anlagen nicht auf eine ſo große Ausdehnung der karolingiſchen Anſiedlung ſchließen läßt, und den Friedhof an den Bahnhöfen ſicher einer anderen mit Frankfurts Exiſtenz nicht urſachlich zuſammenhängenden Anſiedlung zuweiſt.

Die Annahme einer Kapelle auf dem ſ. g. Friedhofe ſoll nun durch eine Urkunde aus dem Jahre 874 geſtützt werden, worin eine Ruotlint eine Schenkung zu Gunſten der heil. Maria zu der königlichen Kapelle (ad sanctam Mariam ad capellam regiam) macht. Schon Kriegk hat bewieſen, daß dieſe Kapelle mit dem neu gegründeten Dom eins ſei. Im Jahre 873 wird Karl der Dicke von Irrſinn befallen und geheilt in der Palaſtkapelle (in der Kapelle, welche an das von ihm bewohnte Haus anſtieß). Zum Danke für die Heilung ſtiftet Ludwig der Deutſche eine neue Kapelle der Mutter Gottes und dem heil. Salvator geweiht. Er ſtirbt vor Ausſtellung der betreffenden Stiftungsurkunde. Sein älterer Sohn Ludwig ſtellt im Jahre 880, deſſen Bruder und Nachfolger 882 Urkunden über die Stiftung des Vaters aus, die beide die Schenkung der Ruotlint vom Jahre 874 enthalten und auf die Salvatorkapelle (den Dom) beziehen. Klarer kann doch der etwa zweifelhafte Ausdruck der Urkunde von 874 nicht commentirt werden als durch die Anführung in den Urkunden von 880 und 882. Somit fällt die Hühnermarkts-

kapelle in sich zusammen und der „Friedhof“ ist der bürgerliche Friedhof der karolingischen Ansiedlung, der sich naturgemäß an die Stadtmauer, den äußeren Bering der Ansiedlung, anlehnt.

Diesen durch die Hammeran'sche Schrift veranlaßten Betrachtungen schloß Redner sodann noch einen weiteren für die Gestaltung des älteren Frankfurts hochwichtigen Gegenstand an, die Zeit der Entstehung der Mainbrücke. Durch Ausnutzung einer bisher unbeachtet gebliebenen Urkunde des Böhmer'schen Urkundenbuches glaubt Redner die Erbauung der festen Mainbrücke datiren zu können, und zwar auf die Mitte des 12. Jahrhunderts. Die fragliche Urkunde ist eine päpstliche Bulle für das Kloster Ilbenstadt in der Wetterau, worin diesem Kloster seine Besitzungen, die Klosterkirche mit ihrem Fundus, Güter in einigen Dörfern, ein Haus zu Frankfurt und das teloneum vel naulum Frankenforde der Zoll oder das Fährgeld zu Frankfurt bestätigt werden. Das teloneum vel naulum war dem Kloster von dem 1137 verstorbenen Könige Lothar von Sachsen geschenkt worden, eine Nachricht, die aus der Bulle entnehmen zu können, uns um so wichtiger ist, als die betreffende Schenkungsurkunde selbst nicht mehr erhalten zu sein scheint. Das naulum ist nun nicht, wie Böhmer und nach und vor ihm alle anderen Erklärer wollen, ein Zoll von vorüberfahrenden Schiffen, denn dieser wird später, z. B. schon 1157 wieder, direkt als königliches Eigenthum bezeichnet, sondern dem klassischen Sprachgebrauch gemäß der Ueberfahrtszoll, die jedenfalls sehr erträgliche Einnahme der bisher königlich gewesenen Fährgerechtigkeit zu Frankfurt. Der Umstand nun, daß der Besitz derselben in der Ilbenstadter Bulle eine so große Rolle spielt und an vierter Stelle erwähnt und der sehr kostspieligen Bestätigung durch päpstliche Bulle für werth erachtet wird, während jeder weitere Anspruch darauf seitens des Klosters verschwindet, läßt sich nur durch die bald darauf erfolgende Erbauung der festen Brücke erklären, die selbstverständlich den Ertrag der Fähre auf ein Minimum reducirte und für die nächsten Jahrhunderte zu einem wenig begehrenswerthen und darum unangefochtenen Besitzgegenstande machte, bis die Nichtausübung des Rechts dasselbe erlöschen und an die Stadt übergehen ließ, in deren unbestrittenem Besitze wir es im späteren Mittelalter sehen.

Redner behielt sich vor, die weiteren Folgerungen aus dieser für die Entwicklung Frankfurts im früheren Mittelalter so wichtigen zeitlichen Feststellung unter Vorlage von Plänen zum Gegenstande einer besonderen Mittheilung zu machen.

III. Vorträge und Vorlesungen.

Der erste Vortrag im laufenden Geschäftsjahre wurde am 19. December 1882, Abends 8 Uhr, im Sitzungssaale des Goethehauses abgehalten; Herr Otto Robert Wilhelm Bautz, Lehrer an der hiesigen Musterschule, sprach über Jean Jacques Rousseau.

Nachdem am Eingange des Vortrags auf die Sittenverderbniß und die Fäulniß der französischen Welt nach Ableben von Louis XIV. hingewiesen wurde, kennzeichnete Redner die treibenden Ideen, welche als Heilmittel angewandt einen Umschwung der Gesellschaft herbeiführen sollten. Die Kirche glaubte durch vermehrte Bigotterie und die Philosophen meinten durch offenes Aussprechen dessen, was man künstlich zu verhüllen suchte und durch Zurückgehen auf die reine, unverdorbene Menschennatur dem herrschenden Uebel entgegenzuwirken; jene wirkte umgestaltend mehr nach Schein, diese nach der Wirklichkeit. Redner entwarf nun ein Bild der herrschenden philosophischen Richtung, wie sie bei den Encyclopädisten zur Erscheinung kam und deutete auf die Consequenzen des Materialismus hin. Im Anschlusse hieran betonte er sofort den Gegensatz, in dem Rousseau zum Skepticismus und Atheismus der Aufklärer stand. Er entwarf hierauf ein kurzes, aber deutliches Lebensbild dieses Mannes und wies nachdrücklich auf die verschuldeten und unverschuldeten Ursachen hin, welche seinen Charakter so haltlos und frivol gestalten. Hierauf besprach er seine politischen und pädagogischen Ideen, wie sie im Contrat social und Emile zur Erscheinung treten. Beide Werke skizzirte er genau. Er wies auf Rousseaus Naturmenschen hin, die nie existirt und nur der Phantasie angehört haben, erkannte aber an, daß er es gewagt, die als ewig überkommen geglaubten und geheiligten Standesvorurtheile durch eine sociologische Genesis zu durchbrechen und an die allgemeinen Menschen-

pflichten und Menſchenrechte zu appelliren. Seine Worte über Souverän und Volkswillen ſtellen in ihrer Verbindung und Trennung die reinſte Demokratie dar und malen einen Staat aus, der ganz in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgeht. Redner wies darauf hin, daß Rouſſeau durch ſeine Worte ein Despot der Maſſen wurde und den Aufſchrei des Volkes in der Revolution verurſacht hat. Im Anſchluß hieran wies er auf die verſchiedene Wirkung der Worte von Montesquieu und Hobbes hin, die mehr eine doctrinäre war. Ebenſo beſprach er die Rouſſeau'ſche Idee einer Staatsreligion und erklärte ſie nicht als phantaſtiſch und abſurd, da man in Zeiten eines allgemeinen religiöſen Indifferentismus und einer Zerſetzung des confeſſionellen Glaubens durch hiſtoriſche Kritik nur an die Poſtulate: Gott, Tugend und Unſterblichkeit auf Grund des Herzens und der allgemeinen Menſchenliebe appelliren wird, geradeſo wie in Zeiten wilder Tyrannei Rouſſeaus Menſchenrechte immer wieder hervorgeholt und geleſen werden. Redner geht nun zur pädagogiſchen Beſprechung des Emil über. Er charakteriſirt genau das Naturkind Emil auf den verſchiedenen Stufen der Ausbildung und flicht hierbei die pſychologiſchen und methodiſchen Gedanken Rouſſeaus ein. Zum Schluſſe kommt er zu folgendem Ergebniß.

Der Hauptmangel iſt, daß dem ganzen Gemälde einer idealen Erziehung einer der wichtigſten Züge, der Einfluß eines geſunden Familienlebens, verloren gegangen. Emil empfindet nie die Liebe der Mutter, welche Peſtalozzi ſo reich genoß und als Grundlage ſeiner Pädagogik nahm. Sodann läßt Rouſſeau das religiöſe Leben viel zu ſpät im Kinde erwachen und ſich entwickeln, wenngleich er auch Recht hat, daß die religiöſen und ſittlichen Begriffe von innen heraus ſich entwickeln und aus Erlebniſſen und Erfahrungen hervorgehen ſollen. Dogmen und unverſtändliche Sätze gehören nicht vor Kinder. An edlen und heiligen Perſonen, die Fleiſch und Blut haben, ſollen ſich die religiöſen Gefühle entwickeln. Rouſſeau läßt, da ſein Syſtem die allgemeine Staatsreligion erheiſcht, den Offenbarungsglauben nicht auftreten. Weil Emil keinen confeſſionell-kirchlichen Einfluß an ſich erfährt, ſo hätte er das religiöſe Vorleben des Erziehers mehr hervortreten laſſen ſollen. Rouſſeaus religiöſe Erziehungsidee iſt kalt, gefühllos, ſchemenhaft, weil er ein Leben nicht

dem Zögling vorleben konnte. Seine Charakterbildung ist bei Emil nach der intellectuellen Seite mehr zum Durchbruch gekommen, als nach der des Gefühls. Emil soll ein Mann werden, der auf sich selbst ruht und ausschließlich nach persönlicher Einsicht handelt. Rousseau sichert dem Kinde eine fast unbeschränkte Freiheit und Unabhängigkeit, während dieses unter einer einsichtsvollen strengen Leitung wahrhaft glücklich fühlt; aus Haß gegen jede Verfrühung und Zwang versäumt er oft die rechte Zeit im Lernen und geregelten Arbeiten und spielt mit dem Pflichtgefühle Verstecken. Das unbestreitbare Verdienst der Rousseau'schen Pädagogik liegt darin, daß er für die körperliche Erziehung in richtiger Weise eintritt, die Pflege den Ammen, Wärterinnen und Müttern ans Herz legt, gegen die Unsitten der ersten Erziehung energisch zu Felde zieht, daß er gegen das unverstandene Phrasenthum und hohle Räsonniren, gegen den Mechanismus und die Kopflosigkeit im Unterricht, gegen das geringe psychologische und pädagogische Verständniß seiner Zeit eifert. Allgemeine Entfaltung der Anlagen und individuelle Behandlung, intellectuelle Bildung auf Grund der Sinnenbildung und Anschauung, die hohe Bedeutung des Spiels und der Leibesübungen, der Unterricht durch Thatsachen und durch die lebendige Darstellung des Lehrers, die Harmonie zwischen Sinnen-, Begriffs- und Ideenbildung durch genetische Methode einerseits und durch die Postulate des praktischen Lebens andrerseits — das bildet Rousseaus unbestreitbares Verdienst. —

Zum Schlusse gab Redner eine Gesammtbeurtheilung des Mannes und kennzeichnete seine Doppelnatur im Leben und Wirken und seine Einheit auf dem Boden des Herzens. Rousseau hat für sein Volk und seine Zeit trotz aller Anfechtungen und Verirrungen, mitgeholfen, das Ideal des Herzens zu retten.

Für den zweiten Vortrag, der am 21. Januar 1883, Vormittags 11 Uhr stattfand, war der Lehrsaal der Polytechnischen Gesellschaft gewählt worden; Dr. Wilhelm Jordan sprach über „Die Allegorien bei Dante".

Der Redner trug zunächst in poetischer Nachbildung den ersten Gesang vor, welcher die Einleitung zum ganzen Gedicht bildet. Er

machte darauf aufmerksam, daß beim Anhören kein richtiges Verständniß des Inhaltes zu erlangen sei, wenn auch der Wohllaut der Sprache und die Schönheit der Bilder den Hörer fessele. Die in der Dichtung enthaltenen Allegorieen ließen sich nämlich nicht sofort unzweifelhaft als solche deuten, während z. B. ein Räthsel nur eine bestimmte Lösung zulasse und die Götterſagen entweder naturgeschichtliche Vorgänge ausdrückten (wie die Sage der Demeter und Persephone die Einlegung des Samens in den Boden) oder sittliche Wahrheiten, zu deren Prüfung die Originalwahrheit herangezogen werden könne. In der Oreſtie werde die Abschaffung der Blutrache und die Einsetzung der gerechten Strafgewalt des Staates symboliſirt. Daß dagegen hinter Dante's Bildern die Anschauungen und Begegniſſe eines Einzelnen zu suchen seien, darüber lasse der Dichter selbst keinen Zweifel. Jedenfalls bleibe dies das Kunstwidrige solcher Allegorieen, daß eine Zeit eintreten müsse, wo nur noch die literariſchen Kenntniſſe eines Gelehrten ihr mythologiſches Dunkel aufzuhellen und ihre Bedeutung wahrscheinlich zu machen im Stande seien.

Der Vortragende ſkizzirte nun die beiden Hauptarten, die Allegorieen zu erklären. Die eine ist die pſychologiſche, die andere die biographiſch-politiſche. Der finstere Wald, in dem sich der Dichter um des Lebens Mitte verirrt, bedeutet nach einem Theil der Erklärer jenen Zustand der Gemüths- und Geiſtesverwirrung, in welchen uns die Leidenſchaften zu stürzen pflegen. Nein, sagen Andere, er bedeutet den großen Haufen der Unwiſſenden und Gottloſen, der gleichsam Wurzel geſchlagen auf dem Wege des Unrechts. Das Thal, welches das Herz mit Furcht peinigt, sei die Zeitlichkeit, sinnliche und weltliche Geſinnung. Der Freude erweckende Hügel, der es begrenzt, beſchienen von demjenigen Planeten, welcher Jeden die Bahn des rechten Weges führt (d. h. der Sonne der Wahrheit, denn damals galt die Sonne noch für einen Planeten), sei das Sinnbild der Erhebung zu Gott. Der Panther mit dem buntgefleckten Fell, welcher den Weg verlegt zum Gipfel des Hügels, wird ziemlich übereinſtimmend gedeutet als die Sinnenluſt, deren Wiedererwachen den guten Beſtrebungen entgegenwirke und den Menſchen wieder herabtreibe in Irrthum und Sünde; die Beziehung

zwiſchen Bild und Sinn wäre dann jedenfalls eine ziemlich fernliegende und geſuchte, denn die Augenluſt an der hübſchen Zeichnung des Panthers würden doch andere Thiere, namentlich ſchön gefiederte Vögel, in höherem Grade gewähren, am beſten aber wäre dafür ein reizendes üppiges Weib gewählt worden. Der Löwe ſei der Ehrgeiz, der im reiferen Mannesalter die ſinnliche Leidenſchaft ablöſe, nach andern die Macht der irdiſchen Gewalt; die Wölfin endlich die Gier nach irdiſchen Schätzen, die im Alter vorherrſchende Habſucht. Zuletzt macht ſich aber die Stimme der Vernunft geltend, um das Weſen der Dinge, den richtigen Weg zur Gotteserkenntniß zu zeigen. Lediglich das Symbol dieſer Vernunft ſei Virgil als Führer zu derjenigen Weisheit, die damals für die größte galt, und zu ſchöpfen iſt aus dem Schickſal des Menſchen nach dem Tode. Als Bahnbrecher dazu bezeichnet zu werden, hat ſich Virgil das Recht erworben, indem er in der Aeneide ſeinen Helden ebenfalls in die Unterwelt führt und dort weiſen Rath empfangen läßt für die Grundlegung zur einſtigen Macht des römiſchen Reiches.

Alles dies laſſe ſich hören, aber könne unſere Ueberzeugung nicht gewinnen. Die politiſch-biographiſche Auslegung, am ſchärfſten durchgeführt von Roſetti, habe den großen Vorzug, daß ſie ihre Aufſchlüſſe gerade mit dem Bilde beginne, welchem die pſychologiſche Erklärung keinen Sinn abzugewinnen im Stande iſt, mit dem des Windhundes. Der Windhund, welcher der Wölfin ein Ende machen ſoll, ſei jener Cangrande della Scala, an deſſen Hofe Dante Zuflucht fand; das Haupt der ghibelliniſchen Gegner des päpſtlichen Roms. Die Bedeutung des Namens (Hund) habe hier die Wahl des Bildes beſtimmt. Dadurch werde es ſehr wahrſcheinlich, daß die Wölfin die politiſche Macht bedeute, eben das päpſtliche Rom mit ſeiner weltlichen Herrſchgier. Außer auf die Sage von Romulus habe ſie noch die Beziehung auf die „welfiſche“ Partei. Der Panther, den Dante's Lehrer Brunetto Martini in ſeinem Teſoro als ſchwarzweißgefleckt bezeichnet, ſei das Sinnbild der Stadt Florenz, die damals in die Parteien der Weißen und Schwarzen getheilt war. Da der Dichter ſpäter der Ernennung zum Amt des Priore ſein ganzes Unglück zuſchrieb, ſo könne er die Parteileidenſchaft gemeint haben, wenn er den Panther als Hinder-

niß bezeichne; das wäre ein Geſtändniß, daß damals ſein Streben nach Tugend und Wahrheit noch vermiſcht geweſen ſei mit Träumen politiſchen Ehrgeizes. Der Löwe bedeute das franzöſiſche Königshaus, das einen Löwen im Wappen führte. Den rechten Weg zeige Dante, Studium und Poeſie in der Geſtalt ſeines Muſterdichters Virgil. Letzterer habe aber noch eine beſondere Bedeutung: in der Aeneis beſingt er den Urſprung Roms und verherrlicht in der Form der Weißagung die Gründung des Kaiſerthums durch Caeſar und Auguſtus. Auch Dante betrachtete das deutſche Kaiſerthum als Fortſetzung des römiſchen. So werde ihm Virgil zugleich zum Vertreter der politiſchen Ideen, welche er ausführlich in ſeinem Buche De Monarchia bekannt hatte, zum vorchriſtlichen Verkünder der ghibelliniſchen Staatsanſicht. Sein Uebertritt von den Welſen zu den Ghibellinen wäre deshalb dargeſtellt als Rettung aus dem Wald des Irrthums auf den Weg der richtigen Erkenntniß, zunächſt der politiſchen, dann der religiöſen; zum wahren Heil, das dem heidniſchen Dichter verſchloſſen blieb, weiſe eine andere Führerin den Weg: Beatrix.

Der Vortragende ſelbſt iſt geneigt, neben dieſer Erklärungsweiſe auch die pſychologiſche gelten zu laſſen. Als bloße Hieroglyphe werde ein echter Dichter nicht leicht ein Bild hinſtellen, er mache ſich dadurch eines argen poetiſchen Fehlers ſchuldig, und einen ſehr ſchweren Fehler dieſer Art habe Dante wirklich begangen, da er den Windhund nicht wirklich als Thier, ſondern gleichſam als einen verkleideten Menſchen auftreten laſſe. Wie er ſich aus dem politiſchen Parteikampf, aus Leidenſchaften und Fehlern emporgearbeitet habe zur richtigen Art der poetiſchen Betrachtung, zeige u. A. der Anfang des dritten Geſanges, den der Vortragende nebſt einigen anderen Stellen gleichfalls recitirte. Dante wolle darin zeigen, daß das Böſe nothwendig ſei, daß das Höchſte errungen werde durch den Kampf mit den böſen Leidenſchaften, und daß die Schuld ihre Strafe, treue Pflichterfüllung ihren Lohn unmittelbar mit ſich führe. Der Redner wies dies an verſchiedenen Kategorieen der Verdammten ſchlagend nach. Die ganze „Komödie" ſei demnach eine Allegorie; wer ſich von der Anſchaulichkeit der Bilder verführen ließe, das zu vergeſſen, würde die Dichtung gänzlich mißverſtehen. Der Dichter

ſei weit entfernt, uns an eine wirkliche Wanderung glauben machen zu wollen. Er ſchildere die Hölle und ihre Bewohner mit architektoniſcher, plaſtiſcher und maleriſcher Genauigkeit; dennoch falle es ihm ebenſowenig ein, ſelbſt an das Vorhandenſein einer ſolchen Hölle im Innern der Erde und die Marter der Verſtorbenen zu glauben, als uns zu dieſem Glauben überreden zu wollen. Nein, das Urbild, welches er allegoriſch zeichne, ſei nichts anderes als das Menſchenleben ſelbſt, und die Qualen der Verdammten ſeien immer nur der ſymboliſche und meiſt wunderbar gut paſſende Ausdruck für das Gefühl des eigenen Unwerthes, Selbſtvorwürfe und Gewiſſensbiſſe, Selbſtverachtung und Schmerz darüber, nicht anders als gerade ſo ſein zu können, womit ſich jede Art von Schlechtigkeit naturgemäß verbindet.

Der Redner ſchilderte zum Schluß die „göttliche Komödie" in folgender Weiſe: „Sie wirkt auf die Anſchauung wie Architektur, Plaſtik und Malerei; ſie fällt künſtleriſch erfreuend ins Ohr und wirkt wohllautend wie Muſik trotz der verwickelten Kunſtform; ſie erweiſt ſich räthſelhaft in der Löſung ihrer Allegorieen wie die Runenlieder, als bereits durchdämmert von dem noch ſehr fernen Morgenroth der Humanität, als gedankenreich und geiſtestief wie die Philoſophie Spinoza's. Sie bildet ſo ein treffliches Beiſpiel deſſen, was alle echte Poeſie ſein muß: eine Dreieinigkeit aus bildender Kunſt, Muſik und Weisheit."

IV. Einſendungen.

No.

966. Karl Eſſelborn in Darmſtadt: Trauerſpiel „Hasdrubals Weib".
971. Jan ten Doornkaat Koolmann in Norden: „Wörterbuch der Oſtfrieſiſchen Sprache."
975. Gebr. Henninger, Heilbronn: „Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772," erſte Hälfte.
985. Dr. G. A. Saalfeld, Holzminden: Broch. „Italograeca."
995. C. Silvio Köhler in Alsleben:
Broch. „Analecta für Schule und Leben."
„ „Das Thierleben im Sprichwort der Griechen und Römer."
1007. Ch Beydemüller, hier: „Die Isländiſchen Briefe."
1009. Prof. Dr. Wilbrand in Gießen: „Das Weſen des Menſchen vom gerichtlich-mediciniſchen Standpunkte aus."
1017. N. von Kokscherow, Petersburg: Achter Band „Materialien zur Mineralogie Rußland's."
1020. Dora D'Iſtria, Florenz: „La Pace e la Civiltà."

No.

1046. W. Schratz in München, 5 Broch.:
a) Ueber Regensburgiſche Münzkunde;
b) Die Conventionsmünzen der Herzöge von Baiern und Biſchöfe von Regensburg;
c) Numismatiſcher Anzeiger 1879;
d) Der Münzfund von Neunſtetten;
e) Aelteſte Münzgeſchichte Regensburg's.

1053. Local-Comité der Deutſchen Anthropologiſchen Jahres-Verſammlung (dreizehnte) zu Frankfurt a. M.: Bericht. Widmung für die Mitglieder derſelben, 1882.

1056. Karl Merker in Augsburg: Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung in Augsburg, 1881/82.

34. Julius W. Braun in Berlin· Prachtband ſeines Werkes „Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen".

42. Dr. Renard in Moskau: Bulletin No. 1 de la societé impériale des naturalistes.

81. Emil Du Bois-Reymond in Berlin: „Goethe und kein Ende." „Die Eblis."

82. Baron Ferdinand von Müller, Melbourne: Broch. „A lecture on the flora of Australia".

121. Dr. Wm. Kobelt in Schwanheim a. M.: 1 Broch. „Molluskengeographiſches vom Mittelmeer."

162. G. Bürklein, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königl. Baieriſchen Infanterie-Regiment „Kronprinz", München: „Beſchreibung des franzöſiſchen Feldzuges 1870/71 (Orleans)."

167. Major von Pfiſter in Darmſtadt: Broch. „Deutſches Wort — Volkes Hort".

171. F. A. Brockhaus in Leipzig: No. 1—12 „Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit", Organ des Germaniſchen Muſeums in Nürnberg.

172. Leopold von Borch in Innsbruck:
a) Geſchichte des Kaiſerlichen Kanzlers Konrad, Biſchof von Hildesheim und von Würzburg.

173. b) Zur Rechtsgeſchichte des Mittelalters.

184. Dr. Johannes Ranke in München: Broch. „Die dreizehnte allgemeine Verſammlung deutſcher Anthropologen ꝛc. zu Frankfurt a. M. vom 14.—17. Auguſt 1882."

188. Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt a. M.: Jahresbericht 1881/82.

189. Fried. Robert Radetzky, Kaiſerlich Ruſſiſcher Hofrath in Riga: „Benedict", Schauſpiel in 5 Aufzügen.

221. Dr. Adolf Brodbeck in Stuttgart:
a) Einleitung in die Philoſophie mit Zugrundelegung von Schleiermacher's Dialektik.
b) Zeittafeln und Skizzen zur Geſchichte der Muſik.

232. Smithſonian Inſtitut, Waſhington: History of the Smithsonian Exchanges.

243. W. Braumüller und Sohn in Wien: Fünfte Lieferung Goethe-Bildniſſe von Dr. H. Rollett in Baden bei Wien (Schluß).

262. Smithſonian Inſtitut, Waſhington:
a) Publications of the Bureau of Ethnology.

263. b) Geographical Surveys West of 100th Meridian.

264. c) Monographs of the United States Geological Surveys.

An Zeitschriften und Lieferungswerken, welche laufend eingehen, sind unter bestem Danke zu erwähnen:

Prof. Kürschner: „Ueber Land und Meer."
Herm. Goldamer in Berlin: „Das Buch vom Kinde."
E. A. Seemann in Leipzig: „Bildende Kunst."
Gust. Weise in Stuttgart: „Dr. Neubert's Gartenmagazin."
Dr. Robert Weber, Basel: „Helvetia."
Gustav Hempel, Berlin: „Goethe-Briefe."
Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutsche Seewarte."
Dr. E. Lucas, Reutlingen: „Pomologische Monatshefte."
Richard Lesser, Leipzig: „Weltpost."
Dr. Fr. Betz in Heilbronn: „Memorabilien" und der „Irrenfreund".
Dr. F. C. Noll hier: „Der zoologische Garten."
Dr. Friedr. Zarncke, Professor, Leipzig: „Litterarisches Centralblatt."
Dr. med. C. Reclam, Professor, Leipzig, „Gesundheit."
M. Schwarz, Wien: „Oesterreichischer Oekonomist."
M. von Freeden, Bonn: „Hansa."
E. Breslauer, Professor, Berlin: „Der Clavierlehrer."
Jos. Baer & Co. hier, Th. Völcker'sche Buchhandlung hier, Albert Cohn in Berlin sendeten regelmäßig ihre Kataloge.
Ernst Keil, Leipzig: „Die Gartenlaube."
Louis von Selar, Berlin: „Theaterzeitung."
L. Fränkel, Berlin: „Bühnen-Moniteur."
Friedrich Stoltze, hier: „Frankfurter Latern."
Anton Bing, hier: „Wochen-Rundschau."
Dr. Ludw. Holthof, hier: „Kleine Chronik."
Frankfurter Zeitung.
Frankfurter Journal und Presse.
Frankfurter Beobachter.
General-Anzeiger.
Börsen- und Handelszeitung.
Oeffentliches Börsen-Coursblatt des Wechselmakler-Syndikats, hier.
Beiträge zur Zahnheilkunde in englischer, italienischer, französischer und deutscher Sprache von verschiedenen Verfassern.

Bitte.

Die verehrten Genossen, welche schriftstellerisch thätig sind, werden dringend ersucht, von ihren Veröffentlichungen Exemplare an die Bücherei des Goethehauses gelangen zu lassen.

Berichtigungen zu der letzten Lieferung des Jahrganges 1881/82.

S. 341, Zeile 7 von oben ist als Antragsteller nicht Dr. Vix, sondern Generaldirektor Vogtherr zu bezeichnen.

Ebendas., Z. 7 v. unten ist unter den Mitgliedern des aus 12 Mitgliedern bestehenden Ausschusses zur Vorbereitung der akademischen Thätigkeit irrthümlich Geh. Hofrath Dr. Weber statt Direktor Hecht angeführt.

Zu den eingelaufenen Geschenken (S. 346 ff.) ist nachzutragen unter No. 167a Carl Engel in Dresden: „Das Volksschauspiel Dr. Johann Faust."

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 2.

Inhalt: I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. S. 43. — II. Oeffentliche Sitzungen. S. 44. — Gedächtnißrede auf Wolfgang Maximilian von Goethe S. 46. — Ueber das Volksschauspiel Dr. Johann Faust S. 49. — III. Vorträge und Vorlesungen: „Die Vererbung sowohl der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften" S. 74. — „Die Charaktere des Prinzen Don Carlos und des Königs Philipp II. bei den spanischen Dramatikern aus der klassischen Zeit der spanischen Poesie." S. 79. — „Die deutschen Monatsnamen." S. 80. — IV. Einsendungen.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Während der Monate Februar, März und April d. J. wurden 8 Verwaltungssitzungen abgehalten, und zwar am 15., 19., und 26. Februar, 12. März, sowie am 2., 9., 16. und 13. April. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschluß trat einmal, am 8. Februar, zusammen. An Eingängen sind nach dem Tagebuch des Schriftführeramtes 376 Nummern zu verzeichnen, denen 389 Ausgänge gegenüberstehen. Aufgenommen wurden 3 neue Genossen, ausgeschieden sind fünf seitherige Mitglieder; der Tod entriß uns 5 Genossen:

Frau Helene Levisseur, geborne Mosenthal, gestorben 5. Februar, Kassel.

Professor Dr. Cajetan von Kossowicz, gestorben 8. Februar, St. Petersburg.

Dr. phil. A. F. W. Kleinsorge, gestorben 12. Februar, Stettin.

Richard Wagner, gestorben 13. Februar, Venedig.

Kaufmann Salamo Sachs, gestorben 8. März, hier.

Am 28., 29., 30. und 31. März fand hierselbst der Dritte deutsche Geographentag statt. Den Theilnehmern an demselben war Zutritt zu den Räumlichkeiten des Goethehauses gestattet: in dem Sitzungssaale befand sich während dieser Zeit eine reichhaltige Sammlung von Hochgebirgs-Ansichten, photographisch nach der Natur von unserm Stiftsgenossen J. Beck in Straßburg aufgenommen, die letzterer mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Ausstellung gesandt hatte.

Am 6. April veranstaltete der hiesige Künstlerverein im Verein mit dem Vorstande des Städel'schen Kunstinstitutes in den Räumlichkeiten des letztern eine Rafael-Feier, bei welcher unsere Stiftung durch eine Anzahl von Genossen vertreten war.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die vierte öffentliche Sitzung fand am 18. Febr. 1883 im Goethehause statt. Nach Erledigung der wenigen vorliegenden geschäftlichen Angelegenheiten machte der Vorsitzende, Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend, die erschienenen Genossen auf das im Sitzungssaale aufgestellte Modell zu einer überlebensgroßen Portraitbüste unseres verstorbenen Genossen und Ehrenmitgliedes, des verdienten Forschers und Dichters Franz von Kobell aufmerksam, das Bildhauer J. Echteler in München zur Ausstellung im Kreise der Genossen eingesandt hatte.

Herr Dr. L. Holthof ergriff sodann das Wort, um in einem Nachrufe der Todten zu gedenken, deren Hingang die Genossenschaft seit der letzten Zusammenkunft zu beklagen hatte. Die Hand des Todes hat in der jüngstvergangenen Zeit schwer auf uns gelastet und Namen gewichtigen Klanges als Opfer gefordert. Die Hingeschiedenen gehörten sämmtlich zu den Ehrenmitgliedern unserer Stiftung und hatten das miteinander gemein, daß sie auf ein langes, in segensreicher Wirksamkeit verbrachtes Leben zurückblicken konnten: sie standen alle an der Schwelle des Greisenalters oder hatten diese

überschritten. In Braunschweig starb am 20. Januar d. J. im Alter von fast 81 Jahren der als Bildhauer und Bildgießer bekannte Professor Georg Howald, der als ächter Sohn des Volkes sich vom Handwerker zum Künstler emporarbeitete und zahlreiche Werke bleibenden Werthes geschaffen hat. Am gleichen Tage verschied in Leipzig Goethe's Enkel, Maximilian, einer der letzten Träger des großen Namens, dessen Ruhm von der Stätte ausging, an der wir uns zu versammeln pflegen. Der 30. Januar brachte uns die Kunde von dem am gleichen Tage erfolgten Ableben des hiesigen ersten Stadtbibliothekars, Dr. Th. Haueisen. Nur wenige der Anwesenden dürften nicht aus persönlichem Verkehr den pflichtgetreuen Beamten gekannt haben, der 50 volle Jahre auf seinem Posten ausharrte und am Tage nach seiner Jubelfeier sich auf das Krankenlager legte, um nicht mehr von demselben aufzustehen. Am 2. Februar starb hierselbst Frau Marie Belli-Gontard, vielleicht die Letzte des jetzt lebenden Geschlechtes, deren Lebenserinnerungen bis auf die Tage zurückgingen, da die Frau Rath noch im Goethehause schaltete und waltete. Die Verstorbene hat eine ziemlich umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet und sich vielfach um die Goethe-Forschung verdient gemacht; Düntzer hat sie als eine seiner eifrigsten Mitarbeiterinnen bezeichnet. In Stettin verschied am 12. desselben Monats Dr. A. F. W. Kleinsorge, Leiter der dortigen Friedrich-Wilhelm-Schule, gleich Haueisen das Musterbild eines bescheidenen deutschen Gelehrten, dessen höchstes Lebensziel getreue Pflichterfüllung ist. Das Andenken des Dahingegangenen lebt fort in einer Stiftung, zu der er selbst den Grund durch eine ihm am Ehrentage seines fünfundzwanzigjährigen Director-Jubiläums überreichte Schenkung gelegt hat. Noch stehen wir unter dem Eindrucke der Trauerkunde, die ihren Nachhall weit über die Grenzen Deutschlands gefunden hat, der Kunde von dem Ableben Richard Wagners, des am 13. Februar in Venedig verschiedenen genialen Tonmeisters. In ungewöhnlicher Weise gefeiert und angefeindet, sollte er kurz vor seinem Lebensende noch die Genugthuung erleben, daß Freunde und Feinde sich in der Anerkennung seiner wirklichen Größe vereinigten. Unsere Stiftung hat jedenfalls selten einen Namen in das Verzeichniß ihrer Angehörigen ein-

getragen, der gleich dem seinigen für alle Zeit zu den glanzvollsten unseres Volkes gezählt werden wird.

Nachdem die Anwesenden sich, um das Andenken der Verstorbenen zu ehren, von ihren Sitzen erhoben hatten, ertheilte der Vorsitzende Herrn Hermann Junker das Wort zum Vortrage einer Gedächtnißrede auf Wolfgang Maximilian von Goethe, den jüngstverstorbenen Enkel unseres großen Dichters.

Am 21. Januar dieses Jahres — so begann der Redner — brachten die Blätter die Nachricht von dem am 20. zu Leipzig erfolgten Hinscheiden des Dr. Wolfgang Maximilian von Goethe, des jüngsten Enkels Goethe's. Außer der Thatsache, er habe sich in der diplomatischen Laufbahn versucht, wußte man Nichts über seine Thätigkeit anzuführen, und doch war er ein bedeutender Mensch, ein dichterischer Geist, würdig des großen Namens, den er trug. Wenn seine Werke weniger bekannt geblieben sind, so ist daran ein Uebermaß von Bescheidenheit schuld gewesen, welches ihn hinderte, so mit denselben hervorzutreten, wie dieselben es verdienten. Ihm, selbst ein Stern, stand eben das Licht des größeren entgegen; des Großvaters Ruf und Name hemmten die Schaffenskraft des hochbegabten Enkels. So kam es, daß sein Tod so wenig Aufsehen machte — kennen doch die Wenigsten seine Werke.

Der Redner hielt es für eine heilige Pflicht unserer Stiftung, dem Andenken des Dahingeschiedenen gerecht zu werden und seiner Begabung die gebührende Anerkennung zu zollen.

Aus der Skizze des Lebens- und geistigen Entwicklungsganges Max Wolfgangs, welche nun zunächst gebracht wurde, heben wir hervor die Studienjahre zu Bonn, Jena und Heidelberg, dann die in letzter Stadt erlangte Doktorwürde durch die Schrift »De fragmento Vegoiae«, darauf legte er in seinem dreitheiligen Buche „Der Mensch und die elementarische Natur" (1848) als Philosoph, Jurist und Dichter gleichsam sein Glaubensbekenntniß nieder, welches auch Grundgedanke der großen Dichtung „Erlinde" (1851) wird. In dieselbe Zeit fällt die Herausgabe einer Sammlung lyrischer Gedichte. Einen längeren Aufenthalt in Italien benutzte Max Wolfgang zu eingehenden Quellenstudien über das humanistische Zeitalter. Er durchforschte die Schriftschätze der Klöster und hat, wie

uns bekannt, das Ergebniß dieſer mühevollen aber von Erfolg gekrönten Bemühungen geordnet und in Buchform gebracht.

Er ſtand in überaus innigem Verhältniß zu ſeinem älteren Bruder Walther Wolfgang von Goethe, der ſich der Muſik gewidmet hat und zu Leipzig unter Weinlig und Mendelsſohn, ſowie in Stettin unter Loewe ſtudirte. Viele Lieder des Großvaters ſind charakteriſtiſch von ihm in die Tonſprache überſetzt, wie denn überhaupt vorzugsweiſe die Geſangscompoſition von ihm gepflegt wurde. Beide Brüder bewohnten den Manſardſtock des Goethe'ſchen Hauſes am Frauenplan zu Weimar, in welchem gegenwärtig nur der ältere Enkel Walther allein noch als letzter Abkömmling des großen Dichters lebt. Redner hatte Gelegenheit im Jahre 1874, als er durch ſeinen Bildercyklus „aus Goethe's Leben" in Weimar Studien zu machen hatte und die Gaſtfreundſchaft der Enkel Goethe's genoß, die in hochherziger Weiſe dem Künſtler ihre Schätze zur Verfügung ſtellten, die rührende Zuneigung der beiden Brüder zu einander wahrzunehmen. Sie ſtellten zwei Charaktere dar, welche ſich merkwürdig gegenſeitig ergänzten. Der ältere Bruder, eine durchaus weiche, ſtimmungsvolle Natur, fand in dem beſtimmten und energiſchen Weſen des jüngeren einen wirkſamen Förderer ſeiner Entſchließungen. Letzterer hatte Züge vom Großvater, mehr aber noch von Goethe's Sohn Auguſt, er hatte ſehr lebhafte dunkle Augen, gebräunten Teint und ein ſtark vorgeſchobenes Kinn, ſeine Haltung war gerade und aufrecht, wie ſie von Goethe gerühmt wurde. Auch in dem älteren Bruder erkennt man in dem Bau des Geſichtes Züge vom Großvater, die aber bei ihm mehr verwiſcht erſcheinen; er iſt kleiner als der Bruder war und hat etwas Kränkliches in der Erſcheinung. Beide gingen in der Pflege des Andenkens und der Hinterlaſſenſchaft des Großvaters ganz auf, ſie verehren dieſe letztere wie Heiligthümer, und in der That ſind es ſolche ſicherlich für die deutſche Nation.

Redner ging nun zur eingehenden Betrachtung des großen Gedichtes „Erlinde" über, von dem er die für die Entwicklung des dichteriſchen Gedankens weſentlichſten Theile vortrug. Erlinde iſt die Verkörperung der Naturſchönheit. Die Menſchen, in Weiſe, Strebende, Irrende, Thörichte und Unlautere eingetheilt, treten in Wechſel-

beziehung zur Natur. Wohl dem, der dieſe richtig erkennend und erfaſſend in ſich aufnimmt, er wird glücklich werden; derjenige aber, der ſich ihr unbedacht und freventlich nähert, oder ſie gar in Selbſtüberhebung bezwingen will, muß durch ſie zu Grunde gehen — das iſt der Stoff, den ſich der Dichter zur Darſtellung gewählt hat, und es iſt ihm gelungen, ihn in ächt Goethe'ſchem Sinne zu meiſtern. Eine Reihe von glücklich erfundenen Geſtalten führt er in ſcenenartiger Anordnung dem Leſer vor, ſie ſind lebensvoll, charakteriſtiſch und von größter Vertiefung in ihr eigenſtes Weſen dargeſtellt. Bunte friſche Lebensbilder und Situationen werden geſchildert und das Leben der verſchiedenſten Stände vor das geiſtige Auge geſtellt; dabei findet der geſchichtliche Hintergrund, die Zeit der Kreuzzüge, der heiligen Eliſabeth und ihres Gemahls die trefflichſte Verwerthung. Auch dem Humor und dem Sarkasmus iſt Platz in der anziehenden Dichtung eingeräumt, welche durch ihre dramatiſche Kraft ſowohl wie auch durch den didaktiſchen Inhalt den Leſer in hohem Grade feſſelt.

Das erſte Blatt des Buches, zu dem kein Geringerer als Moritz von Schwind das Titelkupfer gezeichnet hat, trägt die Widmung „an Johannes". Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir dieſe Widmung ſo deuten, daß Max Wolfgang von Goethe der Gottes-Offenbarung Johannes eine Naturoffenbarung in Goetheſchem Sinne gegenüber ſtellen wollte. In welchem Grade ihm dies gelang, darüber iſt kein Zweifel, wir aber haben Urſache, dem Dichter, welcher ſich durch dieſes Werk an die Seite ſeines großen Vorfahrs geſtellt hat, für dieſe Bereicherung der Schätze unſerer Literatur zu danken und ſein Andenken für alle Zeit in Ehren zu halten.

Zu dieſer Erinnerungsfeier hatte Herr Junker eine Ausſtellung eines Theiles der ſeinerzeit in Weimar angefertigten Zeichnungen veranſtaltet, darſtellend: das Treppenhaus des Goethe'ſchen Hauſes zu Weimar mit der Aurora an der Decke (von Meyer), der Gruppe von Ildefonſo „Schlaf und Tod" auf der Eſtrade, über der Thüre nach dem großen Saale der verlaſſene Stuhl des Jupiter, an der Wand der große Plan von Rom. Ferner die Bildniſſe von Goethe's Sohn Auguſt und deſſen Gattin Ottilie geb. von Pogwiſch, die

Portraits der Enkel Goethe's aus der Knabenzeit nach Schmeller und Handschriften derselben, Briefe an den Künstler.

Die fünfte, sechste und siebente öffentliche Sitzung fanden am 4., 11. und 18. März im Hörsaale der Polytechnischen Gesellschaft statt, und zwar die fünfte und sechste als außerordentliche. Alle drei waren ausschließlich der Berathung des neuen Satzungsentwurfes gemäß der hierüber ergangenen Verfügung der königlichen Staatsregierung gewidmet. Das Ergebniß war, daß in der Sitzung vom 18. März der vorgelegte Entwurf endgiltig mit Stimmeneinhelligkeit angenommen wurde.

Die achte öffentliche Sitzung wurde am 15. April im Goethehause abgehalten. Nach Erledigung der geschäftlichen Vorlagen gab der Vorsitzende, Herr H. Junker, einige Erläuterungen über den ausgestellten Münzenhumpen aus der Werkstätte von Hessenberg & Comp. hier. Derselbe wurde vom hiesigen Verein für Geschichte und Alterthumskunde unserm Genossen und Ehrenmitgliede, Herrn Justizrath Dr. Euler, als Ehrengeschenk für die hervorragenden Verdienste gewidmet, welche letzterer der genannten Vereinigung durch fünfundzwanzigjährige Führung des Vorsitzes geleistet. Er ist aus getriebenem Silber mit reicher Vergoldung in den Formen deutscher Renaissance hergestellt und zeigt auf seiner Außenseite zwischen dem Ornament in sehr gefälliger Zusammenstellung über 200 Frankfurter Münzen von mehr oder minder historischer Bedeutung. Die älteste Frankfurter Goldmünze ist in den Deckelknauf eingelassen; der über dem Charniere angebrachte Adler trägt in seinem Schnabel an einem Goldkettchen das Jeton der Frankfurter Bank; der Ausguß wird in origineller Weise von einer Karyatidengestalt gebildet.

Zu dem angekündigten Vortrage „Ueber das Volksschauspiel Dr. Johann Faust" ergriff Herr Dr. L. Holthof das Wort.

In dem Eingange zu seinen Ausführungen wies der Vortragende auf die ausgedehnte Faust-Literatur und die Stellung hin, welche in dieser die Veröffentlichungen der sogenannten „Puppenspiele" einnehmen. Früher schon, so u. a. von Simrock, sei darauf

aufmerksam gemacht worden, daß den Puppenspielen ein älteres Schauspiel zu Grunde liege. Ueber letzteres seien indeß Forschungen kaum angestellt worden. Um so mehr seien wir daher unserm Genossen Karl Engel in Dresden, dem verdienstvollen Herausgeber mehrerer Puppenspiel-Versionen, zu Dank verpflichtet für die Veröffentlichung eines Textes, in dem sich unzweifelhaft der größere Theil des Volksschauspieles, wenn auch theils überarbeitet, theils verstümmelt erhalten habe. Freilich rühre auch dieser Text von einem Puppenspieler her und sei in seiner Niederschrift jungen Datums, allein seine ächten Bestandtheile seien unschwer zu erkennen, da sie in Uebereinstimmung mit dem stünden, was in zuverlässigen Quellen über das alte Schauspiel überliefert worden sei.

Bevor dies an der Hand einer nähern Prüfung des Textes nachgewiesen werden könne, sei es erforderlich, einen Blick auf den Ursprung der Puppenspiele zu werfen und das Verhältniß ins Auge zu fassen, in welchem sie zu älteren Vorlagen stünden. Die berufsmäßig ausgeübte Schauspielkunst — so etwa fuhr der Redner fort — und damit die Verbreitung schauspielerischer Vorstellungen begann mit Ende des sechszehnten und dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Deutschland festen Fuß zu fassen. Dramatische Spiele waren allerdings vorher vielfach in Uebung gewesen, allein sie hatten sich auf mehr oder minder örtlich abgegrenzte Kreise beschränkt und waren stets nur bei besonderen Veranlassungen hervorgetreten. Schauspiel-Vorstellungen als stehende Sitte und öffentliche Vergnügungen dürfen wir vor dem genannten Zeitpunkte bei uns nicht suchen. Die ersten Berufsschauspieler in Deutschland gehörten englischen, vielleicht auch niederländischen Wandertruppen an, jedenfalls haben die Niederlande bei der Verpflanzung des berufsmäßigen Schauspielerstandes nach Deutschland eine vermittelnde Rolle gespielt. Wie rasch das Theatervergnügen auf deutschem Boden beliebt wurde, geht wohl aus nichts deutlicher hervor, als aus dem Umstande, daß die fremden Darsteller bald gezwungen waren, sich bei ihren Aufführungen der deutschen Sprache zu bedienen und deutsche Elemente unter sich aufzunehmen, wobei es sich von selbst verstand, daß sie auch zur Wiedergabe deutscher Stücke schritten. Dem frisch aufstrebenden Zweige der neuen Kunstthätigkeit sollte indeß die Zeit sich nicht als

günſtig erweiſen, die Wirren und Stürme des dreißigjährigen Krieges verkümmerten die Anſätze, die ſich in Deutſchland zu einer volksthümlichen dramatiſchen Literatur und einer nationalen Schauſpielkunſt gebildet hatten. Ein volles Jahrhundert mußte vergehen, bis mit der dramatiſchen Literatur die Schauſpielkunſt ihre Wiedergeburt feiern konnte, allein wie einer volksthümlichen Kunſt fehlten auch jetzt einer volksthümlichen Bühne noch die Vorausſetzungen. Eben während jener ſturmbewegten Zeit des nationalen Kriegs — des einzigen Zugs der Nationalität, den das ſchwer heimgeſuchte Land aufzuweiſen hatte — war es, daß die Puppenſpiele aufkamen und ſich zur Volksluſtbarkeit entwickelten. Auf die kleine Surrogat-Bühne der Puppenkomödie flüchtete ſich jetzt, was ſich von den alten Stoffen und der alten Darſtellungsweiſe erhalten hatte. Auch das Schauſpiel „Dr. Johann Fauſt“ fand auf ihr eine Heimſtätte, ja es lebte ſich in ihre Verhältniſſe derart ein, daß es ſich bis zum heutigen Tage auf ihr zu erhalten gewußt hat, wo ſie ſelbſt den Sturm der Zeit hat überdauern können. Ganz geſchwunden waren freilich die alten Volksſchauſpiele nicht, auch nicht der Dr. Fauſt, von dem ſich Aufführungen noch bis zum Jahre 1770 nachweiſen laſſen, allein ſie führten doch ein kümmerliches Daſein, ſie erheiterten weder das Herz der Menge noch fanden ſie Beachtung bei denen, die höherer Kunſtpflege ſich hingaben; ſie entarteten wie ihre ſtehende luſtige Figur, der gutherzige Spaßmacher volksthümlichen Anſtriches, es bereits war, in welchem die Geſittung des neuen Zeitalters nur noch den flegelhaften Tölpel erkennen wollte. In den alten Volksſchauſpielen hatte freilich Hanswurſt, der ſpäter ſelbſt auf der Bühne des Puppentheaters in der weit weniger urſprünglichen Geſtalt des Kaſperle ſich nur Duldung verſchaffen konnte, eine ganz wichtige Rolle geſpielt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn er uns in ſeiner unverfälſchten urſprünglichen Geſtalt in dem erhaltenen Texte des Volksſchauſpiels entgegentritt, und zwar gleich in den erſten Scenen des eigentlichen Schauſpiels.

Gleich der Goethe'ſchen Dichtung wird nämlich das alte Volksdrama mit einem Vorſpiele eingeleitet, nur werden wir in dem eigenartigen ſceniſchen Prologe nicht wie bei Goethe in den Himmel, ſondern in die finſtere Region der Unterwelt verſetzt. „Hölle.

Schauerliche Felſen und Höhlen. Rothe feurige Beleuchtung" das iſt die erſte Directive, die der Schauſpieldichter für die Aufführung ſeines Werkes gibt.

In der erſten Scene tritt Charon, der Höllenfährmann, auf. Er trägt ein mit magiſchen Charakteren bezeichnetes Schiffsruder unter dem Arm. Mit ſtarker Stimme beginnt er zu klagen, daß Styx und Acheron keine neuen Ankömmlinge mehr ſehen. Er beſchwört den Höllenfürſten Pluto, der jetzt unter ſtarkem Donner in dem geöffneten Hintergrunde — im Proſpect — auf feurigem Throne ſichtbar wird. Pluto hört die Klagen Charons an und muß den Eifer ſeines getreuen Dieners loben. Er ſagt ſeiner Bitte Gewährung zu und kündet ihm an, daß er bald einen großen Mann herüberfahren ſolle, deſſen Seele mehr Werth habe, als tauſend andere. Mit gewaltiger Stimme ruft Pluto ſeinen Hofſtaat herbei, und unter Blitz und Donner erſcheint eine Menge hölliſcher Geiſter — Furien, wie es in der Bühnenſprache der Fauſtſpiele ſtets heißt — in verſchiedener Geſtalt, darunter Mephoſtophiles, wie auch hier der zukünftige Begleiter des Fauſt genannt wird. Pluto heißt ſein Geſinde zur Oberwelt fahren, die Menſchen zum Böſen zu verführen. Mephoſtophiles ſpeciell erhält die Weiſung, nach Wittenberg zu gehen, wo ein Mann lebe, mit Namen Johann Fauſt, der unzufrieden mit ſich ſelbſt ſei, weshalb er ihn an ſich locken und dem Reiche der Hölle zuführen ſolle. Fauſt brüte ſchon lange auf eine Verbindung mit der Dämonenwelt. Mephoſtophiles möge ihm ein nigromantiſches Buch in die Hände ſpielen, denn nur dadurch glaube der Thor, der Hölle ſich nähern zu können, obſchon er dieſer längſt verfallen ſei. Freudig übernimmt der hölliſche Geiſt die Sendung. Pluto mahnt die übrigen Teufel, eifrig an ihr Tagewerk zu gehen, und verſchwindet. Die Furien führen einen wilden Tanz auf, dann verſchwinden auch ſie unter Geheul und Donner. Charon drückt ſeine Befriedigung aus und geht, bereits anlangende Seelen in Empfang zu nehmen. Der Vorhang fällt.

Der erſte Akt führt uns nach Wittenberg, wo zur Zeit Fauſt Rector der Univerſität iſt. Fauſt's Studirzimmer. Schränke und Bücher, phyſikaliſche und aſtronomiſche Apparate, Globus, Gerippe, Flaſchen, Büchſen ꝛc. Fauſt ſitzt hinter einem

Tiſch, worauf Bücher und Schreibzeug befindlich. Ein Foliant liegt aufgeſchlagen. Er hat die Nacht über ſtudirt.

Erſte Scene. Fauſt ſtellt Betrachtungen an über den Text, den er lieſt, er klagt über die Vielſinnigkeit und Wankelmüthigkeit der Menſchen. Auch er iſt mit ſeinem Stande nicht zufrieden:

„Jede Facultät und alle erdenkbaren Wiſſenſchaften der Welt habe ich ſtudirt, Deutſchland kennt den Namen Fauſt — aber was hilft mir dieſes Alles? — Als ich durch das studium theologicum es ſo weit gebracht, daß ich hier in Wittenberg gradum doctoratus acceptirt habe, ſo finde ich doch in dem studium theologicum keine ſolche Befriedigung, als meine Wünſche es fordern, und weiter kann ich es bei der theologia nicht bringen. Ha! Das iſt zu wenig für meinen Geiſt, der gerne bei der Nachwelt bewundert ſein will. — So weit bin ich, Johannes Fauſt, mit meiner Gelehrſamkeit gekommen, daß ich mich faſt vor mir ſelber ſchämen muß. Ich habe daher feſt beſchloſſen, mich in der Nigromantie zu informiren. Wohlan, fort mit dem Plunder (ſtößt einige Bücher vom Tiſche, daß dieſelben zur Erde fallen), nur du, o liebe Nigromantie, ſollſt mir von jetzt allein willkommen ſein."

Zwei Stimmen laſſen ſich jetzt hinter der Scene vernehmen, eine helle und eine tiefe, die des guten und die des böſen Genius. Die eine warnt, die andre verlockt den Zweifelnden und räth ihm, ſich dem Studium der Nigromantie zu ergeben. Ein Geiſt ſei gekommen, ihn glücklich und vollkommen auf der Oberwelt zu machen. Fauſt entſcheidet ſich für den Abgeſandten Pluto's. Der gute Genius ſtößt einen Wehruf aus, der böſe ſchlägt eine Lache an, die vielſtimmigen Wiederhall findet. Da klopft es an, und in der

zweiten Scene tritt Wagner auf, um Entſchuldigung für die Unterbrechung des Studiums zu früher Morgenſtunde bittend. Zwei Studenten ſeien angekommen, welche Seine Magnificenz zu ſprechen und ihr ein Tractätlein zu überreichen wünſchten. Fauſt heißt ſeinen Famulus für die Bewirthung der Herren ſorgen, er ſelbſt werde ſogleich bei ihnen erſcheinen. Wagner kommt jedoch zurück, um zu melden, daß die Fremden verſchwunden ſeien, indeß das Buch zurückgelaſſen hätten. Fauſt geräth in Aufregung, als

er erfährt, daß es der Schlüſſel zur Nigromantie oder Schwarzkunſt ſei. Er drängt Wagner, das Buch ſofort ins Nebenzimmer zu ſchaffen und ſagt ihm gerne Gewährung zu, als dieſer ihn bittet, einen jungen Burſchen zur Beſorgung der häuslichen Verrichtungen in Dienſt nehmen zu dürfen. Wagner ab.

Dritte Scene. Kurzer Monolog. Fauſt kann ſein Glück kaum faſſen. Sein kühner Traum ſoll in Erfüllung gehen. Iſt er in den Beſitz des richtigen Buchs gelangt, dann wird es bald heißen: Fauſt iſt der größte Mann ſeines Jahrhunderts. Schnell ab.

Vierte Scene. Hans Wurſt, hinter der Scene ſchon lärmend und ſingend, tritt auf, den Spitzhut auf dem Kopfe und einen Ranzen auf dem Rücken. Er hält das Haus für ein Wirthshaus, weil er ſo viele Studenten hat hineingehen ſehen und iſt überraſcht über den Anblick, der ſich ihm darbietet. Er ſtöbert in den Büchern und unter den Inſtrumenten herum und weiß in ſeiner Art über alles eine drollige Bemerkung zu machen. Schließlich begehrt er lärmend nach Knecht oder Kellner.

Fünfte Scene. Wagner erſcheint, mit dem Hans Wurſt weidlich ſeine Poſſen treibt. Zuletzt werden beide Handels einig, und Hans Wurſt tritt bei Fauſt in Dienſt.

Sechſte Scene. Fauſt kommt mit dem Buche, Wagner und Hans Wurſt ziehen ſich zurück.

Siebente Scene. Sobald Fauſt allein iſt, ſchickt er ſich an, ſeinen Schatz zu prüfen; er iſt wirklich im Beſitze des lang erſehnten Buches »Clavis Astarti de Magia«. Er trifft ſeine Vorbereitungen, holt einen Zauberkreis von Pergament, mit magiſchen Zeichen beſchrieben, hinter dem Tiſche hervor, tritt hinein und legt das Buch geöffnet vor ſich auf die Erde. Er citirt. Es donnert, und die Geiſter erheben ein furchtbares Getöſe. Fauſt fährt in der Beſchwörung fort, Sturmgeheul und ſtarker Donner. Die Furien Asmodi, Auerhahn, Fitzliputzli und Aſtaroth erſcheinen in gräßlichen Geſtalten.

Achte Scene. Fauſt prüft die einzelnen Geiſter auf ihre Tüchtigkeit, allein keiner derſelben vermag, ihm zu genügen. Asmodi antwortet auf die Frage, wie ſchnell er ſei: „wie die Schnecke am

Zaun", Auerhahn: „wie ein abgeschossener Pfeil", Fitzliputzli: „wie der Flug des schnellsten Vogels", Astaroth: „wie der Sturmwind, und er rase brausend einher durch die Lüfte". Für Faustens Wünsche sind die Abgesandten Pluto's nicht schnell genug. Er fragt Astaroth, ob es denn keine schnelleren Geister gebe, und dieser erwidert, doch, einen, das sei Mephostophiles. Ihn bringen könne er nicht, Faust müsse ihn rufen, denn er sei ein mächtiger Geist, einer der Ersten der Hölle. Astaroth verschwindet, wie seine Genossen, unter Sturmgeheul. Faust beschwört nun mit starker Stimme und seltsam klingender Zauberformel den Mephostophiles, ein Feuerstrahl dringt aus dem Boden, starker Donner. Mephostophiles erscheint — im Gegensatze zu den übrigen Geistern — in menschlicher Gestalt und ganz rother Kleidung.

Neunte Scene. Faust wundert sich darüber, daß ein Höllengeist in menschlicher Gestalt erscheine. Mephostophiles erklärt, er könne das, weil er ein großer Fürst der Hölle sei. Auf die Frage, wie schnell er sei, antwortet er: „so geschwind wie der Menschen Gedanken". Erfreut über diese Antwort, will Faust gleich einen Pakt mit ihm schließen, allein Mephostophiles lehnt das ab; er müsse zuvor Pluto befragen, werde aber um Mitternacht wiederkommen. Faust brauche um diese Zeit seiner nur zu gedenken, dann sei er gleich zur Stelle. Faust fühlt sich ermattet von der Citation und will etwas ausruhen, um Nachts sein Vorhaben vollends auszuführen. Ab.

Zehnte Scene. Unterdeß tritt Hans Wurst herein, guter Dinge, denn er hat gegessen und getrunken. Verwundert betrachtet er die Anstalten, die er am Boden gewahrt, den Kreis und das Buch. Er tritt in den Kreis und fängt an, in dem Buche zu buchstabiren. Wie er das Wort „Perlicke" spricht, erscheint eine Menge von Teufeln um den Kreis, die auf das Wort „Perlacke" wieder verschwinden. Hans Wurst merkt anfangs nicht, daß die Worte einen Zauber ausüben. Die Teufel necken ihn, er kommt hinter die Sache und treibt nun seinerseits mit den Teufeln sein Spiel. Er schlägt die geängsteten Höllengeister mit seiner Pritsche, fortwährend die ominösen Worte aussprechend, bis endlich unter Blitz und Donner, Geschrei und Prügelei der Vorhang fällt.

Der zweite Akt zeigt uns Fauſt's Studirzimmer wie vorhin.

Erſte Scene. Es iſt bald Mitternacht, und Fauſt erwartet ſehnlichſt den Mephoſtophiles. Da laſſen ſich unſichtbare Stimmen vernehmen, die wie Lockrufe tönen. Auf ſein Gebot nennen die Geiſter ſich; der Stolz, die Habſucht, der Neid, die Schlemmerei, der Zorn, die Faulheit entbieten Fauſt ihre Dienſte. Er aber weiſt ſie verächtlich zurück, weil er nach Höherem ſtrebe. Es ſchlägt Mitternacht.

Zweite Scene. Mephoſtophiles, noch hinter der Scene, fragt an, in welcher Geſtalt ihn Fauſt zu ſehen wünſche; dieſer erwidert, in menſchlicher, wie zuvor, und Mephoſtophiles tritt ein. Der Pakt wird abgeſchloſſen. Fauſt nennt ſeine Bedingungen. Mephoſtophiles ſolle ihm vierundzwanzig Jahre dienen, es ſolle ihm während dieſer Zeit nie an Geld fehlen, jede Luſtbarkeit der Welt ihm zur Verfügung ſtehen und alle verborgenen Künſte und Wiſſenſchaften ihm kund ſein. Weiter ſolle Mephoſtophiles ihm alle Fragen, ſie mögen geiſtlich oder weltlich ſein, wahr und treu beantworten, ihm beſtändige Jugendkraft verleihen und ihn auf ſeinem Mantel ſtets dahin bringen, wohin er wünſche. Mephoſtophiles müſſe ihn vor jeder Gefahr warnen; kein Unfall dürfe ihn treffen, und die ausbedungenen vierundzwanzig Jahre müſſe er in voller Geſundheit dahin leben. Mephoſtophiles erklärt, er wolle alles gewähren, wenn Fauſt auf ſeine Bedingungen eingehe, wenn er während der ausbedungenen Zeit ſich nie vermählen, wenn er ſich nicht mehr kämmen und waſchen noch die Nägel beſchneiden und er keine Kirche mehr beſuchen wolle. Die Augen der Menſchen werde er ſo verblenden, daß niemand von der Erfüllung der Bedingungen etwas merken ſolle. Fauſt iſt es zufrieden. Nun nennt Mephoſtophiles den letzten Punkt, daß Fauſt nach Ablauf der Friſt mit Leib und Seele ihm gehören und dem plutoniſchen Reiche verfallen ſein ſolle. Fauſt bedenkt ſich, ſeinen Leib will er verpfänden, aber ſeine Seele nicht. Als Mephoſtophiles jedoch die Bedingung für unerläßlich erklärt, willigt er ein, bei ſich ſelbſt den Vorbehalt machend, daß er den Schritt bereits halb gethan habe, und er als kluger Mann ſich mit der Zeit ſchon losreißen werde. Mephoſtophiles verlangt Blut zum Unterzeichnen, er bläſt auf die Hand, die Fauſt hinhält, und

es erſcheinen auf der Fläche derſelben zwei große Blutstropfen, die ſich zu zwei Buchſtaben formen, einem großen H und F. Fauſt zögert, er erkennt in dieſen zwei Buchſtaben den Spruch: Homo fuge — Menſch fliehe! Auf das Zureden des Geiſtes unterzeichnet er die Schrift. Nochmals läßt die Stimme des guten Genius ſich vernehmen, und diesmal ſcheint Fauſt ihrem Einfluſſe nachgeben zu wollen. Schon zittert Mephoſtophiles — da faßt Fauſt einen raſchen Entſchluß, er erklärt dem Abgeſandten Pluto's ſeine Bereitwilligkeit, dieſer winkt, und es kommt ein Rabe geflogen, der mit dem Schnabel den Contract von dem Tiſch nimmt und damit fortfliegt. Mephoſtophiles ſtellt ſich dem Gewonnenen zur Verfügung. In Parma halte der Herzog ein prächtiges Beilager, noch heute könne Fauſt bei dem glänzenden Feſte ſein. Fauſt geht auf die Idee ein: Mephoſtophiles ſolle ihm folgen und ihm ſeinen Bedienten mitbringen, dieſem aber verbieten, den Namen ſeines Herrn zu nennen.

Dritte Scene. Mephoſtophiles lacht dem abgehenden Fauſt höhniſch nach. Endlich ſei Fauſt ſein, endlich der große Sieg über alle andern Teufel gewonnen!

Vierte Scene. Der anbrechende Morgen führt Hans Wurſt herbei, der nach ſeinem Herrn ſehen will. „Was Teuxel, wo ſteckt denn heute Morgen mein Herr Fäuſtling?“ Er iſt höchlich verwundert, ſtatt deſſen Mephoſtophiles zu treffen, mit dem er ein drolliges Geſpräch beginnt. Im Verlaufe desſelben erfährt er, daß ſein Herr in Parma ſei, wo es hoch hergehe. Auf die verwunderte Frage, wie das denn möglich ſei, erwidert Mephoſtophiles, das habe er alles durch ſeine Kunſt zu Wege gebracht, was Hans Wurſt nicht recht glauben will. Er läßt ſich nun mit dem Fremden auf einen Räthſel-Wettkampf ein, in dem er ſich ſeinem Gegner überlegen erweiſt. Die Erklärung, daß dieſer der Teufel ſei, ficht ihn nicht ſonderlich an. „Der Teufel“ — „Pfui Teufel! (ſpuckt aus) Das wäre ja der Teufel.“ Auf eine Wette um ſeine Seele will er ſich nicht einlaſſen, da ſetzt er lieber ſechs Batzen ein. Zu ſeinem Herrn nach Parma möchte er indeß hin. Aber dem Teufel etwas verſchreiben — das iſt ein ganz eigenthümliches Ding. Verſprechen, ja: es ſind ja keine Zeugen da, zudem läßt ein Ver-

ſprechen ſich auch wieder ableugnen. So werden ſie denn Handels einig, und Mephoſtophiles entfernt ſich, mit dem Verſprechen, ſeinem neuen Genoſſen ein Reitpferd zu ſchicken.

Fünfte Scene. Dieſes erſcheint in Geſtalt eines Drachen. Unter poſſierlichen Gloſſen beſteigt Hans Wurſt denſelben, das Thier erhebt ſich in die Luft, hinten und vorne Feuer ſpeiend, und Hans Wurſt fährt davon.

Der dritte Akt zeigt als Schauplatz den Garten des Herzogs von Parma.

Erſte Scene. Der Herzog iſt dem Geräuſche des Hoffeſtes entflohen, um, berauſcht von ſeinem jungen Liebesglück, in ſeinem Garten Erholung zu ſuchen. Er ſetzt ſich auf eine Ruhebank.

Zweite Scene. Man hört Hans Wurſt in der Luft ſchreien, er kommt von oben heruntergeſtürzt, während der Drache davon fliegt. Hans Wurſt macht in ſeiner Art Bekanntſchaft mit dem Herzog, der an dem drolligen Burſchen Gefallen findet. Hans Wurſt beſchreibt in launiger Weiſe ſeinen Herrn und Mephoſtophiles. Des Verſprechens eingedenk, keinen Namen zu nennen, deutet er durch die geballte Fauſt an, wie ſein Herr heiße. Der Herzog iſt erfreut, den berühmten Gelehrten an ſeinem Hofe zu wiſſen, und geht in ſeiner frohen Laune auf die etwas plumpen Scherze ein, die Hans Wurſt ſich mit ihm erlaubt. Dieſer, als er es zuletzt etwas gar zu bunt treibt, läuft davon.

Dritte Scene. Oreſt, ein Hofmann, erſcheint, um den Herzog abzuberufen. Der Herzog fragt nach Fauſt und hört, daß dieſer mit ſeiner Gemahlin ſich unterhalte. Noch vor der Tafel ſoll Fauſt ſeine Künſte zeigen. Herzog und Oreſt ab.

Vierte Scene. Fauſt im Geſpräche mit der Herzogin. Die Herzogin freut ſich, in ihm einen ſo großen Meiſter der Magie zu begrüßen. Der Herzog werde häufig von Schwermuth und Traurigkeit heimgeſucht, vielleicht ſei Fauſt im Stande, ihm ſeine vorige Fröhlichkeit wiederzuverleihen. Jedenfalls lade ſie ihn zur Tafel ein, wo ſie das Nähere verabreden könnten.

Fünfte Scene. Herzog und Oreſt geſellen ſich zu den Vorigen. Im Herzog regt ſich das Gefühl der Eiferſucht, als er

Fauſt allein bei der Herzogin gewahrt. Etwas pikirt, redet er Fauſt mit ſeinem Namen an und meint, als dieſer darüber ſein Erſtaunen ausdrückt, ſpöttiſch, der Name eines ſo berühmten Mannes müſſe ja jedem bekannt ſein. Fauſt erbietet ſich nun zu Proben ſeiner Kunſt und beſchwört folgende Geiſterbilder herauf:

1) Goliath und David. 2) Salomon, der in ſeiner Pracht auf ſeinem Throne ſitzend erſcheint. 3) Delila mit der Scheere in der Hand, Simſon zu ihren Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. 4) Judith mit dem Haupte des Holofernes, im Hintergrunde das aſſyriſche Lager.

Der Unmuth des Herzogs hat ſich während der Darſtellung gelegt, er erbietet Fauſt Gaſtfreundſchaft, ſo lang es dieſem beliebe, und ladet ihn gleichfalls zur Tafel ein.

Sechſte Scene. Fauſt will dem voranſchreitenden Herrſcherpaar folgen, da tritt Mephoſtophiles ihm entgegen, ihn beſchwörend, nicht zur Tafel zu gehen, der Herzog habe in ſeiner eiferſüchtigen Laune beſchloſſen, ihm bei Tiſche einen Giftbecher reichen zu laſſen. Da die Geiſtlichkeit an der Tafel ſei, habe er dort nicht Gewalt, die Schandthat zu verhüten. Durch Mephoſtophiles erfährt Fauſt, daß Hans Wurſt dem Herzoge ſeinen Namen verrathen habe. Zur Strafe, ſo ordnet Fauſt an, ſolle dieſer nach ſeinem Weggange noch eine Zeit lang am Hofe bleiben. Später möge Mephoſtophiles ihn nach Wittenberg ſchaffen, wo er ihn aus ſeinem Dienſte entlaſſen werde. Mephoſtophiles verſpricht, dieſes zu thun, und beide entfernen ſich.

Siebente Scene. Hans Wurſt kommt jammernd wegen der plötzlichen Abreiſe ſeines Herrn, der durch die Luft davon geflogen ſei und ihn zurückgelaſſen habe. Nun werde der Herzog ihm ſchon ſeinen Lohn für die geſpielten Streiche geben. „Ach wenn der Stoffelfuß (Mephoſtophiles) nur da wäre, der goldene, ſilberne, bleierne, hölzerne Stoffelfuß!“ Oder wenn er ſelbſt nur in Wittenberg wäre: gleich würde er allem Zauberkram entſagen und ſich zu der erledigten Stelle des Nachtwächters melden.

Achte Scene. Der Geiſt Auerhahn erſcheint und nennt Hans Wurſt bei ſeinem Namen. Dieſer überhäuft den rauhaarigen Geiſt mit Liebkoſungen, wird aber etwas enttäuſcht, als er vernimmt,

daß er zur Strafe für seine Schwatzhaftigkeit aus Faustens Dienst entlassen sei. Auerhahn fordert Verschreibung seiner Seele, dann wolle er ihn nach Wittenberg bringen. Darauf will aber der pfiffige Tölpel sich nicht einlassen, er hält den Teufel wieder mit Versprechungen hin, und dieser nimmt ihn noch gerade frühe genug auf seinen Rücken, um ihn den Spießen der Trabanten zu entziehen, die vom Herzoge zu seiner Festnahme abgeschickt worden sind.

Der vierte Akt führt uns zurück nach Wittenberg.

Erste Scene. Faust mit den Studenten. Prächtiger Saal in Faust's Wohnung. An einer reich besetzten Tafel bankettirt Faust mit Studenten. Diener warten auf unter Anordnung Wagner's.

Die Studenten sind in heiterer Weinlaune und feiern Faust als den größten Gelehrten des Jahrhunderts. Dieser winkt, und es erscheinen junge Mädchen mit Blumengewinden und führen einen Tanz auf, dann verschwinden sie. Die Ausgelassenheit steigt. Ein vor einem Studenten stehender wilder Schweinskopf speit Feuer aus und verschwindet. Gebratenes Geflügel fliegt davon, Flaschen und Gläser tanzen nach dem Takte der Musik. Aus einer großen Pastete kommen Affen hervor, die Tafel versinkt schließlich unter Flammen. Die Gäste lachen unmäßig, jauchzen und schreien: Hoch lebe unser Zauberer Faust, Runda, hoch! Faust entbietet seine Gäste in den Nebensaal zu Tanz und Spiel. Jubelnd folgen diese dem voranschreitenden Wagner. Faust bleibt allein zurück. Ihn ekelt die wilde Lust an, wie das ganze Leben, das er seither geführt. Es sind gerade zwölf Jahre, daß er den Contract unterzeichnet hat. Er will umkehren. Noch bleiben ihm zwölf Jahre, er will sich den Klauen des Teufels zu entwinden suchen, um seine verscherzte Seligkeit wiederzugewinnen.

Zweite Scene. Zu dem in reumüthige Gedanken Versunkenen tritt Mephostophiles. Die Studenten im Nebensaale wünschen Faust's Gesellschaft. Ihm aber steht der Sinn nicht nach lauter Festfreude. Er fragt seinen unheimlichen Begleiter, sich auf seinen Contract berufend, nach dem Schicksale der Seeligen und der Verdammten. „Ist denn die himmlische Freude wirklich so groß, wie sie uns geschildert wird?“ Der an den Vertrag gebundene

Teufel muß antworten. Die Freude iſt ſo groß, daß niemand ſie zu faſſen vermag.

Fauſt: Mephoſtophiles, wenn Du ein Menſch wäreſt wie ich, was würdeſt Du thun, um ein Kind der Seligkeit zu werden?

Meph.: Wenn dieſes noch möglich wäre, ſiehe, mein Fauſt! wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel reichte und ſtatt der Sproſſen wären tauſend und aber tauſend Scheermeſſer und Schwerter, daß ich bei jedem Schritt in kleine Stücke zerſchnitten würde, ſo würde ich doch trachten, den oberſten Gipfel zu erreichen, um eine Minute dieſe himmliſche Seligkeit zu genießen.

Aus den Qualen der Hölle gibt es keine Rettung, das klingt dem armen Fauſt wie ein Todesurtheil. Er dringt weiter in Mephoſtophiles mit ſeinen Fragen, aber dieſer weigert Antwort und entwindet ſich ihm.

Dritte Scene. Zum letzten Male regt es ſich in Fauſt zum Beſſern, er ſinkt in die Kniee und verſucht zu beten.

Vierte Scene. Mephoſtophiles kehrt zurück und ſucht ihn von ſeinem Beginnen abzubringen, erſt mit Hohn, dann mit Verſprechungen. Fauſt wendet ſich von ihm ab. Mephoſtophiles entfernt ſich, um ſein letztes Mittel aufzubieten.

Fünfte Scene. Zu dem jetzt in brünſtigem Gebet Verſunkenen tritt der Fürſt der Hölle, die verſchleierte Helena mit ſich führend. Vergebens ſucht er Fauſt's Andacht zu ſtören, dieſer bleibt feſt und weiſt den Verſucher zurück. „Erhebe Dich, ſieh ſie an, überzeuge Dich, wie ſchön ſie iſt!" — Fauſt ſieht ſich um. Da reißt Mephoſtophiles den Schleier zurück, und die trojaniſche Helena erſcheint in dem ganzen Glanze ihrer ſtrahlenden Schönheit. „Sie will Dich lieben, will Dein Eigen ſein!" Fauſt iſt ſeiner nicht mehr mächtig, er ſtürzt in die ausgebreiteten Arme des verführeriſchen Weibes, das ihn mit ſich fortzieht, während Mephoſtophiles ein gellendes Hohngelächter anſchlägt.

Sechſte Scene. Fauſt kehrt in wilder Verzweiflung zurück. Helena war ein Scheingebilde; wie er das ſchöne Weib umarmen wollte, verwandelte es ſich in eine Furie, die ihm an einem Spiegel alle ſeine Sünden zeigte und dann unter häßlichem Lachen verſchwand. Empört will Fauſt ſich gegen ſeinen hölliſchen Gefährten

auflehnen, dieſer aber hat nur kaltes Hohnlachen für ihn. „Elender Thor, Deine Zeit iſt aus, meine Dienſtjahre haben ein Ende.“ — „Ein Ende? Heute Nacht iſt erſt die Hälfte der vierundzwanzig Jahre vergangen, wo ich mit Dir einen Bund einging.“ — „Rechne nur die Nächte dazu, und Du wirſt einſehen, daß unſer Contract zu Ende geht. Wenn der Bauer ſich einen Knecht dingt, ſo verſpricht derſelbe, nur am Tage zu arbeiten. Du aber haſt uns Teufel bei Tag und bei Nacht geplagt, und ſo ſind aus zwölf Jahren vierundzwanzig geworden!“ — Gegen dieſe hölliſche Logik vermag Fauſt nicht aufzukommen, er ſinkt verzweifelnd auf einen Stuhl, während Mephoſtophiles verſchwindet.

Siebente Scene. Fauſt verwünſcht den Tag, der ihn geboren, und flucht der Zauberkunſt, die ihn unrettbar dem ewigen Leben entfremdet hat. Seiner Sinne kaum noch mächtig, ſtürzt er dem eintretenden Wagner entgegen, dieſen beſchwörend, von der Zauberkunſt abzulaſſen. Wagner ahnt das Schreckliche und eilt dem Entfliehenden nach, um das Letzte zu ſeiner Rettung zu verſuchen.

Verwandlung.

Achte Scene. Straße. Nacht. Von Gewiſſensbiſſen gepeinigt eilt Fauſt durch die Nacht. Er kommt vom Friedhofe, aber auch dort hat er keine Ruhe finden können. Es ſchlägt neun Uhr.

Neunte Scene. Hans Wurſt tritt als Nachtwächter auf und zieht, ſein Stundenliedchen ſingend, vorüber. Eine dumpfe Stimme: Fauſte! — Ha! welche Stimme! Fauſte, praepara te! Fauſt in Verzweiflung ab.

Zehnte Scene. Hans Wurſt betritt ſingend die Bühne, er parodirt ſein Stundenlied, tanzt und ſtolpert über Auerhahn, der vor ihm gekommen iſt und ſich geduckt hat. Der Geiſt ſucht Hans Wurſt zu foppen, wird aber ſchließlich von dem luſtigen Nachtwächter erwiſcht, der ihm mit ſeiner Laterne ins Geſicht leuchtet. Auerhahn beanſprucht die Seele Hans Wurſt's, dieſer aber iſt bald mit ihm fertig: „Erſtens hat Fauſt dem Stoffelfuß geboten, mich wieder zurückbringen zu laſſen, zweitens haben wir nichts Schriftliches abgemacht, drittens darf der Teufel keinen Nachtwächter holen“,

und so fort bis ins Unerschöpfliche. Durch das alte Zauberwort „Perlacke“ schafft Hans Wurst sich den Unhold vom Halse, singt sein Lied, bläst seine Stunde ab und geht seines Wegs.

Elfte Scene. Es schlägt 10 Uhr. Faust tritt auf. Stimme: Fauste, accusatus es! Faust sinkt in die Kniee. Pause. Leiser Donner.*) Hans Wurst meldet hinter der Scene das Nahen der elften Stunde. Es schlägt. Fauste, judicatus es! Faust verharrt immer noch knieend. Er weiß, sein Urtheil ist gesprochen, der Stab über ihn gebrochen. Hans Wurst tritt auf und singt das Stundenlied auf 11 Uhr. Er erkennt seinen früheren Herrn und geht nicht zum säuberlichsten mit ihm um, er erinnert ihn an den rückständigen Lohn und hält ihm sein ganzes Sündenregister vor. Wie Faust die wohl halb ernst gemeinten, und doch in so launiger Weise vorgebrachten Worte hört, durchblitzt ihn ein letzter verzweifelter Rettungsgedanke. Vielleicht kann er sich durch diesen Narren, der ja auch mit dem Geist Auerhahn fertig geworden, vom Teufel losreißen. Er schlägt ihm einen Kleidertausch vor. Allein Hans Wurst will nichts davon wissen. „Nein, Herr Fäusterle, das geht nicht, lieber schenke ich Euch die Schuld, da könnt' der Teufel leicht den Unrechten erwischen. Ich will Euch einen guten Rath geben. Wenn Ihr mal wieder auf die Welt kommt, so fangt mit dem Teufel keine Schmeißerei an und seid klüger. Nun lebt wohl, Meister Faust!“ Diese treumüthig einfältigen Worte sind die letzten irdischen, die Faust vernimmt. Die Stimme von oben erschallt: Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es! und während Faust auf die Kniee sinkt und seiner Verzweiflung Ausdruck verleiht, fängt es an zu donnern und zu blitzen, Mephostophiles erscheint, und die Bühne verwandelt sich zur

letzten Scene. Schaurige Felsklüfte, im Hintergrunde eine flammende Höhle. Von allen Seiten stürzen Furien hervor. Faust will fliehen, Mephostophiles ergreift ihn und schleudert ihn den Furien entgegen, welche den Faust nach dem Hintergrunde treiben, wo er sich schließlich in die Hölle stürzt.

*) Hier ist in dem Manuscripte eine Lücke.

Daß in dieſer oder einer dieſer ſehr ähnlichen Geſtalt das Volksſchauſpiel Johann Fauſt in Deutſchland frühe ſchon von wandernden Schauſpielern gegeben worden iſt, wird uns durch urkundliche Nachricht verbürgt. Selbſtverſtändlich iſt, daß frühzeitig mit dem Schauſpiele mannigfache Veränderungen vorgenommen, Erweiterungen eingefügt, Auslaſſungen gemacht und je nach Zeit und Ort Ueberarbeitungen vorgenommen wurden. Eine merkwürdige Nachricht über eine Faſſung iſt uns in dem Tagebuche eines Danziger Rathsherrn, Georg Schröder, aus dem Jahre 1669 erhalten, das älteſte aller auf uns gekommenen Zeugniſſe. Die betreffende Stelle iſt überſchrieben »Commedia vom D. Fausto« und lautet:

Zuerſt kompt Pluto herfür auß der hellen und rufft einen Teüffel nach dem andern, den Tobackteüffel, auch u. a. den klugheit teuffel und giebt ihnen order, daß ſie nach aller möglichkeit die Leüte betrügen ſollen. Hierauf begibt es ſich, daß D. Faustus mit gemeiner Wiſſenſchaft nicht befriedigt ſich umb magiſche Bücher bewirbet und die Teüffel zu ſeinem Dienſt beſchwöret, Worbey er ihre geſchwindigkeit exploriret, und den geſchwindeſten er Wehlen Wil. iſt ihm nicht genug, das ſie ſo geſchwinde ſein Wie die Hirſche, wie die Wolken, Wie der Wind ſondern er Wil einen, der ſo geſchwinde; Wie des menſchen ſeine Gedanken, Und nachdem für einen ſolchen ſich der klüge Teuffel angeben, Wil er das er ihm 24 Jahre dienen ſolle, ſo wolle er ſich ihm ergeben, Welches der klüge Teuffel für ſeinen Kopf nicht thun will, ſondern es an den Plutonem nimt, auf deſſen guttbefinden ergibt ſich der kluge Teuffel in Bündnüß mit D. Fausto, der ſich ihm auch mit blutt verſchreibet. Hierauff wil ein Einſiedler den Faustum abmahnen, aber vergeblich, den Fausto gerathen alle beſchwerunge wol, er Leſt ihm Carolum Magnum, die ſchöne Helenam Zeigen, mit der er ſein Vergnügen hat. Enndlich aber wachet bei ihm das gewiſſen auff, und Zehlet er alle ſtunde biß die glok Zwölffe, da redet er ſeinen Diener an und mahnet ihn ab von der Zauberey. Bald kompt Pluto und ſchicket ſeine Teuffel das ſie D. Faust holen ſollen, Welches auch geſchiehet und werffen ſie ihn in die Höhe, und Zerreiſen ihn gar, auch wird präſentiret Wie er gemartert wird in der Höllen, da er bald auf

und nieder gezogen Wird, und diſe Worte auß Feürwerck geſehen werden Accusatus est, judicatus est, Condemnatus est.

Wir ſehen, wir haben in allen ſeinen Grundzügen das mitgetheilte Schauſpiel vor uns: das Vorſpiel, den erſten Akt mit der erſten Teufelserſcheinung, den zweiten mit dem Abſchluſſe des Paktes, den dritten mit den Geiſterbeſchwörungen und den vierten mit der Kataſtrophe. Es ſind das jedenfalls die weſentlichen Beſtandtheile des urſprünglichen Volksſchauſpieles. Ob indeß die mitgetheilte Tagebuchſtelle ſich auf eine wirkliche Aufführung des letztern bezieht, muß fraglich bleiben; nicht unerhebliche Gründe ſprechen dafür, daß Rathsherr Schröder, der allerdings mehrfach Aufzeichnungen über Schauſpielvorſtellungen hinterlaſſen hat, mit obigen Worten nur den Auszug aus einem Schauſpiele gibt, das er geleſen hatte. In dieſem Falle können wir jedoch für das Jahr 1669 ein deutſches Schauſpiel „Dr. Fauſt" conſtatiren, das nicht eine Ueberſetzung des Marloweſchen und, wenn gedruckt, aller Wahrſcheinlichkeit nach zu Bühnenzwecken herausgegeben worden war.

Von einer thatſächlichen Aufführung des Fauſtſchauſpieles während des 17. Jahrhunderts wird aus Bremen berichtet. Dort ſpielten, wahrſcheinlich um das Jahr 1670, in dem Hauſe eines Kapitäns Nielſen auf der langen Straße ſächſiſche hochdeutſche Komödianten und gaben u. a. „eine weltberufene, wahrhaftige und ſchauwürdige Materie, genannt der verrathene Verräther, oder der durch Hochmuth geſtürzte Wallenſtein, Herzog von Friedland". Ein anderes, komiſch ſein ſollendes Stück wird mit dem Schlußwort „Jeder ſage es dem andern" folgendermaßen empfohlen: „Das Leben und der Tod des großen Erzzauberers Dr. Johannes Fauſt mit Vortrefflichkeit und Pickelhäringsluſtigkeit vom Anfang bis zum Ende."

Hier haben wir alſo auch bereits die Hanswurſt-Intermezzi, über die uns Rathsherr Schröder nichts aufgezeichnet hat.*) Nach der Ankündigung muß der letzte Akt beſonders reich ausgeſtattet geweſen ſein. Fauſt hält ein Banket, wobei das Schaueſſen in allerlei

*) Mit dem Diener iſt bei ihm jedenfalls der Famulus Wagner gemeint, der ja auch in der von uns ſkizzirten Faſſung des Schauſpiels (Akt 4, Scene 7) von Fauſt, als bei dieſem das Gewiſſen erwacht, von der Zauberei abgemahnt wird.

wunderliche Figuren verwandelt wird, aus einer Paſtete kommen Menſchen, Hunde, Katzen und andere Thiere und fliegen durch die Luft u. ſ. w., ganz wie früher mitgetheilt.

Zeugniſſe über das Vorhandenſein des Schauſpieles „Fauſt“ im 17. Jahrhundert ſind mehrfach vorhanden, das intereſſanteſte jedenfalls im „Simplicisſimus“ an einer Stelle, die nach der Keller'ſchen Ausgabe lautet:

„Was agiret, ſpilet und ſihet man doch lieber als die Hiſtoriam des verruchten Ertz-Zauberers, Doct. Johannis Fausti, darum, daß ein Hauffen Teuffel darinnen allezeit eingeführet, und in allerhand abſcheulichen Gebärden vorgeſtellet werden. Da doch bekant, wie ſchon ſo manches mal bey ſolchen teuffliſchen Masqueradetänzen und Fauſt-Comödien ſich aus Verhängnüs Gottes auch rechte Teuffel unter denen ſo verſtellten mit eingefunden, und man nicht gewußt, wo dieſer Vierte, oder Siebende oder Zwölffte (wie in verſchiedenen Begebenheiten geſchehen, daß einer zuviel geweſen) hergekommen?“

Unter den Nachrichten aus dem 18. Jahrhundert iſt bemerkenswerth ein Epigramm des Gottlieb Siegmund Corvinus (Amaranthus) aus dem Jahre 1710, überſchrieben: „Warum allzeit ſo wenig Frauenzimmer in Fauſtens Comödie gehet.“

Wie kömmts doch, fraget ihr,
Warum das Frauenzimmer hier,
So oft man ſieht von Fauſten ſpielen,
Nicht wie ſie ſonſten thun, in die Comödie gehn?
Mein, könnt ihr Dieſes nicht verſtehn,
Woraus ihr Abſcheu pflegt zu zielen?
Sie möchten (fürchten ſie) durch Fauſtens Zauberſachen
Wie der auch ebenfalls die Hörner lernen machen.

Die Scene, auf die hier angeſpielt wird, findet ſich in einer Anzahl von ſpäteren Puppenſpielen erhalten: Fauſt zaubert einem vorlauten Junker am Hofe zu Parma Hörner auf den Kopf. Der Zug ſcheint demnach zu den ältern zu gehören.

Im 18. Jahrhundert gaben die deutſchen Wandertruppen den Fauſt vielfach, meiſt aber in der Geſtalt eines großen Zauber- und Spektakelſtücks. So hat ſich eine Ankündigung aus Wien erhalten, wahrſcheinlich aus dem Jahre 1730, nach welcher zum erſten Male

der „nach teutſcher Comoedien-, Engelländiſcher Pantomimien- und Italieniſcher Muſic-Art" eingerichtete D. Faust am 9. Junii in „dem von Ihrer Röm. Kaiſerl. und Königlichen Cathol. Majeſtät privilegirten Theatro bei dem Kärntner Thor" aufgeführt werden ſollte — alſo eine Miſchung von Schauſpiel, Oper und Ballet.

Ein Zettel der Neuber'ſchen Truppe, der ſich in der Sammlung von Theaterzetteln auf der Stadtbibliothek zu Hamburg befindet, kündigt für den 7. Juli 1738 im Opernhauſe am Gänſemarkte an: „Das ruchloſe Leben und erſchreckliche Ende des Weltbekannten Ertz-Zauberers D. Johann Fauſt". Aus den dem Zettel beigefügten Bemerkungen iſt zu erſehen, daß das Vorſpiel mit zur Aufführung kam. Als ſehenswerthe Scenerie wird nämlich angegeben: Ein großer Vorhof an des Pluto unterirrdiſchem Pallaſte an den Flüſſen Lethe und Acheron. Auf dem Fluſſe kömmt Charon in ſeinem Schiffe gefahren, und zu ihm Pluto auf einem feurigen Drachen, welchem ſeine ganze unterirrdiſche Hofſtatt und Geiſter folgen.

Für Frankfurt kündigt ein Zettel der Wallerotti'ſchen Geſellſchaft aus dem Jahre 1742 eine Fauſtkomödie folgendermaßen an

Mit gnädigſter Bewilligung eines Hoch-Edlen und Hoch-Weiſen Magiſtrats werden die Allhier ſubſiſtirende Hoch-Teutſche Comödianten heute Dienſtags Eine extra-ordinär intrigante, vollkommene moraliſche Haupt-Action vorſtellen Betitult:

Ex doctrina interitus,

die unglückſelige Gelehrſamkeit, dargeſtellt in dem ruchloſen und erſchröcklichen Tod des Welt beruffenen Ertz-Zauberers

D. Joannis Fausti.

Mit Hans Wurſt einem von den Geiſtern geplagten Wandersmann, unglückſeligen Diener und einfältigen Nachtwächter.

Aus dem gleichen Jahre iſt ein Zettel derſelben Geſellſchaft mit der Ankündigung einer Fortſetzung der Fauſtkomödie erhalten, betitelt: Das Laſterhafte Leben, und unglückſelige, ja Schröckensvolle Ende Johannis Christophori Wagners, Geweſenen Famuli, und Nachfolgers in der Zauberkunſt des Fausti. Mit Hans-Wurſt, einem unglückſeligen Reiſegefährten des Wagners, und von unterſchiedlichen Geſpenſtern bedienten Diener.

Ein Frankfurter Theaterzettel aus dem Jahre 1767, welcher eine im October von dem Schauſpieldirector Joſeph Felix von Kurz (Bernardon) veranſtaltete Fauſtaufführung ankündigt, lautet:

Mit gnädigſter Bewilligung eines Hochedeln und Hochweiſen Magiſtrats der Kayſerl. Wahl- Freien Reichs- und Handel-Stadt Frankfurt wird heute unter der Direction des Herrn Joſephs von Kurtz als Entrepreneur Die neu-erbaute Schaubühne eröfnet, und auf derſelben aufführen: Eine zwar uralte, weltbekannte, auch zum öftern vorgeſtellte, und auf verſchiedene Art ſchon geſehene Große Maſchinen-Comödie. Welche aber von uns heute auf ſolche Art ſoll aufgeführt werden, daß es ſolchergeſtalten wohl ſchwerlich von andern Geſellſchaften wird ſeyn geſehen worden; Genannt:

In doctrina interitus

Oder:

Das laſtervolle Leben, und erſchröckliche Ende des Welt-berühmten und jedermänniglich bekannten Erzzauberers

Doctoris Joannis Fausti

Professoris Theologie Wittenbergensis.

Nach dem Sinnſpruch:

Multi de stygia sine fronte palude jocantur
Sed vereor fiat, ne jocus iste focus.

Das iſt:

Viel pflegen von der Höll nur ein Geſpött zu machen
Bis ſich in Weinen kehrt ihr boshaft freches Lachen.

Mit Crispin Einem Excludirten Studenten-Famulo, von Geiſtern übel vexirter Reiſender, geplagten Kameraden des Mephistopheles, unglücklichen Luftfahrer, lächerlichen Bezahler ſeiner Schuldner, natürlichen Hexenmeiſter und närriſchen Nachtwächter.

Dieſer Zettel bietet mehrfaches Intereſſe dar.

Bekannt iſt zunächſt, wie er bei dem Prediger-Miniſterium Anſtoß erregte, weil Fauſt auf ihm als Professor theologiae Wittenbergensis bezeichnet wurde, was eine Verhöhnung des geiſtlichen Lehramtes der „berühmteſten Lutheriſchen Univerſität" involviren ſollte. Kurz wurde auf erhobene Beſchwerde zu einem förmlichen

Widerruf gezwungen, und die Wittenberger theologiſche Facultät bedankte ſich darob bei dem Frankfurter Prediger-Miniſterium.

Sodann findet ſich unter den Specialankündigungen dieſes Zettels unter No. 10 folgende Notiz: „Zeiget einen Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epitaphiis, und Grabinſchriften. Fauſt will die Gebeine ſeines verſtorbenen Vaters aus der Erde graben, und zu ſeiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von deſſen erſcheinendem Geiſt zur Buße vermahnet.“ Es wird hier eine Scene bezeichnet, die unzweifelhaft dem alten Fauſtſchauſpiele angehört hat und aller Wahrſcheinlichkeit auch in die von uns mitgetheilte Geſtalt desſelben eingeſchoben werden muß, da wo das Manuſcript, in der elften Scene des letzten Aktes, eine Lücke aufweiſt. Die Puppenſpiele kennen faſt alle dieſe Scene, die Ueberlieferung des Fiſcher'ſchen Kunſt-Figuren-Theaters gibt ihr den nachfolgenden Inhalt:

Fauſt irrt verzweiflungsvoll auf der Straße umher, hört mit Entſetzen die drohende Stimme, welche ſeine nahe Verdammniß verkündigt und zählt angſtvoll die Glockenſchläge der dahineilenden Stunden. Da durchblitzt plötzlich ein Rettungsſtrahl ſein verzweiflungsvolles Gehirn. Aus ſeinen Zauberbüchern erinnert er ſich, daß das Herz aus dem Leibe eines verſtorbenen edlen, frommen Menſchen ein Talisman ſei, vor dem der Teufel weichen müſſe, ſo ihm ſolches Herz entgegengehalten werde. Fauſt erblickt im Hintergrunde der Bühne, neben der Kapelle am Eingange des Kirchhofs, das Grab ſeines frommen Vaters. Er ſchaudert, aber raſch entſchloſſen ergreift er eine dort liegende Schaufel und will den Leichnam ſeines Vaters ausgraben, um in den Beſitz des Talisman zu gelangen, bevor die nächſte Stunde ſchlägt. Kaum fängt er an zu graben, ſo ſteigt der Geiſt ſeines Vaters empor, welcher den ruchloſen Sohn ermahnt, ſich reuig dem Himmel zuzuwenden, oder er ſei auf ewig verflucht und verdammt. Fauſt taumelt zurück, die Thurmglocke ſchlägt und die drohende Stimme ruft: Fauſt, Du biſt gerichtet!

Daß in der That dieſe Scene in der alten Fauſtkomödie vorkam, beſtätigt F. L. W. Meyer in ſeiner Schröder-Biographie, der (I. Theil, Seite 177) berichtet, wie folgt:

„Ein Auftritt dieſes nie veraltenden Stoffs war der erſchütterndſte, den Schröder ſich denken konnte. Nachdem Fauſt alles erſchöpft hat, um ſich aus den Klauen des Teufels zu retten, oder die Herrſchaft über ihn unwiderruflich zu beſtätigen, giebt die Kabbala ſeiner Verzweiflung ein einziges gräßliches Mittel an, daß er ſeinem, kürzlich vor Gram verſtorbenen Vater das Herz aus dem Leibe reiße. Er ſtürzt ſich in dieſes Schrecken; er ſteht auf dem Kirchhofe, er öffnet das Grab, er iſt im Begriff die empörende That zu vollziehen: da richtet der Leichnam ſich auf, giebt dem unnatürlichen Sohne ſeinen Fluch, und Fauſt ſtürzt beſinnungslos zu Boden."

Beſtrittener iſt, ob eine andere Scene der Puppenſpiele, in welcher Fauſt's Vater auftritt, dem alten Texte angehört. Bei dem Puppenſpieler Dietrich tritt im 2. Akte Fauſt's Vater auf und macht einen Verſuch, den Sohn zu bekehren, wird aber von dieſem in der Aufwallung ermordet. Dieſer Zug iſt kein Zuſatz der Neuzeit, denn aus dem oben gegebenen Berichte des Danziger Rathsherrn G. Schröder iſt zu erſehen, daß in der alten Fauſtkomödie ein Einſiedler vorkam, welcher den Fauſt „vergeblich ermahnte". Die Umwandlung des Einſiedlers in Fauſt's Vater iſt ſpätere Aenderung. Urſprünglich fußt dieſe Scene auf einer Erzählung aus dem Volksbuche, worin es heißt, ein alter frommer Mann habe den Verſuch gemacht, den Fauſt zu bekehren, ſei aber von dieſem übel belohnt worden.

Bei dem Puppenſpieler Fiſcher hat dieſe Scene folgende, von Dietrich's Aufzeichnung abweichende Geſtalt: Mephiſtopheles macht dem Fauſt zur Bedingung, daß, bevor von einer Verbindung mit ihm die Rede ſein könne, Fauſt erſt zwei Todſünden begehen müſſe. Fauſt macht Einwendungen, aber Mephiſtopheles beſteht auf ſeiner Forderung und verlangt das Leben von Fauſt's Vater und Mutter zum Opfer. Fauſt ſchwankt, aber Mephiſtopheles weiß alle Bedenken zu beſchwichtigen. Der alte Fauſt tritt auf, Mephiſtopheles ermahnt den Fauſt zu raſcher That und verſchwindet. Der alte Fauſt hält ſeinem Sohne eine Ermahnungsrede, dringt darauf, die böſe Zauberkunſt zu meiden, ein frommes Leben zu beginnen und ſich wieder dem Himmel zuzuwenden. Der verſtockte, trotzige Fauſt

ſtößt ſeinen Vater, als dieſer ihn ſanft ermahnend umarmen will, mit der Hand von ſich. Kaum von der Hand des Sohnes berührt, ſtürzt der alte Mann todt zu Boden. Der erſchrockene Fauſt ruft nach Mephiſtopheles. Dieſer erſcheint hohnlachend und erklärt, daß er ſeinem Verſprechen gemäß heimlich geholfen und ihm den Mord erleichtert, auch während der Zeit Fauſt's Mutter durch Gift beſeitigt habe. Fauſt kann nun nicht mehr zurück, unterſchreibt mit ſeinem Blute den Vertrag und fährt auf ſeinem Mantel ſofort nach Parma zu dem fürſtlichen Beilager, wo er Ehre und Ruhm zu erwerben hofft.

Goethe dürfte aus dieſer Scene, wenn auch nur indirekt, das Motiv zu ſeiner Valentin-Epiſode geſchöpft haben. Ob er ſelbſt das alte Volksſchauſpiel noch auf der Bühne geſehen, mag dahingeſtellt bleiben, Gelegenheit dazu hat er jedenfalls während ſeines Aufenthaltes in Frankfurt gehabt. Zufällig iſt es gewiß nicht, daß er, von der Tradition der Puppenſpiele abweichend, ſeine große Dichtung mit einem Vorſpiele eröffnet, das, wenn es uns auch ſtatt in die Unterwelt in die lichte Region des Himmels führt, doch in mehr als einer Beziehung an die einleitenden Scenen des Volksdramas erinnert. Bis zu der in der Hexenküche ſpielenden Scene folgt überhaupt der erſte Theil der gewaltigen Goethe'ſchen Dichtung ziemlich getreu der alten Ueberlieferung. Fauſt's Monolog hat ſich allerdings zu einer ganzen Scenenfolge erweitert, aber es iſt merkwürdig, wie in dieſer der alte Grundton wiederklingt. Das berühmte „Habe nun, ach" läßt ſich ebenſo wie eine ganze Reihe anderer Stellen direkt auf den Wortlaut des alten Schauſpiels zurückführen. Auch die Handlung ſchließt ſich im Anfange der Goethe'ſchen Dichtung dieſem an; die Störung durch Wagner, das erſte Erſcheinen Mephiſto's in der Geſtalt eines fahrenden Schülers (im Volksſchauſpiel allerdings hinter die Scene verlegt), die Geiſtercitation, der Abſchluß des Paktes erſt bei der zweiten Begegnung mit dem hölliſchen Abgeſandten, das alles ſind altüberlieferte Züge des urſprünglichen Fauſtdramas. Wie die Goethe'ſche Tragödie, ſo zerfällt auch das Volksſchauſpiel in zwei ziemlich ſcharf von einander geſonderte Theile, die Paktſcenen und das Magierleben ſowie das Ende des Adepten; bei der grandioſen, weit über den hergebrachten

Rahmen der Bühne hinausstrebenden Conception Goethe's mußten diese Theile die Gestalt von gesonderten Dichtungen annehmen. Manches in den letzteren, so im zweiten Theile die gesammten Helena-Scenen, würde uns ohne die Erinnerung an das alte Faustdrama gänzlich unverständlich bleiben. An dichterischem Werthe ist natürlich mit dem Inhalte der Goethe'schen Dichtung das alte Volksschauspiel nicht zu vergleichen, und doch überragt es in einem Punkte alle späteren Faustdichtungen, das Goethe'sche Meisterwerk nicht ausgenommen, in der Consequenz und der ursprünglichen Kraft seines tragischen Grundgedankens. Es war kein Zufall, wenn die Vorliebe des deutschen Volkes sich immer wieder dem in dem alten Schauspiele zuerst künstlerisch gemodelten Stoffe zuwandte, und bei dem Wiederaufblühen unserer Literatur derselbe zahllose Bearbeitungen erlebte: man fühlte eben instinctiv, daß er in der alten Bühnengestalt ein Problem in sich berge, wie es größer kein Dichter aufzustellen vermöge.

Nachdem wir so gesehen, daß ein altdeutsches Volksschauspiel vom Doctor Faust wirklich vorhanden und auf der deutschen Bühne heimisch war, und wir die wesentlichsten Züge desselben uns, wenn auch nur in flüchtiger Skizze, vergegenwärtigen konnten, erübrigen nur noch einige Worte über den Ursprung desselben. Die erste uns erhaltene Nachricht über das Volksschauspiel stammt aus dem Jahre 1669. Wahrscheinlich war dasselbe jedoch schon mehr als zwei Menschenalter früher vorhanden. Zu einem Schlusse in dieser Richtung sind wir berechtigt, wenn wir die Quelle in's Auge fassen, aus welcher das Schauspiel erflossen ist. Es ist dies die gereimte Ausgabe des Faustbuches, die „Historia Fausti", die im Jahre 1588 bei Hock in Tübingen erschien. Fast für jeden Zug und jede einzelne Scene des Schauspiels finden wir in diesem Werke ein Vorbild; seine Reimverse haben sich sogar zu gutem Theile in den Alexandrinern erhalten, welche, wie in dem Volksschauspiele, so auch in den Puppenspielen zuweilen die Prosa des Textes unterbrechen. Nun wäre es aber undenkbar, daß bei der ungemeinen Verbreitung, welche diese Unterlage sofort fand, und bei der allgemeinen Beliebtheit, deren sich zur Zeit ihres Erscheinens dramatische Spiele in Deutschland zu erfreuen hatten, eine Bühnenbearbeitung noch Jahr-

zehnte hätte auf ſich warten laſſen ſollen. War doch der populäre Stoff ſchon bis nach England gedrungen und dort von dem dramatiſchen Dichter Marlowe, deſſen „Fauſt" nachweislich ſeine erſte Aufführung am 30. September 1594 erlebte, praktiſch verwerthet worden. Es iſt möglich, wenn bis jetzt auch nicht nachgewieſen, daß das Marlowe'ſche Stück durch engliſche Schauſpieler in Deutſchland zur Aufführung gekommen iſt; das Vorbild für das deutſche Volksſchauſpiel iſt es aber keinesfalls geweſen, denn die weſentlichen Züge des letzteren fehlen ihm gänzlich. Daß beide Stücke manche Aehnlichkeit mit einander aufweiſen, iſt indeß natürlich: ſind ſie doch aus ähnlichen Quellen hervorgegangen. Wie das deutſche Volksſchauſpiel dem gereimten, ſo folgt das Marlowe'ſche Stück dem älteren proſaiſchen Fauſtbuche, das 1587 in Frankfurt bei Spies herausgekommen war.

Mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde der Fauſtſtoff dem Gebiete der Volksdichtung entrückt und in das der Kunſtdichtung verſetzt. Das glänzende Geſtirn, in deſſen Zeichen dieſe damals in Deutſchland ſtand, ſollte auch dem alten Volksſchauſpiele ſich günſtig erweiſen. Aus der beliebteſten dramatiſchen Dichtung der deutſchen Vorzeit wurde die dem Inhalte nach bedeutendſte der Neuzeit, ja eine der gewaltigſten Dichtungen aller Zeiten und aller Völker: was das alte Schauſpiel nur geſtammelt, kündet ſie mit beredtem Worte und in dithyrambiſchem Schwunge, das Problem des Menſchen, das zu dem der Menſchheit ſich ſteigert!

Nach Beendigung des Vortrags wurde von einem der in der Verſammlung anweſenden Genoſſen mitgetheilt, daß das alte Volksſchauſpiel mit allen weſentlichen der mitgetheilten Züge noch in den Dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts in Offenbach durch eine Wandertruppe zur Aufführung gekommen iſt. Mit Feſtſtellung dieſer Thatſache ſchloß der Vorſitzende die Verſammlung.

III. Vorträge und Vorlesungen.

Am 13. Februar, Abends 8 Uhr, fand im Sitzungssaale des Goethehauses der erste Vortragsabend mit Discussion statt.

Herr Professor Ludwig Büchner aus Darmstadt hatte das Referat über ein Thema übernommen, das in neuerer Zeit (nicht zum geringsten durch die Thätigkeit des Genannten) eine allgemeinere Beachtung gefunden hat, und dem namentlich von medicinischer Seite die größte Bereicherung zu Theil geworden ist: die Vererbung sowohl der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften. Die Geschlechter der Menschen stehen zu einander in ewiger Wechselwirkung, jede Generation steht auf den Schultern der vorhergegangenen. Jeder einzelne Mensch müßte ohne Vererbung gleichsam von vorne anfangen. Die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Erblichkeit, die erst in den letzten zwanzig Jahren namhafte Fortschritte gemacht hat, ist allerdings schon alt. Speciell die Vererbung der Krankheiten war in der Medicin von jeher anerkannt; ebenso gilt dieses von der Züchtung der Thiere. Charles Darwin hat die Theorie mit wissenschaftlicher Begründung weiter verfolgt. Schon vor ihm hatten Buzaraingues (1828) und Prosper Lucas (im Jahre 1847), namentlich aber G. Leroy sie eindringend studirt; erstere mehr nach dem Gesichtspunkt der Curiosität, letzterer in seinen hervorragenden „Briefen über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere", welche er, in der Furcht vor den Verfolgungen der Sorbonne, 1764 unter dem Titel eines Nürnberger Physikers erscheinen ließ. Aber diese Anregungen blieben ohne Erfolg. Nur der deutsche Physiologe Burdach, einer der geistvollsten seines Faches, hat bereits Andeutungen, welche die Wichtigkeit der Vererbung anerkennen.

Er betont, daß „die Abkunft größeren Einfluß auf unsern körperlichen und geistigen Charakter habe, als alle äußeren materiellen und psychischen Einwirkungen." Auch die Engländer Nott und Gliddon haben in einem bekannten Werke über die Typen der Menschheit bereits im Jahre 1854 den Gedanken von der maßgebenden Wirkung der Vererbung auf die gesammte menschliche Cultur ausgesprochen. Am Lebhaftesten hat sich von je für die Theorie die Wissenschaft der Medicin interessirt, weil die Vererbung der Krank-

heiten ihr in der auffallendſten Weiſe entgegentrat. Es gab auch für ſie nicht nur eine leibliche, ſondern auch eine geiſtige Vererbung, welche ſich am ſtärkſten in den Geiſteskrankheiten manifeſtirte. Ein gutes Drittel, vielleicht die Hälfte aller dieſer, läßt ſich als erblich nachweiſen — ein Verhältniß, wie es bei anderen Krankheiten kaum vorkommt. Die Medicin wies auch ein Geſetz der Erblichkeit nach, welches ſich nicht durch directen Uebergang von den Eltern auf die Kinder, ſondern auf die Seitenlinien oder ſpäteren Nachkommen der Familie äußert: die latente oder rückfällige Vererbung. Bei der Farbenblindheit (Daltonismus), der Hämopſilie (Blutkrankheit) werden häufig einige Generationen überſprungen. Der Atavismus iſt der höchſte Grad dieſer ſprungweiſen Vererbung. Darwin wies z. B. bei unſeren heutigen Tauben-Racen die bisweilen vorkommenden Merkmale der urſprünglichen wilden Felstaube nach, bei welcher ſich ſchwarze Streifen auf blauem Grunde im Gefieder zeigen. Bei Pferde-Füllen finden ſich mitunter zwei Zehen am Huf, Reſte der Bildung des alten Stammvaters, des Hipparion. Am menſchlichen Körper ſind die Muskeln des Ohrs bekanntlich ein Reſt ataviſtiſcher Bildung (die aus der Zeit des häufigen Gebrauchs im Zuſtande der Thierheit herrühren), desgleichen der fingerförmige Anſatz am Blinddarm (der ſog. Wurmfortſatz), der geradezu für den Menſchen ſchädlich ſein kann; ferner die Nickhaut des Auges, die Behaarung der Haut u. ſ. w. Die Aerzte erkannten weiterhin auch die homochrone Vererbung, welche ſich darin äußert, daß gewiſſe Dispoſitionen und Krankheiten jedesmal nur in einem beſtimmten Lebensalter auftreten: die Scropheln in der Kindheit, die Tubereuloſe vorzugsweiſe im Jünglingsalter, der Blutaustritt im Gehirn (der als Schlagfluß bezeichnet wird) vorwiegend im gereifteren Alter. Auch erworbene Krankheiten werden vererbt. Der engliſche Arzt Bell hat beobachtet, daß engliſche Eltern die in Indien erworbene Dispoſition zu Leberkrankheiten auf ihre Kinder in England weiter vererbten. Abnormitäten, wie die Haſenſcharte, der Klumpfuß, die Vielfingerigkeit (Polydaktylie) werden leicht vererbt. Eine der merkwürdigſten Vererbungen bildet das Vorkommen der ſog. Stachelſchwein-Menſchen, eine ſtachliche Bildung der Hautoberfläche, die ſich in einem beſtimmten Fall über einige Generationen einer Familie

weiter vererbte. Verbildete Finger werden zuweilen vererbt. Eine Reihe anderer krankhafter Erſcheinungen, wie die Epilepſie, iſt erblich. Andere können als erworbene weitervererbt werden: die gekrümmte Haltung des Oberkörpers bei Schreinern und Zimmerleuten ꝛc. Bei Menſchen werden Verſtümmelungen nicht immer übertragen. Die künſtliche Verbildung der Kopfes, welche die Indianer mit ihren Kindern vornehmen (derſelbe wird hie und da in Bretter eingezwängt, um eine eckige Form zu erlangen), die moderne Taillen-Verbildung der Frauen durch Einſchnüren, der verkümmerte Fuß der Chineſen ſind in der Hauptſache nicht erblich. Einige auffallende Beiſpiele vererbter Mißbildung wurden Büchner jedoch in brieflichen Zuſchriften mitgetheilt: gekürzte Ohren und gekürzter Schwanz traten bei einem neugeborenen Hunde auf, deſſen Vater dieſe Körpertheile durch Amputation verloren hatte. Ein Bauunternehmer in Weſtfalen theilte dem Vortragenden einen Fall mit, in welchem eine Ente mit gebrochenem rechtem Flügel acht Junge hatte, deren zwei an den Flügeln Auswüchſe in der Form eines geſonderten Flügelpaares, 4—5″ lang, mit Flugfedern hatten. Allgemeine Regeln laſſen ſich aus dieſen Erfahrungen nicht ableiten; ſie zeigen nur die weitgehende Macht der Vererbung in einzelnen Fällen. Eine weſentliche Einſchränkung erfährt das Geſetz dadurch, daß ſich die Erblichkeit niemals als eine vollkommene darſtellt. Ganz gleiche Lebeweſen laſſen ſich überhaupt nicht nachweiſen, wie beim Baum kein Blatt dem andern vollkommen gleicht. Jedes einzelne Weſen hat individuelle Züge, die mitunter nur für das geübte Auge erkennbar ſind. Unter den einzelnen Thieren einer Schaafheerde, welche viele Menſchen für gleichen Ausſehens halten, findet der Schäfer ſtets die Verſchiedenheit und kennt die Einzelnen. Die in Colonien lebenden Vögel, welche in Tauſenden und Abertauſenden zuſammen niſten, erſcheinen dem flüchtigen Beobachter völlig conform; aber jedes Paar kennt ſich ſelbſt gegenſeitig und, was das Erſtaunlichſte iſt, findet ſein Neſt unter tauſenden gleicher oder ganz ähnlicher mit Leichtigkeit heraus. Es erzeugt Gleiches alſo nicht Gleiches, ſondern höchſtens erzeugt Aehnliches Aehnliches. Immer ſind einige Unterſchiede vorhanden. Bei Pflanzen und Thieren iſt die Zuchtwahl häufig: die Blutbuche, die Trauerweide, die Otter- und Merinoſchaafe, das ungehörnte Rind

Paraguays ſind auf dieſe Weiſe, theils durch willkürliche Züchtung des Menſchen, entſtanden. Die Natur thut das Gleiche. Die Lebewelt iſt in ſtetem Wechſel; „Alles fließt", wie Heraclit ſagt. Der anſcheinend ſtarre Fixſternhimmel hat unendliches Leben und Bewegung. Die Erblichkeit kommt erſt zur vollen Bedeutung durch ihre Wirkung auf das geiſtige Leben. Beim Menſchen werden große Veränderungen ſeiner körperlichen Natur nicht mehr zu erwarten ſein, außer der Weiterbildung des Gehirns. Umſomehr iſt die Vererbung auf dem geiſtigen Gebiet von Gewicht. Anatomiſch iſt dieſes ebenfalls ein Körperliches, die Gehirnthätigkeit. Darwin hat darauf weniger Gewicht gelegt, obwohl die Wichtigkeit dieſer Thatſachen für den Menſchen eine weit größere iſt. Ein Autor, welcher die geiſtige Vererbung als Theorie behandelt, iſt in neuerer Zeit der Franzoſe Ribot. Er iſt in Bezug auf die Thatſachen unkritiſch, hat aber doch Manches nachgewieſen. Die geiſtige Vererbung iſt nach ihm weit auffallender noch als die körperliche; ſie erklärt ſich aus der anatomiſchen Beſchaffenheit des Gehirns. Dieſes nimmt die Eindrücke ſeiner labilen Beſchaffenheit halber leicht auf, es erhält das meiſte Blut und hat den regſten Stoffwechſel. Die Beiſpiele hierfür ſind ſehr zahlreich; der Vortragende ging nicht näher darauf ein, ſondern verwies auf ſeine Schrift: „Die Macht der Vererbung" (Leipzig 1882). Wenn die Wirkung der geiſtigen Vererbung nicht immer auffallend hervortritt, ſo liegt dies nach Büchner's Anſicht in der Kreuzung, welche auf die andere Seite neigt, oder in Lebensumſtänden, wie Krankheit ꝛc. Büchner behauptet, daß im Allgemeinen der Sohn mehr den Vater, die Tochter mehr die Mutter repräſentire. Dieſer allgemeine Satz wird im ſpeciellen Fall ſehr einzuſchränken ſein, beſonders für die Vererbung der höheren geiſtigen Potenzen, welche hauptſächlich vom Vater abhängen. Schopenhauer habe freilich das gegentheilige Axiom aufgeſtellt: daß der Menſch den Intelleet von der Mutter, den Charakter von dem Vater habe, wofür er ſelbſt ein ſprechendes Zeugniß war. Johanna Schopenhauer, Laetitia Bonaparte, die Frau Rath Goethe konnte er mit Grund anführen. Das Individuum, bemerkt Büchner, ſei im Allgemeinen ein Gemiſch der Geiſtes- und Charakter-Eigenſchaften beider Eltern. Familien-Anlagen haben ſich wie bei der Familie Bach die Muſik, durch

ganze Generationen fortgepflanzt; der kriegerische Geist mancher Nationen wie der Gallier, der Kastengeist des Adels (welcher Charakter-Eigenschaften vererbt) und der Juden beruhen ebenfalls darauf. Der indische Gesetzgeber Manu spricht es geradezu aus, daß der Sohn mit den Eigenschaften seines Vaters begabt sei, und daß der in einer niederen Kaste Geborene die Merkmale seiner niederen Abkunft zeige. Unsere heutige Gesellschaft zeigt sehr leicht die Abkunft des Einzelnen aus mehr oder weniger gebildeter Familie, aus höherem oder niederem Stande. Kinder der Naturvölker haben oft gute Anlagen und lassen sich erziehen, aber nur bis zu einem gewissen Grade.

Dies führt auf den überaus wichtigen Einfluß von Erziehung und Bildung, der sehr beachtet werden muß. Es stehen sich hier zwei Theorien gegenüber: die eine, von dem englischen Philosophen Locke und dem Franzosen Helvetius repräsentirte, welche der Erziehung Alles zuschreibt und die geistig bedeutendsten Menschen aus den dümmsten Kindern hervorgehen läßt, und eine andere, welche das Angeborensein des Genies behauptet. Zur Unterstützung der letzteren Ansicht werden z. B. Shakespeare, Napoleon I., Schiller genannt, welche sich durch die widrigsten Erziehungsverhältnisse durchgearbeitet haben. Die Wahrheit scheint dem Vortragenden in der Mitte zu liegen: beide Momente müssen zusammenwirken; die größten Anlagen können nichts erreichen, wenn sie nicht erzogen und ausgebildet werden. Ein Mangel erblicher Fähigkeiten kann durch keine Erziehung, durch kein Lernen ersetzt werden. Das Genie dringt nicht immer durch, es ist von den Umständen abhängig. Wie viele Genies mögen zu Grunde gegangen sein, die unter günstigen Verhältnissen entwickelt worden wären! Für die Vererbung ist die Frage des Genies nebensächlich. Der Einzelne ist das mittlere Product von Erziehung und angeborenen Fähigkeiten; beide halten sich die Wage. Bei großen Anlagen hat der Pädagoge leichtes Spiel. Ein Mensch mit geringen Gaben kann aber in Folge guter Erziehung den Eindruck eines intelligenteren Kopfes machen, als ein bedeutend Beanlagter, dem nicht die Möglichkeit der Ausbildung zu Theil wurde.

Die Kunsttriebe und Instinkte der Thiere zeigen die Angebornheit noch besser. Wenn dem Biber sein wunderbarer Bautrieb angeboren ist, so wird er doch erst durch eine vollständige Erziehung zum

Bau angeleitet; der junge Biber bleibt nicht weniger als drei Jahre bei den Alten und wird kunſtgerecht unterwieſen. Allein würde er niemals vollſtändig bauen lernen. Flourens hat im Pariſer jardin d'acclimatisation Verſuche in dieſer Richtung gemacht. Der Wandertrieb der Vögel, das Stehen der Jagdhunde ſind ebenfalls ſprechende Beiſpiele. Das nicht Erklärbare im Thierleben und in deſſen inſtinktiven Antrieben iſt in der Vererbung begründet. Der wichtigſte Inſtinct betrifft die moraliſche und intellectuelle Vererbung. Die Apriorität der Denkformen, das Sittengeſetz (Kant's kategoriſcher Imperativ), die Willensfreiheit gehören hierher. Bezüglich der Uebertragung endlich arbeitet die Natur mit den kleinſten Mitteln, was der Vortragende durch eine nähere Definition und Beſchreibung der männlichen und weiblichen Keimzelle im Einzelnen nachwies.

An den Vortrag ſchloß ſich eine Diskuſſion, worin verſchiedene Anweſende ſich den Ausführungen anſchloſſen, während Herr Dr. med. Fleſch den Beweis für die Vererbung im Ganzen für unerbracht erklärte und auf die neueren Unterſuchungen Koch's über die Anſteckungskeime der Tuberculoſe hinwies. Letztere wurden von Herrn Prof. Büchner für eine noch nicht abgeſchloſſene Frage erklärt; übrigens ſei die Uebertragung der Krankheit durch Vererbung dadurch nicht ausgeſchloſſen.

Herr Dr. Ludwig Braunfels hielt am 25. Februar, Vormittags 11 Uhr im Sitzungsſaal des Goethehauſes einen Vortrag über „die Charaktere des Prinzen Don Carlos und des Königs Philipp II. bei den ſpaniſchen Dramatikern aus der klaſſiſchen Zeit der ſpaniſchen Poeſie, d. i. dem ſiebenzehnten Jahrhundert." Der Vortragende gab zunächſt nur den erſten Theil ſeiner Ausführungen. Indem er die Grundzüge der angedeuteten Charaktere entwarf, wie ſie ſich namentlich in den Dramen der zwei bedeutenden Dichter Montalván und Enciſo finden, ſtellte er intereſſante Vergleichungen an zwiſchen der idealiſtiſchen Darſtellungsweiſe Schillers und der realiſtiſchen Montalváns, und zeigte wie bei jenem die Geſchichte zum Roman, bei dieſem zum halb wahrheitsgetreuen, halb offiziöſen beſchönigenden Extrakt wird. Indem er die ſcharfe Charakteriſtik des Spaniers im Gegenſatze zu

der uns heutzutage mehr conventionell erscheinenden Färbung des deutschen Dichtwerks zeigte, gab er grelle Einblicke in eine Zeit, die, wenn auch einst von den Spaniern als die Blüthe ihres politischen Lebens gepriesen, doch jetzt bei allen Kulturvölkern und bei den Spaniern selbst nur die Befriedigung darüber hervorruft, daß sie vorüber ist ohne Wiederkehr.

Wir werden ausführlichen Bericht über den Vortrag nach der zweiten Abtheilung desselben geben.

An dem am 27. Februar abgehaltenen Discussionsabend eröffnete Herr Stadtarchivar Dr. H. Grotefend die Sitzung durch einen Vortrag über die „deutschen Monatsnamen." Redner ging aus von dem unter der Obmannschaft des Herrn Dr. Volger gemachten Versuche, einen Hochstiftskalender den Genossen zu octroyiren, indem man für die landläufigen kalendarischen Bezeichnungen der Monate andere theils übernommene, theils selbst erfundene Namen an die Stelle setzte, deren Anwendung man möglichst zum offiziellen Hochstiftsgebrauche zu machen beflissen war, während man begründete Einwürfe dagegen, wie z. B. des Herrn Dr. Rönsch aus Lobenstein durch Meisterschaftsdecrete todt zu machen versuchte.

Demgegenüber stellte Redner zwei Thesen in den Vordergrund seiner Betrachtung,

1) die Benennung der Monate ist eine Sache des internationalen Verkehrs;
2) eine einseitige Anwendung deutscher Monatsnamen ist nicht angängig, da die deutsche Namengebung für die Monate von jeher in landschaftlichen Eigenheiten schwankte, und jetzt in Deutschland nur in verschwindend geringer landschaftlicher Ausdehnung auf Verständniß rechnen könnte und auch da nur in einer von den Hochstiftsnormen abweichenden Reihe.

Den ersten der Gründe hat bereits Herr Rönsch in ausreichender Weise in den Vordergrund gestellt, er ist so selbstverständlich, daß man den Versuch der Hinwegleugnung desselben kaum für möglich halten sollte. Den zweiten dieser Gründe dagegen bezeichnete Redner als bisher in Hochstiftskreisen noch nicht genügend erörtert, und wandte diesem daher sein Hauptaugenmerk zu.

Die älteſte Eintheilung des Jahres bei den Deutſchen war in zwei, drei oder vier größere Complexe: Winter und Sommer (im rise und im love, bi stro und bi grase); die Dreitheilung in rechtlichen Alterthümern (Weisthümern), nach der ſich auch das Dreiding richtete, das ungebotene Landgericht, das jährlich zu drei provinziell verſchiedenen Zeiten abgehalten wurde; die Viertheilung den vier Jahreszeiten angemeſſen und darum ſich länger erhaltend.

Die Monatsnamen waren demnach wie auch die Monate keine deutſche Erfindung; das Bedürfniß nach ihnen entſtand erſt mit der Uebernahme der Inſtitution ſelbſt, und ſo wurde denn Sache und Name gleichzeitig übernommen. Die Beweiſe hierfür liegen

1) in der Abweichung der älteſten ſüd- und nordgermaniſchen (gothiſchen und angelſächſiſchen) Namen, ſowie in der auch ſpäter auftretenden großen Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, und dem Schwanken einzelner Namen für mehrere Monate;
2) in dem Schwanken zwiſchen allgemeinen Zeitangaben (nach Jahreszeiten oder Feldwirthſchaft, z. B. höwet, erne, brachet, wimmet) und beſonderen Monatsworten;
3) in der Leichtigkeit der Verdrängung der deutſchen Namen durch die kalendariſchen römiſchen.

Die gothiſchen und angelſächſiſchen Namen ſind für die Entwickelung der deutſchen Monatsnamen ohne Belang.*) Die Reihe derſelben beginnt erſt mit Karl dem Großen. Dieſer legte (nach Einhard's Bericht) den Monaten Namen aus der Mutterſprache bei, da ſie bisher bei den Franken theils mit lateiniſchen, theils mit barbariſchen (wohl keltiſchen) Namen bezeichnet wurden. Außer Hornung ſind es mit Monat zuſammengeſetzte Namen. Windume-

*) Redner ſchloß ſich in ſeinem Vortrage vielfach den Ausführungen eines 1869 (in der Halle'ſchen Waiſenhaus-Buchhandlung) erſchienenen Schriftchens von Karl Weinhold an, das bisher ſelbſt in deutſchen Gelehrtenkreiſen leider zu wenig verbreitet iſt, da es, eine Begrüßungsſchrift der deutſchen Philologen-Verſammlung zu Kiel, wie es ſcheint durch Zufall nicht in den Leipziger Meßkatalog aufgenommen wurde. Redner, der das Schriftchen zur Vorlage brachte, hat ſchon an anderer Stelle, in ſeinem 1872 erſchienenen Handbuch der Chronologie S. 31, darauf aufmerkſam gemacht.

manoth von dem lateiniſchen Vindemiae (die Weinernte) hat ſich nicht lange gehalten, es machte dem einfacheren Weinmonat Platz; Witumanoth = Holzmonat kommt ſonſt nicht vor. Sie waren wohl Karl's eigene Erfindungen, die ſich deshalb nicht lange im Volke hielten. Sonſt hat Karl im Ganzen ſeinen Zweck erreicht. Seine Reihe bildete, ſoweit die deutſchen Namen überhaupt neben den römiſchen gebraucht wurden, ſtets die Grundlage und den Ausgangspunkt der Entwicklung. Allein ſelbſt Karl machte niemals von den deutſchen Monatsnamen irgend einen offiziellen Gebrauch, ſeine Kanzlei wie die Kirche bediente ſich nach wie vor der römiſchen Bezeichnungen und ſo kam es denn, daß ſchon früh ſich die allmähliche Aufnahme lateiniſcher Monatsnamen in die deutſchen Reihen geltend machte. Jänner, März, April, Mai und Auguſt ſind als vollberechtigt in den deutſchen Sprachſchatz aufgenommen. Jänner, März und Mai ſind dabei einer lautlichen Veränderung unterworfen, März und Mai ſind ſchon bei mittelalterlichen Dichtern (z. B. Walther von der Vogelweide) zu Begriffswörtern mit übertragener Bedeutung geworden, ſie ſind wie auch der April vom Volke in ſeinem ureigenſten Beſitzthume, dem Sprichworte, zur Verwendung gebracht. Ja der Auguſt, der uns heute faſt fremd anklingt, hat ſchon im XIII. Jahrhundert zur Bildung eines deutſchen Verbs austen = erndten den Stamm bilden müſſen, dem heutzutage der es noch gebrauchende norddeutſche Landmann ſeinen fremdländiſchen Urſprung vollſtändig abſprechen würde.

Es hatte ſich ſomit im XV. Jahrhundert bereits eine für den größten Theil Deutſchlands gültige Reihe von Monatsnamen feſtgeſetzt, die namentlich durch die Abhängigkeit der in Schrift und Druck verbreiteten Kalender von dem 1475 zuerſt gedruckten Kalender des Johannes Müller von Königsberg in Franken (Johannes Regiomontanus) in dem Bewußtſein des Volkes ſich feſtſetzte und ſelbſt in einzelnen Aeußerungen in das offizielle Leben der regierenden und richtenden Kreiſe des XVI. Jahrhunderts überging.

Die Thatſache, daß die Kirche beider Bekenntniſſe ſtets von der Adoptirung der deutſchen Monatsnamen Abſtand nahm, ſowie das große geiſtige Uebergewicht der juriſtiſchen Kreiſe im 17. und 18. Jahrhundert, die durch die hiſtoriſchen Ereigniſſe dieſes Zeit-

raums ſich mehr und mehr häufenden Beziehungen zu andersredenden Nationen, und das daraus entſtehende Reſultat kosmopolitiſcher Geſammtbildung, alle dieſe Momente ließen die deutſchen Monatsnamen auch im Bewußtſein des Volkes zurücktreten. Die Kalender des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geben nur in verſchwindend geringem Maaße die deutſchen Namen an, und trugen dadurch auch ihrerſeits zum raſcheren Verlöſchen des Gebrauchs derſelben bei. Als Chriſtian Wolf durch ſein vielverbreitetes und wiſſenſchaftlich autoritatives mathematiſches Lexikon 1742 die deutſchen Monatsnamen neu belebte, da war es ein rein wiſſenſchaftliches und literariſches Experiment, und ſeine Reihe auch nicht mehr die gemeindeutſche. Seine Abänderungen fanden indeß nicht mehr Anklang als die 1781 auftauchenden Beſtrebungen Boie's und Wieland's in ihren Taſchenbüchern (deutſches Muſeum und teutſcher Merkur) den deutſchen Namen, unter Einmiſchung eigener Erfindungen ſtatt der recipirten Fremdnamen, Geltung zu verſchaffen. Bis in unſere Tage hinein gehörte es aber von der Zeit an zum guten Ton der zahlreichen Taſchenbücher, deutſche Namen den kalendariſchen Monatsnamen beizufügen, und hie und da für poetiſche Abänderungen der einmal beliebten Reihen Sorge zu tragen.

Das deutſche Volk hat, das darf man wohl ſagen, mit den deutſchen Monatsnamen zu Gunſten der internationalen Namen gebrochen, und es hat damit keineswegs ſich künſtlich entnationaliſirt oder hängt fremdem Weſen an, wie man ſo gerne ihm vorſchwätzen möchte, ſondern es hat eine ihm einſtmals aufgezwängte, ſelbſt in der Zeit dieſes Zwanges nie zum offiziellen Gebrauche zugelaſſene Bezeichnungsweiſe einer fremden Einrichtung mit künſtlich erſonnenen Namen in hiſtoriſchem Werdegange abgeſchüttelt, und die mit dieſer fremden Einrichtung unlöslich verbundenen fremden Namen wieder allein angenommen, um nicht unter den kulturtragenden Nationen iſolirt in der Ecke daſtehen zu müſſen nach Art der Slaven mit ihren ſogar noch unter ſich verſchiedenen und verſchieden verwendeten*) nationalen Bezeichnungen für die Monate.

---

*) Ruſſen und Serben gebrauchen die kalendariſchen Namen. Die nationalen Reihen der Polen und Cechen ſtimmen nur im November (listopad) überein.

Bekanntlich ist in der Schweiz in den deutschen Kantonen der Gebrauch der deutschen Namen der Monate, d. h. der alten gemeindeutschen Reihe des XV. Jahrhunderts, noch in Uebung, wenn auch die Verquickung mit den französischen Kantonen zu einem Staatsganzen die kalendarischen Monatsnamen für alle offiziellen Gelegenheiten zur Geltung gebracht hat. Nur die rege Berührung mit der Schweiz hat in den gebildeten Kreisen des angrenzenden Süddeutschlands die Namen des 2. und 6—12. Monats in Kenntniß und in stets geringer werdendem Gebrauche erhalten. Denn das Vorkommen dieser Namen in süddeutschen Volksdialekten wird doch Niemand für einen zwingenden Grund zur Annahme der Namen in gebildeten Kreisen halten, wie auch kein Vernünftiger die Namen godensdach für Mittwoch und satersdach für Samstag, (Sonnabend) für den Norden Deutschlands als obligatorisch erklären wird, bloß weil der westphälische Bauer in seinem Plattdeutsch sie verwendet.

Als nun Herr Dr. Volger seiner Zeit die deutschen Monatsnamen im Hochstiftsstil einführte, verwendete er, obschon er aus der Schweiz kam und dort offenbar dieselben lieb gewonnen hatte, nicht die schweizer Reihe, mit welcher er wenigstens auf ein entgegenkommendes Verständniß in gebildeten Kreisen Süd-West-Deutschlands hätte rechnen können, sondern gleich den genannten Literaturdictatoren des vorigen Jahrhunderts und ihren Nachtretern verfuhr er radical und ersetzte die eingebürgerten fremden Namen durch eklektisch gewählte und auch selbst erfundene (Schneemonat) Namen.

Redner überließ nach dem Gesagten, das durch die Vertheilung hier nachfolgender Uebersicht der verschiedenen Reihen eine gute Unterstützung erhielt, den Hörern selbst das Urtheil und empfahl, da die zur zweiten These vorgetragenen Einzelheiten wohl kaum eine befriedigende Discussion über diese These zulassen würde, vornehmlich die erste These, sowie die Frage des Nutzens eines derartigen einseitigen Vorgehens, wie das des Herrn Dr. Volger war, zur Diskussion.

Der April heißt polnisch kwietnia, wogegen die Cechen den Mai květen nennen. Die Polen nennen den Juni czerwca, die Cechen červen und den Juli červenec. Sonst sind die Namen beider Reihen außer dem August (poln. sierpnia, cech. srpen) völlig verschieden.

Aus der kurzen Debatte ergab ſich, daß das ſchwerwiegende Gewicht der erſten unbedingt zu bejahenden Theſe für die Anweſenden die Nutzloſigkeit derartigen einſeitigen Vorgehens in das hellſte Licht ſtellte, und daß die Verſammlung mit dem Vorgehen der Verwaltung, ihrerſeits von der Anwendung der deutſchen Monatsbezeichnungen abzuſehen, völlig einverſtanden war.

	I. Karl d. Gr.	II. XII. Jahrhdt.	III. XV. Jahrhdt. und Schweiz.	IV. Baiern (Schwaben) neben III.	V. Elsaß neben III.	VI. Nied.-Rhein (N R); Frank.u.Hessen-W); Thüringen u. Schlesien (O).	VII. Niedersachsen (seltener).	VIII. Deutsches Museum Teutscher Merkur 1781/82 (andere Taschenb.)	IX. Hochstift.
1	Wintarmanoth	Farmanot	Jenner			Hartmond W Wolfmond O Lasmant NR Boldorn (Thür.)	Hardemaen	Wintermond Eismond	Schneemonat
2	Hornung	—	Hornung	(Rebmonat)		Sporkel NR Hornung Bolborn O	Hornunc	Hornung Thaumond (Hartmond)	Hornung
3	Lenzinmanoth	Mertzo	Merz			Merz	Merzemaen	Lenzmond (Frühlingsm.)	Lenzmonat
4	Ostarmanoth	Aprelle	April			April	Ostermaen April	Ostermond (Grasmond)	Ostermonat
5	Winnemanoth	Meio	Mei	erster Mei		Mei	Mei	Wonnemond (Blumenmond)	Wonnemonat
6	Brachmanoth	—	Brachmonat	ander Mei (Brachet)		Brachmond	Bracmaen	Brachmond Sommermond	Brachmonat
7	Hewimanoth	—	Heumonat	erster Augst (Howet)		Heumond	Houmaen	Heumond	Heumonat
8	Aranmanoth	—	Augstmonat	ander Augst (Augst)		Augst	Aufstmaen	Aehrenmond Erntemond	Erntemonat
9	Witumanoth	Herbistmanot	Herbstmonat	erster Herbstmonat (Haberaugst)	a. Herbstmonot b. Herbstmon c. erster Herbstm. d. Fulmonet	Herbstmond W Fulmonat Ouwestin O Evenmant NR	Herveſtmaen	Herbstmond	Herbstmonat
10	Windumeman.	—	Weinmonat	ander Herbstmonat (Wimmet)	a. Windemonot b. Winmon c. ander Herbstm. d. Herbstmonet	Weinmond	Satmaen Winmaen	Weinmond	Weinmonat
11	Herbistmanoth	Wintermanot	Wintermonat	erster Wintermonat	a. Wintermonot b. Wintermon c. dritter Herbstm. d. Wolfmonet	Wintermond Schlachtm. NR	Slachtmaen Wintermaen	Windmond (Wintermond)	Wintermonat
12	Heilagmanoth	Hertimanot	Christmonat	ander Wintermonat	a. Hertmonot b. Wolfmon c. Wintermonot d. Volrot	Schlachtmond W Lesemond O Wolfmond W Wintermant NR Hartmond O	Christmaen	Wintermond Heiligmond Christmond	Christmonat

IV. Einsendungen.

No.

270. Dr. Wilh. Kobelt in Schwanheim a. M.: 1 Broch.: Nach den Säulen des Hercules. 8°.

206. Frau Guido Oppenheim Wwe., hier: 1 Band: The National Gallery of Pictures by the Great Masters. presented by individuals or purchased by grant of Parliament, mit vielen Kupferstichen 4°. London by Jones & Cie. Temple of the Muses 1832. Gebunden.

1 Band: Ander teil kurtzer Chronik Unserer zeit. Begreifend die vornembste Händel, so sich beide in Religion und Weltlichen Sache, fast in der gantzen Welt zugetragen, vom Jar unsers lieben Herrn, MDXXXVII biß auff das Jar MDLXII. Durch den W. H. Laurentium Suidium, Carthuser-Ordens zu Cöln mit Fleiß zu Latein beschrieben, und folgend trewlich verteutscht durch Henricum Fabritium. Zu Cöllen, durch Heinrich von Ach 1576. 8° in gepreßtem Ledereinband und Ueberresten von messingenen Schließen.

1 Band: Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter 76. Theil Weißens Lustspiele. Mit allerhöchst gnädigst kayserlichem Privilegio. 8° Carlsruhe bei Christian Gottlieb Schmider 1778. Gebunden.

1 Band: Skizzen aus dem Karakter und Handlungen Joseph's des Zweiten iztregierenden Kaiser der Deutschen. Fünfte Summlung von Adam Friedrich Geisler, den Jüngern. Halle bei Johann Christian Hendel 1786. 8°.

1 Band: Dr. Martin Luther und seine Zeitgenossen dargestellt in einer Reihe karakterisirender Züge und Anekdoten von Ant. Theod. Effner zur würdigen Feier des 3. Jahrhunderts der Reformatiou I. und II. Band 8° mit vielen Porträts, Facsimile's ꝛc. Augsburg im Verlag bei August Baeumer 1817.

Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, charakterisirt von Wilhelm Füßli, Verfasser der Kunstschätze Münchens. I. Band. Inhalt: Zürich, Basel, Freiburg, Straßburg, Carlsruhe und Mannheim. 8° 1842. II. Band. Inhalt: Mainz, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Coblenz, Bonn, Cöln, Aachen und Düsseldorf 8°. Zürich und Winterthur, Verlag der literarischen Comptoirs 1843. Gebunden.

13 Bände Voltaire brochirt: Histoire, Philosophie, Théâtre, Poèmes, Romans, la Henriade, Essai sur les Moeurs 8°. Paris de l'imprimerie de Baudoin frères.

364. Robert Weber in Basel: 1 Bd. Novellen 2. Theil „Ueber den Dächern der Bundesstadt", „Geopfert", „Schulmeisters Kindtaufe", „Die Villa des ersten Consul's", „Der weiße Fliederzweig". Selbstverlag des Verfassers. Basel 1883. 8°.

No.

367. Prof. J. Kürſchner in Stuttgart: Vom Fels zum Meer 6. 7. 8. u. 9. Heft. Stuttgart W. Speemann 1883.

428. Staedel'ſches Kunſt-Inſtitut hier: 10. Jahresbericht, März 1883. 4°.

437. Kaufmänn. Verein in Frankfurt a M.: 18. Jahresbericht 1. Januar bis 31. December 1882. 8°.

438. Offenbacher Verein für Naturkunde: 22. und 23. Thätigkeitsbericht 1880/82. 8°. Offenbach a. M., C. Forger's Druckerei.

440. Dr. C. Sturm, prakt. Arzt in München: Die Krankheiten des Menſchen 5 Hefte 8°. Heft 1: Der Arzneiaberglaube, 2 und 3: Die Hausapotheke, 4: Humbug und Wahrheit in der Heilkunde, 5: Zur Verhütung der Bleichſucht bei jungen Mädchen. München 1883. Selbſtverlag des Verfaſſers.

518. Dr. Ewald Böcker, Schriftſteller und Lehrer hier: „Periander" Trilogie geb. 8°. Brandenburg a. H. bei J. Wieſike 1874. „Burggraf Friedrich" Schauſpiel in 4 Aufzügen 8°. Frankfurt a. M. C. Koenitzer 1881. „Lalage" Luſtſpiel in 3 Aufzügen 8°. Frankfurt a. M. M. Dieſterweg 1879.

519. Hans Guttzeit in Dahlem bei Berlin: Broch. „Von der Kirche zur Natur" 1. Lief. 8°. Berlin bei C. Th. Mroſe 1881.

528. Société des Naturalistes de Moscou: Bulletin No. 2, 1. und 2. Lieferung 8°. Moscou, Alexandre Lang. broch.

549. Bureau of Education, Washington: Circulars of Information No. 4, 5 and 6. 8°. Washington Printing Office 1882.

546. Baron Ferd. von Müller, Melbourne: Systematic Cursus of Australian Plants. 4°. Melbourne. Printed for the Victorian Government.

535. Louis Mohr in Straßburg, Elſaß: De la Bibliographie des Ana. 8°. Die Wappen der Buchdrucker. 8°. Brüſſel bei F. J. Olivier, Buchhandlung 1882.

540. Prof. L. Stark in Stuttgart: Altdeutſche Lieder, 5 eigene Compoſitionen für Männerchor. 1) Deutſcher Mut; 2) Altdeutſches Weinlied; 3) Der Schnee; 4) Das arme Brüderlein; 5) Feins Mägdelein. Stuttgart Verlag von G. M. Zumſteeg.

541. Prof. Dr. Stern in Göttingen: 90 Hefte Diſſertationen.

550. Frankfurter Handelskammer: Jahresbericht pro 1882. 8°. Frankfurt a. M. bei Mahlau & Waldſchmidt.

554. Premierlieutnant Eggers in Bremen: Mittheilungen des Vereins für Hamburgiſche Geſchichte. Hamburg Maucke Söhne 1883. Zeitſchrift des hiſtoriſchen Vereins für Niederſachſen. Hannover Hahn'ſche Bchhdlg. 1882. Jahresbericht des Vereins für Mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Schwerin 1882. Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſche Geſchichte, Univ. Bchdr. Kiel 1882.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 3.

Inhalt: I. Geschäftliches. Personalien. S. 91. — II. Die Ausstellung im Goethehause. S. 92. — III. Oeffentliche Sitzungen. S. 101. — „Wort und Bild." S. 101. — „Das Goethe'sche Puppentheater." S. 114. — „Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform." S. 124. — IV. Einsendungen.

I. Geschäftliches. Personalien.

Während der Monate Mai, Juni und Juli wurden fünf Verwaltungssitzungen abgehalten, und zwar am 21. und 28. Mai, 11. und 25. Juni und 30. Juli. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschluß trat einmal, am 7. Mai zusammen. Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 138 Eingänge zu verzeichnen, denen 140 Ausgänge gegenüberstehen.

Aufgenommen wurden 2 Genossen, ausgeschieden sind 2 seitherige Mitglieder; durch den Tod verloren wir 4 Genossen:

Se. Hochwürden Sava Pavischewitsch, Archimandrit in Kruschedol in Syrmien, gestorben 16. Mai daselbst.

Dr. Hermann Schultze-Delitzsch, gestorben 29. Mai in Potsdam.

Geheimer Sanitätsrath Dr. med. Gustav Königsfeld, gestorben 6. Juni in Düren.

Dr. jur. Johann Philipp Benkard, Stadtamtmann a. D., gestorben 19. Juni hierselbst.

II. Die Ausstellung im Goethehause.

Um die Mitte Juni wurde im Goethehause die Ausstellung von Erinnerungsgegenständen an unsern großen Dichter eröffnet, welche die Verwaltung unsern Genossen bereits in dem ersten der dießjährigen Berichte in Aussicht gestellt hatte. Ein weit ausschauender Zweck konnte bei Veranstaltung derselben nicht verfolgt werden; sollte es doch nur gelten, das freundliche Entgegenkommen der städtischen Behörde und hiesiger Vereine zu benützen, um alles das, was sich von Andenken an Goethe und das Goethehaus auf dem Boden unserer Stadt in verschiedenen Sammlungen zerstreut findet, für einige Zeit wenigstens vereint an derjenigen Stelle zur Schau zu stellen, die sich hierzu, wie keine andre eignet. Unsere Stiftung gab diejenigen Stücke her, welche bisher der Oeffentlichkeit nicht zugänglich waren, die städtische Bibliothek und das städtische Museum liehen ihre Schätze, und Weiteres wurde von Genossen und Freunden unserer Stiftung sowie Verehrern des Dichters hinzugefügt. So ist es gekommen, daß trotz ihres geringen Umfanges die Ausstellung eine durchaus sehenswerthe geworden ist, wie sie denn auch eine große Anzahl Schaulustiger angezogen hat und fortwährend noch günstig auf den Besuch des Goethehauses einwirkt.

Bei der räumlichen Beschränkung und dem gewissermaßen improvisirten Charakter des Unternehmens darf man von vorneherein eine streng systematische Anordnung nicht erwarten; es ist indeß, soweit es anging, der Grundsatz zur Durchführung gekommen, nur das auszustellen, was in mehr oder minder nahem Zusammenhange mit der Familie und dem Vaterhause des Dichters steht; alles Andere soll den Gegenständen dieser Art nur zur Folie und Erläuterung dienen und hat durchweg nur Aufnahme gefunden, soweit es Neues oder ganz Seltenes bietet.

Hauptsitz der Ausstellung sind die drei nach der Straße zu gelegenen, mit einander in Verbindung stehenden Zimmer des Mansarde-Stockwerkes, in denen sich auch sonst einige der werthvollsten Stücke unserer Sammlung befinden. Eine doppelte Reihe von Schaukasten zieht sich durch das mittlere Giebelzimmer, in welchem einst der junge Wolfgang schaltete und waltete, und das die ersten

Werke des Dichters entſtehen ſah. Hier fällt uns, wenn wir uns vom Eingange links wenden, zunächſt eine Anzahl vergilbter Aktenſtöße und Druckbogen auf. Wir finden da u. a. die denkwürdige Nummer LXXI der „Frankfurter Frag- und Anzeigs-Nachrichten" vom 2. September 1749, aus welcher wir erſehen, daß am 29. des vorangegangenen Monats dem kaiſerlichen Rathe Johann Caſpar Goethe ein Sohn „Johann Wolfgang" getauft worden iſt. Das Blatt, aus den Sammlungen des Muſeums, iſt allerdings nicht Original, ſondern die Nachbildung vom Jahre 1825 (Beilage zu Nr. 172 der „Iris" vom 28. Auguſt), die jetzt indeß auch ſelten geworden iſt und faſt wie ein Original geſucht wird. Was die Vitrine weiter enthält, iſt ächt und beglaubigt, ſo der Baubeſcheid für den Rath Goethe zu dem Umbaue ſeines Hauſes und eine Reihe von akademiſchen Schriften der Familie Goethe-Textor, die „Positiones juris", welche der Dichter im Jahre 1771 zu ſeiner Promotion in Straßburg benützte, die Inaugural-Diſſertation, mit welcher ſein Vater im Jahre 1738 in Gießen den juriſtiſchen Doctorgrad erwarb, die Inaugural-Diſſertation Johann Wolfgang Textor's des Jüngeren (Altorf 1717) und eine von deſſen Großvater, dem Urgroßvater des Dichters, dem Syndicus Primarius der freien Reichsſtadt Frankfurt a. Main, Johann Wolfgang Textor dem Aelteren herrührende juriſtiſche Abhandlung über die „Successio linealis" aus dem Jahre 1698. Dieſen ſchließen ſich drei Aktenbündel aus den Jahren 1772—1774 an, die Streitſachen Johann Joſeph Maigret contra Callman Mayer Bauer, Entſchädigungsklage, Förſter'ſche Kinder contra Johann Balthaſar Rupprecht, Inſatzklage, und Metzger Hemmerich contra Metzger Thomas, Durchgangs-Gerechtigkeit zwiſchen den Schirnen betreffend. In allen drei Sachen begegnet uns der advocatus ordinarius und Licenciat J. W. Goethe als Sachwalter.*) Wir ſehen demnach für den Dichter, wenigſtens ſoweit die Abſtammung mütterlicherſeits in Betracht kommt, das zünftige Juriſtenthum bis zum vierten Gliede, d. h. bis zu dem

*) Den juriſtiſchen Doktorgrad hat der Dichter nie erworben. Die juriſtiſchen Fakultäten in Straßburg und Paris verliehen als höchſten akademiſchen Grad nur den des Licenciaten, der in Deutſchland jedoch dem des Doktors gleich geachtet wurde, wie denn mit ihm auch die venia legendi verbunden war.

Ahnherrn, von welchem der Vorname Johann Wolfgang ſich auf ihn vererbte, durch Brief und Siegel beſtätigt.

Neben dieſen Akten zeigen ſich uns in ſorgfältiger Durchpauſung die einzig erhaltenen Schriftzüge der Frau Cornelia Goethe („Cornelia Göthin Widtib", wie ſie ſelbſt ſich zeichnet), der „guten Großmutter", die in der alten Behauſung auf dem großen Hirſchgraben die geräumige Hinterſtube zu ebener Erde inne hatte.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht neben dieſen ehrbar-nüchternen Familien-Dokumenten das ſogenannte Michel-Angelo-Album des Hochſtiftes, das mit aufgeſchlagenem Titelblatte ihnen zunächſt liegt. Dieſes Album iſt bekanntlich eine Widmung der Univerſitäten und wiſſenſchaftlichen Genoſſenſchaften Italiens an unſere Stiftung als Gegengabe für das Feſtgeſchenk, welches letztere bei der Michel-Angelo-Feier darbrachte. Mit einer „Goethe-Reliquie" haben wir es mithin — auch wenn wir den Ausdruck im weiteſten Sinne faſſen — nicht zu thun, wohl aber mit einem „Goethe-Denkmale", und zwar mit einem der ſchönſten und weihevollſten, die dem Genius unſeres Dichters gewidmet worden ſind. Das in reichem Renaiſſance-Schmucke von dem Florentiner Meiſter Rinaldo Baberti entworfene Titelblatt zeigt uns in der Mitte das Bruſtbild Goethe's von der Hand des Miniaturmalers A. Matarelli, von dem auch die figürlichen Darſtellungen auf dem Blatte herrühren. Der Kopf iſt ideal gehalten, darf aber in der feinen Durchgeiſtigung, die aus ihm ſpricht, wohl als eines der hervorragendſten Idealbildniſſe gelten, die wir von dem Dichter beſitzen. — An dieſes Denkmal aus der jüngſten Vergangenheit des Frankfurter Goethehauſes ſehen wir das älteſte Dokument gereiht, das von dem Beſtande dieſes merkwürdigen Hauſes Zeugniß gibt, den bereits erwähnten Beſcheid, welcher dem kaiſerlichen Rath Goethe am 25. März 1755 von dem Bauamte der freien Reichsſtadt Frankfurt auf ſein Geſuch, „Bau auf dem Hirſchgraben betreffend" ertheilt wurde.

Von einem noch älteren Goethehauſe gibt ein Gegenſtand in der Vitrine der entgegengeſetzten Seite uns Kunde, von der jetzt leider in ihrer urſprünglichen Geſtalt vernichteten Behauſung, die einſt in Artern der ehrſame Hufſchmied Hans Chriſtian Goethe bewohnte. Das Andenken, ein eiſerner Schmiedering, an den die zum

Beſchlage herbeigeführten Pferde befeſtigt werden mochten, wurde von einem Verehrer des Dichters bei der pietätloſen Moderniſirung des Hauſes im Jahre 1880 gerettet. Dieſer, Amtsrichter Broeſel, hat die denkwürdige Reliquie amtlich beglaubigt und zugleich mit ihr dem Hochſtifte die gleichfalls zur Ausſtellung gebrachte Anſicht des Hauſes vor der Umgeſtaltung geſchenkt.

Die benachbarten Schauſtücke führen uns zurück zu der Jugendzeit des Dichters. Wir finden hier ein franzöſiſches Stammbuchblatt deſſelben aus dem Jahre 1764, ſodann die Uebungen und Ueberſetzungen, die er im Jahre 1758 nach früheren Dictaten des Conrectors Reinhard niederſchrieb. Ein zweites Heft enthält neben einer Anzahl ſogenannter „Stechſchriften" (Preis- und Probe-Schönſchriften) unter Anleitung des Vaters angefertigte Aufſätze, darunter das durch Abdruck zum Theil wenigſtens weiteren Kreiſen zugänglich gemachte deutſch-lateiniſche Kellergeſpräch*). Charakteriſtiſcher als dieſes will uns für den Geiſt der väterlichen Unterweiſung eine Reihe anderer Uebungsſtücke erſcheinen, Exercitien, die uns darthun, in welcher Weiſe dem Geiſte des jungen Wolfgang die Begeiſterung für den großen Preußenkönig beigebracht wurde, denn ſie beſtehen in nichts Anderem als der Niederſchrift und der daneben geſtellten lateiniſchen Ueberſetzung einer Anzahl Friedericianiſcher Briefe und Erlaſſe.

Von dem Fleiße und dem Thätigkeitstriebe des väterlichen Lehrmeiſters ſpricht ein weiterer Ausſtellungsgegenſtand zu uns, das Concept zu der „Sammlung ſtädtiſcher Verordnungen und Erlaſſe", deren der Sohn in „Wahrheit und Dichtung" mehrfach pietätvoll gedenkt. Andenken an das „Mütterchen", von dem der Dichter die „Frohnatur" und „Luſt zum Fabuliren" geerbt haben will, ſind nur ſpärlich und vereinzelt auf unſere Zeit gekommen. Die Ausſtellung weiſt von ihnen weiter nichts auf, als was das hieſige Muſeum als ein Geſchenk Carl Jügels aufbewahrt: eine Haarlocke, ein Zahnſtocher-Etui, mehrere Klöppel und das in Seide gebundene Exemplar des Vieweg'ſchen „Taſchenbuchs für 1798", den erſten

*) Dieſes Heft mit Schriftproben iſt herausgegeben von Dr. A. Weismann „Aus Goethe's Knabenzeit. 1757—1759". Frankfurt a. M., Sauerländer, 1846.

Abdruck von „Hermann und Dorothea“ enthaltend, welches die Mutter von dem Sohne zum Geſchenke erhielt. Ein gemeinſames Andenken an das Elternpaar iſt in der Kupferplatte auf uns gekommen, die einſt in der Katharinenkirche den Textor-Goethe'ſchen Kirchenſtuhl bezeichnete; ſie zeigt uns das Textor-Goethe'ſche Wappen nach dem Entwurfe des Herrn Rath (im oberen Felde die wachſende männliche Figur mit den fliegenden Hutbändern, im untern den nach rechts laufenden Schrägbalken mit den drei Leiern) darunter die Buchſtaben I. C. G. und die Jahreszahl 1772. Als bezeichnend für den ökonomiſchen Sinn der damaligen Zeit mag erwähnt werden, daß das Material einer alten Druckplatte entnommen iſt, von deren Gravirung ſich ein Bruchſtück auf der Rückſeite erhalten hat. Aus dieſer erſehen wir, daß dieſelbe zu dem Titelblatte eines Merian'ſchen Werkes diente, und zwar zu der Topographie der rheiniſchen Erzſtifte aus dem Jahre 1646.

An die Periode des Stürmens und Drängens gemahnen zwei Briefe, welche Goethe aus dem elterlichen Hauſe, ſowie ſpäter aus Weimar an Auguſte von Stolberg richtete.*) Ein Brief Klingers (der allerdings keinen directen Bezug auf Goethe enthält) mag als eine Erinnerung an den in dem Elternhauſe verkehrenden Freundeskreis des Dichters hier ſeinen Platz gefunden haben. Aus einer, den Beſtrebungen dieſer Epoche ganz fern liegenden Zeit rührt das letzte Schauſtück der Vitrine her, ein Manuſcript, das Stücke aus dem Aufſatze über Kunſt und Alterthum enthält und vielfach mit Correcturen von der Hand des Dichters ſowie mit deſſen Unterſchrift (Weimar, 1. Januar 1804) verſehen iſt. Ein Brief Schillers aus dem gleichen Jahre liegt in nächſter Nähe, uns den innigen Verkehr verſinnlichend, in welchem um jene Zeit unſere beiden Dichterheroen mit einander ſtanden.

Ueber den Glaskaſten ſind, auf beiden Seiten vertheilt, Rahmen angebracht mit einer Reihe von Handzeichnungen, Stichen und Photographien aus dem Beſitze des Malers Hermann Junker, zumeiſt Studien enthaltend, welche dieſer in Weimar zu ſeinen bild-

*) Erſter und fünfzehnter Brief in der von A. von Binzer (Leipzig, Brockhaus, 1839) herausgegebenen Sammlung.

lichen Darſtellungen aus Goethe's Leben ſammelte. In dem erſten derſelben erblicken wir, um zwei Notizblätter von dem Schreibtiſche Goethe's gruppirt, einen kleinen Stich und mehrere Photographien. Der Stich gibt eines der ſeltenſten Erinnerungsblätter an Goethe wieder, die es überhaupt gibt; er ſtellt nach einer Handzeichnung eine Abendgeſellſchaft bei der Herzogin Amalia dar und zeigt uns mit einem eigenthümlichen Anfluge von Humor die Geſtalt des Dichters vollſtändig verſteckt unter den ſonſt mit Portraittreue wiedergegebenen Figuren.

Die Photographien vergegenwärtigen uns denkwürdige Oertlichkeiten aus der unmittelbaren Umgebung Weimars ſowie, nach einem gleichzeitigen Gemälde, das Bildniß der Schauſpielerin Corona Schröter. Der zweite Rahmen enthält in einer Bleiſtiftſkizze von Junker das Treppenhaus im Goethehauſe zu Weimar, der dritte zwei Photographien nach Handzeichnungen Goethe's („Die alte Wartburg mit Mönch und Nonne" und „Landhaus am Waſſer") und einen Stich „Das Neueſte von Plundersweilen" nach einem Entwurfe von des Dichters Hand. Die unter dieſem Glaſe vereinigten Blätter bieten ein eigenartiges Intereſſe dar, ſie belehren uns über einen Irrthum, in dem Goethe bis an ſein Lebensende befangen blieb, und den ein Theil ſeiner Anhänger bis auf den heutigen Tag noch theilt, über die irrige Vorſtellung, als habe er wirklich maleriſches oder auch nur zeichneriſches Talent beſeſſen. Der große Dichter iſt auf dieſem Gebiete ſtets dilettirender Anfänger geblieben und vermochte nur etwa da den Anlauf zu einem einigermaßen kunſtgemäßen Schaffen zu nehmen, wo die Hand des jeweiligen Lehrers und Meiſters energiſch der Führung ſeines Stiftes zu Hilfe kam. Daß er einer derartigen Unterſtützung bei den beiden landſchaftlichen Skizzen, die wir vor uns ſehen, entbehrte, leuchtet auf den erſten Blick ein. Die Compoſition der Zeichnung zu dem Stiche „Das Neueſte von Plundersweilen" iſt ſo zerdehnt und zerfahren, daß man ſich das Verſtändniß aus ihren einzelnen Theilen mühſam zuſammenleſen muß. Der vierte Rahmen enthält vier intereſſante Handzeichnungen H. Junkers, „Die Nachkommen Goethe's", Bildniſſe von Auguſt von Goethe, Ottilie von Goethe, geb. von Poggwiſch, Wolfgang und Walther von Goethe nach bisher noch nicht veröffentlichten Original-

bildern Schmeller's und der Gräfin Julie v. Egloffstein. Aehnliche Studienblätter zeigen uns im fünften und letzten Rahmen die Bildnisse Karl August's, der Großherzogin Louise und des Prinzen Karl Friedrich.

Zwischen dem vierten und fünften Rahmen fesseln den Blick zwei Portraits von besonderer Eigenart, die von Lips zu seinem Kupferstiche angefertigte Originalzeichnung, das Medaillon-Brustbild des Dichters darstellend, und die xylographische Nachbildung einer kleinen getuschten Zeichnung, welche uns die Züge von Christiane Vulpius, Goethe's nachmaliger Gemahlin, wiedergibt. Letzteres Bildchen, bisher fast ganz unbekannt geblieben, dürfte die Mehrzahl der Besucher überraschen; sie werden, wenn sie den bestrickenden Reiz dieser sinnlich schönen Frauengestalt erblicken, es jedenfalls weit begreiflicher als früher finden, daß die flüchtige Begegnung in dem Weimarer Parke ernstliche Folgen nach sich zog.

Auf der südlichen Wand des Mittelzimmers sehen wir ein Bild des Dichters in fixirten Pastellfarben, das im Jahre 1814 oder 1815 in Wiesbaden von dem zu Beginn der Fünfziger Jahre daselbst verstorbenen Architekten Kihm aufgenommen wurde (es befindet sich jetzt in dem Besitze des Herrn Ernst Zais in Wiesbaden). Mit seltener Treue gibt es uns den rüstigen, lebensfrischen Sechziger wieder, als er die vielbesprochenen Reisen ins Rhein- und Mainland unternahm, die ihn nach langer, langer Zeit zum ersten Male wieder in die ihm inzwischen fast gänzlich entfremdete Vaterstadt zurückführten und ihm dort die Bekanntschaft mit „Suleika" vermittelten.

Dieselbe Wand zeigt uns unter Glas in schöngeschnitzter Eichenumrahmung die große Prachtausgabe der von Albert, Piloty und Löbel in München hergestellten Photographie nach dem Stieler'schen Goethebilde in der dortigen Pinakothek, ein Geschenk, das unser Genosse Dr. A. Hammeran gelegentlich der Ausstellung den Sammlungen des Goethehauses gewidmet hat.

Ein merkwürdiges Blatt befindet sich unter Glas und Rahmen auf der entgegengesetzten Wand; es trägt die Unterschrift „Charte zur vergleichung der Berghöhen der alten und neuen Welt" und in der Zeichnung selbst die Widmung „Dem Herrn von Hum-

bolt vom Verfertiger von Göthe" (beide Namen in der hier wiedergegebenen Schreibung). Es dürfte wohl in neuerer Zeit das erste Mal sein, daß dieses von Goethe mehrfach erwähnte (vgl. „Tages- und Jahresfeste" unter 1807, sowie Brief an Knebel vom 4. April 1807) und nach seiner Versicherung vom „Industrie-Comptoir" in einem Stiche herausgegebene und in Paris in einem Nachstiche erschienene Blatt an die Oeffentlichkeit tritt. Das ausgestellte Exemplar befindet sich seit 50 Jahren in dem Besitze des Herrn Justizraths Dr. Wedekind in Uslar und wurde von diesem in Jena, der Tradition nach als Original-Entwurf des Dichters erworben. Der Inhalt deckt sich vollkommen mit den Angaben Goethes, auch würde die Zeichnung einer Ausführung von seiner Hand nicht widersprechen, denn sie ist ganz und gar in seiner charakteristischen Manier gehalten, unmöglich aber kann die Schrift mit den mehrfachen Schreibfehlern von ihm herrühren, trotz der Aehnlichkeit, die einzelne Züge mit den seinigen aufweisen. Läßt sich demnach nicht erweisen, daß eine fremde Hand die Schrift — etwa nach Angabe des Dichters — auf die Originalzeichnung eingetragen hat, so können wir es im vorliegenden Falle nur mit einer frühen oder gleichzeitigen Nachbildung zu thun haben, ein Fall, der um so eher möglich ist, als die Zeichnung, die von Goethe bei Vorlesungen benützt wurde, großes Aufsehen gemacht zu haben scheint.

In dem rechts an das Mittelzimmer stoßenden Mansardegemache, der einstigen Schlafkammer des jungen Wolfgang, finden wir vier Vitrinen, welche zu der stehenden Ausstellung des Goethehauses gehören. Ihr Inhalt ist indeß in der letzten Zeit mannigfach geändert worden. So gewahren wir in der ersten derselben neben dem von Goethes „Jugendliebe" Freiderike herrührenden seidenen Jäckchen zwei Bildnisse desjenigen weiblichen Wesens, das zuletzt sein Herz rührte, der ihrer jugendfrischen Schönheit wegen einst so berühmten Ulrike von Levetzow. Die beiden Bilder, die sich im Besitze des Herrn von Bernus auf Stift Neuburg befinden, dürften Unica sein; das eine derselben stellt Ulrike nach einem Miniaturportrait aus dem Jahre 1822 dar, das andere — eine Photographie nach dem Leben — zeigt sie uns in vorgerückten Jahren als ehrwürdige Matrone. In dem anstoßenden Schaukasten finden wir,

auf verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängt, eine Sammlung der wichtigsten Originalausgaben und frühen Nachdrucke der ersten Goethe'schen Werke, sowie eine höchst interessante Auslese von Wertherschriften. Die dritte Vitrine enthält die Fortsetzung hiervon und das Manuscript zum siebenten Buche des „Wilhelm Meister," das unsere Stiftung als ein Geschenk der Freifrau von Gleichen-Rußwurm besitzt. In dem vierten Kasten sehen wir neben einigen kleinen Erinnerungsgegenständen an Charlotte Buff eine sehr sorgfältig und sauber in carrarischem Marmor ausgeführte Nachbildung der rechten Hand Goethe's nach dem in dem Ochs'schen Atelier in Berlin hergestellten Naturabgusse, das Werk eines talentvollen jungen Frankfurter Bildhauers, A. Weißenbach.

Die nördliche Mansarde, das sogenannte Hofmeisterzimmer, birgt zur Zeit die Fragmente des Goethe'schen Puppentheaters, wie sie im hiesigen Museum aufbewahrt werden. *).

Einige Ergänzungen zu der Ausstellung des dritten Stockwerkes bieten die darunter gelegenen Räume. Als besonders bemerkenswerth dürfte darunter ein bisher wenig oder gar nicht bekannt gewordenes Thonmodell zu der sitzenden Goethe-Statue nach dem Entwurfe der Bettina hervorzuheben sein. Von einem ähnlichen, in der Sammlung des Goethehauses aufbewahrten Modelle unterscheidet das in Rede stehende sich durch die beigefügte Figur des Genius, doch erscheint diese im Gegensatze zu der Ausführung Steinhäußers in Weimar bekleidet. Die Form des Sessels ist einfacher als bei allen bekannten gleichartigen Entwürfen, entschieden zu Gunsten des Gesammteindruckes, der nur als ein wohlthuender, harmonischer bezeichnet werden kann.

In dem Sitzungszimmer des ersten Stockes sind die Cartons zu den zwölf Darstellungen aus Goethe's Leben von Hermann Junker aufgestellt: hier sieht der Beschauer in lebensvoller Gestaltung noch einmal den ganzen Entwicklungsgang an sich vorüberziehen, der von dem Frankfurter Goethehause seinen Ausgang nahm, und an dessen

*) Siehe Näheres hierüber in dem Berichte über die elfte öffentliche Sitzung.

einzelne Phaſen in oft ſo bezeichnender Weiſe die in dem Manſardeſtock zur Schau geſtellten Gegenſtände erinnerten.

III. Oeffentliche Sitzungen.

Die neunte öffentliche Sitzung fand am 20. Mai im Goethehauſe unter dem Vorſitze des Obmannes, Herrn Juſtizraths Dr. Berg ſtatt.

Nach Erledigung der vorliegenden geſchäftlichen Angelegenheiten ergriff Herr Dr. Wilhelm Jordan das Wort zu dem angekündigten Vortrage „Wort und Bild".

„Landſchaften zu — ſchreiben" — ſo begann der Redner — „Portraits zu erzählen, Erzählungen zu — malen und Gedichte zu — zeichnen, das iſt an der Tagesordnung, als hätte niemals ein Leſſing in ſeinem Laokoon wenigſtens ſchon die Hauptlinie ſcharf kartirt von den Reichsgrenzen zwiſchen der bildenden Kunſt und der Poeſie. Ja, die Modethorheit, von jedem irgend gangbaren Werke der poetiſchen Literatur eine illuſtrirte Ausgabe zu veranſtalten, iſt ſo ſehr im Schwange, daß es gewinnreich geworden iſt, ihre Befriedigung fabrikmäßig zu betreiben."

Darum mag es an der Zeit ſein, zu unterſuchen, welche Zwiſchenzone beiden Kunſtgattungen zugänglich iſt, inwieweit eine die Aufgabe der andern zu übernehmen oder bei deren Löſung mit ihr zuſammenzuwirken vermag, zugleich aber die vergeſſene Markſcheide in Erinnerung zu bringen, welche keine von ihnen überſchreiten darf, wenn ſie nicht ihre eigene Ohnmacht bloßſtellen und obendrein die Leiſtung der anderen Kunſt ſchädigen will. Betrachten wir einige der gegenſeitigen Gaſtrollen und ſehen wir, wieweit es Poeten zuweilen gelungen iſt, Gemaltes, Gemeißeltes oder auch nur als Bildwerk Gedachtes dichtend vorſtellig zu machen. Begleiten wir dann auch einige Bildner auf ihrem Gegenbeſuch bei der Poeſie.

Großmeiſter der Poeſie haben ſich ſelten auf derartige Wagniſſe eingelaſſen. Berühmt geworden iſt eines derſelben, das Homers, als er es unternahm, das plaſtiſche Bildwerk auf dem Schild des Achilleus erzählend anſchaulich zu machen. Streng genommen zeigt

Homer jedoch nur, daß die Aufgabe unlösbar sei: er verwandelt sie in eine völlig andere, in seinem heterogenen Elemente erfüllbare. Zunächst hütet er sich vor dem Fehler, uns vor ein fertiges Kunstwerk hinzustellen. Wir schauen dem schmiedenden Hephästos zu und sehen, wie er die einzelnen Schildringe nach einander mit Reliefdarstellungen ausstattet. Der Dichter gewinnt dadurch den großen Vortheil, daß ein in Kreiszonen umlaufendes Relief nicht nur die allerverschiedensten Gruppen, sondern auch, und das nach dem Herkommen der Plastik, Verschiedenzeitiges darstellen darf. Der Schmuck des Mittelschildes ist kosmischer Gattung; die gewählten symbolischen Abbreviaturen brauchen nicht durch Auflösung in ein Nacheinandergeschehendes episch versinnlicht zu werden, und es genügt eine Aufzählung der einzelnen Gegenstände, wie Sonne, Mond und Sterne. Bei den weiteren Kreisen würde eine derartige trockene Aufzählung ermüden. Der Dichter wählt darum ein anderes Verfahren, das wir erkennen werden, wenn wir aus seiner poetischen Veranschaulichung uns dasjenige herausschälen, was dem Plastiker darzustellen möglich ist, und was Homer in Metallarbeit anderswo ausgeführt gesehen haben konnte.

Zwei Städte. Erste Stadt; erste Bildgruppe: Andeutung etlicher Häuser einer Straße. Vor den Thüren Frauen in Neugierhaltung. Brautpaar, geleitet von Fackelträgern, Lautenspielern, Flötenbläsern und Jünglingen, die als Tänzer zu erkennen sind. — Zweite Bildgruppe: Agora, angedeutet durch ein Halbrund von Steinbänken, auf diesen sitzend Männer im Richterornat; einer derselben aufgestanden, den Stab ergreifend, den ihm ein Herold hinhält. In der Umgebung Herolde, das Volk zurückdrängend. Im Hintergrunde Zuschauermenge, angedeutet durch Köpfe und gesticulierend erhobene Hände. In der Mitte auf einem Steintisch zwei Barren Gold. Hinter einer Schranke der Angeklagte, etwa die Hand zum Schwur erhoben; ihm gegenüber der Kläger, etwa durch Kopfhaltung und Ablehnungsgeste Widerspruch ausdrückend. Und nun lese man den Text (Ilias XVIII, 490 ff.). Nichts steht still; alles ist in geschichtlichen Fluß gekommen; wir vernehmen vollständige Erzählungen. Gleichwohl muthet uns der Dichter nicht zu, uns bewegliche und sich bewegende Automaten vorzustellen, welche die

angedeuteten Handlungen wirklich ausführten. Er setzt bei seinen Hörern Verstand genug voraus zu jener oben gemachten Ausscheidung des stofflich Ausscheidbaren von seiner poetischen Darstellung nach der episch allein möglichen Methode, mit den Ohren *sehen* zu lassen. Sein Verfahren besteht darin: nach einem schlichten Titelvers für jede Bildgruppe eine erfundene Geschichte vorzutragen von derjenigen Reihe von Handlungen, die sich beim Beschauen solcher Gebilde seiner Dichterphantasie ergeben hatten als dem dargestellten Momente voraufgehend, ihn und die Haltung der Figuren herbeiführend und, da die Erzählung auch eines Abschlusses bedarf, als auf diesen Moment folgend.

Homer weiß also ganz genau, daß die Poesie, wo sie einmal ausnahmsweise plastisch wirken soll, dies nur vermag, indem sie sich gänzlich lossagt von der Momentstarre der Plastik und mit ihrer Darstellung zurückkehrt zum *Nacheinander*.

Sehr viel schlimmer, darum aber auch um so lehrreicher ausgefallen ist die Jugendsünde, welche ein Weltgrande der Poesie begangen hat mit dem Versuch einer Gastrolle auf der Bühne der Malerei — das Gemälde von dem Untergange Trojas, das *Shakespeare* in dem erzählenden Gedicht The Rape of Lucrece darzustellen versucht. Der Dichter läßt seine entehrte Heldin vor das Bild treten und an dasselbe anknüpfend mit dem Thema „Und all dies Leid um Eines Mannes Lust" einen langen Monolog über ihr Geschick halten. Man sieht auf dem Bilde hier das Heer der Griechen, dort die Zinnen und Thürme Trojas, zugleich den Fluß Simoeis und wie in diesen das in der Schlacht vergossene Blut hinabströmt. In den Schießscharten der Mauern sind nicht etwa nur die Augen der Troer, sondern sogar der Ausdruck der Angst und Trauer in diesen Augen erkennbar. Ja, der Dichter *rühmt* es noch als sweet observance in this work, daß auf so große Entfernung dergleichen Feinheiten zu erkennen seien. Derartige Einzelheiten kommen noch mehr vor, bei den Griechen Nestor, wie er eine Rede hält, auf den Wällen Trojas die Mütter, wie sie ihren ins Feld ziehenden Söhnen nachschauen. „Wie Flecke auf glänzenden Gegenständen" lassen ihre Geberden die Freude untermischt mit banger Angst erscheinen. Gleichzeitig steht da, als von Lucretia

eigens gesucht, ein Bild des äußersten Schmerzes, die alte Hekuba. Trotz ihres Platzes im fernen Hintergrunde oben auf der Mauer hat der angebliche Maler ihr Portrait ausgeführt mit der Miniaturgenauigkeit jener holländischen Schule, welche selbst das mittelste Härchen auf einer Warze nicht ausließ. — Dabei starrt sie auf den verblutend unter den Füßen des Pyrrhus liegenden Priamos. Das von Hektor vertheidigte Troja ist also gleichwohl schon erobert und eine der letzten Scenen während des Unterganges der Stadt sichtbar. Volle fünfzehn Strophen weiter ist aber derselbe Priamos wieder lebendig und weint über die erheuchelten Klagen und Zähren des betrügerischen Sinon Thränen thörichten Mitgefühls. Denn auch der Betrug dieses Sinon, wie er sich von Hirten gefesselt auffinden und in die Stadt bringen läßt, ist bereits ausgeführt, und der Ausdruck der Arglist in seinem Portrait wird als besondere Meisterleistung des Malers hervorgehoben.

Das angebliche Gemälde wimmelt also von Darstellungen theils des überhaupt für das Auge Undarstellbaren, theils solcher Objekte, deren Sichtbarkeit wenigstens unter den gewählten Voraussetzungen physisch unmöglich ist. Ueberdies vereinigt es also auf einer und derselben Tafel Scenen einer längeren Geschichte, die Monate und Jahre weit auseinander liegen. Während es der Erzbildnerei wiederholt gelungen ist, Achillesschilde nach den homerischen Motiven befriedigend auszuführen, müßte jeder Maler, dem es das Würdegefühl seiner Kunst verbietet, seinen Pinsel herzugeben zu Hallucinationen à la Höllenbreughel, die Zumuthung, die perspectivischen Unmöglichkeiten und der Zeit nach unverträglichen Scenen dieser shakespearischen Vorlage auf eine und dieselbe Leinwand zu bringen, mit stummem Achselzucken als unsinnig zurückweisen.

Von Phidias heißt es, daß er die berühmteste seiner Schöpfungen, den olympischen Zeus, nach einigen Versen der Ilias gestaltet habe. Allein in dieser Schärfe ist die Behauptung eine mißverständliche Uebertreibung der betreffenden Zeugnisse, z. B. Strabos. Dichter und Bildhauer sind vollständig selbständig vorgegangen und weichen in ihrer Darstellung von einander ab. Bei Homer (Ilias, 530 ff.) sitzt Zeus auf dem obersten Gipfel des Olympos, während Thetis mit der Rechten sein Knie umfassend, mit der Linken sein

Knie berührend, ihm ihre Bitte vorträgt, durch Beſtrafung Agamemnons ihr Kind Achilleus wieder zu Ehren zu bringen. Nach Aeußerung einiger Bedenken verſichert Zeus, daß unfehlbar geſchehe, was er durch Nicken mit dem Haupte zuſage. Es folgen dann die berühmten Verſe.

Nach den erhaltenen Beſchreibungen erinnert in der Darſtellung des Phidias nichts an dieſe Scene, der Bildhauer ſchuf eine Statue und nicht eine Gruppe — Zeus, auf goldenem Throne ſitzend, auf der rechten Hand eine Nike, in der linken das Scepter mit dem Adler. So nach der Schilderung des Pauſanias und Münzen auf Elis. Auch das Zeugniß Strabos kommt lediglich darauf hinaus, daß die erhabene Vorſtellung, welche jene homeriſchen Verſe wecken, den Phidias zu jener Compoſition begeiſtert hätten. Der an ſich unfaßlichen und unvorſtellbaren, überſinnlichen Majeſtät der Allmacht einen ſtellvertretenden ſinnlichen Ausdruck zu geben, ſind beide, der Dichter und der Meißler, beſtrebt geweſen. Aber die gänzlich verſchiedenen Mittel der Poeſie und Skulptur haben ihnen auch zwei gänzlich verſchiedene Löſungen der gleichen Aufgabe geboten. Der Dichter bewirkt in der Phantaſie des Hörers eine Ahnung der unbegreiflichen Allmacht durch das erzählte Wunder, wie eine geringe Bewegung des gewichtloſeſten Körpertheils, der Haare, mit der Wucht eines Erdbebens ein ganzes Gebirge ins Wanken verſetzt. Der Bildhauer gebraucht zur Verſinnlichung des gleichen Gedankens zwei Mittel, einmal das koloſſaliſche Körpermaaß, das uns die übermenſchliche Erhabenheit des ruhenden Götterkönigs andeutet, und dann den äußerſt intenſiven Ausdruck des Geiſtigen, der übermenſchlichen Intelligenz, den er in die Geſichtszüge legt, indem er den Geſichtswinkel über neunzig Grad hinausſpannt.

Goethes Mignon iſt mehrfach gemalt, gemeißelt und in Erz gegoſſen worden. Trotz der oft vorzüglichen Technik geben die Darſtellungen durchweg eine beklagenswerthe Verirrung in der Wahl des Vorwurfs zu erkennen. Mignon iſt eines der eigenartigſten und wunderſamſten Poetengebilde. Ein Großmeiſter der Sprachkunſt läßt ſie auf theils düſterem, theils ſonnig hellem Hintergrunde, mit Myrthen- und Orangenhainen und Marmorpaläſten am Horizont, erwachſen in unſerer Vorſtellung durch Erzählung einer Reihe von

Handlungen, Charakterzügen und künſtleriſchen Leiſtungen, durch Klage- und Heimathlieder von unnachahmlicher Schönheit und Tiefe. Durch eine flüſterleiſe, aber deshalb um ſo wirkſamere Andeutung endlich, daß es verpönte Herkunft ſei, was in die Seele dieſes ſeltſam reizenden Dämmerungsgeſchöpfes einen Schwermuthſchatten geworfen habe. Wie ſoll dieſes mit Meiſterſchaft entworfene vielſcenige Wandel- und Werdebild in eine andersſprachige Kunſt überſetzt werden, ohne daß ſeine Weſenheit verloren geht? Durch das Tamburin, das die Figur in der Hand hält, als ſei ſie im Begriff den Eiertanz auszuführen, und durch den ſchwärmeriſchen und ſchwermüthigen Blick, den der Maler der ſchwarzhaarigen Mädchengeſtalt verleiht, kann er andeuten, daß ſein Werk eine Mignon ſein ſoll; faſt für alles Weitere iſt er auf den Katalog angewieſen. Ein italieniſcher Hintergrund mit fruchttragenden Orangebäumen (er iſt vorgekommen), der an das Lied „Kennſt Du das Land?" erinnern ſoll, iſt von abenteuerlicher, komiſcher Wirkung — eine zum Tanzboden verwirklichte Viſion. Noch ſchlimmer dran iſt der Plaſtiker, der nicht über den Zauber der Farbe verfügt. Unter den gemeißelten und gegoſſenen Figuren kann man ſich ohne die Eier neben den Füßen oder die am Piedeſtal angebrachten, auf Wilhelm Meiſter bezüglichen Reliefs in der Regel alles Andere ebenſo gut denken als eine Mignon. Dazu kommt, daß Goethe ſeine Mignon bei allem Anmuthszauber, den er über ſie ausgegoſſen hat, doch zugleich als ein klein wenig angekränkelt ſchauen laſſen will, während die Skulptur mehr als eine andere Kunſt auf Geſtalten in der Fülle der Geſundheit angewieſen iſt.

Illuſtrationen, die ſich in den richtigen Schranken halten, wie das meiſtens in unſeren illuſtrirten Zeitungen, Landſchilderungen, Reiſewerken, Kunſtgeſchichten und wiſſenſchaftlichen Büchern geſchieht, haben gewiß ihren Werth. Wenn aber die Illuſtration den Boden der Wirklichkeit verläßt und es unternimmt, die beweglichen Geſtalten der Dichterphantaſie in der Starre des Moments auf Papier zu befeſtigen, dann verurtheilt ſie ſich ſelbſt zu Ohnmachtbeweiſen. Sehr oft, ſo hob der Redner hervor, ſei an ihn ſelbſt der Wunſch gelangt, eine illuſtrirte Ausgabe ſeiner Nibelungendichtung zu veranſtalten, er habe aber ſtets erklärt, daß er ein derartiges Werk nie zu fördern

geneigt, vielmehr entſchloſſen ſei, es nach Kräften zu hindern. Da man ihn wunderlichen Eigenſinns geziehen, wolle er ſich näher über die Gründe ſeiner Weigerung erklären. Zu großem Theile würden ſie einleuchten aus einem Stücke Correſpondenz mit einem namhaften Maler. Aus dem ſehr bezeichnenden Schriftwechſel ſei die Stelle aus einem Briefe des Redners hervorgehoben:

„Sie als Maler können auf der Leinwand mit den Farben ſowohl den landſchaftlichen oder architektoniſchen Schauplatz mit allem Zubehör an Dingen, Pflanzen, Thieren, als auch eine zahlreiche Gruppe von Menſchengeſtalten in ihrem Coſtüme bleibend feſt ſo darſtellen, wie alles gleichzeitig in dem einen Augenblick geweſen ſein mag, in welchem die dramatiſche Handlung den maleriſch denkbarſten Gipfel der Spannung und plaſtiſchen Erſcheinung erreicht hatte. Wie die hunderterlei Gegenſtände und Weſen in dem einen Momente erſcheinen, ſo bleiben ſie für immer auf dem Gemälde neben einander befeſtigt und gleichzeitig anſchaubar. — Dieſe Art Malerei iſt mir, dem Poeten, durchaus unerreichbar. Wer ſie auch nur verſucht, wie das freilich unſere Romanſchreiber mit ſeltenen Ausnahmen faſt auf jeder Seite thun, der verſteht gar nichts von den Mitteln und Schranken der Poeſie, inſoweit auch ſie eine bildende Kunſt für die Einbildungskraft zu ſein vermag. — Umgekehrt aber ſind auch gerade die allerhöchſten maleriſchen Leiſtungen des Poeten, nämlich alle die Scenen, in denen ſeine Darſtellung durch Worte vollendete Anſchaulichkeit erreicht, für Ihren Griffel nicht von fern zu erreichen, ja ſchlechterdings unnachahmbar.“

Als Beiſpiel citirt der Briefſchreiber hier die bekannte Stelle ſeiner Nibelungendichtung von dem Streite der Königinnen während ihres Bades im Rheine, die als Muſter gelungener Wortmalerei gelten kann. Dann fährt er fort:

„Wie, frage ich, wollen Sie dieſem Fluß von Wortbildern mit dem Griffel und ſelbſt mit dem Pinſel von vollſter Palette auch nur annähernd beikommen? — Sie können malen ein ſchönes nacktes Weib mit langem goldblondem Ringelhaar und im Waſſer ſtehend, entweder nachdem die Strömung dies Haar, geneigt wie ein Zeltdach um ſie herumhängend, fortgezogen hat, oder wann Krimhilde eben im Begriff iſt, es mit beiden Händen hinter ſich zu

werfen. Aber nicht malen können Sie, wie die Wellen mit dieſen Locken hin und her ſpielen und die Flechtbiegungen ausziehen. Sie können nicht das Entflechten der Zöpfe und das Fortſchwimmen und die Mantel- und Zeltſtellung und das Rückwärtswerfen zeichnen, weil Sie eben nur einen Moment darzuſtellen vermögen, weil Sie, wie ich kein Nebeneinander, kein Nacheinander haben, weil Ihnen die Concentration auf nur einen Augenblick unweigerlich unterſagt iſt, während ich den höchſten Grad der Anſchaulichkeit nur durch die Stillſtandloſigkeit der Handlnng, durch die ineinander fließende Reihenfolge vieler verſchiedener Momente erzielen kann. Kurz, Ihr Element iſt der momentane Stillſtand der dramatiſchen Handlung, mein Element die raſtloſe, Ihnen gänzlich verſagte Bewegung."

Dennoch, ſo etwa ſetzt der Redner ſeine Ausführungen fort, wird zuweilen auch für den bildenden Künſtler darſtellbar, was der Dichter mit Worten veranſchaulicht. Wo nach erreichtem Gipfel einer Hauptſcene die Handlung ausruht und die Poſe der Geſtalten für einige Augenblicke unverändert dieſelbe bleibt, da iſt für Griffel und Pinſel und zuweilen ſelbſt für den Meißel die Möglichkeit gegeben, das von der Erzählung gemalte Bild in bleibende Sichtbarkeit zu überſetzen.

Aus eigener Erfahrung glaubte der Redner auf eine Darſtellung aus ſeinen Nibelungen hinweiſen zu können. In Hamburg habe eine kunſtſinnige Freundin ſeiner Poeſie in einem ſchönen Villenhauſe den Hauptſaal eigens bauen laſſen für die Beſtimmung, die Wände mit einer ringsum laufenden Binde von etwa zwanzig Reliefſtafeln nach Motiven ſeiner Nibelungen zu ſchmücken, die von dem Bildhauer Fritz Neuber ausgeführt ſeien. Ueber die erfreuliche Geſammtwirkung und die meiſten Tafeln ſeien nur günſtige Urtheile laut geworden. Solle er ſeine eigene Empfindung ausdrücken, ſo müſſe er der Ueberzeugung Raum geben, daß ſich die Plaſtik überhaupt beſſer mit der Poeſie vertrage als die Malerei. Ihre farbenlos ruhigen Geſtalten ſchienen die Phantaſiebilder, welche der Dichter wecke, nicht ſo auslöſchend zu bedecken, wie Gemälde mit ihren aufregenden Farben und ſelbſt Zeichnungen mit ihren Konturen und Lichtunterſchieden.

Noch kaum hat ſich ein in der Kunſtgeſchichte als Meiſter erſten Ranges anerkannter Maler damit befaßt, nach dem Wortlaut eines Dichters zu malen. Ebenſowenig dürfte ſich ein Verſuch, die Scene einer Dichtung auf die Leinwand zu bringen, bereits die dauernde Anerkennung eines ächten, die Zeiten durchdauernden Meiſterwerkes erworben haben. — Der wirklich begabte und beſonnene bildende Künſtler, der mit ſelbſt gefundenem Vorwurf nicht minder mächtig zu wirken vermag, weiß ſich dem Dramatiker und Epiker gegenüber viel zu ſehr im Nachtheil, als daß er es wagen ſollte, den Einzelmoment ſeiner lediglich für die Augen beſtimmten Darſtellung aus ihren gelungenen und darum allbekannten Werken zu wählen, um in hoffnungsloſer Concurrenz herauszufordern zum Vergleich der von ihm fixirten Secunde mit der Fülle von Erinnerungsgebilden, die der Beſchauer aus Vorträgen des Rhapſoden oder aus dem Theater mitgebracht hat. — Nur Talente zweiten und dritten Ranges verſuchen mit ſolchen Anleihen die Schwächen ihrer Findigkeit zu bemänteln. Das Genie hat ſich niemals hergegeben zur Reproduction der Werke heterogener Kunſt.

Dieſen ſcharfen Satz ſcheint ein Gemälde zu widerlegen, das, von europäiſcher Berühmtheit, eine Leiſtung erſten Ranges genannt zu werden verdient und gleichwohl nach den Motiven einer Dichtung geſchaffen worden iſt, inſoweit ſogar zur Ehrenrettung der ſehr fragwürdigen Zwittergattung der Illuſtration angeführt werden könnte, als ſein Schöpfer es einer Reihe von Cartons zur Odyſſee einverleibt hat — Prellers Leukothea. Der Widerſpruch iſt nur ein ſcheinbarer, wie die Vergleichung des Bildes mit dem homeriſchen Texte zeigen wird. Nach Odyſſee V, 337 ſetzt ſich Ino Leukothea auf den noch unzerſtörten Nothkahn des Odyſſeus (ſo hat der Redner zum erſten Male, allerdings erſt nach Erſcheinen des Prellerſchen Bildes, das Wort σχεδίη gedeutet, das bis dahin unrichtig mit „Floß" überſetzt wurde), um dieſem ihren Rath zu ertheilen und ihren Rettung ſichernden Schleier einzuhändigen. Dann taucht ſie ſogleich zurück in die ſchäumende Woge und verſchwindet im Dunkel der Tiefe. Odyſſeus folgt indeß nicht ſogleich dem Rathe der Göttin, die Kleider auszuziehen, den Kahn zu verlaſſen und ſich ſchwimmend an das Land zu retten. Vielmehr

beſchließt er, auf ſeinem Fahrzeuge auszuharren, ſo lang es noch zuſammenhalte. Erſt wann die Wogen es zerſchmettert, will er ſein Heil ſchwimmend ſuchen (354—64). Dann folgt die prächtige Schilderung, wie Poſeidon mit einer hohen Sturzwoge das Gebälk des Kahns auseinanderreißt. Nun erſt ſchwingt ſich Odyſſeus rittlings auf eines der Schiffshölzer, entkleidet ſich, gürtet den Schleier der Göttin um und wirft ſich, die Arme zum Schwimmen ausbreitend, in die Fluth.

Ganz anders erzählt Prellers Bild. Schon vor Erſcheinen der Göttin iſt der Kahn zerſchellt worden. Im Vordergrunde links ragt ſchräg aus der empörten Fluth ein zerbrochenes Rundholz, als Maſt gekennzeichnet. Rechts, ein anderes Holzſtück umklammernd, den Schleier um die Hüften, Odyſſeus. Leukothea, den Blick auf ihn gerichtet, mit der erhobenen Linken die Lage des Phäakenlands andeutend, gibt ihm offenbar jetzt einen Rath, während ſie nach dem homeriſchen Texte längſt in der Tiefe verſchwunden iſt. Ihr Gewand, in windgeblähten Falten hinter ihr ausgebreitet, nichts von ihrem nackten Leibe verdeckend, nur von der Rechten über dem Kopf gehalten, erſcheint wie eine Fortſetzung der bis zum Ueberſchlagen emporgebeugten Rieſenwoge. Von dieſem dunkeln Mantel hinter ihr hebt ſich die anmuthsvoll ſchwebende Geſtalt der Göttin hellweiß ab, wie von der grünen Knoſpenhülle eine eben aufbrechende Lilie. So läßt uns der Maler — und das veranlaßt unſer bewunderndes Staunen beim erſten Anblicke des Bildes — in dieſer Leukothea gleichſam die Blüthe der Woge, den zur Frau vermenſchlichten Schaumkamm der vom Sturm emporgewölbten Meeresfluth ſchauen.

Der Maler iſt alſo zwar angeregt worden von der homeriſchen Erzählung, hat aber deren Zeitfolge, deren Anordnung oder Dinge und Geſtalten vollſtändig verlaſſen, die Situation weſentlich anders gewählt und eine dieſer Situation angemeſſene, glückliche, aber doch ureigne, vom Poeten gar nicht berührte, höchſtens etwa im Namen der „Weiß-Göttin“ anklingende Idee hineinerfunden. Das iſt nicht Widerlegung, ſondern Beſtätigung unſerer Regel. Zu dem oben geſchilderten Verfahren Homers gegenüber plaſtiſchen Vorlagen und zu dem Verfahren des Phidias bei Geſtaltung des olympiſchen Zeus tritt Prellers Leukothea als ein glänzendes und ebenbürtiges drittes

Beiſpiel, wie bildende Kunſt und Poeſie zuweilen Motive von einander leihen und dennoch ſelbſtändig ausſchaffen können.

Nicht nur deshalb, weil die Malerei gezwungen iſt, in der Verkoppelung mit der Poeſie Vieles zu unternehmen, was ihr mißlingen muß, kann der Dichter die graſſirende Mode ſolcher Werke nur als eine beklagenswerthe Verirrung bekämpfen. Weit ſchlimmer iſt für ihn der Schaden, der angerichtet wird in demjenigen Theile, welcher dem Zeichner gelingen kann. Die geprieſenen Hauptmeiſter dieſer Afterkunſt, die Kaulbach und Doré, werden um ſo ärgere Schädiger der poetiſchen Schöpfung, je beſtechender ſie dieſelbe dort, wo es möglich iſt, in ihre Formenſprache überſetzen. Gerade die beſt mögliche Bilderbegleitung hat der Poet alle Urſache ſich ernſtlich zu verbitten als Lähmung und oft unheilbare Zerſtörung der Bildwirkung ſeiner Kunſt.

Wir können uns wohl alle noch im ſpätern Alter des Entzückens erinnern, mit dem wir beim erſten, zweiten und dritten Leſen des Werther die Butterbrode vertheilende Lotte, von ihren jüngeren Geſchwiſtern umringt, leibhaft ſchauten. Der junge Goethe befand ſich nicht auf dem durch ſeine Worte in unſerm Innern entſtehenden Bilde. Denn der Dichter hatte durch die Kunſt ſeiner Darſtellung erſtens ſich in den Werther, zweitens aber uns in dieſen und ſo in Ihn, den Dichter ſelbſt, verwandelt. Er hatte uns ſelbſt ſeine Augen eingeſetzt. Wir ſelbſt waren der eben von der erſten Liebesregung ergriffene Jüngling geworden. Aus der Sammlung in unſerm Gedächtnißarchiv leuchten von den einſt irgendwo wirklich geſchauten Kindern die paſſlichſten rothwangigen Buben und Dirndel auf, um die begehrlichen Geſchwiſterchen zu ſpielen. Die uns geliehene Jünglingsphantaſie ſetzte uns auf einen Zauberſchlag aus unſern Verliebnißerinnerungen eine Lotte zuſammen, die uns wunderſam bekannt und hinreißend anlächelte; denn die Laura, die Agnes, die Emilie, die Mathilde unſerer erſten, zweiten, dritten und vierten Liebe waren in ihr lebendig verſchmolzen.

Jetzt aber, wenn wir die Stelle wieder leſen, iſt alle Anſtrengung unſerer Phantaſie, uns jenen Eindruck auch nur annähernd wieder zurückzurufen vergeblich. Seiner Gewalt können wir uns entziehen; das Phantaſiebild aber iſt unwiederbringlich ausgelöſcht,

unſere Lotte gänzlich zugedeckt von einer andern, die uns durchaus kalt läßt.

Und wer trägt die Schuld? Kaulbach mit ſeinem allbekannten Bilde.

Zugegeben, daß an kunſtmäßiger Geſtaltung und Schönheit ſeine Lotte die unſrige, wenn wir dieſe daneben photographiren könnten, vermuthlich weit übertreffen würde, ſo iſt ſie dennoch eine uns aufgedrungene, nicht mehr die für uns wirkſamſte und abſolut beſte der Welt, weil nicht mehr die aus eigenen Erlebniſſen und Erliebniſſen mit der vom großen Dichter auf uns übertragenen magiſchen Allmacht ſelbſtgeſchaffene. Ueberdies ſteht der Werther mit jugendlichem Goethegeſicht mit auf dem Bilde! Statt die Gruppe mit ſeinen Augen zu erblicken wie zuvor, wo wir Er waren, ſind wir durch ſein Erſcheinen hinaus geworfen und haben ſtatt der warmen Empfindung eines Erlebniſſes nur noch die kühle Anerkennung eines Gemäldebeſchauers. Der Zauber, mit welchem die Poetenfeder unſere einbildſamen Kräfte zwang, die Scene als fühlender Mitſpieler verwirklicht zu ſehen, iſt vernichtet vom aufdringlichen Griffel. Der ſtereoſkopiſche Spiegel in unſerm Gehirn, welcher die Dichterſchrift in Anſchauung überſetzte, iſt ſtockblind geworden durch das aufgenöthigte Bild, Goethes wundervolles Wortgemälde rettungslos übertüncht von Kaulbach. Seine Zeichnung, weil ſie wirklich Darſtellbares gewählt hat und in ihrer Ausführung meiſterhaft ſiegreich iſt, wird eben dadurch zum Raub an der Phantaſie der Nation und ſo zu einer unverzeihlichen künſtleriſchen Sünde.

Nachdem der Redner an der Hand der gewonnenen Reſultate noch einmal die Thätigkeit des Dichters beleuchtet und dabei als Beiſpiel die Geſtalt der Krimhild in ſeinen Nibelungen angezogen hatte, ſchloß er mit folgenden Worten:

Es iſt ein Hauptſtück der epiſchen Kunſt, Hörer und Leſer anzuregen zu einer eigenen Phantaſiethätigkeit, vermöge deren ſie die Geſtalten der Dichtung wie leibhaftig hinſchreiten ſehen über eine nicht vorhandene und doch mit allem Zubehör ihnen vorſchwebende Bühne. Gerade dieſe Kraft aber, gehörte und geleſene Worte mit Erinnerungsfarben und Formen in Bilder zu überſetzen, würde der Illuſtrator deſto vollſtändiger lähmen, je beſſer ihm ſeine Zeichnungen

gelängen, geradeso, wie mir Kaulbach meine Lotte im Werther unwiederbringlich verscheucht hat.

Um diese Ueberblendung zu verhüten, die es meiner Poesie unmöglich machen würde, „die Ohren in Augen zu verwandeln," bin ich entschlossen, so lang ich lebe jeder Illustration meiner Nibelunge zu wehren.

Wann einst auch meine Erben nicht mehr in der Lage sein werden, sie zu verbieten, dann dürfte das erfreuliche Wachsthum des Kunstverstandes hoffentlich weit genug gediehen sein, um keine gewinnverheißende Kundschaft mehr übrig zu lassen für das alberne und eitle Kinderspiel: Dichterwerke zu verwandeln in Bilderbücher zum Begucken, die mit ihrer unhandlichen Größe und Schwere das Lesen zu leiblich ermüdender Anstrengung machen, mit ihren Zeichnungen von der Vertiefung in die Poesie nur absperren, die Einbildungskraft mit aufgenöthigter Trägheit lahm legen und die Freude an der Dichtung verderben, indem sie gleichsam vorgekäut einlöffeln, was aus mitgetheilten Worten mit eigener Geistesarbeit in Schaukost umzusetzen der Hauptgenuß ihrer Leser sein soll.

Die zehnte öffentliche Sitzung fand am 17. Juni im Goethehause unter dem Vorsitze des Obmannes Herrn Justizrath Dr. Berg statt.

Nach einigen Mittheilungen geschäftlicher Natur gelangte der Rechnungs-Revisionsbericht der Herren Gegenrechner zur Verlesung. Der Vorsitzende sprach den Revisoren den Dank der Versammlung aus, worauf letztere Decharge ertheilte.

Hierauf hielt Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend den angekündigten Vortrag: „Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform". Das Nähere hierüber übergehen wir einstweilen und geben die Skizze des Vortrags zusammen mit der Fortsetzung desselben in der Berichterstattung über die zwölfte öffentliche Sitzung.

Die elfte öffentliche Sitzung wurde am 15. Juli im Goethehause unter dem Vorsitze des Herrn Dr. Grotefend gehalten.

Nach Erledigung des geschäftlichen Theils schritt zunächst Herr

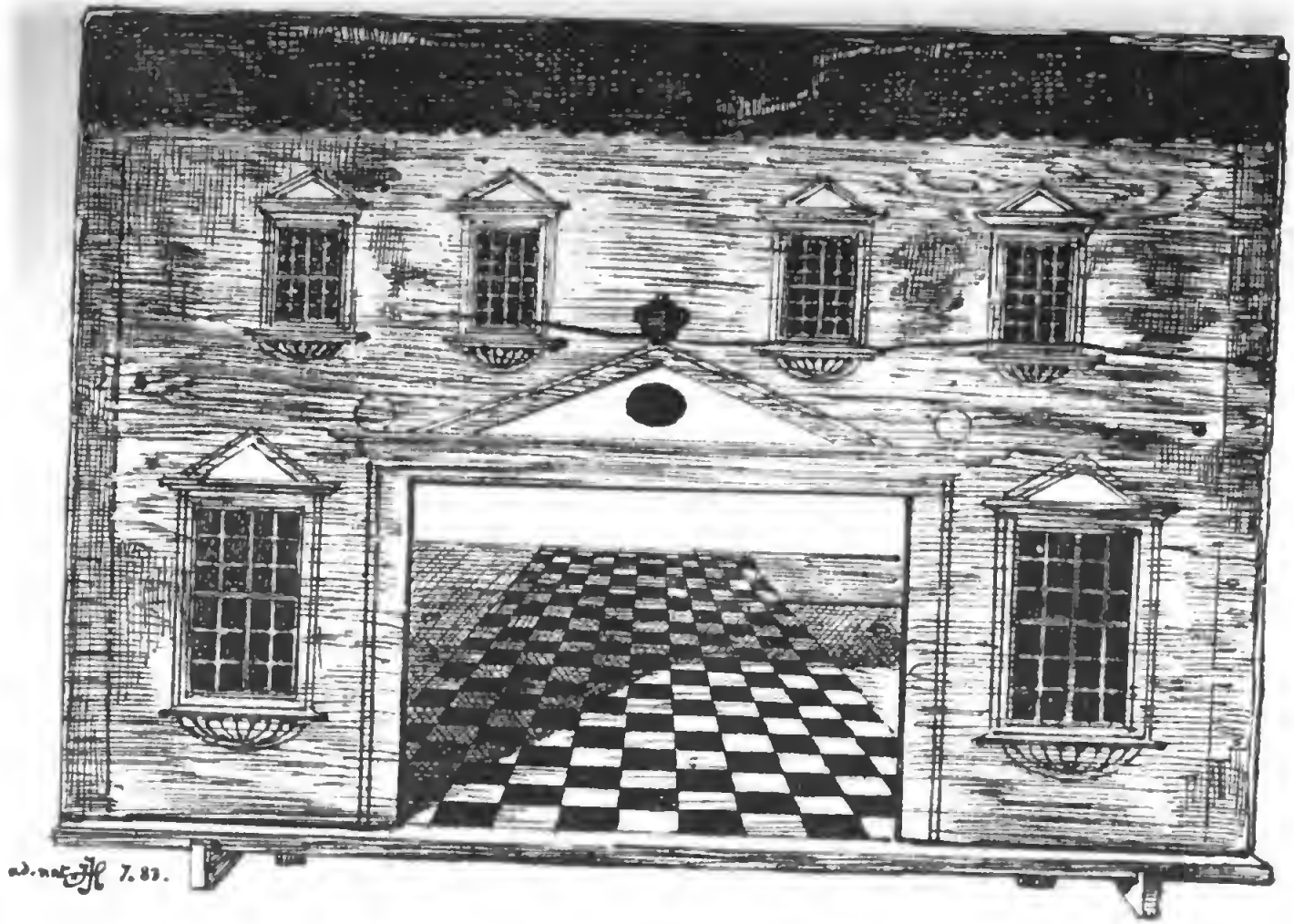
Dr. L. Holthof zur Erläuterung der im Sitzungssaale ausgestellten Ueberreste des Goethe'schen Puppentheaters.

Das, was sich von dem vielbesprochenen Puppentheater erhalten hat, sind die wenigen Bretter, die jetzt, nach achtundachtzig Jahren zum ersten Male wieder an ihre alte Heimstätte zurückgekehrt sind. Sie befinden sich zur Zeit im hiesigen städtischen Museum; früher wurden sie auf der Stadtbibliothek aufbewahrt, der sie im Jahre 1841 von Frau Sophie Bansa übergeben wurden. Letztere hatte sie von ihrer Freundin der Frau Rath Goethe zum Geschenk erhalten. Man spricht jetzt in der Regel von den „Fragmenten" dieser Miniaturbühne — gleichwohl dürfte das Vorhandene den wesentlichsten Theil des Bühnengerüstes repräsentiren, wie es ehemals vorhanden war, vielleicht bis auf einen oder zwei der zum Befestigen der Prospekte bestimmten Rahmen, die Brettchen oder kleineren Rähmchen für die Coulissen und etwa zwei Seitenleisten, welche die erwähnten Rahmen mit der Vorderwand verbinden mochten.

Sehen wir uns das Erhaltene näher an.

Die Vorderwand ist ein ziemlich einfaches, nicht einmal ganz glatt gehobeltes Brett, das 102 cm. in der Breite und 62 in der Höhe mißt. Die lichte Bühnenöffnung beträgt 42×28 cm. Die Ausschmückung ist eine dürftige und sehr ursprüngliche, dabei aber entschieden originell. Das Ganze ist in dem Umrisse einer in Erd- und Obergeschoß gegliederten Hausfaçade mit weiter Portalöffnung gehalten. Letztere, von dem nothdürftigen Lineament eines antiken Tempelaufrisses umrahmt, ist zugleich Bühnenöffnung. Rechts und links davon ein größeres Fenster, vier kleinere im Obergeschosse, das mit einer kurzen Dachbemalung abschließt. Wie von kundiger Seite versichert wird, soll sich in dieser Zeichnung eine auffallende Aehnlichkeit mit der Façade des alten Theaters in Bayreuth kundgeben. Die sämmtlichen Linien sind mit einem starken Bleistifte — offenbar einem sogenannten Zimmermannsstifte — gezogen und schimmern jetzt noch, ohne daß sie je mit einer Farbe gedeckt worden wären, durch den Anstrich in Leimfarbe und den darüber gelegten Firniß durch. Der Grundton ist eine ziemlich lichte Holzfarbe, die Füllung in dem Giebelfelde des Proscениums und den kleinen Giebelfeldchen der Fenster ist mit deckendem Weiß belegt. Auf der First-

Das Goethe'sche Puppentheater.



ſpitze des Proſceniums zeigt ſich eine rothe Urne, das rundliche Schildchen in der Füllung des Giebelfeldes iſt von ſchwarzer Farbe.

Das Podium beſteht aus zwei Brettern, einem größern und einem kleinern, die durch Leiſten von unten riegelartig mit einander verbunden ſind. Das größere hat eine Tiefe von 64, das kleinere von 22 cm. Ueber beide zieht ſich eine perſpectiviſch ſich verjüngende Bemalung hin, einen ſchwarz und weißen Plattenbelag darſtellend, die vorne 61, hinten 34 cm. in der Breite mißt. Rechts und links hatte die Bühne je vier Couliſſenſtellungen, noch deutlich erkennbar an den Löchern, in welche die Stifte der Brettchen oder Rähmchen eingriffen. Größere, länglich viereckige Oeffnungen markiren hinter der dritten Couliſſe am Ende des erſten Brettes und ebenſo hinter der vierten am Ende des Anſatzes die Stellen, wo die Zapfen der Proſpektrahmen eingriffen. Mit ihren beiden Proſpekten (dem vorderen und dem inneren Schauplatze) würde demnach unſer Puppentheater genau die Einrichtung der deutſchen Wanderbühne repräſentiren, wie dieſe ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geſtaltet hatte. Die beiden Proſpekt-Vorrichtungen des Goethe'ſchen Puppentheaters verdanken indeß nur einem Zufalle ihre Entſtehung.

Die beiden Bretter des Podiums ſind nämlich von ungleichem Alter, das vordere hat, bevor es mit dem hinteren verbunden ward, augenſcheinlich ſchon zu Bühnenzwecken gedient, denn es ſtellt ſich uns als einen urſprünglich ſelbſtändigen Bühnenboden dar, der ſeine eigene Vorrichtung zur Anbringung des Proſpektes hatte. Den beiden Oeffnungen für die Einlaſſung des Rahmens entſprechen rechts und links die Spuren einer dreifachen Couliſſenſtellung; die kleinen Löcher zur Aufnahme der Stifte oder Zäpfchen der Couliſſenrähmchen ſind zwar ſorgfältig verſtopft, aber ſo deutlich noch erkennbar, daß wir daraus ganz genau erſehen, wie die Couliſſen der älteren Bühne erheblich breiter als die der neuen waren (ſie hatten vier, die der neuen nur drei Zäpfchen). Zudem zeigen ſich auf dem alten Podium unzweideutige Spuren einer früheren ſelbſtändigen Bemalung von dunkeler (grüner) Färbung, die ſich quadratiſch und nicht in perſpectiviſcher Verjüngung über die Fläche deſſelben erſtreckte.

Ueber die Schickſale des Puppentheaters hat Goethe ſelbſt uns berichtet, ziemlich kurz in „Wahrheit und Dichtung", ausführlicher

in „Wilhelm Meiſter“. In letzterem Werke hüllt der Erzähler ſeinen Bericht in den Schleier der Dichtuug, allein das Gewebe deſſelben iſt ſo locker gehalten, das wir deutlich die Wirklichkeit des Lebens unter ihm erkennen und namentlich wahrnehmen können, wo faktiſche Verhältniſſe mit fingirten vertauſcht werden, wie es u. a. der Fall an einer Stelle iſt, wo in der Dichtung anſtatt des Vaters der Großvater genannt wird. Was Wilhelm Meiſter ſeiner geliebten Marianne erzählt, iſt von wenigen dichteriſchen Zuthaten abgeſehen, das, was der junge Wolfgang ſelbſt erlebt hat.

Nach „Wahrheit und Dichtung“ erhielten die Goethe'ſchen Kinder — neben Wolfgang war damals noch ein Schweſterchen und ein Brüderchen vorhanden — das erſte Puppenſpiel von der Großmutter zu Weihnachten 1753 beſcheert. Das Haus auf dem Hirſchgraben hatte zu jener Zeit noch nicht die Geſtalt angenommen, in der wir es heute kennen, es reichte in ſeinem vorderen Theile von der ſüdlichen Brandmauer nur wenige Schritte über den jetzigen Hauseingang hinaus und umſchloß in dem Erdgeſchoſſe außer Hausflur und Treppenraum bloß die nach der Straße zu gelegene Küche und eine daran ſtoßende geräumige Hinterſtube. In dieſer hauſte Frau Cornelia, die gute Großmutter, die ehemalige Gaſthalterin zum „Weidenhof“, und in ihr zeigte ſich jedenfalls den darüber nicht wenig ſtaunenden Kindern zum erſten Male die Herrlichkeit des Puppenſpiels, die „in dem alten Hauſe eine neue Welt ſchuf“. Mehr als einmal werden ſie ſich an demſelben ſchwerlich ergötzt haben; die Großmutter, ohnehin ſchon leidend, begann mehr und mehr zu kränkeln und ſchloß wenige Monate nach dem erwähnten Weihnachtsfeſte ihre Augen für immer. Außer dem ungewöhnlich lebhaften Eindrucke, welchen die Vorſtellung auf das Kindesgemüth machte, ſcheinen ſich bei Goethe keine beſonders zuverläſſigen Erinnerungen an das Puppenſpiel von 1753 erhalten zu haben. Alles, was wir aus „Wilhelm Meiſter“ erfahren, bezieht ſich auf die ſpätere Wiederholung des Schauſpiels im neuen Hauſe. Soviel ſteht indeß feſt, daß das zur Aufführung gebrachte Theaterſtückchen die Geſchichte von David und Goliath behandelte, und die ganze Bühne nur für dieſe einzige Aufführung eingerichtet war.

Das Jahr 1755 brachte den Umbau des Hauſes, und ein

weiteres Jahr mochte vergehen, bis die Familie ſich vollſtändig in den neuen Verhältniſſen eingelebt hatte. Um Weihnachten 1756 dachte die Frau Rath daran, den Kindern das Puppenſpiel der Großmutter zu erneuern, und ein Freund des Hauſes, der junge „Lieutenant von der (bürgerlichen) Artillerie", wie er im Wilhelm Meiſter genannt wird, der dem Vater ſchon bei dem Umbau viele weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, trat ihr dabei helfend zur Seite. Er „baute, ſchnitzte und malte" in ſeinen müßigen Stunden, bis das fertig eingerichtete Theater vor ihm ſtand, über deſſen weiteres Geſchick wir in ausführlicher Weiſe durch Wilhelm Meiſters Mund Kunde erhalten.

Wir müſſen demnach, wenn wir von dem Goethe'ſchen Puppentheater ſprechen, zwiſchen zwei Bühnen unterſcheiden, der der Großmutter und der des Lieutenants, wie ſie genannt ſein mögen. Beide hatten das miteinander gemein, daß ſie zunächſt nur für die Darſtellung eines einzigen Stückes, des ſchon erwähnten Spieles von David und Goliath, eingerichtet waren, wie denn auf beiden jedenfalls die gleichen kleinen Akteurs aufgetreten ſind. Von der erſteren unterſchied ſich die letztere durch größere Dimenſionen, das neue Proſcenium und die neugemalten Decorationen. In den ſogenannten Fragmenten haben ſich Beſtandtheile von beiden Bühnen erhalten. Das vordere Podium iſt ſichtlich das urſprüngliche der Großmutter, den Anſatz hat der Lieutenant bei der Umgeſtaltung und Erweiterung der Bühne zugefügt. Von letzterem rührt auch die jetzige Bühnenwand her, aus deren Aufriß der „Bürgerlieutenant von der Artillerie" zu uns ſpricht, als ob er vor unſern Augen leibte und lebte. Von der Bühneneinrichtung, deren vergänglicher Stoff ein Menſchenalter ſchwerlich überdauern konnte, iſt nichts auf uns gekommen. An der Rückwand des Proſceniums deutet über der Bühnenöffnung nur eine Reihe kleiner Drahtſtiftchen darauf hin, daß ein Zeugvorhang die Oeffnung abſchloß; von der Vorrichtung zum Aufziehen deſſelben haben ſich zwei Rollen und ein Stückchen Schnur erhalten.

Was den Ort der Aufführung von 1756 betrifft, ſo dürfen wir denſelben nicht, wie es bisher geſchehen iſt, in den vorderen Zimmern des erſten Stockwerkes ſuchen. Die Chriſtbeſcheerungen

kannten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt noch nicht den lichterſtrahlenden Tannenbaum und athmeten überhaupt einen ſo ſchlichten Charakter, daß ſelbſt in vornehmen Häuſern die Prunk- und Staatsgemächer ſchwerlich je dazu benutzt worden ſind. Schauplatz der Beſcheerung wie der Puppenſpiel-Aufführung ſind zweifellos die eigentlichen Familienzimmer des zweiten Stockwerks geweſen, und hier entſprechen die Thüröffnungen auch genau der Breite der Bühnenwand, während im erſten Stockwerke die weiten Flügelthüren rechts und links neben der Bühne einen nicht unbeträchtlichen freien Raum gelaſſen haben würden.

Ein eigenthümliches Gefühl beſchleicht uns, wenn wir uns angeſichts der erhaltenen Ueberreſte das vergegenwärtigen, was der Dichter uns erzählt. Das erneuete Puppenſpiel brachte dem jungen Wolfgang die erſten vergnügten Augenblicke in dem neuen leeren Hauſe. Der heilige Abend des Jahres 1756 war gekommen. Nach Empfang der gewöhnlichen Chriſtgeſchenke hieß man die Kinder vor einer Thür niederſitzen, die in die große Wohnſtube des zweiten Stockwerkes aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete ſich, allein nicht wie ſonſt zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt. Es baute ſich ein Portal in die Höhe, das von einem myſtiſchen Vorhang verdeckt war. Erſt ſtanden die Kleinen von ferne, und wie die Neugierde größer ward, um zu ſehen, was wohl Blinkendes und Raſſelndes ſich hinter der halbdurchſichtigen Hülle (dem erwähnten Zeugvorhange) verbergen möchte, und wie die Neugierde größer ward, wies man jedem ſein Stühlchen an und gebot allen, in Geduld zu warten. So ſaß nun alles und war ſtill; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnden wunderlichen Stimmen erfüllten die kleinen Zuſchauer mit dem Gefühle höchſter Ehrfurcht. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Mit ihm athmete das junge Auditorium auf, als der zwerggeſtaltete Sohn Iſai mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder hervorhüpfte und ſprach: „Großmächtigſter König

und Herr Herr! Es entfalle Keinem der Muth um deswillen. Wenn Ihro Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten." — — So ſpielte in zwei Akten die wunderſame Hiſtorie ſich getreu nach der bibliſchen Erzählung ab, bis endlich der Rieſe fiel und damit „der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag gab." Die Jungfrauen ſangen: „Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend!" Der Kopf des Ungeheuers wurde vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen, der nunmehr die ſchöne Königstochter zur Gemahlin erhielt.

Und nun denke man ſich die kleinen Schauſpieler! Nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, die beiden Hauptperſonen recht charakteriſtiſch zu machen, ſodaß es den jungen Wolfgang verdroß, ſeinen Glücksprinzen ſo zwergmäßig geſtaltet zu ſehen. König Saul erſchien ſteif und pedantiſch im ſchwarzen Sammtrocke, Jonathan mit glattem Kinn in gelb- und rothem Kleide, den Kopf mit dem Turban bedeckt, der Prophet Samuel wies das charakteriſtiſche Bruſtſchildchen auf und trug einen Leibrock aus Schillertafft, der von einem alten Kleide der Großmutter genommen war.

Des mächtig angeregten Knaben einziger Wunſch war es nunmehr, eine zweite Aufführung des Stückes zu ſehen. Er lag der Mutter an, und dieſe ſuchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein ſeltenes Vergnügen könne bei den Menſchen einen Werth haben; Kinder und Alte wüßten nicht zu ſchätzen, was ihnen Gutes täglich begegne. Die jungen Theater-Enthuſiaſten hätten noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten warten müſſen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauſpiels ſelbſt Luſt gefühlt, die Vorſtellung zu wiederholen und dabei in einem Nachſpiele einen ganz friſch fertig gewordenen Hanswurſt zu produciren. Ihm ward nicht ſchwer, den Vater zu überreden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugeſtand, was er ſeinen Kindern aus Ueberzeugung abgeſchlagen hatte. Das Theater wurde wieder aufgeſtellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte der junge Wolfgang das erſte Mal die Freude der Ueberraſchung und des Staunens, ſo war zum zweiten Male die

Wolluſt des Aufmerkens und Forſchens groß. Wie das zugehe, war jetzt ſein Anliegen. Daß die Puppen nicht ſelbſt redeten, hatte er ſich das erſte Mal ſchon geſagt; daß ſie ſich nicht von ſelbſt bewegen konnten, vermuthete er auch; aber warum das alles doch ſo hübſch war, und es doch ſo ausſah, als wenn ſie ſelbſt redeten und ſich bewegten, und wo die Lichter und die Leute ſein möchten — dieſe Räthſel beunruhigten ihn um deſto mehr, je mehr er wünſchte, unter den Bezauberten und Zauberern zu ſein, zugleich ſeine Hände im Spiel zu haben und als Zuſchauer die Freude der Illuſion zu genießen.

Die Pauſe zwiſchen der Hauptaktion und dem Nachſpiele, während welcher die Zuſchauer umherſtanden und ſchwatzten, ſollte dem neugierigen Knaben den erſehnten Einblick in die Zauberwelt gewähren. Er drängte ſich an die Thüre, hob den unteren Teppich auf und guckte zwiſchen dem Geſtelle durch. Die Mutter bemerkte es und zog ihn zurück, allein er hatte doch ſo viel geſehen, daß man Freund und Feind in einen Schiebkaſten packte — und ſo erhielt ſeine halb befriedigte Neugierde friſche Nahrung. Das nun folgende Spiel vermochte ihn, ſo ſehr auch der neue Hanswurſt mit ſeinen Abſätzen klappern mochte, nicht zu unterhalten. Er verlor ſich in tiefes Nachdenken und war nach der gemachten Entdeckung unruhiger als vorher. Nachdem er etwas erfahren, kam es ihm vor, als ob er gar nichts wiſſe, und nach ſeinem eigenen Geſtändniß in ſpäterer Zeit hatte er Recht, denn es fehlte ihm der Zuſammenhang, „und darauf kommt doch eigentlich Alles an."

Aeußere Eindrücke prägen ſich dem Kindesgemüthe tief ein, allein, ſo nachhaltig ſie ſein mögen, ſie verwiſchen ſich, wenn ihnen andere von gleicher Stärke folgen. Das ſollte auch der junge Wolfgang erfahren. So ſehr der Reiz des Theatergeheimniſſes ihn feſſeln mochte, blieb er doch ein Kind, wie Kinder ſind. Neben der Thür, welche das geheimnißvolle Bühnengerüſt verſchloß, gab es eine andere, auf die ſeine Sinne mit beſonderer Schärfe gerichtet waren — diejenige, die zu ſeiner Mutter Speiſekammer führte. Wenige ahnungsvolle Freuden, ſo geſteht er ſelbſt, glichen der Empfindung, wenn ihn die Mutter manchmal hereinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen und er dann einige gedörrte Pflaumen „entweder ihrer

Güte oder ſeiner Liſt" zu verdanken hatte. Die angehäuften Schätze übereinander umfingen die junge Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und ſelbſt der wunderliche Geruch, den ſo manche Spezereien durcheinander aushauchten, hatte eine ſo verlockende Wirkung, daß Wolfgang es niemals verſäumte, ſo oft er in der Nähe war, ſich wenigſtens an der eröffneten Atmoſphäre zu weiden. Eines Sonntagsmorgens war der merkwürdige Schlüſſel ſtecken geblieben — die Mutter war von dem Geläute überraſcht worden, und das ganze Haus lag in tiefer Sabbathruhe. Im Nu war der lebhafte Knabe in ſeinem Heiligthum, und er verſäumte nicht, ſich die gebotene Gelegenheit zu Nutze zu machen, wenn ihm auch die Wahl unter den verſchiedenen Koſtbarkeiten ſchwer fallen mochte. Reich mit Beute beladen, ſchickte er ſich zum vorſichtigen Rückzug an, als ſein Blick auf ein paar neben einander ſtehende Kaſten fiel, aus deren einem Drähte, oben mit Haken verſehen, durch den übel verſchloſſenen Schieber heraushingen. Ahnungsvoll fiel er darüber her, und mit welcher überirdiſchen Freude entdeckte er, daß darin ſeine Helden- und Freudenwelt übereinander gepackt ſei. Kaum hatte er Zeit, ſeinen Fund zu muſtern — in der anſtoßenden Küche machte die Köchin ſich bemerkbar — aber Eines wenigſtens konnt er ſich aneignen, das geſchriebene Büchelchen, worin die Geſchichte von David und Goliath aufgezeichnet war. Mit dieſem Schatze — der die Beute an getrockneten Pflaumen, dürren Aepfeln und eingemachten Pomeranzenſchalen bei weitem überwog — eilte er hinauf in ſein Giebelzimmer. — Und nun ging es an ein Studieren und Perorieren! Alle verſtohlenen und einſamen Stunden wurden auf das wiederholte Leſen des Schauſpiels verwandt, das ſich bald der Phantaſie des Knaben einprägte und mit dieſer ſo vollſtändig verwuchs, daß Tag und Nacht ſein David und Goliath vor ihm ſtanden. Wenn er die Reden der Helden vor ſich hermurmelte, gab niemand darauf Acht als der Vater, der dann bei ſich das Gedächtniß des Knaben pries, der von ſo wenigem Zuhören ſo Mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward er immer verwegener und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor ſeiner Mutter, indem er ſich einen David und Goliath aus Wachsklümpchen bildete, die er gegen einander auftreten ließ, bis er ſelbſt endlich dem Rieſen den

Stoß gab und das unförmliche Haupt desſelben auf einer Stecknadel aufgeſpießt dem kleinen David in die Hand klebte. Die Mutter horchte auf, drang in ihn und er geſtand. Nun ſah die gute Mutter, die ſich übrigens durch das Gedächtniß und das oratoriſche Talent des Sohnes nicht wenig geſchmeichelt fand, ein, daß es vergeblich ſein würde, wenn man dem Knaben das erſehnte Spielzeug vorenthalten wolle. Auch der Lieutenant hatte um dieſe Zeit den Wunſch geäußert, Wolfgang in ſeine Geheimniſſe einzuweihen, und vom Vater ſtand kein Widerſpruch zu erwarten, da ihm ſelbſt daran gelegen war, in der immer unruhiger ſich geſtaltenden Zeit — der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen hatte begonnen — die Kinder möglichſt an das Haus zu feſſeln.

So wurde denn jetzt das Puppentheater den Kindern zu eigenem Gebrauch überlaſſen und ſtändig in dem Manſardeſtock aufgeſchlagen. Den Zuſchauerraum bildete Wolfgangs Giebelzimmer, während das Proſcenium in die Thüröffnung eines anſtoßenden Zimmers zu ſtehen kam, welches den ſpielenden und dirigirenden Perſonen eingeräumt ward. Zitternd vor Freude trat Wolfgang ſein neues Amt an; er betrachtete ſorgfältig die Puppen, die auf beiden Seiten des Geſtells in der Ordnung, in welcher ſie auftreten ſollten, aufgehängt waren, und ſtieg auf den Tritt, ſodaß er nun über der kleinen Welt ſchwebte. Nicht ohne Ehrfurcht ſah er zwiſchen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimniſſe er eingeweiht ſei, ihn erfaßte.

Am andern Tage fand die erſte Vorſtellung vor einer Geſellſchaft geladener Geſpielen ſtatt, und es folgte nun Vorſtellung auf Vorſtellung, anfänglich immer noch mit dem Hauptdrama, wozu Theater und Schauſpieler geſchaffen und geſtempelt waren, ſpäter aber, als die beſtändige Wiederholung ermüdete, mit andern Stücken. Aus der Bibliothek des Vaters waren dem jungen Bühnenleiter die „Deutſche Schaubühne“ und verſchiedene italieniſch-deutſche Opern in die Hände gefallen, in die er ſich ſehr vertiefte, jedesmal zunächſt die Perſonen überſchlagend und dann ſofort zur Inſcenirung des Werkes ſchreitend. Da mußte nun König Saul in ſeinem ſchwarzen Sammtkleide Helden aller Art darſtellen, wobei zu

bemerken iſt, daß die Stücke niemals ganz, ſondern meiſtens nur die fünften Akte, wo es an ein Todtſtechen ging, aufgeführt wurden. Auch war es natürlich, daß die Operntexte mit ihren mannigfachen Abenteuern und Veränderungen bevorzugt wurden. Da gab es ſtürmiſche Meere, Götter, die in den Wolken herabkamen, und, was beſonders imponirte, Blitz und Donner. Auch gab es in den Opern mehr Gelegenheit, den David und Goliath anzubringen, welches im gewöhnlichen Drama gar nicht angehen wollte. Für die paſſenden Decorationen ſorgte der junge Künſtler ſelbſt, der trefflich mit Farbe, Pappe und Papier umzugehen wußte und längſt ſchon die Handhabung des Zirkels und Lineals verſtand. Die Figuren wurden vor und nach mit beweglichen Kleidern verſehen. Für die Vervollſtändigung der Theatergarderobe mußten die Puppen der Schweſter herhalten, auch wurde aus den Erſparniſſen hier ein Flitter, da ein neues Band angeſchafft, oder ein Stückchen Taffet erbettelt, ſodaß ſchließlich die Ausſtattung für das größte Stück vorhanden war.

Wie lange die Luſt am Schauſpiel gedauert haben mag, iſt nicht zu beſtimmen, ſie fand aber wie jede Kinderluſt ihr Ende, als neue Reize zu wirken begannen. Der Dichter klagt ſelbſt in ſeinen Lebenserinnerungen, wie die Qualität ſeiner Zuſchauer ſich bald verſchlechtert habe. Die Geſpielen die anfangs die Zulaſſung als eine Gunſt betrachteten, blieben nicht lange ruhige Zuſchauer, ſie verfielen auf die gewöhnliche Kinderunart und ſtörten das Spiel. Es mußte ein jüngeres Publikum ausgeſucht werden, das allenfalls noch durch Ammen und Kindermädchen im Zaum gehalten werden konnte, und damit war das natürliche Ende des Vergnügens gekommen, für das ohnehin der Sinn aufhören mußte, als die Zeit ſich immer ernſter geſtaltete.

Es iſt gewiß, daß Goethe's gewaltiger Dichtergenius ſich der Bühne zugewandt haben würde, auch wenn das Puppenſpiel ihm nicht in den erſten Knabenjahren ſchon die mächtige Anregung gegeben hätte. Als Zufall dürfen wir es jedoch keineswegs betrachten, daß das erſte Kunſtwerk, mit welchem er vor die Oeffentlichkeit trat, ein dramatiſches war. Er ſelbſt hat in nachdrücklicher Weiſe auf den Eindruck hingewieſen, den das von der Mutter erneuete Geſchenk der Großmutter auf ſein erwachendes Geſtaltungsvermögen gemacht

hat. Für uns ist es jedenfalls von hohem Interesse, daß wir mit eigenen Augen das eigenthümliche pädagogische Instrument anzuschauen vermögen, an dessen Hand der junge Wolfgang den ersten Einblick in die magische Bühnenwelt erhielt, in welcher ihm eine so bedeutungsvolle Rolle beschieden sein sollte.

Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend setzte hierauf seinen in der vorigen Sitzung begonnenen Vortrag „Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform" fort. Der Bericht über beide Theile möge hier seine Stelle finden.

Redner begann den ersten der beiden Vorträge mit der Mittheilung, daß am 4. September dieses Jahres 300 Jahre verflossen seien, seitdem Kaiser Rudolf II den Ständen des deutschen Reichs durch ein kaiserliches Decret habe anzeigen lassen, daß er entschlossen sei, das neue Kalendarium sowohl als römischer Kaiser im Reich deutscher Nation als in seinen Erbkönigreichen und Landen mit dem kommenden Oktober anzunehmen. Eine Erinnerung an diesen Tag sei auch in Hochstiftskreisen angezeigt, und indem Redner sich dieser Ehrenpflicht entledige, wolle er der Frage der Nothwendigkeit der kalendarischen Reform und der Vorgeschichte derselben näher treten.

Redner bemerkte, daß er um so lieber dieser Aufgabe sich widme, als seine eigenen früheren Forschungen sich mit den neueren des Wiener Forschers Ferd. Kaltenbrunner*) deckten, ja in vielen Punkten durch dieselben an liebevollem Eingehen namentlich auf die astronomischen Details übertroffen würden.

Der aller mittelalterlichen Kalenderberechnung zu Grunde liegende Osterkanon beruht auf den Voraussetzungen, daß das tropische Jahr (d. h. der Zeitraum des Umlaufs der Sonne von der Frühlingsnachtgleiche zu derselben zurück oder der Wiederkehr des Aufgangs der Sonne im Ostpunkte unserer Himmelsäquatorlinie) 365 Tage 6 Stunden enthalte und daß der Cyclus von 235 synodischen Mondmonaten gerade 19 Julianischen Jahren mit 6939 Tagen 18 Stunden gleichkomme. Beide Voraussetzungen sind irrig. Das tropische Jahr ist 11 Minuten und 12—15 Secunden kürzer,

---

*) Die Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform. Wien 1876.

die Nachtgleichen entfernen ſich alſo in etwa 128 Jahren je um einen Tag von der im Cyclus ihnen angewieſenen Stelle; die 235 ſynodiſchen Monate enthalten aber 1 Stunde 28 Minuten 15 Secunden weniger als 19 julianiſche Jahre. Die Neumonde treten daher alle 308 Jahre einen Tag früher ein, als der Cyclus ſie angiebt. Daß dieſes nicht früher ſchon bemerkt wurde, hat einestheils an dem mangelnden Drange nach aſtronomiſchen Beobachtungen, ſowie an der Idee, daß eine cycliſche Berechnung als auf Mittelwerthen beruhend an ſich ſchon Abweichungen mit ſich bringe, anderntheils aber an dem beſtimmten kirchlichen Verbote des Concils von Nicaea gelegen, bei Strafe des Kirchenbannes irgend etwas am Kalender zu verändern.

Erſt um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts wird man ſich des Fehlers klarer bewußt. Man ſucht nach einer genügenden Erklärung der entgegentretenden Erſcheinungen.

Ein Magiſter Conrad, ein ſonſt unbekannter Computiſt, oder wie wir heute ſagen würden „Kalendermann" macht auf die Fehler aufmerkſam, allein nur für den einen findet er eine aſtronomiſche Erklärung, die der Wirklichkeit nahe kommt. Die Abweichung der Mondphaſen erklärt er ſehr naiv dadurch, daß Gott den Mond am vierten, Adam am ſechsten Tage erſchaffen habe. Adam habe nun dem damals 3 Tage alten Monde das Alter 1 beigelegt und dieſer Fehler ſei noch nicht ausgeglichen.

Johannes Halifax (a Sacro Bosco) war der erſte, der (1232) die Autorität der alten Kirche der Kritik der empiriſchen Wahrnehmung zu unterziehen wagte, indem er an der Hand von Beobachtungen die bisherige Annahme von der Länge des tropiſchen Jahres eines Irrthums zieh. Daß die von ihm benutzte Beobachtung (des Ptolemäus nämlich) eine falſche war, ändert an dieſem wahrhaften Fortſchritt nichts. Um ſo auffallender iſt dabei, daß er die Irrthümlichkeit der Mondphaſen zwar offen anerkennt, aber gleich das kirchliche Verbot der Veränderung in Kalenderſachen als einer Verbeſſerung im Wege ſtehend anführt.

Der auch dem 12. Jahrhundert angehörige Computus des Johannes Campanus iſt der erſte der neben dem Ptolemäus auch arabiſche Aſtronomen benutzte. Daneben iſt nur noch Groſſeteſte

(Robert Grandhead von Lincoln, der Regenerator der Univerſität von Oxford) als hervorragend zu erwähnen, der erſte der auch tabellariſch die wahren Mondumläufe feſtzulegen ſuchte.

Der erſte der die Frage der Kalenderverbeſſerung vor das Forum des römiſchen Stuhles brachte, war Roger Bacon, der zu ſeinen Lebzeiten vielgeſchmähte und verfolgte, nachher aber faſt noch mehr geehrte und als doctor mirabilis bewunderte Humaniſt des 13. Jahrhunderts. Er ſieht in den Fehlern des Kalenders nur Folgen der Mißachtung der Kirche gegen die Aſtronomie. Man hüte ſich aus Furcht vor dem kirchlichem Verbote, ernſthaft an die Verbeſſerung des Kalenders heranzugehen. Clemens IV. ſolle das Beiſpiel ſeiner Vorgänger Leo I. und Hilarius nachahmen, und mit Hülfe tüchtiger Aſtronomen eine Verbeſſerung herbeiführen, „die nach ihrer Vollendung als eines der größten, beſten und ſchönſten Werke geprieſen werden würde, die je in der Kirche Chriſti vollbracht worden ſind".

Die größere Genauigkeit in den aſtronomiſchen Grundelementen der Kirchenrechnung, welche Bacon noch 1267 von der Zukunft erhoffte, war bereits 15 Jahre zuvor durch des caſtiliſchen Königs (desſelben der den deutſchen Königsthron erſtrebte) Alphons des X. Aſtronomen erreicht und in den ſ. g. alphonſiniſchen Tafeln niedergelegt worden.

Auf dieſen fußten von nun an die kalendariſchen Problematiker. So auch Johannes de Muris und Firminus de Bellavalle, welche 1345 für den Papſt Clemens VI. zu Avignon einen Tractat über Kalenderverbeſſerung ſchrieben. Sie verlangen vor Allem eine Ausſchaltung, ſchlagen aber eine allmähliche vor, um Unordnungen vorzubeugen. Wie ſehr ſie recht hierin hatten, zeigte das Jahr 1583. Ihre Vorſchläge betreffs der Regulirung des Mondkalenders waren mehrfache aber alle unpractiſch, weßhalb auch Clemens ſich noch anderwärts weitere Belehrung ſuchte. Der damit Beauftragte Johannes de Thermis konnte erſt dem päpſtlichen Nachfolger ſein Werk überreichen.

Das fünfzehnte Jahrhundert gab der Wiſſenſchaft hinreichende Gelegenheit, ſich an Concile mit Vorſchlägen behufs Kalenderverbeſſerung zu wenden. Schon für das auf 1412 nach Rom von

Johann dem XXIII einberufene Concil hatte der Cardinal Pierre d'Ailly (Petrus de Alliaco), ein Mann von eben so reichem theologiſchen wie aſtronomiſchen Wiſſen, einen Tractat über dieſe Frage geſchrieben. Sechs Jahre ſpäter trug er dann ſelbſt dieſe ſeine Arbeit und die darüber mit dem Papſte gewechſelten Briefe dem Conſtanzer Concile vor.

Aus demſelben ging hervor, daß Johann XXIII, als Peter ihm ſeine Arbeit 1411 überreicht hatte, auf ſeine Vorſchläge eingegangen war, und nur die Beſeitigung des Schismas abwarten wollte. Nach dem reſultatloſen Verlauf des Römiſchen Concils 1412 ſtand Peter wieder am Anfange ſeiner Mühen. Das Conſtanzer Concil ging auf ſeine Anträge nicht ein, wohl wegen des unannehmbaren Vorſchlages, die Jahres- und Monatszählung der Araber zu adoptiren. Hierzu wurde Peter dadurch gedrängt, daß durch ſeine Schaltungsvorſchläge einerſeits dem lunaren Jahre zu viel, andererſeits dem ſolaren Jahre zu wenig geſchah uud daß er deshalb als drittes Moment vorſchlug, die Beſtimmung der Nachtgleichen und Neumonde nach aſtronomiſchen Tafeln vorzunehmen, wobei er als eventuelles Hülfsmittel auf die arabiſche Jahresform verfiel.

Mehr, wenn auch nur ſozuſagen akademiſchen Erfolg hatte die Kalenderfrage auf dem Baſeler Concil.

Ein Deutſcher Ciſtercienſermönch Hermann von Soeſt hatte bereits im Jahre 1432 einen Tractat geſchrieben, der zur Kalenderverbeſſerung aufforderte, und vermuthlich derſelbe war, der im Jahre 1434 auf dem Baſeler Concil zur Verleſung kam. Nach dem darin enthaltenen Vorſchlage des Autors wurde eine Commiſſion zur Specialberathung niedergeſetzt, und dieſer gehörte neben dem Hermann von Soeſt, auch der aus Cues an der Moſel gebürtigte Cardinal Nicolaus (de Cuſa) an. Der Bericht dieſer Commiſſion, der im März 1437 von dem genannten Cardinal erſtattet wurde, iſt wohl weſentlich ein Compromiß zwiſchen den Anſichten der beiden genannten Gelehrten. Nicolaus mußte bald darauf das Concil verlaſſen, die Commiſſion arbeitete aber noch das zu erlaſſende Decret aus. Die Spaltung des Concils gab Veranlaſſung durch Aufrühren dieſer Frage nicht noch neuen Hader zu ſäen und ſo blieb Bericht wie Decret als ſchätzbares Material für ſpätere ungewiſſe Zeit liegen.

Schon die Schrift des Hermann von Soeſt hatte geklagt, daß infolge der fehlerhaften cycliſchen Angaben der Kalender viele Chriſten ihre Kalender der Mondphaſen der Wahrheit gemäß ſich einrichteten. Aſtronomie, Aſtrologie, Medicin und Aberglauben reichten ſich damals die Hand zur Herſtellung der Kalender und alle dieſe Wiſſenſchaften bedurften der wahren Mondangaben, nur die Kirche konnte ſich mit den cycliſchen begnügen.

Von ſolchen Kalendern mit veränderten Mondphaſen ſind namentlich als Vorbilder und Hauptrepräſentanten die des Johann von Gmünden und die des Schülers ſeines Schülers (Georg's von Pauerbach) des Johann von Königsberg in Franken zu nennen. Namentlich die des letzteren wurden durch den inzwiſchen erfundenen Buchdruck in zahlreichen Exemplaren und Ausgaben verbreitet. Johannes Regiomontanus ſelbſt, von Papſt Sixtus IV. 1476 nach Rom zur Verbeſſerung des Kalenders berufen, ſtarb daſelbſt plötzlich.

Mit ſeinem Tode verſtummte der Ruf nach Kalenderreform, bis zu Leo X. Das von dieſem auf 1511 berufene Lateranenſiſche Concil ſollte ſich wieder damit befaſſen und der Titularbiſchof von Foſſombrone, Paul von Middelburg, Lehrer der Aſtronomie zu Padua hatte für dieſen Zweck ein dickleibiges Buch geſchrieben, in welchem er neben dem Beweiſe, daß nicht nur ein Concil ſondern jeder Papſt ohne Concil den Kalender verbeſſern könne, auch poſitive Vorſchläge für die Reform unter Zurückweiſung der bisher gemachten beibrachte.

Die Verhandlung wurde der 10. Sitzung des Concils am 1. December 1514 vorbehalten, vorher ſuchte Leo X. noch im October 1514 durch Vermittlung des Kaiſers Maximilian gutachtliche Aeußerungen verſchiedener Univerſitäten (Wien, Tübingen und Löwen) einzuholen.

Von Wien (Stiborius und Tannſtetter) ſowie von Tübingen (Stöffler) langten rechtzeitig Gutachten ein. Beide ſind nicht für einmalige Ausſchaltung zur Regulirung der Nachtgleichen. Beide wollen ſie in erſter Linie auf dem 10. März fixirt wiſſen, die Wiener ſchlagen eventuell den 25. März als Fixpunkt vor; Stöffler will den 21. März beibehalten aber durch Siſtirung der vierjährigen Schaltung erreicht wiſſen. Für Correctur des Mondkalenders ſchlagen

beide Gutachten aſtronomiſche Beſtimmung desſelben und zwar einheitliche in Angaben nach dem Meridiane von Rom vor.

Dieſe Gutachten wurden nochmals zur Prüfung an andere Univerſitäten verſandt, hierüber verſtrich die Zeit und endlich ſchloß man die Acten des Lateranenſiſchen Concils, ohne von den Verhandlungen dieſerhalb etwas zu erwähnen.

Das Gutachten der Univerſität Löwen ſollte im Jahre 1514 von Albertus Pighius ausgearbeitet werden. Dieſer gründliche Gelehrte hatte denn auch bis 1518 einen großen Tractat über die Jahrpunkte fertig geſtellt, und kam dann im Jahre 1520 dazu ſeine Vorſchläge über die Reform dem Papſte Leo X. zu überſenden. Wenn auch der ſachliche Theil derſelben von einem ganz falſchem Grundgedanken aus geht,*) ſo iſt doch des Pighius Arbeit ein weſentlicher Factor für die Folgezeit geworden, dadurch daß ſie zuerſt wieder auf die cycliſche Berechnung zurückgreift, anſtatt der Beſtimmung durch aſtronomiſche Tafeln, und daß ſie ſodann die Möglichkeit der gleichzeitigen Anwendung der ſolaren und lunaren Correctur für die Folgezeit ins Auge faßt. Nur bei einer geeigneten Combination der beiden Correcturen war die Beibehaltung der cycliſchen Berechnung möglich. War ſomit der Gregorianiſchen Reform auch die rettende That noch vorbehalten, der Gedanke daran reifte ſchon in dem Pighius'ſchen Vorſchlage der Ausführung entgegen.

Die Sturm- und Drang-Jahre der Reformation konnten ſelbſtverſtändlich der ruhigen Betrachtung einer ſo akademiſchen Frage, wie die Kalenderverbeſſerung war, nicht günſtig ſein. Vor den viel wichtigeren ſich neu erhebenden Streitpunkten mußte dieſe Frage in den Hintergrund treten.

So war denn auch das 1545 zuſammen getretene Concil von Trident nicht zu bewegen geweſen, ſich mit der Sache zu befaſſen, obſchon mehrere Schriften direct zur Prüfung aufforderten. So auch des Petrus Pitatus ſchon 1539 verfaßtes Werk, das gleich bei der Eröffnung des Concils bei demſelben eingereicht wurde

*) Pighius hatte ſchon in ſeinem Tractate angenommen, der bisherigen Berechnung läge das ſideriſche Jahr (d. h. den Umlauf der Sonne von einem Punkte der Ekliptik zu demſelben zurück) zu Grunde, während es doch das tropiſche Jahr war und auch ſein muß.

aber niemals zur Vorlage in ordentlicher Sitzung kam. Pitatus ließ darum 1564 nach Schluß des Concils ſeinen Verbeſſerungsvorſchlag im Druck erſcheinen, ihn dem Papſte Pius IV. widmend, in der Hoffnung, daß derſelbe ihn mit dem Cardinalscollegium prüfen und eventuell ausführen laſſen würde.

Pitatus wagte dieſe letztere Hoffnung zu begründen durch den Beſchluß der letzten Sitzung des Tridentiner Concils am 4. October 1563, der dem Papſte den Auftrag gab Brevier und Meßbuch zu reformiren. War nicht in beiden auch der Kalender enthalten und innig damit verknüpft? Konnte daher nicht mit Fug und Recht der ertheilte Auftrag auch auf dieſen Beſtandtheil bezogen werden?

Man nahm denn auch in der That von Seiten des päpſtlichen Hofes den Auftrag des Concils zum Ausgangspunkte der weiteren Verhandlungen.

Für die denſelben zu Grunde zu legende wiſſenſchaftliche Arbeit war genügendes ſchätzbares Material vorhanden.

Dazu hatte 1543 das Copernikaniſche Werk de revolutionibus orbium coelestium auch eine Revolution auf dem Gebiete der aſtronomiſch-mathematiſchen Forſchungen zu Wege gebracht. Die auf Grund ſeiner Berechnungen und Beobachtungen von Erasmus Reinhold im Jahre 1554 vollendeten ſ. g. Pruteniſchen Tafeln leiſteten das ſeiner Zeit denkbar Genaueſte. Alle Zweifel, die durch die empiriſch beobachteten Mängel der ehemaligen (alfonſiniſchen) Tafeln, in den Werken der früheren Kalenderreformen zurückgeblieben waren, mußten vor der Zuverläſſigkeit der neuen Tafeln zurücktreten. Man konnte mit friſchem Muthe und ohne auf jedem Schritte einem mehr oder weniger berechtigten Mißtrauen zu begegnen auf Grund der neuen Tafeln an die Kalenderreform herangehen.

Papſt Gregor XIII., der als Cardinal Hugo Buoncampagno und Biſchof von Veſti, dem Tridentiner Concile beigewohnt hatte, fühlte ſich zu dem Unternehmen durch den letzten Beſchluß des Tridentiner Concils nicht nur autoriſirt ſondern geradezu verpflichtet.

Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1572 hat Gregor die Kalenderverbeſſerung ſich vorgenommen, um damit das Werk ſeines Vorgängers, Pius V. zu krönen, der bereits Brevier und Miſſale ihrem liturgiſchen Inhalte nach einer Reviſion unterzogen hatte.

Da wurde ihm von dem Arzte Antonius Lilius ein Werk übergeben das einſt deſſen wohl ſchon verſtorbener Bruder Aloyſius verfaßt hatte, und das den bisherigen ſchwerfälligen und dabei ungenauen Verbeſſerungsweiſen gegenüber auf ſtaunenswerth einfache und überſichtliche Weiſe die für die dauernde Kalenderverbeſſerung nothwendigen kalendariſchen Manipulationen auf mechaniſchem, weil cycliſch angeordnetem Wege vornehmen ließ.

Da die Vorzüge des Lilianiſchen Werkes ſehr einleuchtende waren ſetzte Gregor nicht nur eine Commiſſion zu Rom ſelbſt ein, die ſich mit der Prüfung desſelben beſchäftigen ſollte, ſondern ſandte dasſelbe auch im Jahre 1577 an alle katholiſchen Fürſten und Univerſitäten, um deren Einverſtändniß einzuholen.

Ueber das Reſultat dieſer Enquete iſt nichts überliefert, ſie ſcheint, wenn überhaupt, nur günſtige Reſultate ergeben zu haben, da wir am 24. Februar 1582 den Papſt die bekannte Bulle inter gravissimas pastoralis officii nostri curas erlaſſen ſahen, die mit ihren Beilagen den Canones in calendarium perpetuum die Grundlagen des neuen Kalenders entwickelte. Wir dürfen die Einzelheiten der getroffenen Anordnungen hier als bekannt vorausſetzen.

Es iſt natürlich, daß die päpſtlichen Vorſchläge bei der augenblicklich tief einſchneidenden Wirkung der Ausſchaltung von 10 Tagen nur in Ländern ſofort Eingang finden konnten, die wegen ihres ſtrengen Katholicismus den Befehlen des Papſtes keinerlei Bedenken entgegenzuſtellen gewohnt waren. Italien mit Ausnahme einiger kleiner Republiken des Nordens, Spanien und Portugal waren es allein, die ſich zur Annahme des neuen Kalenders nach der Norm der päpſtlichen Bulle d. h. vom 4. bis 15. October 1582 entſchließen konnten. Frankreich und die ſpaniſchen Niederlande hinkten im December 1582 nach. Deutſchland's Beherrſcher Kaiſer Rudolf der II., obſchon in der päpſtlichen Bulle direkt und an erſter Stelle zur Annahme des neuen Kalenders aufgefordert, ließ die Sache ſehr an ſich herankommen. Auf dem Reichstag zu Augsburg überreichte Cardinal Madruzzi gegen Ende der Verhandlungen, als noch immer nicht die von ihm erſehnte Vorlage auf der Tagesordnung erſcheinen wollte, den Kalender dem Kaiſer, um ſolchen anzunehmen und einzuführen, wie dieſes die anderen Könige der Chriſtenheit ebenfalls

zugeſagt hätten. Rudolf erwiderte, er wolle das mit den Ständen des Reichs in Erwägung ziehen, und forderte zunächſt, um gleich der Proteſtantiſchen Fürſten Stimmung zu ſondiren, das Gutachten des Kurfürſten von Sachſen ein.

Dieſes Gutachten war ein wenig in die Sache ſelbſt eingehendes, aber es war wohl geeignet, die Fürſten und den Kaiſer vorſichtig zu machen. Es gipfelte in dem Bedenken, daß die Annahme dieſes allein vom Papſte ausgehenden Werks dem Papſte eine vorher ungebräuchliche Jurisdiction und Gewalt, dem Kaiſer und dem Reiche etwas zu gebieten, einräume. Man möge die Sache auf dem nächſten Reichstage vorbringen.

Damit wäre die Sache, da für die nächſten Jahre ein Reichstag nicht in Ausſicht ſtand, ad Kalendas graecas verſchoben geweſen. Rudolf legte ſich daher das Gutachten des ſächſiſchen Kurfürſten auf ſeine Weiſe zurecht.

Unter ausdrücklicher Betonung des Umſtandes, daß der Papſt nicht allein, ſondern mit ſeinem, des Kaiſers, Vorwiſſen und unter Beihülfe ſeiner wie anderer Potentaten Mathematiker den neuen Kalender eingerichtet hätte, zeigt er, wie ſchon Eingangs des erſten Vortrags geſagt wurde, am 4. Sept. 1583 den deutſchen Reichs-Ständen an, daß er in ſeinen Erblanden den neuen Kalender einführen werde, und fordert ſie auf, dieſem Beiſpiele zu folgen. Die katholiſchen Fürſten, voran die geiſtlichen, leiſten dem kaiſerlichen Gebote getreue Folge. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte dagegen weigern ſich nach wie vor. Mit allem Aufgebote theologiſchen Wiſſens wehren ſich die verſchiedenen Gutachten der theologiſchen Fakultäten und Predigerconvente gegen die neue Einrichtung, die ſie (lediglich von ihrem confeſſionell-beſchränkten Standpunkte aus beurtheilend) als Satanswerk, Gewiſſenszwang, heuchleriſches Einſchleichen des Katholicismus bezeichnen.

„Da ſie wüßten", ſo ſchreiben die Tübinger Theologen in ihrem Gutachten, „daß der Papſt nicht ein Hirt in der evangeliſchen Kirche, ſondern der Antichriſt ſelber ſei, ſo müſſe man ſich auch ſeines Kalenders erwehren". Und weiter:

„Dieſer Kalender ſei nichts anders als der erſte Buchſtabe im A B C. Lernen wir den erſten, ſo muß man nach und nach mit den andern auch fort."

„Der Satan ist (Gott sei ewig Lob und Dank) mit seiner Abgötterei aus unseren christlichen Kirchen ausgetrieben, den sollen wir durch seinen Statthalter nicht wiederum eindringen und einschleichen lassen, sondern Thür und Thor vor ihm verschließen."

Wie wenig stimmte diese Ansicht mit derjenigen überein, die Luther etwa 40 Jahre zuvor in seiner Schrift „Von den Concilien und Kirchen" über die Kalenderverbesserung documentirt hatte.

Er ist sowenig der Ansicht, daß der Kalender mit dem Glauben etwas zu schaffen habe, daß er sogar von den weltlichen Fürsten, denen er allein das Recht der Aenderung des Kalenders einräumen will, verlangt, sie sollten das Osterfest, (das Schuckelfest wie er es nennt, weil es im Jahre hin und her schuckelt) einträchtiglich auf einen festen Monatstag legen, wie Weihnachten auch so fiele.

Keplers, (des freisinnigen aber eifrigen Protestanten) scharfes Urtheil über die Herrschsucht der Geistlichkeit jener Zeit ist nur zu wahr!

„Das Uebel, welches Deutschland drückt," so schreibt er an den Markgrafen Ernst Friedrich von Baden, „rührt größtentheils von dem Uebermuthe einiger Geistlicher her, welche lieber regieren als lehren. Manche Doctoren möchten lieber Bischöfe sein, sie suchen in ihrem unzeitigen Eifer alles umzukehren und verleiten ihre Fürsten zu übereilten Schritten. Der Geist der Einigkeit und wechselseitigen Liebe wird vermißt."

Kepler, dieser bedeutende Astronom, den später Rudolf II. trotz seines Protestantismus an seinen Hof berief, gerieth wegen dieser seiner freien Gesinnungen auch gleich 1593, nachdem er nach Beendigung seiner Studien nach Graz in Steiermark als Lehrer der Mathematik gerufen worden war mit seinem Tübinger Lehrer dem Astronomen Maestlin in heftigen Streit über die von den Protestanten so hartnäckig verweigerte Annahme des neuen Kalenders.

„Was treibt das halbe Deutschland? Wie lange will es noch von der anderen Hälfte des Reichs und von dem ganzen europäischen Festlande getrennt bleiben? Schon seit anderthalb Jahrhunderten fordert die Astronomie die Verbesserung der Zeitrechnung. Wollen wir es verbieten? Worauf wollen wir warten? Bis etwa ein Deus ex machina die protestantischen Obrigkeiten erleuchtet? Es sind zwar mancherlei Verbesserungen vorgeschlagen worden, es

iſt jedoch diejenige, welche der Papſt eingeführt hat, die beſte ... Es iſt eine Schande für Deutſchland, wenn es allein derjenigen Verbeſſerung, welche die Wiſſenſchaft fordert, entbehrt."

So dachte und ſchrieb ein durch die Wiſſenſchaft geklärter Geiſt, der große Haufe aber dachte, ſo wie Mäſtlin in theologiſch befangenem Sinne ſeinem ehemaligen Schüler antwortete:

„Da in dieſer Sache die Theologen neben den Aſtronomen ſtreiten, ſo gereicht es dieſen nicht zur Unehre, wenn ſie demjenigen, was der Religion nachtheilig werden könnte, nicht beipflichten."

Das war die Loſung, welche die Geiſtlichkeit auf der ganzen Front der Kämpfenden ausgegeben hatte. Dieſes Wort erſcholl an den Höfen der Fürſten, die für den alten Kalender eintraten, es tönte aus dem Munde der Bürgerſchaft der Städte die ſich des neuen Kalenders erwehren wollten, und ſollte es ſelbſt wie hier in Frankfurt ein paar blutige Köpfe und die Fenſterſcheiben der mißliebigen Mönche koſten oder wie in Augsburg einige Abſetzungen und Austreibungen von geſinnungstüchtigen Geiſtlichen.

In Augsburg, das ringsum umgeben war mit Anhängern des neuen Kalenders, unterlag die Sache des alten Kalenders. In Frankfurt aber konnte trotz der Verſuche der katholiſchen Geiſtlichkeit der neue Kalender keinen dauernden Boden gewinnen. Der Rath war, wie ſeine Nachbaren, taub gegen die für den neuen Kalender ſprechenden Gründe.

So war allüberall Deutſchland geſpalten in zwei Heerlager, und wie einſt im alten Teſtamente das Schibolet völkertrennend wirkte, ſo ließ jetzt das Datum eine tiefe Kluft zwiſchen Proteſtanten und Katholiken aufgähnen. Indeß die Zeit der ſchroffen Confeſſionalität verging; nach dem 30jährigen Kriege kam ein erneuter Aufſchwung der Wiſſenſchaften und nicht mehr die ſtarre Orthodoxie war es, die die Herrſchaft gewann, Philoſophie auf der einen Seite, innere Vertiefung des religiöſen Bewußtſeins auf der anderen ſchafften einen Boden, auf dem eine Einigung über dieſe verhältnißmäßig doch nur äußerliche Frage erwachſen konnte.

Waren ſomit auch die früheren Verhandlungen z. B. 1648 bei dem weſtphäliſchen Frieden, 1654 bei dem Regensburger Reichstage noch fruchtlos geweſen, ſo konnte man doch am Ende des XVII.

Jahrhunderts, beſonders auf Betreiben des großen Leibnitz und unter Vermittlung des nicht minder berühmten Jenaer Mathematikers Erhard Weigel wagen, mit einem Antrage auf Annahme des neuen Kalenders an die evangeliſchen Stände heranzutreten.

Am 23. September 1699 faßten dieſelben denn auch den Beſchluß, vom 19. Februar 1700 ab gleich auf den 1. März überzugehen und damit den neuen Kalender Gregors XIII. anzunehmen: nur eines geſtattete den Ständen ihr evangeliſches Gewiſſen oder ihr Starrſinn nicht. Die Kepler'ſchen rudolfiniſchen Tafeln hatten die pruteniſchen Tafeln des Erasmus Reinhold corrigirt. Der gregorianiſche Epaktencyclus der ſich auf des Reinhold Tafeln ſtützte, hatte dadurch an Anſehen verloren. Man konnte ihm einen, wenn auch noch ſo kleinen Fehler nachweiſen, und mit einer erklärlichen Haſt und übertriebenen Gewiſſenhaftigkeit klammerte man ſich an dieſes Fehlerchen, gleich als wolle man damit die frühere Halsſtarrigkeit entſchuldigen.

Schon früh, ja ſelbſt ſchon von der Commiſſion zur Berechnung des Kalenders war ein Fehler der Rechnung erkannt worden, man hatte aber auch ſchon gleich die praktiſche Unerheblichkeit des Fehlers erkannt, und ſelbſt Kepler hatte, in Fortſetzung der oben citirten Worte an Mäſtlin, geſagt:

„Wenn man auch eine beſſere erfindet, ſo kann ſie nicht in Gang gebracht werden, ohne Unordnung zu verurſachen, nachdem dieſe nun einmal in Uebung iſt. Für die nächſten Jahrhunderte iſt ſie hinreichend, für die entfernteren wollen wir nicht ſorgen."

Die vorausgeſagte Unordnung traf denn auch ein, nachdem einmal die Proteſtanten ſich vorbehalten hatten, abweichend von der cycliſchen Oſterberechnung der Katholiken nach den wahren Neumonden der rudolfiniſchen Tafeln ihr Oſterfeſt zu berechnen. 1724 wie auch 1744 feierten die Evangeliſchen das Oſterfeſt beidemale 8 Tage vor den Katholiken und ebenſo würde es 1778 und 1798 eingetreten ſein, wenn nicht auf Betreiben Friedrich's des Großen die evangeliſchen Stände des Reichs am 13. December 1775 den heilſamen Beſchluß gefaßt hätten, die cycliſche Oſterberechnung ebenfalls zu adoptiren, und ihre Gewiſſens-Bedenken ſchwinden zu laſſen.

Aber nicht etwa reinen Gründen der Vernunft gebührt das

Verdienſt, in dem Kampfe gegen den Starrſinn der Proteſtanten zuerſt obgeſiegt zu haben. Es war eine andere zufällige Urſache, die bereits vor Annahme des principiellen Beſchluſſes die Proteſtanten veranlaßte, von ihrer Berechnung für dieſes Mal abzuſehen und Oſtern 8 Tage ſpäter, alſo mit den Katholiken zu feiern.

Das proteſtantiſche Oſterfeſt am 12. April 1775 wäre nämlich — entgegen den Beſchlüſſen des nicäniſchen Concils — mit dem erſten Paſſahtage des jüdiſchen Oſterfeſts zuſammengefallen, und man war noch ungebildet genug, dieſes als ein Sacrileg zu betrachten, das man coûte qu'il coûte vermeiden müſſe.

So biß man zunächſt in den ſauern Apfel des einmaligen ſcheinbaren Abgehens von der vorgeſetzten Regel, war aber danach um ſo geneigter, für immer die Aufgabe des doch einmal durchlöcherten Princips zu concediren.

Doch nicht als Gregorianiſchen Kalender nahmen die evangeliſchen Reichsſtände den neuen Kalender an, der päpſtliche Urſprung hatte bei der theilweiſen Annahme 1700 auch aus dem Namen verſchwinden müſſen und nur als verbeſſerten Kalender hatten ſie ſich die Neuerung gefallen laſſen. Dieſe berechtigte Eigenthümlichkeit der Bezeichnung zu wahren, war auch 1775 das Beſtreben der proteſtantiſchen Stände geweſen, und der Name Verbeſſerter Reichskalender, den der neue Kalender in Deutſchland von nun an führte, konnte Zeugniß ablegen von den ſchweren Kämpfen unter denen die ſo bezeichnete Einrichtung durch Compromiſſe nach und nach zu Stande gekommen war.

Wie ſchon bemerkt hielten die Väter des neuen Werkes ihr Erzeugniß von vornherein nicht für fehlerfrei. Clavius, ein Mitglied der Commiſſion, der das officielle Werk darüber herauszugeben berufen war, giebt ſelbſt den Fehler an, der ſich nach ihm alle 26,800 Jahre zu einem Tage anhäufen würde.

Auch Kepler kannte den Fehler vollkommen, aber — gleich ſeinem Vorgänger Clavius — überließ er es den Nachkommen, für die Abhülfe gegen dieſen erſt in ſo entfernten Zeiten eintretenden Fehler ſelber aufzukommen. Nun iſt inzwiſchen der Fehler in bedeutend nähere Zeiten gerückt.

Schon Lalande berechnete vor nunmehr 100 Jahren, daß die

ignorirte Differenz zwiſchen der wahren tropiſchen Jahreslänge und der Annahme des Gregorianiſchen Kalenders in 3000 Jahren zu einem Tage anwachſe. Die zunehmende Genauigkeit in den aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen hat den Unterſchied etwas kleiner dargeſtellt, ſo daß nunmehr nach Lehmann's und Mädler's Rechnungen die Differenz erſt in 3200 Jahren zu einem vollen Tage anwachſen muß.

Es ſind nunmehr 20 Jahre, daß auf Anregung ſeines früheren Obmannes das Hochſtift den Beſchluß faßte, ſeinerſeits die Initiative zu ergreifen, um durch internationale Verabredungen der verſchiedenen Regierungen eine Verbeſſerung der Schaltung des Gregorianiſchen Kalenders herbeizuführen und gleichzeitig einen Druck auf die ruſſiſche Regierung auszuüben, daß ſie den Julianiſchen Kalender mit dem Gregorianiſchen vertauſchen möge.

Die Vorſchläge waren gut gemeint, allein die Art, wie ſie den Regierungen entgegen gebracht wurden, war eine ſo ungewöhnliche, daß von vornherein ſich jeder Verſtändige ſagen mußte, daß alle auf ihre weitere Verfolgung verwendete Mühe ebenſoviel verlorene Liebesmühe war.

Der die Schaltung betreffende, aus einer Denkſchrift des Profeſſor Dr. Mädler über die projectirte Verbeſſerung hervorgegangene Vorſchlag des Profeſſors Dr. Heis in Münſter (nämlich im Jahre 3200, abweichend von der Gregorianiſchen Regel, den Schalttag wegzulaſſen und dieſes dann alle 3200 Jahr zu wiederholen) iſt an ſich ſehr lobenswerth und annehmbar, er bewirkt, daß die Abweichung der cycliſchen Monde von den wahren nie einen halben Tag überſchreitet. Man kann aber wohl auch hierüber nach dem Vorgange von Clavius und Kepler die Sorge der Nachkommenden überlaſſen. Wo wäre heute die Macht, welche Geſetze für das Jahr 3200 zu erlaſſen ſich erkühnen dürfte, und wo wäre die Macht, welche die Garantie der Ausführung übernehmen möchte, damit es nicht wiederum in noch erhöhterem Maße verlorene Liebesmühe wäre.

IV. Einſendungen.

No.

557. Carl Engel in Dresden: „Johannes Fauſt“ ein allegoriſches Drama 1775. Oldenburg Schulz'ſche Hofbuchhandlung.

561. B. Sulze, Stadtorganiſt, Weimar: 2 Orgelcompoſitionen von B. Sulze nach Motiven von Richard Wagners „Lohengrin“ a) Gebet, b) kleine Phantaſie. 6 desgleichen über Lieder von Georg Neumark a) Am Morgen, b) Am Abend, c) Bitte, d) Troſt, e) Bitte, f) Lob göttlichen Worts.

566. Rudolf König, Schauſpieler, Potsdam: „Berliner Tageblatt“ No. 171, 173 und 183, „Allerlei über Goethe“.

567. C. A. Dohrn in Stettin: Cefalo und Pocris, Burleske, No hay burlas con el amor, Luſtſpiel von Pedro Calderon de la Barca, überſetzt von C. A. Dohrn, Stettin. Stettin bei Henke & Lebeling 1879 und 1880, 8°.

571. A. Rudolf, Saarlouis: Separatabzüge aus verſchiedenen Zeitſchriften: a) Agilo, Aliruna und Aruventil, Gottheiten und Heilige im Rhein- und Moſel-Gaue, b) Eine Götterſtätte im Eifellande, c) „Die ungleichen Hausgenoſſen“ Singſpiel von Goethe, d) 3 Abhandlungen zur Fauſt-Literatur. 1) Meiſter Hephäſtus-Lucifer, 2) Theophilus-Fauſt und Mephiſtopheles 3) Eutychianos-Fauſtus ſenior und junior.

578. Hofrath Dr. med. F. W. Pauli, Lübeck: Die Inſel Chios in geographiſcher, geologiſcher, ethnologiſcher und kommerzieller Hinſicht. (Vortrag gehalten von Hofrath Dr. med. F. W. Pauli in der Geographiſchen Geſellſchaft in Hamburg am 5. Mai 1881) 8°.

581. C. Aſch & Sons, Berlin: Lehrbuch der Zahnärztlichen Chirurgie und Pathologie von Prof. A. Coleman, Berlin, C. Aſch & Sons 1883 8°.

589. C. W. Peter, Schulvorſteher in Caſſel: „Wie kann die Pflicht des Thierſchutzes bei der Jugend geweckt und von ihr geübt werden?“ Dresden, Verlag des Vereins zum Schutze der Thiere 1883. 8°.

591. Guſtav Hempel, Berlin: Goethes Briefe bearbeitet von Fr. Strehlke 14., 15. und 16. Lieferung. Berlin, G. Hempel 1883. 8°.

595. Verein für Naturkunde in Caſſel: 29. und 30. Bericht der Vereinsjahre 18. April 1881—1883. Caſſel, L. Döll 1883. 8°.

597. Dr. Adolf Brodbeck, Docent, Stuttgart: Die phyſiſchen Grundfragen der Muſik-Wiſſenſchaft, methodiſch zuſammengeſtellt von Dr. Adolph Brodbeck. Stuttgart, C. A. Zumſteeg's Muſikhdlg. 1883, 8°.

607. Fr. Seidel, Lehrer in Weimar: Kindergarten-Zeitung No. 5. Verlag C. Pichler's Wwe. & Sohn. Wien.

608. Hermann Ruete, Seminardirektor und Oberpfarrer in Neuzelle: Der Unterricht in Leſen und Litteratur, eine hiſtoriſch-methodologiſche Abhandlung. Leipzig Dürr'ſche Buchhandlung 1883 8° geb. Ludwig Heinr. Chriſtoph Hölty. Sein Leben und Dichten. Guben, Eduard Bergen 1883. 8°.

610. J. Lintz in London: Pall Mall Gazette No. 5691 und 5692. („Wisdome of Goethe“).

612. G. Keyl, Bockenheim: Haftpflicht, Unfallverſicherung und Normalarbeitstag von Dr. K. Fleſch, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M. München, Georg Pollner 1883. 8°.

615. Dr. Max Schmidt, Director des zoologiſchen Gartens in Frankfurt a. M.: Die Hausthiere der alten Aegypter, Separat-Abdrücke aus „Kosmos“ 1882 und 1883.

617. Karl Merker, Augsburg: Zur Erinnerung an die Eröffnung der neuerbauten Erziehungsanſtalt in Augsburg. 16°.

618. Naval Obſervatory, Waſhington: The parallax of α Lyrae and 61 Cygni. Waſhington, Government Printing Off. 1882. 4°.

No.

620. J. H. Krelage, Haarlem: Gelbe Hyacinthen. Sonderabdruck aus der Berliner Gartenzeitung. Berlin, Paul Parey 1883. 8°.

624. Fried. Aug. Kienaſt, Admont: Admont. Touriſtenbüchlein für das untere Ennsthal und ſeine Umgebung. Von Fried. Aug. Kienaſt. Mit Illuſtrationen. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria" 1883. 8°.

634. Rudolf König, Schauſpieler, Potsdam: Potsdamer Zeitung No. 23. „Affenmenſchen" Voßiſche Zeitung No. 141. „Shylock" Voßiſche Zeitung No. 219. „Schiller und Körner".

635. Ludwig Jung in München: Aus der Schule in's Leben von Ludwig Jung, München. München bei Gg. Franz'ſche Hofbuchhandlung 1883. 8°.

638. Dr. theol. u. phil. A. Dammann, Eiſenach: Kulturkämpfe in Alt-England. Geſchichtliche Darſtellung. Von Dr. theol. und phil. A. Dammann, Eiſenach. Leipzig bei E. Baenſch Verlag 1883. 8°.

640. Langenſcheidt'ſche Verlagsbuchhandlung, Berlin: Lehrbuch der deutſchen Sprache für Schulen. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. 1. Stufe die Redetheile, 2. Stufe Flexion der Redetheile, 3. Stufe a) Rektion, b) Sätze und Satzverbindungen. Berlin, Langenſcheidt 1883. 8°.

642. Friedr. Seidel Lehrer, Weimar: Friedr. Fröbels Pädagogiſche Schriften, herausgegeben und mit Einleitung verſehen von Friedr. Seidel. 1. Band: Menſchen-Erziehung. 2. Band: Das Kindergartenweſen. Wien und Leipzig, A. Pichler's Wwe. & Sohn.

643. Naturforſchende Geſellſchaft, Emden: 27. Jahresbericht 1881/82. Emden, Th. Hahn Wwe. 1883. 8°.

648. Wetterauiſche Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde zu Hanau. Bericht vom Januar 1879 bis 31. December 1882. Hanau, Waiſenhaus-Druckerei 1883. 8°.

652. Bureau of Education, Washington: Circulars of Information 1881, 1882, 1883. Washington, Governement Printing Office.

655 Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Prag: Mittheilungen No. 1, 2, 3 und 4. 21. Jahrgang Mitgliederverzeichniß und Regiſter zu Band 1—20. Prag, Selbſtverlag, Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus 1882 und 1883. 8°.

658. Naturforſchende Geſellſchaft, Bern: Mittheilungen aus dem Jahre 1882, 1 Heft. Bern, Huber & Cie. 1882 8°.

659. Société Imperiale des Naturalistes Moscou: Bulletin No. 3. 1882. Moscou, Alexandre Lang, Libraire 1883. 8°.

660. Aachener Geſchichts-Verein, Aachen: Zeitſchrift mit Abbildungen 5. Bd. 1. u. 2. Heft. Aachen, Benrath u. Vogelſang 1883. 8°.

661. Lehmann & Lutz, Buchhandlung Hier: Zeitſchrift „Iris" No. 12 vom Jahre 1825, mit Zeichnung zu einem Standbilde Goethe's.

662. Hans Feller, Hofbuchhändler, Karlsbad: Feſt-Nummer des „Fremdenblattes für die böhmiſchen Kurorte", zur Enthüllung des Goethe-Denkmals am 5. Juli 1883. Mit Illuſtrationen.

664. Prof. Dr. Ludwig Büchner, Darmſtadt: Kraft und Stoff. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. 15. vollſtändig umgearbeitete und durch 5 neue Kapitel vermehrte Auflage. Leipzig, Theod. Thomas 1883. 8°.

667. Dr. Wilh. Hübner, Zielenzig: Die Diphteritis heilbar. Weſen und Behandlung dieſer Krankheit. Von Dr. Wilh. Hübner. Verlag des Verfaſſers 1883. 8°.

668. Verein für Geſchichte der Stadt Meißen: Mittheilungen. 1. Band 2. Heft 1882. Meißen, 1883, Louis Moſche.

676. Ludwig Stark, Regensburg: Feſtſpiel, aufgeführt beim Armbruſtſchießen der Geſellſchaft zum großen Stahl. Regensburg im Juli 1883. Von Ludw. Stark, Regensburg.

No.

677. Rudolf König, Schauspieler, Potsdam: „Berliner Tageblatt" No. 309, 311, 313 und 317. „Enthüllung des Goethe-Denkmals in Karlsbad" und div. Goethe-Artikel.

686. Siebenbürgischer Karpathen-Verein, Hermannstadt: Jahrbuch. 3. Jahrgang 1883.

688. Prof. Dr. Stern, Göttingen: 72 Dissertationen zur Erlangung der Doctorwürde bei der Universität Göttingen.

693. G. L. Daube & Cie. Hier: Frankfurt a. M. und seine Umgebungen. Handbuch von E. Hartenfels. 8°. Frankfurt a. M., G. L. Daube & Cie.

Außer vorstehend verzeichneten Büchern und Schriften gingen in fortlaufender Lieferung ein:

„Helvetia" durch R. Weber in Basel.
„Der Irrenfreund" und „Memorabilien" durch Fried. Betz in Heilbronn.
„Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst" durch E. A. Seemann in Leipzig.
„Vom Fels zum Meer" durch Prof. Kürschner in Stuttgart.
„Ueber Land und Meer" durch denselben.
„Kindergarten-Zeitung" durch F. Seidel in Weimar.
„Gesundheit" durch Prof. Dr. Reclam in Leipzig.
„Leopoldina," Organ der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher.
„Mittheilungen" des k. k. Steiermärkischen Gartenbau-Vereins in Graz.
„Vereinsblatt" des Haide-Cultur-Vereins für Schleswig-Holstein.
„Monatliche Uebersicht der Witterung" durch die Deutsche Seewarte.
„Der Zoologische Garten" durch die Zoolog. Gesellschaft in Frankfurt a. M.
„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter."
„Frankfurter Latern."
„Die kleine Chronik", Frankfurter Wochenschrift.
„Wochenrundschau."
„Oeffentliches Coursblatt des Wechselmakler-Syndikats."

Lektionskataloge, bezw. Programme und Mittheilungen sandten ein die Universitäten Freiburg i. B., Leipzig und Jena, die Technischen Hochschulen in Braunschweig und Wien sowie die Handelsakademie in Prag.

Lagerverzeichnisse schickten ein die Antiquarischen Buchhandlungen J. Baer & Cie., Isaac St Goar und H. Th. Völcker hier und W. H. Kühl in Berlin.

Mit dieser Lieferung wird ausgegeben: Eine autographische Zeichnung „Das Goethe'sche Puppentheater".

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

für

Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung

in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.

herausgegeben

im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. **Lieferung 4.**

Inhalt: I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. S. 141. — II. Oeffentliche Sitzungen. S. 142. — „Die Bauer-Hofmann-Stiftung". S. 142. — „Der Königslieutenant Graf Thoranc". S. 155. — „Das Tagebuch des Stadtschultheißen J. W. Textor". S. 159. — III. Einsendungen.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Während der Monate August, September und October wurden vier Verwaltungssitzungen abgehalten, und zwar am 13. August, 10. September, 8. und 22. October. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat einmal, am 15. October, zusammen.

Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 143 Eingänge zu verzeichnen, denen 151 Ausgänge gegenüberstehen. Ausgeschieden sind 8 seitherige Genossen, eingetreten ist ein neues Mitglied; durch den Tod verloren wir 3 Genossen:

Bernhard Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, gestorben 10. August in Klobenstein.

Hendrik Conscience, Professor und Museumsdirektor, gestorben 9. September in Antwerpen.

F. E. Rößler, Münzwardein, gestorben 9. October hierselbst.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die zwölfte öffentliche Sitzung wurde am 19. Auguſt im Goethehauſe unter dem Vorſitze des Obmannes, Herrn Juſtizraths Dr. Berg abgehalten. Der einzige Gegenſtand der Tagesordnung war ein von der Verwaltung eingebrachter, auf Auflöſung der Bauer-Hofmann-Stiftung zu Gunſten der in Noth gerathenen Wittwe des Stifters, Wilhelm Bauer, gerichteter Antrag.

Nachdem der vorſitzende Obmann ſich kurz über die Ziele verbreitet, welche die Verwaltung bei Einbringung des Antrags geleitet, verlas der Verwaltungsſchreiber, Herr Dr. Ludwig Holthof, den Wortlaut deſſelben;

„Die Verwaltung des Freien Deutſchen Hochſtiftes erſucht die „in heutiger Sitzung verſammelten Genoſſen, ſie wollen —

in Erwägung, daß

1) die Nothlage, in welche die Wittwe unſeres hoch verdienten verſtorbenen Ehrenmitgliedes Wilhelm Bauer gerathen iſt, die Ergreifung beſonderer Entſchließungen und Maßnahmen bedingt,
2) die Zwecke, welche bei Begründung der Bauer-Hofmann-Stiftung ins Auge gefaßt wurden, ſich ſchwerlich je mit den zu Gebote ſtehenden oder noch zu erhoffenden Mitteln werde erreichen laſſen, die Stiftung ſomit, ohne daß ſie jemanden Vortheil gewährte oder einen erſprießlichen Zweck erfüllte, ſich für das Hochſtift ſtets nur als eine Laſt erweiſen wird,
3) bei einer gerichtlichen oder behördlichen Anfechtung der Stiftung Obſieg auf unſerer Seite nicht zu erwarten ſteht, dagegen uns in dieſem Falle ſchwere und gehäſſige Anfeindungen nicht zu erſparen ſind,
4) Dr. Friedrich Hofmann als Mitbegründer der Stiftung eine Stimme hat, die nicht ungehört bleiben darf,
5) von der Münchener Zweiggenoſſenſchaft zu erwarten ſteht, ſie werde bei einer etwaigen Auflöſung der Stiftung ebenſoſehr unſer Intereſſe wie das der Wittwe Bauer wahren,

„ſich darüber ſchlüſſig machen, ob das ſeither unter dem Namen

„Bauer-Hofmann-Stiftung" vom Hochstifte verwaltete „Kapital unter den obwaltenden Umständen an Frau Bauer zu„rückzugeben und in diesem Falle die Münchener Zweiggenossen„schaft um Mitwirkung zu ersuchen sei,"

und schritt sodann im Namen der Verwaltung zur Erläuterung und Begründung des Antrags.

Angeregt, so führte er aus, sei derselbe bereits vor einer Reihe von Monaten worden durch den noch lebenden Mitbegründer der Stiftung, Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig, sodann neuerdings durch direktes Ersuchen der Frau Bauer. Grund des Antrags sei die überaus traurige Lage, in welch letztere ohne ihr Verschulden gerathen.

Ueber Wilhelm Bauer und sein „Erfinderschicksal", so fuhr dann der Redner fort, ist es kaum nöthig, ein Wort zu verlieren. Es erging ihm, wie es schon so mancher genialen Kraft seines Schlages in Deutschland und anderwärts ergangen ist: sein aus einer endlosen Kette von Entbehrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen sich zusammensetzendes Leben gestaltete sich besonders düster in seinem letzten Abschnitte. Unheilbares Siechthum warf den rastlos strebenden Mann mitten in seiner Thätigkeit auf das Schmerzenslager und ließ ihn fast volle sechs Jahre die endlich am 10. Juni 1875 erfolgte Auflösung voraussehen. Da, im Angesichte des unvermeidlich ihm bevorstehenden Schicksales, entschloß er sich — es war im Frühjahre 1875 — zu einer That, durch die er glaubte, dem deutschen Volke den Antheil, den dieses an seinen Bestrebungen zur Hebung des Dampfers „Ludwig" auf dem Bodensee genommen, vergelten zu können. Er wollte die Beiträge, die ihm durch die, von der „Gartenlaube" angeregte und auf das Nachdrücklichste unterstützte nationale Sammlung zur Durchführung seines Unternehmens zu Theil geworden waren, der Nation wiederum zurückerstatten, und plante zu diesem Zwecke eine Stiftung, welche „ein ewiger Sporn für Erfinder werden und der deutschen Industrie eine nicht unbedeutende Förderung zuführen sollte." Nach den erhaltenen Andeutungen war der ursprüngliche Gedanke Bauers etwa folgender. Die Stiftung sollte das Andenken an den Mann und die Vereinigung, von welcher ihm zuerst Förderung und Ermuthigung bei seinen

Bestrebungen zu Theil geworden war, d. h. an den Redakteur der „Gartenlaube", Dr. Friedrich Hofmann, und das Freie Deutsche Hochstift erhalten, darum den Namen Bauer-Hofmann-Stiftung tragen und der Verwaltung des Freien Deutschen Hochstiftes unterstellt werden. Als Stiftungskapital wurde ein Betrag von 5—6000 Gulden vorgesehen, aus dessen Zinserträgniß, sobald solches eine Höhe von 1000 Mark erreicht habe, ein Preis für die beste Lösung einer technischen Aufgabe ausgeschrieben werden sollte. Die Verwaltung des Stiftungskapitales sollte das Hochstift übernehmen und die Ausschreibung der Preisaufgabe durch die technischen Vereine zunächst von Frankfurt a. M., dann von Nürnberg, Stettin, Kiel*) und Bremen erfolgen. Das Kapital, so fügt Bauer der ersten Mittheilung, die uns über sein Vorhaben erhalten ist, hinzu, könne er zunächst noch nicht zur Verfügung stellen, selbst nach seinem Ableben solle es seiner Frau zum Zinsgenusse überlassen bleiben, letztere habe sich indeß bereit erklärt, seinem Wunsche zu entsprechen und nach ihrem Ableben nicht nur das bezeichnete Kapital, sondern auch noch etwaigen Ueberschuß auszuantworten. Weiter äußert sich Bauer, daß der Preisgekrönte vom Hochstifte eine Ehrenurkunde erhalten solle, die er, auch wenn seine Erfindung in einzelnen Staaten oder international patentirt werde, jedenfalls als höchste Ehrenmarke betrachten müsse.

Ueber den Plan, wie er vorstehend angedeutet ist, trat Bauer, wie es scheint, im März 1875, mit dem Obmann, beziehungsweise mit der Verwaltung des Hochstiftes in Schriftwechsel. Aus dem Protokolle über die Verwaltungsitzung vom 11. April erhellt, daß Verhandlungen über die zu errichtende Stiftung in der Verwaltung wie in der Meisterschaft stattgefunden hatten. Es erging einstimmiger Beschluß, in der am gleichen Tage stattfindenden öffentlichen Sitzung den Genossen die Annahme der „Bauer-Hofmann-Stiftung" zu empfehlen.

In der erwähnten öffentlichen Sitzung berichtete der Obmann namens der Verwaltung über die zu begründende „Bauer-Hofmann-

*) Bei den einleitenden Schritten zur ersten Ausschreibung stellte sich heraus, daß dort ein derartiger Verein nicht vorhanden war.

Stiftung“ im Sinne des angedeuteten Bauer'ſchen Planes, hieran die Mittheilung knüpfend, daß eine Dame B. K. aus C. ſich erboten habe, 1000 Mark zu ſchenken, um ſofort und noch ehe das Stiftungskapital, geſchweige denn ein Zinserträgniß aus demſelben zur Verfügung ſtehe, ein Preisausſchreiben, wie die Stiftungsidee es vorſehe, erlaſſen zu können. Die Verſammlung erklärte ſich mit Annahme der Stiftung und der Schenkung von 1000 Mark einverſtanden und beſchloß, dem Stifter gegenüber die Bitte auszuſprechen, er möge die Statuten derart formulieren, daß, wie bei der Palmſonntag-Stiftung, eine ſachgemäße von den Zeitumſtänden gebotene Aenderung möglich ſei.

In der Verwaltungsſitzung vom 3. Mai 1875 zeigte der Vorſitzende an, daß Bauer ſich mit dem Vorſchlage bezüglich Formulierung der Statuten einverſtanden erklärt und daß er die Werthpapiere zur Flüſſigmachung der von Frau B. K. aus C. geſchenkten Summe von 1000 Mark eingeſandt habe. Es wurde ſodann ein Statutenentwurf für die „Bauer-Hofmann-Stiftung“ berathen, und beſchloſſen, in der auf den 9. Mai anberaumten öffentlichen Sitzung den Genoſſen Annahme zu empfehlen, damit die Stiftung ſofort ins Leben trete.

In der öffentlichen Sitzung vom 9. Mai erklärten die Genoſſen ſich mit den Vorſchlägen der Verwaltung einverſtanden und genehmigten die Schritte, welche von letzterer zur Verwirklichung des erſten Preisausſchreibens vorgeſchlagen wurden.

Das Preisausſchreiben wurde in unmittelbarem Anſchluſſe hieran erlaſſen, blieb jedoch, wie auch ein zweites im Jahre 1877, reſultatlos, ſo daß bisher das Kapital von 1000 Mark unter dem Namen „Conſtanze-Stiftung“ (zur Erinnerung an Bauer's verſtorbenes Kind gleichen Namens) als Beiſtiftung zur „Bauer-Hofmann-Stiftung“ verwaltet worden iſt.

Noch bevor indeß alle Einleitungen zum Erlaſſe des erſten Preisausſchreibens getroffen waren, langte die Nachricht von dem am 10. Juni erfolgten Tod Bauers ein, über welchen in der Verwaltungs-Sitzung vom 28. Mittheilung gemacht wurde. Der vorſitzende Obmann ſprach die Befürchtung aus, daß durch dieſes traurige Ereigniß möglicherweiſe der Beſtand der Stiftung gefährdet

werde, da man, falls Bauer eine teſtamentariſche Verfügung nicht hinterlaſſen habe, auf den guten Willen ſeiner Wittwe angewieſen ſei.

In der am 5. Juli folgenden Verwaltungs-Sitzung war jedoch der Obmann in der Lage, mittheilen zu können, er ſei von Frau Bauer in München benachrichtigt worden, ſie ſei geſonnen, das für die Bauer-Hofmann-Stiftung zu hinterlegende Kapital dem Hochſtifte jetzt ſchon einzuſenden, unter der Bedingung, daß ihr davon die ihr gebührenden Zinſen pünktlich zugeſtellt würden.

Am 21. deſſelben Monats noch langte denn auch eine Werthſendung im Betrage von nominal 4500 fl. von Seite der Frau Bauer an. In dem begleitenden Schreiben vom 18. deſſelben Monats ſpecificierte dieſe die einzelnen Werthpapiere, aus denen der Betrag ſich zuſammenſetzte, und erklärte, daß dieſe ſich in einer beſonderen Kaſſette nach dem Ableben ihres Mannes vorgefunden hätten. Gleichzeitig bat ſie, die Verwaltung möge keine Nachricht darüber in die Oeffentlichkeit dringen laſſen, daß das Geld ſich bereits in den Händen des Hochſtifts befinde, da ſie gezwungen ſei, nach dieſer Richtung hin Rückſicht auf noch lebende Verwandte ihres Mannes zu nehmen.

Damit erſchöpfen ſich, abgeſehen von einigen Mittheilungen, die Frau Bauer über die Verwaltung des Kapitales gemacht werden, und einer Auskunft, die ſie in Betreff des Preisausſchreibens von 1875 und 1877 erhält, die Anhaltspunkte, die ſich z. B. in dem Aktenmateriale des Hochſtiftes über die Bauer-Hofmann-Stiftung befinden.

Die beiden Kapitalien, das der Haupt- ſowie das der Beiſtiftung, ſind bisher ſtrenge im Sinne des Stifters verwaltet und die aufgelaufenen Zinſen des letzteren angeſammelt worden.

In dieſem Stande befand ſich die Angelegenheit der Bauer-Hofmann-Stiftung, als die derzeitige Verwaltung in ihr Amt berufen ward.

Da gelangte an den derzeitigen Obmann am 10. April 1883 ein vom 6. gleichen M. datiertes Schreiben des Herrn Dr. Friedr. Hofmann in Leipzig, in welchem dieſer Mittheilung von der überaus traurigen Lage machte, in welcher ſich Frau Bauer befinde. Die betagte Frau, ſo führte er aus, ſei durch wiederholte Schickſalsſchläge um die kleine Habe, die ſie ihr eigen genannt, gebracht worden;

krank und gebrechlich ſchwebe ſie dazu noch in Gefahr, ihr Augenlicht zu verlieren und ſei ſomit nicht mehr in der Lage, auf die Beihilfe zu rechnen, welche ſie ſich bisher durch Anfertigung ſeiner Handarbeiten beſchafft habe. Unter dieſen Umſtänden rechtfertige ſich wohl die Frage, ob es ferner noch geboten erſcheine, die Stiftung aufrecht zu erhalten, die Bauers und ſeinen Namen trage. „Wilhelm Bauer", ſo ſchreibt Dr. Hofmann wörtlich, „hatte bei dem Gedanken an ſeine Stiftung Zweierlei vor Augen. Er wollte der deutſchen Nation, die ihm die Mittel zur Erprobung ſeiner Erfindungen dargebracht, ſeinen Dank, und mir, der ihn in der Preſſe vertreten hatte, eine dauernde Anerkennung damit beweiſen; er wollte aber auch zweitens ſeinen noch unausgeführten Erfindungen die Ausführung durch ſpätere Talente ermöglichen. — Die erſte Abſicht war ehrenwerth, aber unnöthig; für die letztere aber waren die aufzubietenden Mittel unzureichend. Ich weiß am beſten, welche Summen von den Erprobungen der Schifffhebung und des Flugapparates verſchlungen worden ſind, und eben deshalb hat auch Bauer für dieſes ſein Vermächtniß die dauernde Unterſtützung der „Gartenlaube" in Anſpruch genommen. Dem todtkranken Manne durfte ich die Ausſicht auf dieſe Unterſtützung nicht rauben. Aber ſie ſtellte ſich ſehr bald als unmöglich heraus. Nur dadurch, daß wir in der „Gartenlaube" Bauer's Sache als eine patriotiſche behandelten, konnten wir in der großen Blüthezeit des Ringens nach Einheit des Reichs, alſo von 1860 bis 1866, ſo bedeutende Summen für ihn aufbringen. Schon mit Gründung des „Norddeutſchen Bundes" ließ ſich eine Abkühlung gegen Bauer's Unternehmen verſpüren, und nach der Gründung des „Deutſchen Reiches", ſeiner Flotte und den wachſenden Steuern konnte ich nur für Bauer's Perſon noch Theilnahme erregen. — Somit könnte man die ganze Stiftung als ein verfehltes Unternehmen bezeichnen. Ich, für meine Perſon, verzichte gerne auf die beabſichtigte Anerkennung, und für Bauer's dauerndes Andenken bei der Nation weiß ich ebenfalls zu ſorgen. Die Ausführung der Bauer'ſchen Erfindungspläne iſt mit den gebotenen Mitteln unmöglich, und die Unterſtützung, welche alle drei Jahre mit den zu 1000 Mark aufgelaufenen Zinſen jungen Talenten bereitet werden kann, auch nicht hoch anzuſchlagen. Das Schlimmſte

iſt aber, daß um eines ſo fraglichen Zweckes willen die Wittwe des Erfinders in die bitterſte Noth verſinken ſoll."

Dr. Hofmann ließ wenige Tage darauf dieſem ſeinem erſten Schreiben ein zweites ergänzendes folgen, in welchem er ſich näher über den Nothſtand der Frau Bauer verbreitete und zu erwägen anheimgab, ob es ſich nicht empfehlen werde, Frau Bauer den Betrag der ſogenannten Beiſtiftung mit 1000 Mark auszuhändigen, da durch die Erfolgloſigkeit der beiden Ausſchreibungen der Zweck derſelben als total verfehlt betrachtet werden müſſe.

In gleichem Sinne ſchrieb Frau Bauer ſelbſt unter dem 14 April, bittend, man möge ihr, wenn Hülfe in weiterem Umfange nicht gewährt werden könne, die aufgelaufenen Zinſen aus der Beiſtiftung und ſpäter regelmäßig dieſe Zinſen mit denen aus der Hauptſtiftung zukommen laſſen.

Der Verwaltung fiel nunmehr die ſehr heikele Aufgabe zu, einen Ausweg aus Verhältniſſen zu ſuchen, die ſich, je näher ſie ſich zu erkennen gaben, deſto mehr als ſchwierige und verwickelte darſtellten. Der offenbaren Nothlage gegenüber beſchloß ſie, der hart bedrängten Frau zunächſt das zu gewähren, über das freie Verfügung zuſtand, d. d. den Betrag der bis zu 240 Mark aufgelaufenen Zinſen aus der ſog. Beiſtiftung. Sie überſandte dieſelben an den Genoſſen Dr. Englert in München mit der Bitte, Frau Bauer dieſe Summe auszuhändigen und zugleich nähere Ermittelungen über die Lage derſelben anzuſtellen. Mit dankenswertheſter Bereitwilligkeit kam Dr. Englert dem ihm gewordenen Auftrage nach, und leider ſtimmte das, was er zu berichten hatte, zu genau mit dem von Dr. Hofmann bereits Gemeldeten überein.

Auf Bericht Dr. Englert's ließ die Verwaltung ſofort aus flüſſigen Mitteln an Frau Bauer die Summe von 210 Mark abgehen, die einſtweilen als Zinſenvorſchuß regiſtrirt wurde, was auch mit einer ſpäteren Zuſendung von weiteren 200 Mark geſchah, die Frau Bauer ſich zur Tilgung einer auf den 1. Juni laufenden Verbindlichkeit erbeten hatte.

Frau Bauer ließ unterdeß wiederholt die, auch von Dr. Englert unterſtützte Bitte an die Verwaltung gelangen, ihr das in 1000 M. beſtehende Kapital der Beiſtiftung zu verabfolgen, ſtellte indeß ſpäter,

da, wie sie ausführte, ihre Lage sich von Tag zu Tag verschlimmere, das direkte Ersuchen, bei der Genossenschaft Auflösung der Bauer-Hofmann-Stiftung zu beantragen.

Hätte die Verwaltung ihrem Gefühle folgen können, so würde sie der schwer heimgesuchten Wittwe des verdienstvollen Wilhelm Bauer, zumal sich gegen die von Dr. Hofmann geltend gemachten Gründe vom Standpunkte der Vernunft nur in geringem Umfange Einwendungen erheben ließen, gerne alles Erbetene zugestanden haben. Allein abgesehen davon, daß das nicht innerhalb ihrer Machtbefugniß gelegen, ergab sich für sie die unabweisbare Pflicht, in einer Zeit, so kritisch für unsere Genossenschaft wie keine andere je zuvor, mit äußerster Bedachtsamkeit vorzugehen und keinen Schritt zu thun, von dem sich voraussetzen ließe, daß er irgend einer Anfechtung unterworfen werden könne. Es mußte daher zunächst gelten, den Thatbestand der Bauer-Hofmann-Stiftung, soweit das Freie Deutsche Hochstift mit derselben in Verbindung stehe, festzustellen, eine Arbeit, die sich bei dem mangelhaften und unvollständigen Zustande, in welchem die gegenwärtige Verwaltung die Registratur übernehmen mußte, zu einer schwierigen und zeitraubenden gestaltete.

Als Ergebniß derselben mag Folgendes angesehen werden.

Bauer faßte den Plan zu seiner Stiftung und that die ersten Schritte zur Begründung derselben, als er, ein todtkranker Mann, fast jeden Augenblick sein Ende voraussehen mußte. Thatsächlich ist er denn auch mitten in seiner Arbeit vom Tode überrascht worden. So kam es, daß er wichtige und wesentliche Verfügungen unterließ und namentlich keine Bestimmung darüber traf, wie es mit der Bestellung des Kapitales für die zu begründende Bauer-Hofmann-Stiftung gehalten werden solle. Bauer selbst hat ausdrücklich ausgesprochen, daß er in dieser Hinsicht eine testamentarische Verfügung erlassen, beziehungsweise daß er eine Stiftungsurkunde werde errichten lassen. Er hat jedoch keine andere letztwilligen Bestimmungen hinterlassen als das im December 1874 errichtete, im wesentlichen zu Gunsten seiner Wittwe lautende Testament. Ein sogenanter Stiftungsbrief ist nicht vorhanden, ein Mangel, der früher schon empfunden, und auf den in der Verwaltungssitzung vom 28. Juni 1875 von dem damaligen Obmann hingewiesen wurde. Frau Bauer zeigte indeß,

daß sie gesonnen sei, pietätvoll den Willen des von ihr so sehr verehrten und geliebten Mannes zu erfüllen und sandte freiwillig am 11. Juli 1875 bereits die von Bauer zur Begründung der Stiftung bestimmten und von ihm zu diesem Zwecke in einer besondern Kassette aufbewahrten Werthpapiere ein. Unzweifelhaft lag der Frau eine rechtliche Verpflichtung hierzu nicht ob, und moralisch konnte sie zu nichts weiter verbunden erachtet werden, als zu einer sorgfältigen Verwaltung der als dereinstiges Stiftungsvermögen qualificirten Gegenstände, sowie zu einer testamentarischen Verfügung darüber, daß dieselben nach ihrem Tode dem Freien Deutschen Hochstifte zu dem mehrfach bezeichneten Zwecke auszuhändigen seien.

Nicht unerheblich dürfte der Umstand sein, daß Frau Bauer in ihren an die Verwaltung gerichteten Zuschriften die Behauptung aufstellte, die sie sich im Falle eines Rechtsstreites durch Eid und Zeugenerbringung zu beweisen erbot, es habe der Schreiber, dem sie den Begleitbrief zu der Geldsendung in die Feder dictirte, Architekt Lorenz Bauer in München, aus Versehen einen ganz wesentlichen Passus ausgelassen, den nämlich, daß sie sich vorbehalte, für den Fall, daß sie selbst in Noth gerathe, die Verwaltung des übersendeten Kapitales wieder an sich zu nehmen.

Auf Seiten des Freien Deutschen Hochstiftes hat man es mit der ganzen Angelegenheit der Bauer-Hofmann-Stiftung von Anfang an etwas sehr legère genommen: man entwarf Statuten, erließ Preisausschreiben, setzte in umständlichster Weise die Details eines Ehrendiploms und einer Krönungsmarke fest, ohne auch nur je im geringsten zu untersuchen, ob die rechtlichen Voraussetzungen für die als begründet erachtete Stiftung erfüllt seien, und ob materiell die Existenzberechtigung des Unternehmens, das heutzutage ohne Aufbietung allzu großen kritischen Scharfsinnes als ein verfehltes bezeichnet werden darf, als erwiesen gelten könne. Man nahm eben willkommen die Gelegenheit wahr, nach außen ein gewisses Gepränge zu entfalten und mit dem Namen des Hochstiftes vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Nach diesen Ermittelungen mußte der derzeitigen Verwaltung vor allem daran gelegen sein, das gesichtete und — so gut es unter den obwaltenden Verhältnissen gehen wollte — geordnete thatsächliche

Material einer Prüfung vom juriſtiſchen Standpunkte zu unterziehen. Zu dieſem Zwecke beſtellte ſie eine Special-Commiſſion, beſtehend aus den Herren Juſtizrath Dr. Berg, Juſtizrath Dr. Euler und Dr. Braunfels, und übergab dieſer die geſammten Aktenſtücke. Die Schlüſſe zu denen die Commiſſion kam, waren gleichlautend und hatten im weſentlichen folgenden Inhalt:

Thatſächlich ſeien die juriſtiſchen Vorausſetzungen zur Begründung der Bauer-Hofmann-Stiftung erfüllt worden. Frau Bauer habe durch die Uebergabe des Kapitales, ſelbſt wenn man in derſelben nichts weiter als Aufgabe einer für ſie läſtigen Vermögensverwaltung erblicken wolle, zu erkennen gegeben, daß ſie die Abſichten ihres verſtorbenen Mannes erfüllen wolle. Das Hochſtift habe durch Annahme der Verwaltung dieſes Kapitales wie durch ſonſtige Kundgebungen den Willen bethätigt, die Stiftung anzunehmen und das Kapital unter den vom Stifter auferlegten Beſchränkungen zum Eigenthum zu acquirieren, wie ſie denn in einem an Frau Bauer gerichteten Schreiben vom 26. December 1875 von Werthgegenſtänden ſpreche, „die in unſerm Vermögen zu Ihrer Nutznießung befindlich geweſen." Selbſt wenn der Frau Bauer das vom Hochſtifte zu einem beſtimmten Zwecke erworbene Kapital wieder ausgehändigt würde, hätte damit Frau Bauer noch nicht das Recht erworben, dieſes Kapital anzugreifen und aufzubrauchen. Ein Recht, Auflöſung der Stiftung zu verlangen, habe ſonach Frau Bauer nicht.

Andrerſeits ſei aber, wenn es feſtſtehe, daß der mit der Bauer-Hofmann-Stiftung beabſichtigte Zweck unter den vorliegenden Verhältniſſen nicht oder nur ſehr mangelhaft erreicht werden könne, die Genoſſenſchaft ſonder Zweifel befugt, dieſe ganze, zwar ſehr gut gemeinte, aber ſehr unpraktiſch angelegte und zudem die Frau Bauer im höchſten Grade in ihrem jetzigen Nothſtande ſchädigende Stiftung wieder aufzuheben und das Hochſtift von einer unnützen Laſt zu befreien. Darum ſei die Verwaltung zu erſuchen, die Entſcheidung darüber der Genoſſenſchaft anheim zu geben.

Auf Grundlage des in obigen Darlegungen enthaltenen Thatbeſtandes hat die Verwaltung ihren Antrag an die Genoſſenſchaft

gelangen lassen. Zur Begründung desselben dürften wenige Worte genügen.

Die Nothlage der Frau Bauer ist eine derartige, daß das Freie Deutsche Hochstift, dem die Verwaltung der Bauer-Hofmann-Stiftung zugefallen ist, dieselbe, wenn es sich nicht den schwersten Anklagen aussetzen will, nicht unbeachtet lassen darf. Das Hochstift wird sich, wenn es sich für vollständige Aufhebung der Stiftung ausspricht, nicht den Vorwurf zuziehen können, daß es leichtsinnig gehandelt habe, denn die Motive, aus denen dies geschehen könnte, sind jedenfalls weit gründlicher in Betracht gezogen worden, als diejenigen, die vor Jahren für die Annahme der Stiftung geltend gemacht wurden. Andrerseits wird die Genossenschaft, wenn sie nicht thatkräftig zu Gunsten der Wittwe Bauer einschreitet, sich in den Augen des Publikums mit einem Makel behaften, von dem sie schwer reinzuwaschen sein dürfte. Dieselben Gegner, die uns wegen Aufhebung der Stiftung des Leichtsinns zeihen möchten, werden nicht verfehlen, im entgegengesetzten Falle zu sagen: Den hochverdienten Bauer, dem auf englischem Boden Ehrendenkmale errichtet sind, hat die deutsche Nation dem „Schicksale der Erfinder" anheimfallen lassen — die Wittwe dieses Mannes hat das Freie Deutsche Hochstift in das Armenhaus geschickt!"

Frau Bauer hat nicht das Recht, Auflösung der Stiftung zu verlangen, wir aber haben die Pflicht, die Wittwe Wilhelm Bauers mit Aufbietung aller unserer Mittel vor der Noth, der sie anheimzufallen droht, zu beschützen. Keinesfalls dürfen uns bei unserer Hilfeleistung Rücksichten auf die Zwecke leiten, die durch die Bauer-Hofmann-Stiftung erreicht werden sollten, denn diese sind im günstigsten Falle — dafür sprechen doch zu laut die negativen Resultate der beiden erlassenen Preisausschreiben — mehr als fragliche, während andrerseits, wie Dr. Friedrich Hofmann in einem seiner Schreiben treffend sagt, der außerordentliche Fall außerordentliche Entschlüsse und Maßregeln erfordert. „Im Geiste Bauer's", fährt der Schreiber wörtlich fort, „wird die Stiftung sicherlich nicht verwaltet, wenn sein einst von ihm so hoch geliebtes Weib das Opfer derselben werden soll. Ich als Mitstifter, wie der Name bezeugt, stimme jeden Augenblick für Auflösung der ganzen Stiftung".

Wenn die Verwaltung beantragt hat, im Falle, daß Auflösung beschlossen werden sollte, die Münchener Zweiggenossenschaft um Vermittlung bei der Rückgabe des Kapitales zu ersuchen, so haben sie dazu Rücksichten auf Frau Bauer und deren leidenden Zustand bestimmt, der ohne eine gewisse Beaufsichtigung Erreichung des beabsichtigten Zweckes fraglich erscheinen läßt. Unser Genosse Dr. Englert in München hat zudem als Vertrauensmann der Verwaltung seine Mission derart erfüllt, daß bei Fassung eines Beschlusses im Sinne der Verwaltungsvorlage eine günstige Lösung der ganzen Frage in sicherer Aussicht steht.

Im Verlaufe einer eingehenden Diskussion, die sich an den obigen Vortrag anschloß, wurde zunächst auf Anregung des Herrn A. Geiger der Beschluß gefaßt:

„Die Berathung über die Beistiftung von der über die „Hauptstiftung zu trennen und zunächst nur letztere vorzu„nehmen."

An der nun folgenden Debatte betheiligte sich eine sehr große Anzahl der in der Sitzung erschienenen Genossen. Bei Erörterung der von der Verwaltung gestellten Forderung gab sich allseitig das Bestreben kund, der Frau Bauer zu helfen; eine Meinungsverschiedenheit trat allein über die Frage zu Tage, ob sich zu diesem Zwecke eine Aufhebung der Bauer-Hofmann-Stiftung empfehle, doch war es nur eine kleine Minderheit, die der von der Verwaltung vertretenen Anschauung entgegentrat.

Herr Scheidel stellte den Antrag:

„Die erschienenen Genossen wollen unter Ablehnung des „Verwaltungsantrages dahin Beschluß fassen, daß der Wittwe „Bauer zu Ehren des Stifters eine einmalige oder jährliche „Unterstützung aus den Mitteln des Hochstiftes gewährt werde."

Von mehreren Seiten, namentlich sehr scharf und bündig von der des vorsitzenden Obmannes, wurde darauf hingewiesen, daß mit einem derartigen Antrage geradezu etwas Unmögliches vorgeschlagen werde, da Mittel, wie der Antragsteller sie vorsehe, nicht vorhanden seien, die Verwaltuug vielmehr immer noch mit einer Schuldenlast zu kämpfen habe, die aus früherer Zeit stamme.

Die weitere Diskussion brachte dann sehr bald Klarheit über die Sachlage, die nur eine Abstimmung mit Ja oder Nein über den von der Verwaltung eingebrachten Antrag zulasse, da Wohlthätigkeitszwecke, sofern darunter nicht Anregung zu Sammlungen privaten Charakters unter den Mitgliedern verstanden würde, satzungsgemäß von den von der Genossenschaft zu verfolgenden Bestrebungen ausgeschlossen seien.

Auf Grund der gepflogenen Erörterungen gab die Verwaltung ihrem Antrage die nachfolgende genauere Form:

„Die in heutiger Versammlung erschienenen Genossen wollen „beschließen, daß das seither unter dem Namen der „Bauer-„Hofmann-Stiftung" von dem Freien Deutschen Hochstifte ver-„waltete Kapital von ursprünglich 4500 fl. unter den obwal-„tenden Umständen der Frau Sophie Bauer in München „zurückgegeben und die Münchener Zweiggenossenschaft um „Vermittlung hierbei, gemäß einer ihr von der Ver-„waltung zu gebenden nähern Instruktion, ersucht „werden solle."

In dieser Fassung wurde der Antrag der Verwaltung mit allen gegen vier Stimmen angenommen, wobei zwei der Abwesenden erklärten, sich der Abstimmung zu enthalten.

Eine Abstimmung über den Antrag des Herrn Scheidel wurde damit hinfällig. Herr Scheidel gab darauf folgende Erklärung zu Protokoll:

„Ich erkläre unter Bezugnahme auf § 50 der Satzungen, daß ich mich gegen die Auflösung der Bauer-Hofmann-Stiftung, sowie gegen die Auslieferung des uns anvertrauten Vermögens an die Wittwe Bauer verwahre."

Herr Jäckel trat dieser Erklärung bei. Hierauf erfolgt Schluß der Sitzung um 12 Uhr 50 Minuten.

Die dreizehnte öffentliche Sitzung fand am 16. September im Goethehause unter dem Vorsitze des Obmanns, Herrn Justizraths Dr. Berg statt.

Nach Erledigung der wenigen vorliegenden geschäftlichen Angelegenheiten ergriff Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend das Wort

zu einem Vortrage: „Mittheilungen über den Königslieutenant Grafen Thorane nach den im Frankfurter Stadtarchiv von ihm vorhandenen Correspondenzen mit dem Rathe der Stadt aus der Zeit seines Hierseins.“ Redner hob hervor, daß man bei Goethe's Schilderung des Charakters desselben bedenken müßte, daß er bei dem Einrücken der Franzosen am 2. Januar 1759 als Thorane im Goetheschen Hause einquartirt wurde, im Alter von 9½ Jahren stand und Thorane das Haus bereits verlassen hatte, als Goethe sein zehntes Lebensjahr vollendete. Es war Goethe somit nur die geringe Zeit von etwa 6 Monaten vergönnt, das Wirken des Königslieutenants aus nächster Nähe zu beobachten. Um so mehr muß man erstaunen, wie sehr Goethe's Schilderung mit dem aus den Akten gewonnenen Bilde übereinstimmt, wie sich bei diesem nur alle die bei Goethe angedeuteten feineren Zügen bei weitem schärfer ausprägen. Thorane zeigt sich als ein Mann von streng rechtlichem, dabei formgewandtem, feinem Wesen, als unerschütterlicher Freund der guten Sitte und der bürgerlichen Ordnung, bei den ihm als Handhaber derselben vorgelegten Streitfällen unermüdlich in der Erforschung der Wahrheit, und unerbittlich in der Durchsetzung des einmal für Recht Erkannten.

Die Veranlassung zu dem Vortrage gab ein Aufsatz des Hrn. Dr. Martin Schubart in Leipzig in der Neuen Freien Presse (vom 10. August 1883 No. 6808), dessen wesentlichen Inhalt Redner zum Theil in wörtlicher Vorlesung zur Kenntniß der Anwesenden brachte. Herr Dr. Schubart hatte im Jahre 1876 im hiesigen Stadtarchive Forschungen über die Persönlichkeit des Königslieutenants angestellt und war Redner dadurch auf die im Stadtarchive befindlichen Akten aufmerksam geworden. Der vor kurzem in der Frankfurter Zeitung abgedruckte Aufsatz des Herrn E. Sack, wonach er, Redner, der Entdecker der richtigen Schreibweise Thorane gewesen sei, sei danach zu berichtigen. Der Artikel sei in des Redners Abwesenheit erschienen und habe er ihn deshalb nicht zu Gesicht bekommen. Von der seinerzeit gegen Herrn Schubart übernommenen Verpflichtung des Stillschweigens über die Forschungen desselben sei er jetzt, da Schubart selbst damit hervorgetreten, überhoben, und freue er sich, mittheilen zu können, daß derselbe auch im hiesigen Stadtarchive die Forschungen wieder aufnehmen wolle.

Redner wollte deshalb nicht eingehend die Akten des Archives über die franzöſiſche Occupationszeit, die er ſeitdem gründlich durchforſcht habe, behandeln, ſondern hier nur auf einzelne intereſſante Partien derſelben aufmerkſam machen. Eine mit Vorliebe gezeichnete Perſönlichkeit aus der Umgebung Thorane's iſt der Gevatter Dollmetſch. Goethe ſagt, ſeine Mutter habe demſelben ein Kind aus der Taufe gehoben und dieſer kleine Umſtand zeigt am beſten, wie ſehr ſchon dem alternden Goethe die äußerlichen Umſtände jener Zeit aus dem Gedächtniß geſchwunden waren, und wie ſeine Schilderung in Wahrheit und Dichtung weniger auf einer Summe einzelner Ereigniſſe beruhten, die im Gedächtniß hafteten, ſondern daß ſie mehr als der Wiederſchein deſſen zu betrachten ſind, was aus jener ereignißreichen Zeit in dem Gemüthe des Dichters als Geſammteindruck zurück geblieben war. Der Gevatter des Dollmetſchen war nämlich nicht die Mutter, ſondern er ſelbſt: Johann Wolfgang, des Herrn Rath J. Caſp. Goethe ehelicher Sohn, iſt als Taufpathe des am 1. Mai 1759 geborenen, am 24. Auguſt 1759 getauften dritten Kindes des Johann Heinrich Diehne in dem Standesregiſter eingetragen.

Diehne aus Hannöverſch-Münden gebürtig, hatte ſich, wohl in Privatdienſten, hier niedergelaſſen, eine Sergeanten-Tochter geheirathet, und bewarb ſich im Jahre 1758 mehrmals vergeblich um das Beiſaſſenrecht, das ihm geſtattet hätte, ſelbſtändig als Lohnlaquai ſein Leben zu friſten. Bereits im Januar 1759 wurde er als Interpret dem Herrn von Thorane beigegeben, der dem treuen, gewiſſenhaften und ſtrengrechtlichen Manne — ſo ſchildert ihn Thorane in ſeinen Briefen — ſehr gewogen wurde. Er verſchafft durch ſeine Verwendung ihm das Bürgerrecht (als Garn- und Leinwandkrämer), er verhilft ihm endlich durch ſeine energiſche Fürſprache zu dem Poſten des ſtädtiſchen Laterneninſpektors, als welcher er im Jahre 1786 im 25. Dienſtjahre ſtarb. Das ſtädtiſche Laternenweſen war eine Schöpfung Thorane's, der überhaupt durch ſein energiſches Wirken gerade in dem Punkte der äußeren Ordnung in mehrfacher Hinſicht vortheilhaften Einfluß auf den Rath ausgeübt hat. Die heute noch der Grundſteuer-Kataſter zu Grunde liegende Häuſernumerirung nach Quartieren (Litera und Numero) haben wir der

französischen Einquartierung zu verdanken; die Wohlthat der Gossen und Trottoirs verdankt in Frankfurt Thorane's stetem Andringen ihre erste Entstehung, zu der regelmäßigen Abholung des Kehrsels, jetzt eine lucrative Einnahme der Stadtkasse, mußte der Rath durch eine ganze Reihe der eindringlichsten Briefe Thorane's nahezu mit Androhung der Gewalt gezwungen werden; endlich wie schon gesagt, ist auch die öffentliche Erleuchtung der Stadt auf Thorane's unermüdliches Wirken zurückzuführen.

Das Fremden-Meldewesen erhielt durch die von Thorane geforderten Maßregeln fortan eine feste Einrichtung und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sitte durch Verbot der Spielhäuser und durch Einschränkung des Dirnenwesens war nur Thorane's persönlichem energischen Einschreiten zu verdanken. Begleitet von seinem Adjutanten, dem Frankfurter Lieutenant Antoni, und dem Dollmetsch übernahm Thorane selber von Zeit zu Zeit die Visitation aller Herbergen und Winkel, in denen das Laster seine Zuflucht suchte. Die sanitärische Ordnung in Frankfurt lag ihm gleichfalls am Herzen. Wie schon seine polizeilichen Maßnahmen dieselbe beförderten, so suchte er auch auf die Ordnung des Spitalwesens seinen Einfluß zu verwenden. Bei Seuchen, die im Gefolge des Krieges nicht ausbleiben konnten, sorgte Thorane unnachsichtlich für strenge Durchführung der einmal erlassenen Ge- und Verbote. Seine anatomische Schule, die alle in Frankfurt stationirten Militärchirurgen besuchen mußten, kam auch den einheimischen Aerzten, die ihre Einrichtungen sehr lobten, zu Gute. Kurz es gab keinen Zweig des öffentlichen Lebens, in dem er nicht alle in Paris gemachten und gesammelten Erfahrungen für Frankfurt zu verwerthen suchte. Und der Dank dafür? Der Rath sah in Thorane immer nur den Eindringling, erblickte in allen seinen Maßnahmen, die er wohl oder übel gut heißen mußte, denen er sich aber meist mit passivem Widerstande entgegensetzte, aufgedrungene Polizeiplackereien und Willkürlichkeiten, jedenfalls aber fürchtete er stets Eingriffe in seine Souveränetät, die er höher hielt als die Wohlfahrt der Bürger und des Gemeinwesens. Die bereits am 20. April 1759 ergangene Aufforderung, falls man etwas erführe, was die Regeln oder die in dergleichen Fällen in der Stadt üblichen Gewohnheiten verletzen würde, dem Königslieutenant Nach-

richt davon zu geben, damit er deshalb prompte und nachdrückliche Hülfe leiſten könne, benutzte der Rath faſt nur zu Proteſten und Einreden gegen Vorkehrungen Thorane's. Das Beiſpiel des Raths ſtärkte natürlich den Widerſtand der einzelnen Bürger, von denen ja eine beträchtliche Anzahl, gleich Goethe's Vater, in den Franzoſen ihre Feinde ſahen, während wiederum andere, namentlich Patrizier, in ihnen nur die läſtigen Störer ihrer behaglichen Ruhe und die Schädiger ihrer meiſt uſurpirten Prärogativen (namentlich der Quartiersfreiheit) bekämpften. So iſt der Herr von Keib, ein Schöffe, ſehr ungehalten, daß man es wagte, ihm in ſeinem Wohnhauſe Einquartierung zuzumuthen. Sein Haus enthielte nur 8 Zimmer, 9 unheizbare Kammern und 3 Vorplätze, ſo daß er ſeine Möbeln zum Theil hätte auf den Boden ſtellen müſſen. Wie könne er da Einquartierung annehmen. Zudem habe man ſeine beiden andern Häuſer genug mit Einquartierung belegt und in dem einen leerſtehenden ſogar die anatomiſche Schule errichtet. Thorane's Benehmen in derartigen Klagen, ſeine Unparteilichkeit in den Entſcheidungen zwiſchen Bürger und Militär, wovon Redner mehrere flagrante Fälle wörtlich aus den Akten mittheilte, zeigen Thorane in weit günſtigerem Lichte, als Kriegk's Mittheilung in den deutſchen Culturbildern es vermag. Niemals iſt er brutal gegen den Magiſtrat, ſtets ſucht er durch Güte, durch Ueberredung, ſelbſt durch Bitten zu erreichen, wozu ihm, im Lichte des Kriegsrechts beſehen, die Gewalt mit vollem Recht zur Seite geſtanden hätte. In Allem zeigt er ſich durch die Akten völlig des hellen Lichtes werth, in das unſer größter Dichter ihn in ſeinen Jugenderinnerungen verſetzt hat. Er iſt das Ideal eines ſtrammen und durchweg edlen Soldaten, und das Lob, welches der Prinz Soubiſe am Tage nach dem Einzuge am 3. Januar 1759 bei ſeiner Einſetzung als Königslieutenant ihm ertheilte, indem er dem Rathe erklärte: Si je connoissois dans l'armée que je commande un sujet plus propre que Mr. de Thorane à faire regner la bonne intelligence entre vos habitans et leur nouveaux hotes, je vous le donnerois. Je compte bien vous prouver, en vous le donnant, combien votre ville m'est chère! es hat ſich vollauf bewährt.

Redner gab zum Schluß eine eingehende Schilderung der

bei der Erwerbung des Reichsgrafenſtandes für Thorane ſeitens der Stadt vorgefallenen Zwiſchenfälle und ſtattgehabten Verhandlungen, deren Details ein klares Bild von der Verſtändnißloſigkeit des Rathes für die durch Thorane der Stadt geleiſteten Dienſte geben und zugleich dem Grafen das Zeugniß ausſtellen, daß er dieſer Würde, die er mit dem größten, wenn auch ehrgeizigſten Eifer erſtrebte, dem Adel der Seele nach vollkommen werth war. Umſomehr müſſe man den aus den Familienpapieren geſchöpften Nachrichten Schubart's, die er als in Bälde erſcheinend in Ausſicht geſtellt habe, mit Spannung entgegenſehen.

Herr Dr. L. Holthof ergriff hierauf das Wort, um einige Erläuterungen über das zur Anſicht ausgelegte Tagebuch des Frankfurter Stadtſchultheißen Johann Wolfgang Textor zu geben, das Freiherr Hugo von Bethmann vor ſeiner Ueberſiedlung nach Paris unſerer Genoſſenſchaft zum Geſchenk gemacht. Wir entnehmen den Ausführungen das Nachfolgende.

Die Handſchrift beſteht aus 142 Quartblättern, die bis auf die erſten, von einem Oelflecken ſtark angegriffenen, gut erhalten ſind. Sie ſind nicht alle beſchrieben, mehrere ſogar nicht aufgeſchnitten, weiſen dagegen eine, wahrſcheinlich vom Verfaſſer ſelbſt herrührende Paginirung auf, nach welcher vom erſten bis zum letzten Blatte 200 Seiten zu zählen wären. Der ſich ergebende Ueberſchuß an Blättern ſtammt von Einheftungen her, von denen noch die Rede ſein wird. Die Schriftzüge ſind deutlich und klar und in dem ſteifen, nüchternen Charakter der Aktenſchrift des vorigen Jahrhunderts gehalten.

Der Geiſt des Aktenſtaubes weht uns auch aus dem Inhalte des vergilbten Heftes entgegen. Es ſind weitaus zum größeren Theile Notizen über Vorkommniſſe im Innern des Frankfurter Rathes aus den Jahren 1727 bis 1735. Mit dem letztgenannten Jahre ſchließt das Manuſcript ab. Wenn es auffallend erſcheint, daß mit Durchbrechung der chronologiſchen Reihenfolge einzelne Ereigniſſe aus ſpäteren Jahren in ausführlicher Weiſe dargeſtellt werden, ſo iſt eine Erklärung dieſes Umſtandes unſchwer zu finden. Der Schreiber des Tagebuchs hat beim Zuſammenheften der einzelnen

Bogen, das jedenfalls erſt nach 1735 ſtattgefunden hat, Einſchaltungen gemacht, und zwar in der Weiſe, daß er nachträglich über den weiteren Verlauf einiger früher begonnenen Rechtsſtreitigkeiten berichtete, daher der anſcheinende Widerſpruch in der Paginirung. Auch der Abſchluß des Tagebuchs mit dem Jahre 1735 läßt ſich erklären. Textor ſetzte ſeine Aufzeichnungen über die Rathsſitzungen fort, allein nach dem Jahre 1735 änderte er inſofern ſein Syſtem, als er die Form des Tagebuchs aufgab. Wir wiſſen das aus dem, bereits von Kriegk (Die Brüder Senckenberg, S. 335 f.) ausführlich beſchriebenen Manuſcripte, das ſich zur Zeit auf dem hieſigen Stadtarchiv befindet. Dieſes, gleichfalls zum größeren Theile von Textors Hand herrührend, führt den Titel Repertorium rerum memorabilium in Senatu reipublicae Moeno-Francofurtensis ab anno 1727 usque 1768 peractarum und ſtellt ſich uns als ein alphabetiſches Regiſter über alles dasjenige dar, was innerhalb der bezeichneten Jahre im Frankfurter Rathe vorgekommen iſt. Außerdem ſind noch einige Angaben anderer Art vorhanden. Die beiden Handſchriften ergänzen einander offenbar. So finden ſich in dem Repertorium Hinweiſungen auf eine Autobiographie des Schreibers (Curriculum meum), die, ſoweit ſie zu Stande gekommen, in dem Tagebuche erhalten iſt. Einiges iſt beiden Manuſcripten gemeinſam, ſo die biographiſchen Notizen über den Großvater des Schreibers, der gleichfalls ſchon in Frankfurter Dienſten geſtanden hatte (was bei dem Vater des Stadtſchultheißen nicht der Fall geweſen iſt). Der Zuſammenhang zwiſchen beiden Handſchriften iſt ſonach ein einfacher. Die erſte wurde, offenbar auf Grund bereits gemachter Aufzeichnungen, einige Zeit vor dem Jahre 1735 begonnen, und zwar in der Form einer Autobiographie. Dieſe Form wurde jedoch aufgegeben, als die Darſtellung ſich den Ereigniſſen nach dem Jahre 1727 zuwandte; ſtatt ihrer tritt bei der Redaktion des angeſammelten Materials die des Tagebuchs ein, in einem Uebergange, für den die Erklärung ſich von ſelbſt gibt. Das Tagebuch verfolgte, wie es ſcheint, einen rein praktiſchen Zweck: es ſollte dem Schreiber zur Orientirung bei ſeinen amtlichen Arbeiten dienen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn dieſem Zwecke entſprechend die redaktionelle Form nochmals wechſelt, und ſchließlich das zu Stande kommt, was

in dem Repertorium vorliegt, ein reines Nachſchlagewerk, das nunmehr auch vollſtändig von den Vorarbeiten, wie ſie uns in dem Tagebuche erhalten ſind, getrennt wird.

Werfen wir nun einen Blick auf das biographiſche Material. Der Autor beginnt:

„Anno 1693 den 11. Decembr. bin ich Joh. Wolffgang Textor, U. J. D. kaiſr. Maytt. würklicher Rath und [a] Reichs-Stadt-Gerichts-Schultheiß, allhier zu Frankfurth gebohren worden. Mein Vatter ſel. [b] war H. Chriſtoph Henrich Textor J. U. Lic. et Advocatus ordinarius, wie auch Chur Pfälziſcher Hoff Rath; die Mutter, Frau Maria Catharina Herrn Joh. Nicol. Cappels des Rahts und Frau Annen Marien einer geborenen Walterin, eheleibliche Tochter. Dieſe meine liebe Eltern haben mich Tags darauf zur heil. Taufe bringen laſſen, wobey mein Großvatter Vätterlicher ſeithen, Hr. Johann Wolffgang Textor, J. C^tus und älteſter Syndicus die Pathenſtelle vertreten und mir ſeinen Vornahmen beygelegt hat.

In meinen gantz jungen Jahren bin ich zu Herrn Sperling Teutſchen Schreib- und Rechenmeiſter in die Schule gegangen.

Anno 1701 iſt mein ſeliger Großvatter, Herr Syndicus Textor 1702 den 20. Februar mein mütterlicher Großvatter . . . Cappel mit dem Tode abgegangen.

Anno 1702 habe ich hieſiges Gymnasium frequentiret und zwar anfänglich bei Herrn Reges * Praeceptore Sextae Classis. Und auf dieſe Weiſe fortgefahren und durch alle Classes gekommen bin. In Quarta Classe war damahlen Herr Magiſter Clauer Praeceptor, dem ich zum Ruhm nachſagen muß, daß Er zwar ein ſcharffer, jedoch auch dabey ein ſehr guther Schulmann geweſen, welcher ſich keiner Mühe dauren laſſen, denen Schülern die Fundamenta Grammatices gründlich und deutlich beyzubringen. Wie ich dann bey Ihm ſo viel gelernt, daß es mir gar leicht gefallen, damahlen ſchon ein Exercitium sine vitiis zu machen.

a. Nach meinem Beſtallungs-Brieff heiſt es: Reichs und Stadt-Gerichts-Schultheiß. Ich habe mich bald Praetor, bald Reichs-Stadtgerichts Schultheiß auch Reich- und Stadtgerichts Schultheiß unterſchrieben.

b. vide Schema Generalogiae ab signo ⊙ in appendice.

* Dieſer war ein gewaltiger Paucker und großer Liebhaber der Ocular Inspection, deren ſehr wenige unter ſeiner Regierung entgangen ſind.

Zu gleicher Zeith da ich hier das Gymnasium frequentiret, habe ich mich dabey im Fechten, Dantzen, der Musik und Frantzösischen Sprache geübt. Auch vor meiner Abreise auf Universitäten, ein Collegium styli privatissimum über die Teutsch und Lateinische Sprache bei dem damahligen Praeceptore primae Classis, und nachmaligen Rectore Gymnasii Herrn Thom. Klumpfh, nebst dem älteren Herrn von Stallburg aus dem Baseler Hoff gehöret.

Anno 1712 gegen Ostern bin ich auf die Stadt Nürnbergische Universität Altdorff gezogen; und bey Herrn Professore Köhler an den Tisch gegangen. Bey demselben habe ich ein Collegium über die Philosophiam Practicam ad ductum Buddei und zu gleicher Zeit eines über die Institutiones Justiniani bei Herrn Professore ordinario Dro Fichtner gehalten; auch einen Anfang in der Italienischen Sprache gemacht. Anfänglich, und zwar eine kurtze Zeith über sind Herr Seyffried von Hohenstein sel. und ich Stubenpursche gewesen, nachgehends aber bin ich über 2 Jahr allein geblieben, biß Herr Friedrich Maximil. v. Lersner nunmehriger Schöff und dermahliger regierender älterer Herr Bürgermeister ebenfallß nach Altdorff studiorum causa sich begeben, von welcher Zeith dann und biß zu meiner erfolgten Abreise von Altdorff wir zusammen in einem Zimmer gewohnet, und allda mit einander gespeiset haben. Welche unter Unß zu Altdorff gepflogene guthe Freundschaft auch noch gegenwärtig alß nunmehrigen Collegen fortdauert.

Zur selbigen Zeit studirten der nunmehr verstorbene Herr Reinhard von Humbracht, Herr Dr. Medicinae Grambs und Herr Dr. Perschenbecker des Raths wie auch der noch lebende Herr Dr. Gerckenrod und Procurator Hollweg ebenfallß zu Altdorff.

Während meines daselbstigen Aufenthaltes nemlich anno *)
verstarb mein lieber Vater in Frankfurth."

Am 17. Juni 1717 beschloß er seine Studien nach abgelegter Prüfung mit einer Disputation zur Erlangung des Grades eines Licenciatus Juris. Er vertheidigte dabei eine Inauguralschrift De Feudis Imperii propriis non oblatis annumerandis — Die Reichslehen sind als Eigenlehen und nicht als aufgetragene zu be-

*) Lücke im Original.

handeln —, von der er nicht ohne Stolz hervorhebt, daß er sie „ohne jemands Beihülffe selbsten ausgearbeitet" habe.

Eine Reise führte ihn darauf nach den Universitäten Jena, Leipzig und Halle. Dann kehrte er nach Hause zu seiner Mutter zurück und begab sich nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt nach der Sitte der Zeit an das „höchstpreißliche kayserliche Reichs-Cammer-Gericht" zu Wetzlar, anfangs nur in der Absicht, dort den praktischen Justizdienst kennen zu lernen. Bald jedoch entschloß sich der junge Praktikant, der bis dahin die Schreibstube des Procurator ordinarius Dr. Schmidt „frequentiret, auch bei Ihme viele Jahr über an Tisch gegangen", sich bei dem Cammer-Gericht zu „etabliren", zu welchem Zwecke er sich nach Absolvirung des dazu erforderlichen Examens unter die Zahl der Cameral-Advokaten aufnehmen ließ. Als solcher war er nicht nur praktisch thätig, sondern las auch den Praktikanten Collegia über den Cameralprozeß. Von seinen Schülern führt er an Herrn Lic. Nies aus Franckfurth, Herrn Lic. Schuback, nachmaligen Bürgermeister in Hamburg, und Herrn Lic. Langermann ebendaher.

Am 16. December 1717 wurde der Cameral-Advokat Johann Wolfgang Textor in Wetzlar nach erfolgtem Absterben des Herrn Bartholomäi von Barkhausen und Beförderung des Herrn Joh. Phil. von Kellner zu der dadurch erledigten Schöffenstelle vom Rathe der Stadt Frankfurt zu seinem Mitgliede gewählt. Nach Erledigung der nothwendigen Formalien wurde der Neugewählte am 23. December beim Rath vereidigt. Die Wahl schien in Frankfurt more solito nicht allen Kreisen zu behagen.

„Am 18. December hat Herr Scabinus et Exconsul von Ochßensteyn bei Rath ad notitiam angezeiget, Es hätte der Notar Büchtenkirch nahmens der Bürgerlichen Deputirten die Erinnerung gethan, daß demselben sehr frembd vorkäme, daß löblicher Magistrat bei letzterer Rathswahl Herrn Dr. Textorn, einen frembden, so noch nicht allhier verbürgert, auch außwärths bereits Kinder erzeugt, mit zur Wahl gezogen hätte.

„Ist darauf decretiert worden: „Beruht auf sich."

Zu dem Passus über die Kinder kann der Schreiber sich nicht enthalten, folgende Randbemerkung zu machen:

„Dieſes war eine unverſchämte Lüge, indem mein erſtes Kind anno 1728 allererſt gebohren worden. Bei der Bürgermeiſterlichen Audienz, wo ich neben denen Bürgerlichen Dreyern (bürgerliches Wahl-Controll-Collegium) mich aufhielte, byß ich in die Rathsſtube zur Ablegung des Eides beruffen wurde, ſagte Herr Dr. Rücker zu mir: Man hätte hier an Graduirten zu Rathsſtellen eben keinen Mangel gehabt; deme ich aber ſogleich verſetzte: Sie ſind auch danach."

Hiermit hören alle Nachrichten perſönlicher Natur auf, bis gegen Ende des Heftes uns der Schreiber einige Daten über ſeinen Großvater Johann Wolfgang Textor d. Aelt. gibt. Die Stelle iſt überſchrieben: „Nachricht von meinem ſeligen Großvatter weyland Herrn Johann Wolffgang Textor Icto et Syndico Primario allhier" und lautet:

„Derſelbe iſt gebohren den 20. Januar 1638 zu Neuenſtein in der Grafſchaft Hohenlohe. Deſſen Vatter war Wolffgang Textor J C^tus und in die 30 Jahr lang geweſener Rath und Cantzlei Director daſelbſt; die Mutter Praxedis, eine gebohrene Enslerin. Sein Vatter iſt Ihme ſehr frühe und da er noch nicht das zwölfte Jahr erreichet, mithin der vätterlichen Treue und Vorſorge am meiſten von nöthen gehabt hätte, nemlich 1650 den 14. Januar durch den zeitlichen Tod entriſſen worden. Nichts deſto weniger hat derſelbe in ſeinem ſtudiren ſich dergeſtalt fleißig verhalten, daß nachdeme Er den Grund im Chriſtenthum, der Latinität und denen Humanioribus in dem Gymnaſio ſeines Vatterlandes gelegt, Er ſich im 15. Jahr ſeines Alters auf die weltberühmte Univerſität Jena begeben und daſelbſten denen Wiſſenſchaften, inſonderheit der Rechtsgelahrtheit mehrere Jahre über obgelegen. Von da er anno 1655 auf die gleichfalls ſehr berühmte Univerſität Strasburg zu ferneren Fortſetzung ſeiner studiorum und darauf anno 1658 an das höchſtpreißliche kayſerliche Reichs-Cammergericht zu Speyer ſich gewendet, in der Cameral-Praxi ſich daſelbſt fleiſſig geübet und die Schreibſtube des berühmten Advocati et Procuratoris Dris. Pauli Gambsii und anderer Herren Procuratoren fleiſig beſuchet, woſelbſt er von dem Hochgebohrenen graffen von Hohenlohe Herrn von Lauenburg Gleichen-Neuenſteiniſcher Linie die Vocation alß Rath und Cancelley Director anno 1661 erhalten

und darauf den 9. April 1663 auf mehrbemeldeter Universität Straßburg unter dem Decanat des weltberühmten J Cti Joh. Rebhan zum doctore utriusque Juris promoviret worden mit allen gewöhnlichen Solennitäten und in höchster Gegenwart des hochwürdigsten durchlauchtigsten Fürstens und Herrn, Herrn Gustav Adolph, Markgrafen zu Baaden und Hochberg, und deren Herren Graffen und Semperfreien von Limburg, Herrn Graffen von Dohna, ingleichen des Herrn Cancellarii Universatis, derer Herrn Scholarchen, des Rectoris Magnifici, derer Herren Decanis (sic!) aller Facultäten und übrigen Professoren und Doctoren.

In diesen Hohenlohischen Diensten ist er einige Jahre verblieben, von da aber von Hochedlem und Hochweisen Rath der Reichs-Stadt Nürnberg anno 1666 zum Consulenten und Professore Pandectorum auf die Universität Altdorff beruffen worden, woselbsten Er sieben Jahre durch mit großem Beyfall die Rechte offentlich biß anno 1673 gelehret, da Er die vom Churfürsten Carl Ludwig von der Pfaltz gnädigst auffgetragene Stelle eines Professoris Juris primarii und Assessoris des Churfürstlichen Hoffgerichts auf der uhralten und damals sehr berühmten Universität Heydelberg angenommen und allda biß zu Ende des Jahrs 1690 in Diensten verblieben, darauf aber dem an Ihn Mense Januar. 1691 von einem Hochedlen und Hochweisen Rath ergangenen Ruff zu einem Syndico Primario gefolget und sich hieher begeben."

Sehen wir von diesen beiden biographischen Darstellungen, einer kurzen Erläuterung der Frankfurter Rathsverfassung und einigen aphoristischen Bemerkungen über die Politik der Patricier ab, gegen welche Textor im Gegensatz zu seinem späteren Verhalten damals noch frondirte, so haben wir es fast nur mit einer trockenen Aufzählung der Aemter und Ehrenstellen zu thun, zu denen der Schreiber im Laufe der Zeit berufen wurde, einer gewissenhaften Verzeichnung aller im Rathe vorkommenden Wahlen und einer Berichterstattung über die einzelnen Rathssitzungen. Nur hier und da fällt ein Streiflicht auf das Parteigetriebe und das Cliquewesen, das im vorigen Jahrhundert in Frankfurt in so üppiger Blüthe stand. Es sind dies aber stets nur kurze Notizen, die von der „jalousie von einigen der Herren Patriciis und denen Herren Kauff-

leuthen im Rath" melden. Stürmiſche Verhandlungen erſchütterten den Frankfurter Rath in den fraglichen Jahren nicht, und wenn es einmal etwas erregt hergehen mochte, konnte es ſich höchſtens um einen Sturm in einem Waſſerglaſe handeln.

Dies war nach den vorhandenen Aufzeichnungen zweimal der Fall, und jedesmal handelte es ſich um einen Regreß der gegen eine gerichtliche oder magiſtratliche Entſcheidung an den kaiſerlichen Reichs-Hofrath genommen wurde, und zwar jedesmal mit Erfolg.

In dem einen Falle kam ein junger kayſerlicher Werbeofficier, der Fähnrich von Löwen in Betracht, der auf dem Stadtwalle Schwalben geſchoſſen und ſich davon durch die Wache nicht hatte abhalten laſſen, weshalb er verhaftet und mehrere Wochen in Arreſt gehalten wurde. Sein Hauptmann, Graf von Würmbrand, beſchwerte ſich darüber beim kaiſerlichen Hofkriegsrath, und dieſer erließ eine äußerſt ſcharfe Verfügung an den Magiſtrat, in welcher nachdrücklich betont wurde, daß Soldaten unter keiner anderen Jurisdiction ſtünden, als der des Kaiſers, der kaiſerlichen Generalität und ihrer vorgeſetzten Officiere und auch in delictis non militaribus von niemand Anderes zur Strafe gezogen werden könnten.

Wichtiger war der andere Fall, weil es ſich bei ihm um die Hohheitsrechte des Magiſtrats handelte. Er betraf den langwierigen Prozeß, der ſeit einer langen Reihe von Jahren bereits bei dem Reichskammergerichte zwiſchen der Stadt und Kur-Mainz (als dem Rechtsnachfolger des gräflichen Hauſes von Hanau und Beſitzer der Dörfer Griesheim) wegen der Höfe Rebſtock nnd Hinkelſtein, ſowie des Dorfes Niederrad obſchwebte. Gegenſtand des Streites war ein Landſtreifen von etwa 3000 Morgen, beziehungsweiſe die Territorialhoheit über und das Jagdrecht auf demſelben. Seit dem Jahre 1732 war die Stadt beſtrebt, dieſen alten Streit auf dem Wege des Vergleichs beizulegen, und es wurden Verhandlungen hierzu eröffnet, die zunächſt zu einem Ergebniß nicht führten. Neue Verhandlungen wurden im Jahre 1736 angebahnt, und es gelang jetzt nach endloſen Mühen die Grundlage zu einem Vergleiche zu finden: 337 Morgen ſollten an Mainz abgetreten, und von dieſem beſondere Conceſſionen wegen des Jagdrechtes gemacht werden. Der Magiſtrat hatte ſich auf die Verhandlungen eingelaſſen, ohne das

Bürgercolleg der Einundfünfziger zu Rathe zu ziehen; letzterem konnte indeß auf die Dauer die Sache nicht verheimlicht werden, und es erhob Einspruch, indem es ausführte, es handle sich um eine Abtretung von Staatsgebiet und somit um eine Angelegenheit welche die ganze Bürgerschaft angehe.

Der Magistrat, aufgebracht über das Hinderniß, welches der Ausführung seiner Pläne sich entgegenstelle, wandte sich mit einer Beschwerdeschrift an den Reichshofrath, diesen ersuchend, das Bürgercolleg zur Ruhe und zur Einhaltung seiner Pflicht zu verweisen. Es handle sich um eine Jurisdictionssache, in welcher dem Bürgerausschusse kein Einmischungsrecht zustehe. Zudem gelte es, durch eine Vergleichshandlung, die ein verhältnißmäßig kleines Opfer erheische, einem langwierigen Prozesse aus dem Wege zu gehen, dessen Ausfall sich gar nicht absehen lasse. Das Bürgercolleg bestehe zumeist aus „Krämern und Handwerkern" und habe in Prozeßsachen kein Einsehen, weßhalb es gar nicht zu beurtheilen vermöge, um was es sich handle.

Die Entscheidung aus Wien stand lange aus; als sie aber endlich einlief, lautete sie durchaus nicht so, wie der Magistrat es erwarten mochte. Der Reichshofrath beklagte sich zunächst um mangelnde Information, erklärte aber ausdrücklich, daß dem Bürgercolleg das Recht zu einer Vorstellung, wie sie gemacht worden, nicht zu bestreiten sei. Eine Einmischung in jurisdictionalia sei dem Colleg allerdings verboten, doch habe es das Recht, in wichtigen, die allgemeine Wohlfahrt betreffenden Angelegenheiten bei dem Magistrate in geziemender Weise vorstellig zu werden, und es beschränke sich dieses Recht nicht einseitig auf das Rechnungswesen, vielmehr treffe es durchaus in einer Sache zu, die, wie der abzuschließende Vergleich, mit den Rechten und Pflichten der Gesammtbürgerschaft im Zusammenhange stehe.

Darauf erfolgte eine neue Vorstellung des Rathes, und es langte nunmehr aus Wien ein Conclusum ein, das der Schreiber des Tagebuchs sich bei aller „schuldigen und geziemenden Ehrfurcht" vor dem höchsten Lenker der Reichsgeschicke nicht enthalten kann, als ein „denen Juribus sämbtlicher löblicher Reichsstädte höchst nachtheiliges" zu bezeichnen.

Es hat, so wird in der Verfügung ausgeführt, bei dem früheren Schlusse zu bleiben, denn es besitzt die Bürgerschaft nicht nur das Recht, wie sie es gethan, bei ihrer Behörde vorstellig zu werden, sondern sie ist befugt, wenn ihr kein Gehör geschenkt wird, sich immediate an kaiserliche Majestät zu wenden, „alß welches auch ohne Auftrag die Bürgerschaft in Reichsstädten zu thun befugt ist". Dann aber wird „dem Stadt-Magistrat zu Frankfurth hierdurch stark verwiesen", daß er die der ganzen Stadt Frankfurt nach dem Westphälischen Frieden unstreitig zustehende Landeshoheit einseitig auf sich allein beziehen und die Ständerechte sich anmaßen will, da er doch nichts weiter als die Administration derselben hat, und daher allerdings der Bürgerschaft und des bürgerlichen Ausschusses wohlgemeinte und geziemliche Erinnerung entgegennehmen muß.

Wenn gesagt worden ist, das Tagebuch enthalte, abgesehen von den biographischen Notizen nichts, was sich auf die Person seines Urhebers bezieht, so erleidet dieser Ausspruch doch insoferne eine Einschränkung, als die vorliegenden Aufzeichnungen uns eine persönliche Eigenheit des Mannes bestätigen, von der wir bisher nur durch eine uubestimmte Ueberlieferung etwas wußten. Der als einsilbig und verschlossen verschrieene alte Herr, den uns sein großer Enkel so anschaulich schildert, wie er in dem langen, talarartigen Schlafrocke, auf dem Haupte eine faltige schwarze Sammtmütze, — ein Mittelding zwischen Aleinous und Laertes — zwischen den Blumenbeeten des von ihm sorgfältig gepflegten Gartens einherwandelt, stand in dem Rufe, eine Art von Weissagungsgabe und Traumdeuterei zu besitzen. Schon Kriegk bemerkt, daß Goethe die Eindrücke seiner Jugend unzweifelhaft stark idealisirt habe. Jedenfalls klingt das, was sich in dem erwähnten „Repertorium" über die Traumgesichte des Stadtschultheißen findet, weit nüchterner, als das, was uns Goethe zu berichten weiß. Textor erwähnt in dem „Repertorium" einen Traum, welcher das Schicksal Frankfurts in einer bedenklichen Zeit vorausverkündete. Er hat dort nämlich beim Jahre 1734, in welchem Frankfurt von einer Besetzung durch französische Truppen bedroht war, Folgendes eingeschrieben: „10. Mai 1734 habe ich frühe gegen Morgen, in Ansehung der dermaligen großen Gefahr, welcher hiesige Stadt von der frantzösischen Armee

bevorgeſtanden, einen ſehr merkwürdigen Traum gehabt, welcher, Gott ſeye Dank! auch eingetroffen."

Das „Tagebuch" enthält mehrere ähnliche Stellen, die uns den etwas nüchternen Charakter dieſer Art von „Traumſeherei" ſehr lebendig vor Augen rücken. Die erſte derſelben befindet ſich S. 67 des „Tagebuchs" und lautet, nachdem uns dſe Vorkommniſſe bei der Erwählung zum Schöffen, am 5. October 1731, geſchildert worden ſind:

„Merkwürdig iſt hierbey, daß des Morgends frühe vor dem Wahltage mir geträumt, als wann ich vier verguldete Kugeln ſähe, davon 3 gantz, die vierte aber in der Mitte getheilet wären. Welches vielleicht bedeutet hat, daß, wie ich nachgehends erfahren, ich in der erſten Umfrage mit Herrn von der Birgden paria gehabt, nachgehends aber in der zweiten Umfrage majora erhalten."

Die zweite Stelle fällt in die Schilderung der Ereigniſſe, welche infolge des 1734—1735 unter Karl VI. zwiſchen dem deutſchen Reiche und Frankreich geführten Krieges in Frankfurt Platz griffen. Frankfurt wurde in dieſe Ereigniſſe nicht ſonderlich verſtrickt, es konnte ſich lange Zeit darauf beſchränken, die Geſuche, die von allen in meilenweitem Umkreiſe um ſein Gebiet anſäßigen Reichsſtänden und Herren um Ueberlaſſung von Mörſern, Haubitzen, Feldſtücken ſammt den dazu gehörigen calibermäßigen Geſchoſſen und den nöthigen Artillerie-Bedienten oder Conſtablern „mit Glimpf zu decliniren". Da fing es an, bedrohlicher auszuſehen. Montag 10. Mai 1734 berief der ältere regierende Bürgermeiſter eine außerordentliche Rathsſitzung, wozu auch die Herren Syndici beſchieden wurden, und theilte mit, daß mit der eben eingelaufenen Poſt eine Kriegscontributionsordre von dem franzöſiſchen königlichen Intendanten Ritter von Feydeau aus Elſaß angelangt ſei, und von demſelben verlangt werde, daß unverzüglich zur Regulirung dieſer Angelegenheit Deputirte nach dem Kriegslager abgeordnet würden. Es erging darauf Beſchluß, Herrn Syndicus Franc v. Lichtenſtein und Herrn v. Lersner abzuſchicken, mit der Weiſung, eine leidliche Abfindung in Geld zu erwirken zu ſuchen, und dem Colleg der Neuner ſofort Nachricht hiervon zu geben.

„Hierbei, ſo heißt es nun weiter, iſt merkwürdig, daß in der Nacht zuvor, als dieſes Contributions-Schreiben angelangt, frühe gegen Morgen ich einen ſehr nachdenklichen Traum gehabt. Es träumete mir nähmlich, alß wann alle Grundſäulen des Rathauſes oder Römers dergeſtalt erſchüttert würden, alß wann das gantze Gebäude über Hauffen zu fallen ſcheine; jedoch nach einiger Zeith ſtunden dieſelben wieder feſt und auf Ihrem vorigen Fundament. Dieſer Traum hat auch, Gott ſey dafür gelobt, genau eingetroffen, indeme anfangs die gefahr ſehr groß geſchienen, in kurtzem aber glücklich vorbei gegangen, ob es gleich öffters gefährlich genug ausgeſehen et in urbe trepidatum fuerit."

Dies ſind, ſoweit die Blätter des Tagebuchs in Betracht kommen, die einzigen Einblicke in das Seelenleben des merkwürdigen Mannes, den die frohſinnige, lebenskluge Frau Rath ihren Vater nannte.

Die vierzehnte öffentliche Sitzung fand am 14. October unter dem Vorſitze des ſtellvertretenden Obmannes, Herrn Dr. Grotefend im Goethehauſe ſtatt.

Nach Erledigung der geſchäftlichen Vorlagen ergriff Herr Dr. Ludwig Braunfels das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „Don Quijote und die Zeit des Cervantes."

Da die Ausführungen des Redners ſeither in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des „Don Quijote" (Stuttgart, Speemann, 1884) verwerthet ſind, ſehen wir unter Verweiſung auf das Werk hier von einer Berichterſtattung ab.

III. Einsendungen.

No.

703. Kaiserl. Livländische ökonomische und gemeinnützige Societät in Dorpat, Dorpat: General-Nivellement von Livland von Dr. C. J. v. Seidlitz, mit einer hypsometrischen Karte von Esth- und Livland, 2., 3. u. 4. (Schluß-) Lieferung. 1883. Dorpat, Heinr. Laakmann's Druckerei.

709. Gebrüder Henninger, Heilbronn: Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. 2. Hälfte. Heilbronn. Gebrüder Henninger. 1883.

718. Naturhistorische Gesellschaft, Hannover: 31. u. 32. Jahresbericht für die Geschäftsjahre 1880/82. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.

724. Carl Sylvio Köhler, Halle a. S.: Die Weisheit der Tragiker. Von C. S. Köhler. Halle a. S., Otto Hendel. 1883. Geb. gr. 8°.

726. Staatsrath J. B. Iwerson, St. Petersburg: Russische Münzen- und Medaillen-Kunde. 4°. Petersburg, Staatsbuchdruckerei. 1881 u. 1882.

727. Franz Kepler, St. Petersburg: Manifest Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, angefertigt für die Krönungsfeier in Moskau. 1883. Staatsbuchdruckerei St. Petersburg.

Die Nri. 726 u. 727 wurden von Herrn G. Scamoni, kais. russ. Beamten in St. Petersburg, persönlich überreicht.

738. Gebrüder Henninger Heilbronn: Ephemerides und Volkslieder von Goethe. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1883.

742. Friedr. Seidel, Weimar: 1. Fröbel's pädagogische Schriften von Fr. Seidel. Mutter- und Kose-Lieder. 8°. Wien und Leipzig, Pichlers Wwe. u. Sohn. 1883.

743. 2. Das Leben Heinrich Langethals von Chr. Ed. Langethal 8°. Wien und Leipzig, Pichlers Wwe u. Sohn. 1883.

750. Director Dr. phil. R. Schomburgk, Adelaide: Report on the Progress and Condition of the Botanic Garden and Government Plantations during the year 1882, by R. Schomburgk Dr. phil. Adelaide, E. Spiller Governm. Printer.

767. Karl Kösting, Schriftsteller, Hier: Der Weg nach Eden, epische Dichtung in 5 Büchern von Karl Kösting. Leipzig, Ernst Günther. 1884.

773. Bruno Topf in Langensalza: Die Traukirche. 12 Choräle für gemischten Chor mit Liedertexten zum Gebrauche bei Trauungen von B. Topf, Langensalza, H. Beyer und Söhne. 1883.

783. Moritz Müller, Pforzheim: Die Fortsetzung unseres Lebens im Jenseits von M. Müller sen. 8°. Halle a. S., E. E. M. Pfeffer. 1884.

808. Société Imperiale des Naturalistes Moscou: Bulletin No. 4. 1882, et Nr. 1. 1883. Moscou, Alexandre Lang, Libraire.

817. Prof. Dr. J. Schneider in Düsseldorf: Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im Deutschen Reiche von Prof. Dr. J. Schneider, Düsseldorf, Fried. Dietz. 1883.

824. Gustav v. Loeper, Geh. Ober-Regierungsrath und vortragender Rath Dr. phil. in Berlin: Goethes Gedichte mit Einleitung und Anmerkungen, von G. v. Loeper. Berlin, Gustav Hempel. 1882.

874. Prem.-Lieutenant Eggers in Bremen: Zeitschrift des Vereins für Hamburg'sche Geschichte. Hamburg, J. A. Meißner. 1883. 8°.

877. Derselbe: Hansische Geschichtsblätter: Jahrgang 1882. Leipzig, Dunker und Humblot. 1883.

875. Derselbe: Aus dem Familienkreise der Eggers. 8°.

876. „ Die Haccius. 8°.

No.

878. Dr. Otto Hahn in Reutlingen: Voltaire am Hofe Friedrichs II. Schauspiel von Dr. Otto Hahn. Stuttgart, Karl Grüninger. 1882. 8°.

879. Fried. Wilh. Fricke, Wiesbaden: Prinzessin Ilse, Ilsensage und Ilsensprüche, von Fr. Wilh. Fricke Stuttgart, Gust. Hohl 1883. 8°.

931. Wilh. Braumüller, Univ.-Buchhandlung Wien: Wilhelm von Braumüller und Heinr. von Cotta, zwei Thüringer Charakterköpfe, von Dr. C. Beyer, Stuttgart. Wien, Wilh. Braumüller, Hof- und Univ.-Buchhandlung. 1881.

Außer den im Bericht No. 3 veröffentlichten Zeitschriften gingen in fortlaufender Lieferung ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Bildende Kunst".
„ Prof. Dr. Fr. Zarncke, Leipzig: „Literarisches Centralblatt".
„ v. Selar, Berlin: „Deutsch-österr. Theater-Zeitung".
„ Prof. Emil Breslauer, Berlin: „Der Klavierlehrer."
„ K. Schwier, Weimar: „Deutsche Photographenzeitung".
„ Rath Jung, München: „Zeitung für Feuerlöschwesen".
„ denselben: „Knabenhort".
„ Emanuel Blau, Wien: „Oesterreichischer Oekonomist".
„ Wm. von Freeden, Bonn: „Hansa".
„ G. Pappenheim: Wien: „Oesterreichisches Handelsjournal".
„ denselben: „Montan- und Metall-Industrie".
„ denselben: „Müller-Zeitung".
„ Dr. F. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform".
„ Richard Lesser, Hier, „Deutsche Colonial-Zeitung".

Lektionskataloge, bezw. Programme und Mittheilungen sandten ein die Universitäten Göttingen, Czernowitz, Innsbruck, Freiburg und die Technische Hochschule Hannover.

Lagerverzeichnisse schickten ein die Antiquarischen Buchhandlungen: G. Priewe Berlin, Lehmann u. Lutz Hier, Herschel & Anheiser Stuttgart, J. Baer & Cie. Hier, C. Th. Völcker Hier.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Jahrgang 1883—84

(November 1883 bis Mai 1884).

Frankfurt am Main.

Freies Deutsches Hochstift.

1884.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

An die Genossen 1

Geschäftlicher Verkehr. Personalien 2

Oeffentliche Sitzungen.

„Luther, der Begründer der neuhochdeutschen Sprache" (Dr. L. Holthof) 3

„Jahresbericht für 1882/83" 23

„Ueber einige Eingänge zur Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes aus dem Gebiete der Geschichte" (Dr. Grotefend) 25

„Die Erfindung und Entwicklung des Telephons" (Hauptmann Holthof) 27

„Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthum. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck" (Dr. L. Holthof) 36

Vorträge und Vorlesungen.

„Die Kunst des Islam" (Hofrath Dr. Schäfer aus Darmstadt) . 48

„Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Idee" (Prof. Dr. L. Büchner aus Darmstadt) 55

„Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne. (1546 bis 1630)" (Frau E. Mentzel) 60

„Klopstocks Bedeutung für die deutsche Literatur" (Prof. Dr. Otto Roquette aus Darmstadt) 85

„Meine erste Begegnung mit Schopenhauer" (Dr. W. Jordan) . 89

Recitation des Herrn Prof. Alexander Strakosch 92

Einsendungen 92

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.

herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1883/84. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. **Lieferung 1 und 2.**

Inhalt: An die Genossen. I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — II. Oeffentliche Sitzungen. — „Luther, der Begründer der neuhochdeutschen Sprache." — „Jahresbericht." — „Die Erfindung und Entwickelung des Telephons." — „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthum. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 20. Febr. 1864.)" — III. Vorträge und Vorlesungen. „Die Kunst des Islam." — „Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Idee." — „Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne (1546—1630)." — „Klopstock's Bedeutung für die deutsche Literatur." — „Meine erste Begegnung mit Schopenhauer." (Jordan.) — IV. Einsendungen.

Hochgeehrte Genossen!

Mit dem vorliegenden Hefte findet die Reihe der bisherigen Berichte ihren Abschluß. Die Form der Doppellieferung ist gewählt worden, weil ein gesonderter Bericht über die drei letzten Monate sich nicht wohl geben ließ. Die Verwaltung hatte während dieser Zeit ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Ueberführung in die neuen Verhältnisse zu richten, wodurch sich naturgemäß eine Beschränkung der in Aussicht genommenen Veranstaltungen ergab. In den neuen Bahnen, in denen sich fortan unsere Genossenschaft zu bewegen hat, wird mit der Ausdehnung der wissenschaftlichen Thätigkeit auch die Berichterstattung über dieselbe eine erweiterte werden. Einstweilen sei an dieser Stelle unseren Genossen der Dank ausgesprochen für die Nachsicht, mit welcher das Gebotene aufgenommen und für die Theilnahme, die demselben allseitig gewidmet worden ist.

Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstiftes.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Mit dem 11. November 1883 wurde das fünfundzwanzigste Verwaltungsjahr eröffnet. Während der ersten Hälfte desselben wurden 9 Verwaltungs-Sitzungen abgehalten, am 28. November und 10. December 1883, 7. und 12. Januar, 11. Februar, 17. März, 7. und 21. April sowie am 5. und 19. Mai 1884. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat einmal, am 8. Mai, zusammen. Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 691 Eingänge zu verzeichnen, denen 712 Ausgänge gegenüberstehen. Aufgenommen wurden 28 neue Mitglieder, ihren Austritt erklärten 24 seitherige Genossen; durch den Tod verloren wir 24 Genossen:

Dr. phil. Joachim Barande, gestorben 15. October 1883, Frohsdorf.

Dr. phil. Anton, gestorben 16. October 1883, Naumburg a. S.

Dr. William Siemens, gestorben 18. October 1883, London.

Fräulein Marie Lenz, gestorben 24. November 1883, Dorpat.

Prof. Dr. Franz X. Schmid-Schwarzenberg, gestorben 28. November 1883, Erlangen.

Ferd. Heiß, Garteninspector, gestorben 28. December 1883, hier.

David Haas, gestorben 10. Januar, hier.

Maximilian Droßbach, gestorben 8. Februar 1884, Donauwörth.

Dr. Friedrich Nother, gestorben 15. Febr. 1884, Stuttgart.

Prof. Dr. Heinrich Berghaus, gestorben 18. Februar 1884, Stettin.

Dr. Hermann Presber, gestorben 3. März 1884, hier.

Ritter Carl von Laroche, k. k. Hofschauspieler, gestorben 11. März 1884, Wien.

Prof. Dr. Reinhard Blum, gestorben 13. März 1884, Heidelberg.

Fräulein Clarissa Stockinger, gestorben 14. März 1884, Wien.

Franz Freih. von Bernus, geſtorben 17. März 1884, Stift Neuburg.

Erich Bruno Topf, Rector, geſtorben 17. März 1884, Langenſalza.

Prof. Dr. Auguſt Stöber, geſtorben 19. März 1884, Mülhauſen i. E.

Dr. Friedrich Wichard Lange, geſtorben 23. März 1884, Hamburg.

Prof. Dr. Ludwig Stark, geſtorben 24. März 1884, Stuttgart.

Prof. Guſtav Richter, geſtorben 3. April 1884, Berlin.

Emanuel von Geibel, geſtorben 6. April 1884, Lübeck.

J. H. H. Mühlig, geſtorben 12. April 1884, hier.

G. Kolb, geſtorben 2. Mai 1884, Bayreuth.

Dr. J. W. Sonder, geſtorben 5. Mai 1884, Hamburg.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die erſte derſelben fand am 11. November 1883 zur Eröffnung des Verwaltungsjahres in dem feſtlich geſchmückten Goethehauſe ſtatt. Die Feſtrede hielt Herr Dr. Ludwig Holthof über „Luther, den Begründer der neuhochdeutſchen Sprache“. Der Redner entwickelte ſeine Ausführungen in der folgenden Weiſe:

Wer geſtern an den Ufern des Niederrheins geſtanden hätte, da etwa, wo der ſtolze Strom zwiſchen Drachenfels und Rolandseck wie durch ein weites Felſenthor in die niederrheiniſche Ebene tritt, dem würde ein merkwürdiges Schauſpiel ſich dargeboten haben: er würde mit einbrechendem Abende rings um ſich her mächtige Feuer haben emporlodern ſehen, von den bergigen Kuppen und langgeſtreckten Höhenzügen zu Thal grüßend, in den Fluthen des Flußes ſich wiederſpiegelnd, und in dem weiten Flachlande ſich fortſetzend, von Gehöft zu Gehöft, von Ortſchaft zu Ortſchaft, von Gemarkung zu Gemarkung, ſoweit das Auge zu reichen vermag — und um die Flammenſäulen das Glühen und Sprühen eines ſchillernden Funkenregens und in dem Feuer und in

den Funken das Schweben und Weben schattenhafter Gestalten — mit einem Worte: das Bild aus jahrtausendaltem Grabe wiedererstandener altgermanischer Feuer- und Reigenlust.

Die Anwohner des Niederrheins begehen an diesem Abend die Feier des Martinsfestes. Der heutige Tag, der 11. November, den die abendländische Kirche dem Andenken des h. Martin gewidmet hat, begann in alter Zeit das Jahr, das kirchliche, wie das bürgerliche und bäuerliche, wie er ja in machen Gegenden sich als Zinstermin für das Landvolk erhalten hat, weshalb Sankt Martin wohl ein „harter Herr" und „schlechter Bezahler" gescholten wird. Der schlichte Bischof von Tours wird als Apostel Galliens verehrt, sein Leben enthüllt uns einen unter Verfolgungen aller Art aufrecht erhaltenen makellosen, streng rechtlichen Wandel, allein dieser würde ihm ebensowenig wie sein Verdienst um die Bekehrung der ungläubigen Keltoromanen zu einer derartigen Stellung unter den Mitgliedern der triumphirenden Kirche verholfen haben, daß mit seinem Gedächtnißtage das große Kirchenfest weltlichen Charakters, das germanische Herbstgelage, hätte verknüpft werden können, wenn nicht andere Einflüsse im Spiele gewesen wären, und zu der Zeit, da das Germanenthum die Welt zu beherrschen und umzugestalten begann, und die römische Kirche sich seine Wirksamkeit dienstbar zu machen wußte, der christliche Heilige hätte an die Stelle einer Gottheit der heidnischen Weltumgestalter vorrücken müssen. Die Bekehrungspolitik der Kirche ist bekannt: sie ist ein getreues Abbild der Unterwerfungspolitik des römischen Staates. Wie dieser eroberten Völkerschaften ihr Recht und ihre Religion beließ — aber nicht etwa aus Toleranz, sondern um diesem Recht und dieser Religion einen absolut geltenden höchsten Willen, den der respublica romana zu geben, welcher sich durch die Auspicien mit dem ihrer Nationalgottheiten identificirte — so leugnete auch die Kirche den zu bekehrenden Völkern gegenüber nicht das Walten eines Einflusses, der bisher als höchster gegolten hatte, sondern sie suchte diesen Einfluß unter ihre Botmäßigkeit zu beugen, sie degradirte die Gottheiten von ehedem zu Dämonen und Unholden und ließ an ihre Stelle christliche Heilige treten, dabei

aufrecht erhaltend, was an äußeren Sitten und Gebräuchen lange Gewöhnung dem Volksgeiſte lieb und werth gemacht hatte und als geheiligt erſcheinen ließ.

Als der große Völkerſturm, dem der römiſche Weltſtaat erliegen ſollte, die Volksgemeinſchaft der Franken nach den Ufern des Rheines und von dort weiter weſtwärts geführt hatte, vollzog ſich für das fränkiſche Volk auf galliſchem Boden dieſer Ausgleich zwiſchen heidniſchen und chriſtlichen Anſchauungen. Die Stammesgottheit der Franken war Wotan geweſen, deſſen Sieg und Stärke verleihender Mantel an geheiligter Stätte aufbewahrt und den in die Schlacht ziehenden Frankenkönigen vorangetragen wurde. Die Kirche ließ den alten Heidengott zum Dämon herabſinken und ſetzte an ſeine Stelle den Nationalheiligen des Landes, die alten Sitten und Gebräuche aber ſuchte ſie ſorgſam unter ihrem Schutze zu wahren. Schon die Legende des Heiligen bot willkommene Berührungspunkte mit dem Mythus des Gottes dar. Den chriſtlichen Heiligen pflegte man zu bilden, wie man ſich einſt die Gottheit vorgeſtellt, als Reitersmann mit Speer und wallendem Mantel. Selbſt der letztere blieb als Nationalheiligthum unangetaſtet, nur daß er den Segen der Kirche über ſich ſprechen und ſich in die cappa Sancti Martini umwandeln laſſen mußte, die ſtatt von heidniſchen nunmehr von chriſtlichen Prieſtern gehütet ward. Am wenigſten rüttelte man an dem herbſtlichen Wotansfeſte mit der rauſchenden Luſt ſeiner Schmauſereien, ſeiner flackernden Feuer und ſeines wilden Fackeltanzes. Es war nicht nur dem fränkiſchen Stamme eigen, ſondern galt dem ganzen germaniſchen Alterthume als das vornehmſte der drei mit Opfern und den regelmäßigen Volks- und Gerichtsverſammlungen — den ungebotenen Dingen — verbundenen Nationalfeſte. Wenn es bei dem fränkiſchem Volke in beſonderer Ehre ſtand, kam das daher, weil die Gottheit, der es heilig war, als Schirm und Hort der Stammesgemeinſchaft galt. Daher die Erſcheinung, die auf den erſten Blick befremden könnte, daß ſeine Spuren ſich auch außerhalb Deutſchlands nachweiſen laſſen und heute noch die Martinsfeuer, über den Bereich unſerer dermaligen Sprachgrenze hinaus, auflohen, ſoweit

die Hand des Ufersranken das siegreiche Schwert in gallisches Land getragen.

Wir sehen also, der Tag, der für den engeren Kreis unserer Genossenschaft besondere Bedeutung hat, weil er der Gedenktag der Stiftung derselben ist und uns Anlaß zu unserer feierlichen Jahresversammlung bietet, ist ein bedeutsamer auch für unser ganzes Heimathland und hat eine Geschichte, die sich zurück verfolgen läßt bis zu dem ahnungsvollen Dämmer der Vorzeit.

Und durch diese Geschichte zieht sich in der That etwas von dem geheimnißvollen Walten einer Schutzgottheit unseres Volkes. Man könnte versucht sein zu glauben, es verhalte sich wirklich so, wie es seit alter Zeit leise von Geschlecht zu Geschlecht fortgeflüstert worden ist: der alte Herrscher Asenheims, der heilige Mantelträger, sei nicht, wie der Römling es verkündet, in den Schoß der Hölle gefahren — er habe sich mit seinen Getreuen in das Asyl heimischer Berge zurückgezogen und wache dort über das Geschick seines Volkes. Die an sein Andenken geknüpfte merkwürdige, durch die Nacht des Feuerzaubers mit einander verbundene Tagfolge des 10. und 11. November ist eine hehre und heilige für den Deutschen, bis an das Ende aller Zeiten gekennzeichnet durch die Namen Martin Luther und Friedrich Schiller, Namen, in deren Trägern sich das verkörpern sollte, was dem Deutschen stets als höchstes Ziel seines Strebens vorschweben wird, Sammlung und Stärkung zu dem Kampfe um die geistige Befreiung der Menschheit.

Für die Worte der Weihe, die heute an dieser Stelle zu sprechen sind, ist der Gegenstand von selbst gegeben. Wir pflegen bei dem Zusammentreten an unserm Stiftungstage uns den Tag des kommenden Jahres zu vergegenwärtigen, der als Gedenktag an ein geschichtliches Ereigniß zu besonderer Erörterung Anlaß bietet. Durch eine eigenthümliche Fügung fällt diesmal dieser Memorialtag mit dem unserer ersten Versammlung zusammen: in der Stunde, in welcher wir uns anschicken, den fünfundzwanzigsten Jahrgang unseres Genossenschaftslebens zu inauguriren, haben sich Tausende und aber Tausende von Deutschen zusammengefunden, um feierlich das Andenken an die vor vierhundert

Jahren erfolgte Geburt des Bergmannssohnes von Eisleben zu begehen.

Wie der Gegenstand, so die Behandlung desselben uns durch das Lebensgesetz unserer Stiftung vorgeschrieben: wir stehen nicht auf dem Boden der Partei und nehmen an Parteibestrebungen, seien sie politische oder kirchliche, nicht Theil; das öffentliche Leben flößt uns nur Theilnahme ein, soweit es sich von der wirklich höheren Warte überschauen läßt, von welcher der Dichter singt — von der Warte, die unserm Auge nicht einseitig nur ein beschränktes Gesichtsfeld eröffnet, sondern dem Blick gestattet, wie in die Weite zu schweifen, so in die Tiefe hinabzudringen und sich zu erheben zu der lichten Höhe des Aethers.

Wir haben nicht zu befürchten, daß durch eine derartige Behandlungsweise der Gegenstand unserer Betrachtung und Erörterung eine Beeinträchtigung erleiden werde. Luther, der Mann der Kirche, wird einem Theile unseres Volkes stets ferne stehen — der Charakter, die deutsche Kernnatur, der Schöpfer unseres Volksbewußtseins und der Begründer unserer modernen Sprache, ist der Liebe und Theilnahme unserer gesammten Volksgemeinschaft gewiß, so lange der Sinn für deutsche Art nicht erstirbt, so lange die Probleme der Menschheit in unserer Sprache erörtert werden, so lange ein deutsches Lied erklingt.

Man verkennt den kühnen Augustinermönch, der am 31. October 1517 seine 95 Thesen gegen Tetzel's Ablaßkram an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug durchaus, wenn man ihn nur mit dem Auge des Kirchengläubigen ansieht, ebenso wie man ihm nicht gerecht zu werden vermag, wenn man ihn im Lichte der oberflächlichen Aufklärungssucht betrachtet, die in unsern Tagen so oft dem wirklichen und ächten Streben nach Freiheit den Weg verlegt. Man muß sich die Eigenart seines Wesens erschließen und sich die Kämpfe vergegenwärtigen, die er hat durchmachen müssen, wenn man beurtheilen will, was er geleistet *hat*, was er hat leisten *wollen* und *können*. Glücklicherweise sind wir Söhne einer Zeit, die soweit das Vorurtheil vergangener Tage bekämpft hat, daß ein geschicht-

lich gerechtes Urtheil möglich ist. Protestanten und Katholiken, sofern beide nicht von den Banden eines dumpfen Köhlerglaubens gefangen gehalten werden, sind heutzutage einig in der Werthschätzung des großen Mannes. Schöner als der Romantiker Eichendorff und wahrer und richtiger als Döllinger — und zwar nicht der gegen Rom frondierende altkatholische Stiftsprobst, sondern der in dem überkommenen Ideenkreise sich bewegende Lehrer der Kirchengeschichte — hat niemand das Bild Luther's gezeichnet. Wenn jener ihn als heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit darstellt und die ersten protestantischen Kirchenlieder schöne Kriegslieder nennt, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Noth auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück, und alle ohne Gesang kaum denkbar, so scheut dieser nicht vor dem Satze zurück, daß er der gewaltigste Volksmann und der populärste Charakter gewesen, den Deutschland je besessen. „In dem Geiste dieses Mannes", so sagt er ein andermal, „des größten unter den Deutschen seines Zeitalters, ist die protestantische Doctrin entsprungen. Vor der Ueberlegenheit und schöpferischen Energie dieses Geistes bog damals der aufstrebende, thatkräftige Theil der Nation demuthsvoll und gläubig die Kniee. In ihm, in dieser Verbindung von Kraft und Geist, erkannten sie ihren Meister, von seinem Gedanken lebten sie; er erschien ihnen als der Heros, in welchem die Nation mit allen ihren Eigenthümlichkeiten sich verkörpert habe..... So ist Luthers Name für Deutschland nicht mehr blos der eines ausgezeichneten Mannes, er ist der Kern einer Periode des nationalen Lebens, das Centrum eines neuen Ideenkreises, der kürzeste Ausdruck jener religiösen und ethischen Anschauungsweise, in welcher der deutsche Geist sich bewegte, deren mächtigem Einflusse auch die, welche sie bekämpften, sich nicht ganz zu entziehen vermochten."

Luther war eine jener seltenen Naturen, in denen die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten die gleichstarke Anlage verrathen, und in denen Denken und Fühlen, Geist und Gemüth, zu harmonischem Ausgleiche gelangen. In seiner geistigen Kraft-

fülle war er zum Reformator, dem die Massen beherrschenden Vorkämpfer einer neuen Zeit wie geschaffen. Unter andern Einflüssen erzogen, würde er, an die Spitze der in dem Bauernaufstande sich verkörpernden Volksbewegung gestellt, vielleicht das Jahrhundert aus den Angeln gehoben und die ganze seitherige Ordnung der Dinge über den Haufen geworfen haben. Allein das Schicksal hatte es nicht so bestimmt, es führte ihn vor vollendetem Studienlauf in die Zelle des Augustinermönchs, und in dieser vermag niemand ungestraft fünfzehn Jahre zu verweilen. Eine Zeit lang freilich schien es anders. Dem jungen Professor der Theologie, der so herzhaft und doch so bescheiden gegen die Auswüchse der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens auftrat und seinen Weg, unbeirrt um den allerorts hervorbrechenden Zorn seiner Gegner, in derselben festen, muthigen und maßvollen Weise verfolgte, schlugen alle Herzen entgegen, die unter dem schweren Joche eines schwer lastenden Zeitalters sich beengt fühlten. Und in der That, der Freund der freiheitlichen Entwicklung der Menschheit vermag, wenn er die Blätter der Geschichtsbücher unseres Volkes umwendet, kein schöneres Bild zu finden, als die fortschreitende Entwicklung Luthers von seinem ersten Auftreten bis zu seinem mannhaften Verhalten auf dem Reichstage zu Worms.

Ein Biograph des Reformators, Heinrich Lang, sagt, wenn er auf diesen Augenblick zu sprechen kommt: „Das — der 26. Mai des Jahres 1521 — war der schönste Tag im Leben unseres Helden, ein Tag so groß und rein, wie er vielleicht keinem Zweiten zu Theil geworden ist. Schade, daß zu seinem vollen Glanze Eines fehlte: die Märtyrerkrone. Er hatte sie verdient und mehr als Ein Mal ohne Bangen zu ihr aufgeschaut. Sie hätte sein Bild gleich dem des Achilles in dem bezaubernden Reize unverwelklicher Jugend der Einbildungskraft der Nachwelt eingeprägt. Die Stimmung der deutschen Nation schützte den Angefochtenen, und die Vorsorge seines Fürsten bot ihm gegen die Pfeile der kaiserlichen Reichsacht ein Asyl auf der Wartburg. Jetzt hat die Feder des Biographen in das Buch dieses Lebens noch 25 Jahre einzuzeichnen, an deren Ende das

lebensmüde Wort ſteht: „es iſt ein Wunder und ſehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen iſt, die Welt immer ärger geworden iſt. Jedermann zieht die chriſtliche Freiheit nur auf fleiſchlichen Muthwillen. Wenn ich es vor meinem Gewiſſen könnte verantworten, ſo würde ich lieber dazu rathen und helfen, daß der Papſt mit allen ſeinen Gräueln wieder über uns kommen möchte, denn ſo will die Welt regiert ſein: mit ſtrengen Geſetzen und mit Aberglauben. Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und den Jammer nicht ſehen laſſe, der über Deutſchland kommen muß.“ Welch ein Abſtand zwiſchen dieſem lebensmüden Wort, dieſer Hoffnungsloſigkeit auf dem Antlitz des Greiſen und jenem feſtlichen Triumphzug von Wittenberg nach Worms und von Worms nach der Wartburg!“

Niemand hat dem deutſchen Volke ein ſchöneres und liebevolleres Lebens- und Charakterbild des großen Mannes entworfen als Guſtav Freitag, und dieſer iſt auch der Erſte geweſen, der auf dem tragiſchen Zug in dieſem Leben hingewieſen hat. Es iſt merkwürdig und wie die Fügung eines geheimnißvoll die Menſchenlooſe ordnenden Verhängniſſes: derſelbe Mann, der zum erſten Male kühn und nachhaltig ſeine Stimme gegen Glaubenswuth und Prieſterübermuth erhoben, vermochte während ſeines ganzen Lebens den Bannkreis nicht zu verlaſſen, den dieſe Wuth und dieſer Uebermuth gezogen — er bekämpfte die alte Kirche und wurde doch immer wieder auf den Boden zurückgeführt, auf dem dieſe errichtet war. Der Reformator ward zum Kirchenſtifter, der Rufer im Streit, der Vorkämpfer der Freiheit, der gekommen war, aus Ketten und Banden zu erlöſen, lieferte, bevor noch die alten geſprengt waren, Stoff und Werkzeug zum Schmieden neuer Feſſeln und führte ſelbſt mit wuchtiger Hand bei dieſer traurigen Hantierung den erſten Schlag auf den Amboß. Die herrliche urſprüngliche Kraftnatur verzehrte ſich während der beſten Mannesjahre in furchtloſem Ringen mit ſich ſelbſt, ſehnte den Tod herbei, bevor ſie noch der Schwelle des Greiſenalters genaht und ſchied kampfesmüde aus der Welt in dem feſten Glauben, daß das Ende aller Dinge nicht mehr

fern ſei. Ein Verhängniß fürwahr! Nur dürfen wir den Urgrund deſſelben nicht in der Sphäre einer myſtiſchen Geiſterwelt oder überhaupt in etwas ſuchen, daß außerhalb unſerer eigenen Natur, außerhalb des menſchlichen Herzens gelegen wäre, deſſen Falten allerdings oftmals ſchwer zu ergründen ſind.

Luthers Schickſal erklärt ſich, wie das jedes andern Menſchen, aus der Eigenart ſeines Weſens, und in dieſer — und nur in ihr — haben wir den Grund zu ſuchen für die Wirkſamkeit, die er als Reformator, als Erwecker des deutſchen Nationalgefühls und als Begründer unſerer Schrift- und Verkehrsſprache entfaltete.

Ehrliche Ueberzeugung und unbeugſame Willensſtärke, dieſer mit allen Mitteln und unter allen Umſtänden zur Bethätigung zu verhelfen, das ſind die Grundpfeiler, auf denen ſein Charakter ſich aufbaut. Ueberzeugungstreue führte ihn in das Kloſter und hieß ihn wiederum die Thüre der Mönchszelle ſprengen, ſie geleitete ihn zum Reichstage gen Worms und rief ihn zurück von dem ſchützenden Aſyl der Wartburg durch die Fährlichkeit des öffentlichen Lebens nach Wittenberg, um den Kampf gegen die Bilderſtürmer aufzunehmen; ſie half ihm Acht und Bann tragen und blieb ſeine ſtete Begleiterin durch das Erdenwallen, wie immer auch dieſes ſich geſtalten mochte. Willensſtärke ſpricht aus jeder Handlung Luthers, ſie heißt ihn beſtändig vorwärts ſchreiten, auch dann, wenn es ſich herausſtellt, daß ein Schritt ein irriger und verfehlter geweſen iſt. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, daß der Charakter etwas ſelten Geſchloſſenes annehmen mußte. So milde Luther von Natur aus war, und ſo menſchlich-liebenswürdig er in allen Verhältniſſen ſeines Privatlebens erſcheint, ſo ſchroff und unnachgiebig, ſo bis zum Verletzenden ſcharf und abweiſend ſelbſt gegen Freunde giebt ſich ſein Weſen, ſobald es gilt, vor der Öffentlichkeit für das Werk zu zeugen, das er begonnen. Luther hat den öffentlichen Kampf nicht eigentlich geſucht, er iſt zu demſelben durch die Art ſeines Weſens, durch ſeine Ueberzeugungstreue und ſeine unbeugſame Willensſtärke gedrängt worden. Wie bei allen ſtarken Naturen hat ſein Entwicklungsgang etwas auf die eigene Perſönlichkeit Gerichtetes an ſich, das bei ſchwächeren

Charakteren leicht als selbstsüchtig erscheinen könnte. Im Grunde genommen hat er nie etwas Anderes gewollt, als den innern Kampf, der sich in der Klosterzelle entsponnen, ehrlich und ganz ausfechten, gleichviel, ob er das in seinem stillen Heim thun könne, oder ob er dadurch genöthigt werde, hinaus auf den lauten Markt des Lebens zu treten. Vor den an letzteren Fall geknüpften Folgen ist er nie zurückgeschreckt, allein eigenwillig hat er sie nicht auf das Ungewisse hin heraufbeschwören wollen. Wenn der Seelenkampf des Mönchs von Wittenberg berufen war, die Welt ins Schwanken zu bringen, so lag das einfach daran, daß dieser Mönch eine jener gewaltigen Naturen war, die mit eherner Sohle durch die Geschichte schreiten, und vor deren Kommen und Gehen donnernd die Zeit erbebt.

Genau auf dieselbe Weise, wie Luther zu seiner reformatorischen Mission gedrängt ward, wurde er berufen, das Nationalgefühl unseres Volkes wach zu rütteln. Vor seinen Tagen dämmerte in den deutschen Stämmen kaum das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit. Noch herrschte die mittelalterliche Anschauung von der Gestaltung des öffentlichen Lebens. Die Völker Europas fühlten sich kaum provinzial von einander geschieden, und besonders war das innerhalb der Grenzen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation der Fall, dessen Band einst den größeren Theil der Länder unseres Erdtheils umfaßt hatte. War auch die alte hierarchische Weltmonarchie mit ihrer Agglomeration von Völkern germanischer, romanischer, slavischer und finnischer Zunge morsch und matt geworden, und drohte sie aus den Fugen zu gehen, um sich in einzelne dynastische Monarchien aufzulösen, so fristete doch der Gedanke von ehedem noch wie ein scheues, unheimliches Gespenst sein unbestimmtes Dasein. Erst der Weckruf, der von Wittenberg ausging, gab anderen Vorstellungen Raum und rief das Bewußtsein der nationalen Sonderart hervor. Luthers Auftreten sollte in der That den ersten positiven Anlaß zur Auflösung des alten Reiches und zum Uebergang in neue staatliche Verhältnisse geben. Die lange achtzigjährige Kriegszeit, die der großen Kirchenbewegung folgte und sich während ihrer letzten dreißig Jahre auf unser

ſchwer heimgeſuchtes Vaterland concentrirte, ließ nicht viel mehr als den Leichnam des alten Staatsgefüges zurück, der noch ein Jahrhundert lang den Schein des Lebens darbieten ſollte, um dann ſang- und klanglos beſtattet zu werden. Theuer war der Preis, der für das erlangte Gut bezahlt werden mußte — ſo theuer, wie Herzblut ſein kann — zumal die Früchte dieſes Gutes noch nicht genoſſen werden konnten. Deutſchland blieb zerriſſen nach wie vor, aber Eines war doch gewonnen, die Gewißheit, daß die Wiederkehr der alten Zuſtände zur Unmöglichkeit geworden. Es iſt merkwürdig, wie in Deutſchland gerade während der Zeit des unglückſeligen Krieges die erſten Zeichen des Gefühles nationaler Selbſtändigkeit auftreten, der erſte Spott und Hohn gegen die Jahrhunderte alte Uebung, das Ausland als maßgebend für alle Verhältniſſe der Geſittung anzuſehen.

Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, wie es uns jetzt eigen iſt, ſollte freilich durch die ſtürmiſchen und blutigen Bewegungen nicht erreicht werden; allein es wurde doch der Grund dazu gelegt, und zwar gerade in der Zeit des unheilvollen Bruderkrieges. In den hundert Jahren, die nach Luther's Tod verfloſſen, begann das köſtliche Vermächtniß, das er uns in der unter ſeiner unmittelbaren Einwirkung entſtandenen Schrift- und Verkehrsſprache hinterlaſſen, fruchtbar und ergiebig zu werden. Ohne die gemeinſame Sprache würden wir nie zu einer geiſtigen Einheit vorgedrungen ſein, und ohne dieſe wäre die politiſche entweder eine Unmöglichkeit oder — werthlos.

Man hört vielfach Luther als den Schöpfer unſerer jetzigen Schriftſprache bezeichnen, freilich nicht ohne Anfechtung, und es mag in der That damit zuviel geſagt ſein. Sprachen werden ebenſowenig geſchaffen wie organiſche Naturgebilde; gleich dieſen ſind ſie das Produkt eines allmählich und faſt unbemerkt ſich vollziehenden Werde- und Entwicklungsprozeſſes und äußerer Einwirkung nur ſoweit unterworfen, als ſolche bei einem Naturvorgange möglich iſt. Gleichwohl ſteht der Einfluß Luthers auf das Werden und die Entwicklung unſerer heutigen Sprache in der Geſchichte aller Völker und aller Zeiten als ein Beiſpiel

ohne Gleichen da. Könnten wir, wie die Sage es will, einen Erfinder der Lautzeichen annehmen, so möchte dieser einzig ihm zur Seite zu stellen sein.

Sprachen, so sagten wir, entstehen und nehmen einen Verlauf wie die Gebilde der organischen Natur. Die Wissenschaft unserer Tage ist weiter gegangen, sie hat den Versuch gemacht, die Sprache, oder die Sprachen, unvermittelt den Naturorganismen einzureihen und die Sprachwissenschaft aus der Klasse der historischen Disciplinen in die der naturhistorischen zu verweisen. Das Sprechen ist mit dem Denken gegeben, es ist der lautliche Reflex einer Thätigkeit des menschlichen Gehirns, mag diese nun, nach teleologischer Anschauungsweise, durch ein Aufblitzen des uns innewohnenden göttlichen Funkens oder nach materialistischer durch einen mechanischen Vorgang hervorgebracht werden. Die Sprache ist demnach mit dem Menschen entstanden, und es verschlägt auch hier wieder nichts, welchen Standpunkt der Welt- und Naturanschauung wir einnehmen, ob wir uns den Menschen durch einen Schöpfungsakt des Weltenlenkers oder durch einen langsamen und allmählichen Uebergang aus einer niederen in eine höhere Thierform als in die Wesenheit der Dinge eintretend oder in dieser Stellung nehmend denken. In die Geschichte bringen die Völker ihre Sprache in entwickeltem Zustande mit, die Periode der Sprachbildung liegt hinter der Gränze, bis zu welcher wir mit Hilfe der Wissenschaft bei einem Volke das Dunkel der Vergangenheit zu erhellen vermögen. Nicht selten ist bei dem Eintreten in das Licht der Geschichte der Verfall der sprachlichen Form schon gegeben, die Ueberentwicklung eingetreten, womit dann in der Regel die geistige, die culturelle Bedeutung der Sprache erst beginnt. Die Bewegung im Leben der Sprache dauert fort, und es gehört zu dieser Bewegung namentlich die Spaltung, die Trennung einer Stamm- oder Grundsprache in verschiedene Sprachäste, die sich dann wieder in Zweige und Nebenzweige verästeln und so schließlich auf dem Sprachgebiete eines Volkes die Dialekte oder Mundarten herbeiführen. Anfangs gleichartig und gleichwerthig, beginnen mit der steigenden Cultur die Dialekte eines Volkes mit einander

um den Vorrang zu ſtreiten bis einer die Oberhand gewinnt und ſich zu dem Rang der herrſchenden oder der Culturſprache erhebt. Wohin wir den Blick im Völkerleben wenden, überall gewahren wir auf ſprachlichem Gebiete dieſen Kampf der Mundarten. Im alten Griechenland ſehen wir anfangs drei Dialekte den höheren Culturzwecken dienen, bis ſchließlich der eine die beiden andern verdrängt und ſich zur Sprache des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Verkehrs erhebt. In Italien hatte frühzeitig die Mundart Latiums ſich zur herrſchenden aufgeworfen, und je höher die Macht Roms ſich entwickelte, deſto weiter wurde ihr Geltungsgebiet, bis ſie ſich ſchließlich mit dem römiſchen Weltreiche zur Stufe und zum Range einer Weltſprache erhob.

Die modernen Sprachen ſind in der gleichen Weiſe aus Dialekten erwachſen, und zwar gab auf dem betreffenden Gebiete meiſtens die Sprache des Hofes, an welchem das Culturleben der Nation zur höchſten Blüthe gelangte, die Entſcheidung ab. So entwickelte ſich in Frankreich die Sprache der nördlichen Landſchaften, in Italien das Toskaniſche, in Spanien das Caſtilianiſche zu der für den Verkehr der Gebildeten maßgebenden. In England mußte zweimal die Sprache der Landeseinwohner derjenigen der eindringenden Eroberer weichen, das Keltiſche dem Sächſiſchen und dieſes dem Normanniſchen, in ſoweit wenigſtens, als es normaniſche Elemente in ſich aufnehmen mußte, und ſo den Charakter einer Miſchſprache annahm, die nach längerem Schwanken ihre Norm in derjenigen Form erhielt, welche an dem Hofe der Königin Eliſabeth geſprochen wurde.

Anders lagen ſeit alter Zeit die Verhältniſſe in Deutſchland. Kurz nach ſeinem Eintreten in die Geſchichte weiſt das Germanenthum drei große Sprachgebiete auf, das deutſche, das gotiſche und das nordiſche. Wann ſich dieſe Dreitheilung vollzogen hat, vermag die Wiſſenſchaft nicht zu beſtimmen; von der deutſchen Grundſprache ſind uns nicht einmal dürftige Trümmer erhalten, ſodaß wir uns ihre Formen nur nach dem Geſetze der Analogie erſchließen können. Die Sprachen des gotiſchen Gebietes ſind frühem Untergange anheimgefallen, die des deutſchen und nordiſchen beſtehen jetzt noch nebeneinander. Auf deutſchem

Sprachgebiete vollzog ſich in hiſtoriſcher Zeit eine Scheidung, die in der Geſchichte der Sprachen einzig daſteht, die in das Hoch- und Niederdeutſche, herbeigeführt nach dem Geſetze der ſogenannten Lautverſchiebung, d. h. nach demjenigen Geſetze, nach welchem — es beruht auf einem beſtimmten Wechſel der momentanen Conſonanten — ſich in hiſtoriſch abſolut nicht mehr beſtimmbarer, ja kaum berechenbarer Zeit die Abſcheidung der urverwandten Sprachen des großen indo-germaniſchen Sprachſtammes von einander vollzogen hatte. Das Niederdeutſche, die Sprache des deutſchen Flachlandes, entwickelte ſich nach dieſer Abſonderung nur wenig und langſam weiter, während das Hochdeutſche eine Fülle neuer Formen trieb und uns faſt in jeder geſchichtlich irgendwie bedeutſamen Epoche eine neue Phyſiognomie zeigt. Während der erſten Jahrhunderte des Mittelalters, während der ſogenannten Periode des Althochdeutſchen, d. h. vom 6. bis zum 10. Jahrhundert, finden wir große Dialektgruppen, die ſelbſtändig neben einander beſtehen, ohne daß ein Vorrang zur Geltung käme — wie in der alten Volksgemeinde jeder Mann für ein Haupt gezählt wurde. Anders in den folgenden Jahrhunderten bis zum ausklingenden vierzehnten, während der ſogenannten mittelhochdeutſchen Zeit. Mit der fortſchreitenden Cultur ändert ſich die Sprachform. Zwar die alten Dialekte, das Fränkiſche, Schwäbiſch-Allamanniſche und Baieriſche beſtehen fort, aber innerhalb derſelben geht gleichmäßig eine Veränderung vor. Die volltönigen Vokale weichen, zumal in der auf die Stammſilbe folgenden Silbe, einem minder-tönigen e; die Stammſilben ſelbſt behalten ihre alten Vokal- und Tonverhältniſſe bei, nur die Endſilben ſchwächen ſich ab, wodurch die Wortform, bei immer noch reichem vokaliſchen Colorit, biegſamer und geſchmeidiger wird. Das Ohr iſt für die feinſten Unterſcheidungen empfindlich, daher die Kunſt des Versbaues zu nie wieder erreichter Höhe emporſteigt. Aber noch eine andere Umwandlung gegen früher hat ſich vollzogen, die demokratiſche Gleichwerthigkeit der Dialekte iſt geſchwunden und eine beſondere Sprachform als Sprache der Literatur und des höhern Umgangs zu allgemeiner Geltung gelangt, die Sprache der

Fürſtenhöfe und vor allem die Sprache des ſtaufiſchen Kaiſerhofes, die ſchwäbiſche Mundart, das Mittelhochdeutſche im engeren Sinne, das nunmehr auch von denen gebraucht ward, deren heimiſche Mundart es nicht war.

Mit dem 13. Jahrhundert ſchwindet der Einfluß der Fürſtenhöfe, und die höfiſche Sprache beginnt nunmehr wieder der Dialektſprache zu weichen, mit deren Aufkommen der ſprachliche Verfall, die ſprachliche Verwilderung Hand in Hand geht. Erſt mit dem beginnenden Reformationszeitalter läßt ſich wieder eine Norm für die ſprachlichen Verhältniſſe aufſtellen. Der Vokalreichthum hat zu Gunſten des tonloſen e, dem ſich bald auch ein ſtummes beigeſellt, eine größere Einbuße erlitten; die Verflüchtigung der Endſilben iſt fortgeſchritten, geradezu verwirrend ſind die Tonverhältniſſe geworden, da in den Stammſilben der Unterſchied zwiſchen Länge und Kürze geſchwunden und die Eintönigkeit nunmehr wirklich in die Sprache eingedrungen iſt. Das mittelh. maln (auf der Mühle) wird wie mâlen (mit dem Pinſel), tor (Thüre) wie tôr (Narr) geſprochen: der Wortton gilt allein, er macht die Sylbe lang, auf die er fällt, und läßt als Kürze die tonloſe gelten; der organiſche Unterſchied zwiſchen kurz und lang, der dem Mittelhochdeutſchen eine ſo große Mannigfaltigkeit des Klanges verliehen hatte, iſt untergegangen.

Eine neue Erſcheinung des Sprachlebens tritt auf, eine ſogenannte Schriftſprache, eine Sprache, die weder Dialektſprache, noch je geſprochen worden iſt, eine Sprache papierenen Urſprungs, wie man ſie genannt hat, die Sprache der Luther'ſchen Bibelüberſetzung, das Neuhochdeutſche.

Zu dem Mittelhochdeutſchen ſteht dieſe Sprache nicht etwa in demſelben Verhältniſſe, wie dieſes zu dem Althochdeutſchen; zwiſchen ihr und dem Mittelhochdeutſchen liegt eine unüberbrückte Kluft ſprachlicher und literariſcher Verwilderung. Ihrer Form nach nimmt ſie allerdings keine hohe Stufe ein, ſie zeigt eine Entartung, die, gegen die höfiſche Sprache des Mittelalters gehalten, an das Ungeheuerliche ſtreift. „Kein Stamm", ſo ſagt Schleicher in ſeinem vortrefflichen Buche über die deutſche Sprache,

„ſprach oder ſpricht dieſe Sprache, nirgends hört man ſie im Munde des eigentlichen Volkes. Dieſe Eigenthümlichkeit des Neuhochdeutſchen iſt die Urſache ſeiner ſprachlichen Unnatürlichkeit, denn in der That unnatürlich, ja monſtrös iſt in manchen Lauten und Formen unſere neuhochdeutſche Schriftſprache; ſie iſt kein am lebendigen Baum der deutſchen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgeſproßtes Reis, ſondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menſchlichen Willens Zuſammengewürfeltes. Aber eben nur deshalb, weil das Neuhochdeutſche keine Mundart iſt, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthums auf daſſelbe hat, beſitzt es die Fähigkeit, ein gemeinſames Band — leider faſt das einzige — für alle deutſchen Stämme, hochdeutſche und niederdeutſche zu ſein, und ſomit iſt eben das, was die ſprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutſchen bedingt, die Quelle ſeiner hohen, für die Nation unſchätzbaren Bedeutung. — Die wirkliche Volksſprache eines deutſchen Stammes hätte es dahin nimmer und nimmer bringen können; jeder andere Stamm würde ſich geweigert haben, von ſeiner Mundart zu Gunſten eines Bruderſtammes abzugehen, und Zerſplitterung wäre ſelbſt in der Sprache unſeres Vaterlandes eingetreten. Das aber, was keinem Stamme angehört, und nur das, kann allen gemeinſam ſein, ohne Eiferſucht, ohne Neid zu erregen. So iſt alſo der Werth dieſer Sprache nicht in ihrem Weſen ſelbſt, ſondern in ihrem Gebrauche, ihrer Anwendung zu ſuchen.“

Luther hat dieſe Sprache nicht geſchaffen, allein er hat ihr ihre Bedeutung verliehen. Er ſelbſt giebt uns die Quelle an, woher er ſie für ſein Bibelwerk entnommen. Er ſagt: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache der Deutſchen,“ alſo nicht eine ſpeeielle Mundart, „ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland. Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich haben im Römiſchen Reich die deutſchen Sprachen alſo in eine gewiſſe Sprache gezogen.“ Die wiſſenſchaftliche Forſchung hat die Richtigkeit der von Luther

gegebenen Auskunft über die von ihm gebrauchte Sprache bestätigt. Es ist die Sprache, die seit Maximilian in den kaiserlichen Kanzleien zur Anwendung kam und dadurch Eingang in fast die gesammten amtlichen Schreibstuben des deutschen Reiches fand. Sie ist allmählich aus einer Mischung von Mundarten entstanden, die vom Niederdeutschen bis zum Baierisch-Oesterreichischen variiren, im Großen und Ganzen indeß oberdeutschen Lautstand und oberdeutsche Formen zeigen. Aus österreichischen Mundarten ist namentlich eine ganz besondere Eigenart des Vokalstandes erflossen, die sich sonst auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete nicht mehr findet und namentlich allen übrigen Dialekten fremd ist, die Erweiterung des î und û zu ei und au, mîn zu mein, hûs zu Haus, sodaß zwischen Stein und mein, stain und mîn kein vokalischer Unterschied mehr herrscht. Zu nicht geringem Theile beruht die formale Ausbildung des Neuhochdeutschen übrigens weniger auf den ursprünglichen Eigenschaften als auf dem schriftlichen Gebrauche, der praktischen Verwendung desselben.

Hat Luther diese Sprache nicht geschaffen, so hat er doch für sie etwas geleistet, was nahezu einem schöpferischen Akte gleichkommt. Er hat ihr durch sein Bibelwerk eine Allgemeinheit gegeben, die auf anderm Wege geradezu unmöglich gewesen wäre. Die papierene Sprache der kaiserlichen Kanzlei würde eines ebenso unrühmlichen Todes gestorben sein wie das alte Kaiserreich, wenn der kühne Reformator sie nicht mit genialem Blick für ein Werk dauernden Werthes und weitester Verbreitung ausersehen hätte, wenn diesem Werke nicht eine ganz wesentliche Rolle bei einem die Welt erschütternden Ereignisse vorbehalten gewesen wäre, und es nicht zum Urheber eine Persönlichkeit gehabt hätte, in welcher das geistige Streben eines ganzen Zeitalters sich verkörperte. Die Bedeutung der Luther'schen Bibelübersetzung kennzeichnet sich am deutlichsten in ihrer Geschichte. Nur langsam und allmählich durchbrach sie die niederdeutsche Sprachscheide, sodaß anfangs besondere Uebertragungen in das Niederdeutsche vorgenommen werden mußten; wo sie aber sich Geltung verschaffte — und das war schließlich in dem ganzen

proteſtantiſchen Deutſchland der Fall — da ward ihre Sprache auch die des geiſtigen Verkehrs auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete. Allein nicht nur durch ſein Bibelwerk wirkte Luther ſprachbildend und ſprachgeſtaltend, er verlieh der für dieſes erkorenen Sprache nach allen Richtungen hin eine Aus- und Durchbildung, die geradezu eine ſtaunenswerthe zu nennen iſt. Wie unter Luthers Händen die deutſche Kanzleiſprache ſich geſtaltete, wurde ſie fähig, jedem literariſchen Zwecke zu dienen, fähig vor allem, dem in der Wiſſenſchaft bis dahin mit ſouverainer Allgewalt herrſchenden Latein als Rivale entgegenzutreten, und zwar als ein glücklicher. Bis zu welchem Grade der Feinheit und Zartheit ſie ausgeſponnen werden konnte, beweiſt der „Von einem hübſchen luſtigen Garten" überſchriebene Brief des Reformators an ſeinen Sohn Johannes; wie glücklich ſie der ſchärfſten Satire und dem jovialſten Humor diente, mag man aus den Briefen an ſeine Tiſchgeſellen erſehen, in welchen von dem „Reichstage der Krähen und Dohlen" und der „Bittſchrift der Vögel" gehandelt wird. Wären von allen Werken Luthers nur dieſe drei Stücke auf unſere Zeit gekommen, ſo müßten wir den Verfaſſer derſelben unſern größern Schriftſtellern zur Seite ſetzen. Aber nicht nur der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Darſtellung machte er die moderne deutſche Sprache zugänglich, ſondern auch — und das iſt vielleicht ſein größtes Verdienſt — der publiciſtiſchen. Luthers Streit- und Gelegenheitsſchriften haben zum durchſchlagenden Erfolge ſeiner Sprache vielleicht ebenſoviel beigetragen wie die Bibelübertragung; in ihnen enthüllt ſich uns der Sprachgewaltige von ſeiner glänzendſten Seite, wie wir denn ruhig eingeſtehen können, daß dieſer manche ſchwache Sache des Reformators und Kirchenſtifters zu einer ſtarken gemacht hat. Vergeſſen wir nicht, daß in dieſen Streit- und Gelegenheitsſchriften eine Seite der ſprachlichen Darſtellung gepflegt wird, die neben der Ausbildung zu ſtiliſtiſcher Feinheit und Leichtigkeit gewiß ihren nicht zu unterſchätzenden Werth hat, die ehrliche Körnigkeit und gute deutſche Grobheit, der zu Zeiten im literariſchen Streite nicht zu entrathen iſt.

Das iſt eine Thatſache von unumſtößlicher Gewißheit:

wenn in den nächſten auf Luther folgenden Jahrhunderten die Früchte der Reformation durch eine Gegenreformation vollſtändig aufgehoben und vernichtet worden wären, ſo würde dadurch das einheitliche Band, welches das deutſche Volk ſich durch ſeine gemeinſame Schrift- und Verkehrsſprache errungen, nicht auch der Vernichtung anheimgefallen ſein. Selbſt die geſcheiterte und vereitelte Bewegung würde ſich in Luthers Sprache ein Denkmal kaum vergänglicher Dauer errichtet haben.

Zu einem deutſchen Nationalbewußtſein würden wir ohne das, was Luther für unſere Sprache gethan hat, jedenfalls nur auf einen ſehr mühe- und dornenvollen Wege gekommen ſein, es ſei denn, daß uns ein anderer ſprachlicher Reformator erſtanden wäre. Aber würden dieſem dieſelben Vortheile zu Gebote geſtanden haben, wie dem genialen Auguſtinermönch von Wittenberg? Wir fürchten, nein, denn Männer dieſes Schlages werden nicht von jedem Jahrhundert geboren, und, wenn ſie kommen, müſſen ſie öfter ihrer Zeit harren, als dieſe ihnen entgegenkommt. In Luther fanden ſich in ſeltener Begegnung Mann und Zeit zuſammen. Anderthalb Jahrhundert nach Luthers Tode brach wieder eine ſprachliche und literariſche Verwilderung und Verwahrloſung in Deutſchland ein, wie ſie ſchon einmal, kurz vor Beginn des Reformationszeitalters, dageweſen war. Allein, als die Tage gekommen waren, die uns ein zweites Blüthezeitalter unſerer Literatur bringen ſollten, bedurfte es nur eines Zurückgehens auf den Kanon unſeres Sprachgefüges, auf Luthers Bibelwerk, und das deutſche Wort konnte ſich bilden zu Leſſings durchſichtiger Klarheit, zu Goethes ruhiger Schönheit, zu Schillers feuriger Eindringlichkeit.

Von allen Nachgeborenen hat ſeit Luther vielleicht keiner eine tiefere Einwirkung auf die Geſtaltung unſerer Sprache ausgeübt als gerade Schiller. Es würde zu weit führen, wenn dieſer Satz jetzt näher begründet werden ſollte, aber der Beweis für ihn dürfte zu erbringen ſein. Vielleicht unternimmt ihn ein kundigerer Meiſter des Wortes bei anderem Anlaſſe an dieſer Stelle. Einſtweilen möge es genügen, den Namen unſeres großen

Volksdichters genannt zu haben, dem mit Luther der deutsche Ehrentag des 10. November geweiht bleibt.

Der Geist aber, dem im Lande der Ufersranken an diesem Tage die Ehre der flackernden Feuer gilt, hat sich als einen unserm Vaterlande freundlichen und günstigen erwiesen, mag er in einsamem Bergasyle des großen Weltfriedens harren, mag er segnend sein Volk umschweben. Habe er Dank dafür. Wie er uns durch seine beiden großen Sendboten zum Bewußtsein unserer nationalen Zusammengehörigkeit gebracht, so möge er selbst uns aus den Geisteskämpfen, die unser noch harren, führen durch die Einheit zur Freiheit, durch die Freiheit zum Frieden!

Die zweite öffentliche Sitzung fand am 16. December 1883. unter dem Vorsitze des Obmannes, Herrn Justizrath Dr. Berg, im Goethehause statt.

Nach Erledigung der laufenden geschäftlichen Vorlagen und einem kurzen Nachrufe, den Herr Dr. Ludwig Holthof dem Gedächtnisse des verstorbenen Genossen und Ehrenmitgliedes, Dr. William Siemens, widmete, wurde die Bilanz für das Rechnungsjahr 1882/83 vorgelegt und erläutert. Dieselbe ging zur Prüfung an die Herren Revisoren.

Es gelangte sodann das Budget für das Rechnungsjahr 1883/84 zur Vorlage und nach dem erläuternden Berichte des Herrn Schatzmeisters zur Genehmigung seitens der Versammlung.

Hierauf wurde zum Vortrage des Jahresberichtes geschritten.

Zunächst gab der vorsitzende Obmann Aufklärung über den Stand der noch schwebenden Prozesse. Der wichtigste derselben, der mit Herrn Ponge auf Fiddichow wegen des angeblichen von Kügelgen'schen Goethebildes geführte, sei in zwei Instanzen zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden und harre der endgültigen Entscheidung durch das Reichsgericht. Die Klage des Herrn Jäckel (Forderung der Concursmasse Sachs u. Comp. betreffend) sei in allen Instanzen bis auf eine noch bestrittene Summe von 125 M. (Zinszahlung an Ponge) zurückgewiesen

und werde ihre vollständige Erledigung mit dem Abschlusse des vorhin erwähnten Prozesses finden. Der Streit mit Herrn Dr. Volger wegen Führung der sogenannten Stiftsmarke sowie Herausgabe der Geschäfts-Journale und der noch in seinem Besitze befindlichen Stifts-Bestände sei in zwei Instanzen ebenfalls zu Gunsten des Hochstiftes entschieden. Die von Herrn Dr. Volger gegen das zuletzt erlassene Urtheil angemeldete Revision sei von diesem zurückgezogen und zwischen den streitenden Parteien ein Vergleich wegen wechselseitiger Herausgabe der als Eigenthum beanspruchten Gegenstände in Aussicht genommen worden.*)

Was den letzteren Punkt betreffe, so beanspruche nämlich Herr Dr. Volger eine Reihe noch im Goethehause befindlicher Gegenstände (Bücher, Schriften, einzelne Blätter u. s. w.), weshalb ein Vergleich wohl angebracht erscheine. Die Verwaltung stelle daher an die Versammlung das Ersuchen, sie zum Abschlusse des Vergleiches ermächtigen zu wollen und auf diese Weise ihre Hülfe zur endlichen Erledigung einer ebenso leidigen wie langwierigen Angelegenheit zu leihen.

Die Versammlung ertheilte hierauf einstimmig die nachgesuchte Ermächtigung.

Der Verwaltungsschreiber erstattete sodann den Jahresbericht. Das Verwaltungsjahr 1882/83 bewegte sich noch in den seitherigen Verhältnissen. Die definitive Berathung und Festsetzung der neuen Satzungen wurde in der fünften, sechsten und siebenten öffentlichen Sitzung vorgenommen. Die Feststellung des Wortlautes erfolgte durch den hierzu berufenen Siebener-Ausschuß. Von den königlichen Ministerien des Cultus, der Justiz und des Innern traf im Laufe des Monates Juni die Erklärung ein, daß dieselben nunmehr weder gegen den Inhalt der neuen Satzungen noch gegen die bei Berathung derselben beobachteten Förmlichkeiten etwas einzuwenden hätten. Seitens der Verwaltung erfolgte darauf die vorschriftsmäßige Einsendung des

*) Die sämmtlichen Prozesse sind inzwischen endgültig zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden, auch hat der Vergleich mit Herrn Dr. Volger Rechtskraft erhalten. S. Bericht über die dritte Sitzung.

berathenen Entwurfs in der Form eines definitiven Statuts. Weitere Verhandlungen mit der Behörde betrafen die Ordnung von Ansprüchen, welche Seitenverwandte des Vermächtnißlassers, des gewesenen Kanzleirathes Dr. Müller, erhoben hatten. Da die Genossenschaft in ihrer öffentlichen Sitzung vom 4. November 1883 sich mit den desfalls an sie gestellten Anforderungen einverstanden erklärte, steht im Laufe des neuen Verwaltungsjahres die landesherrliche Genehmigung der Satzungen sowie die Verleihung der Körperschaftsrechte im nachgesuchten Umfange zuversichtlich zu erwarten. Die Verwaltung hat in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 23 Sitzungen abgehalten, der akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat sechsmal zusammen. Die öffentlichen Sitzungen haben in der vorgeschriebenen Weise stattgefunden; zur Berathung des Satzungsentwurfs wurden zwei außerordentliche anberaumt, desgleichen eine zur Vornahme der Wahlen für das Verwaltungsjahr 1883/84. Aufgenommen wurden 17, ausgeschieden sind 32 Genossen; durch den Tod erloschen zwanzig Mitgliedschaften. Unter den Verstorbenen befand sich eine ungewöhnlich große Zahl bedeutender, um Wissenschaft und Kunst hochverdienter Persönlichkeiten, so G. Howald, Wolfgang v. Goethe, Frau Marie Belli-Gontard, Richard Wagner, Schulze-Delitzsch, Gustav Königsfeld, Hendric Conscience u. a. m.

Die in der letzten Zeit vielfach gestörte wissenschaftliche Thätigkeit konnte in dem neuen Verwaltungsjahre wieder aufgenommen werden. Die von dem akademischen Vorbereitungs-Ausschusse in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind, soweit die Verhälnisse es gestatteten, ins Leben getreten, und es haben die öffentlichen Sitzungen Gelegenheit geboten, eine Reihe von wissenschaftlichen Tagesfragen zur Erörterung zu bringen. Von der Abhaltung von Lehrkursen mußte Abstand genommen werden, weil die die Voraussetzungen entfielen, unter denen der auf sie bezügliche Beschluß gefaßt worden war. Dagegen haben zwei Discussionsabende stattgefunden. An den abgehaltenen Vorträgen betheiligten sich die Herren Dr. Wilhelm Jordan (mit 2), Dr. Ludwig Braunfels (mit 2), Dr. Hermann

Grotefend (mit 5), Hermann Junker (mit 1), Lehrer O. R. W. Bautz (mit 1), Dr. Ludwig Holthof (mit 5), Hofrath Dr. Schäfer (mit 1) und Prof. Dr. Ludwig Büchner (mit 1).

Die vom 15. Juni bis 25. October im Goethehause veranstaltete Ausstellung von Erinnerungsgegenständen an Goethe und dessen Angehörige hatte sich guten Besuches zu erfreuen.

Die Gesammtzahl der Besucher des Goethehauses bezifferte sich auf 6584.

Von den Berichten über das Verwaltungsjahr 1882/83 erschienen 3 Lieferungen.

Hierauf sprach Herr Stadtarchivar Dr. H. Grotefend über einige Eingänge zur Bibliothek des freien deutschen Hochstifts aus dem Gebiete der Geschichte. Zunächst charakterisirte er kurz die überall gleich regen Bestrebungen zur Erforschung des vorgeschichtlichen Alterthums. Während der Smithsonian Report vom Jahre 1881 auf nahezu 200 Seiten einen inhaltlich reichen Bericht über die transatlantischen Bestrebungen zur Vertiefung der anthropologischen Kenntnisse liefert, der mit zahlreichen Abbildungen von Fundstücken, Skizzen von Hügelgräbern, Spezialplänen von alten Befestigungen geschmückt ist, konnte auch für Deutschland durch Professor J. Schneider's „Alte Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken" im deutschen Reiche analoges planmäßiges Streben aufgewiesen werden. Für die Geschichte des Mittelalters waren dankenswerthe Gaben eingelaufen.

A. Dammann's zweiter Theil der Kulturkämpfe in Alt-England machte den Anfang der Vorlage.

Sodann constatirte Redner auf Deutschland übergehend, daß einerseits die Professoren der Universitäten ihren Zuhörern aus den älteren Semestern mehr und mehr Arbeiten aus der Provinzialgeschichte zuwiesen, oder wenigstens Arbeiten, bei denen die Studirenden auf die Benutzung archivalischen ungedruckten Materials angewiesen seien. Neben dem allgemeinen Nutzen, den eine jede specialisirende Arbeit für die Forschung hat, sei

auch der Zuwachs neuen Quellenmaterials, die Erschließung neuer größerer Gesichtspunkte für die Provinzialgeschichte als Gewinn für die Wissenschaft bei diesen Arbeiten zu verzeichnen. Redner veranschaulichte dieses an einer Anzahl von Herrn Prof. Dr. Stern aus Göttingen eingesandten Doctordissertationen dieser Universität. Andererseits aber, hob Redner hervor, läßt sich dieses engere Anschließen der fachgemäßen Historiker an die Provinzialgeschichte in einem allmählicheren Fortschritte in dem Inhalte einer Anzahl von Vereinszeitschriften erkennen. Vor allem leuchten voran die Publikationen des hansischen Geschichtsvereins, dessen Jahrgang 1882, mit anderen norddeutschen Vereinspublikationen, von Herrn Premierlieutenant Eggers aus Bremen eingesandt, zur Vorlage und Besprechung gelangte. Von den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen gab zunächst das Heft III. des XXI. Jahrganges Redner Veranlassung zu näherem Eingehen. Prof. Dr. J. Loserth schildert dort den „Grenzwald Böhmens", die berühmten böhmischen Wälder, deren Unzugänglichkeit, durch Gebücke und Verhaue künstlich erhöht, der wichtigste Schutz des Landes gegen äußere Feinde bildete, Verhältnisse, wie sie bei uns im Taunus und Rheingau in ähnlicher, wenn auch nicht mehr so systematisch erkenn- und nachweisbarer Weise vorhanden waren. Was dort in historisch controlirbarer Zeit sich vollzieht, das können wir hier nur aus Analogien und Rückschlüssen construiren. Um so wichtiger ist jenes Beispiel für die Urgeschichte unserer Gegend und für die Besiedlung des Gebirges. Das IV. Heft desselben Jahrganges enthält eine Kritik des neuesten Geschichtswerkes (?) über die Stadt Karlsbad. Es wird darin laute Klage geführt, daß auf dem Gebiete der Lokalgeschichte sich so oft „grobe Unkenntniß und Wichtigthuerei an die Lösung von Problemen heranwagt, die dem Fachgelehrten nicht immer gelingt". Zahlreiche schlagende Beispiele belegen dieses für jenes Karlsbader Werk, aber gleiche Anklagen glaubt Redner auch gegen ein auf Frankfurter Boden gewachsenes modernes Produkt erheben zu müssen, nämlich gegen: Hartenfels, Frankfurt und seine Umgebungen. Das Buch strotzt von Fehlern, von offen-

barer Unkenntniß, ja von effectivem Unsinn! Mit einem gewissen Stolze glaubt derartigen Leistungen gegenüber Redner auf das Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst hinweisen zu können, die Publication des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, von welchem der achte, neunte und zehnte Band zur Vorlage kamen. Während der achte Band der Münzgeschichte Frankfurts und seinen Chroniken gewidmet ist, füllt den zehnten eine Geschichte des Postwesens in Frankfurt, der neunte aber, die Theatergeschichte Frankfurts bis zum Jahre 1782 von E. Mentzel, dürfte gerade die Kreise des Hochstiftes insonderheit interessiren, bietet er ja auch in seinem Kapitel „die französische und deutsche Komödie von 1759 bis 1763 und ihr Einfluß auf den jungen Goethe" einen werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur.

Die dritte öffentliche Sitzung fand am 13. Januar unter dem Vorsitze des Herrn Dr. H. Grotefend im Goethehause statt.

Nach den üblichen geschäftlichen Meldungen machte der Vorsitzende der Versammlung die Mittheilung, daß der Prozeß gegen den Gutsbesitzer Ponge auf Fiddichow in dritter und letzter Instanz zu Gunsten des Hochstiftes entschieden sei. Er ertheilte sodann Herrn Hauptmann z. D. Franz Holthof das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „Erfindung und Entwickelung des Telephons."

In seinen einleitenden Worten wies der Vortragende auf die Feier hin, welche kürzlich im hiesigen Elektrotechnischen Vereine zur Begehung des 50. Geburtstages von Philipp Reis stattgefunden, des leider so frühe seinem Wirken entrissenen hochbegabten Mannes, dessen Name auch in den Annalen unserer Genossenschaft für immer eine ehrende Stelle finden wird.

Reis hat bisher als erster Erfinder des Telephons gegolten, ob ihm dieser Name gebührt, mag streitig sein, fest steht indeß, daß er der Erste gewesen, der den Gedanken, Töne und Sprachlaute mittels der Electricität zu reprodiciren praktisch ausführte, und der das erste Instrument, welches die Aufgabe, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, löste, construirte und in die Oeffentlichkeit brachte.

Ueber Reis ist in der jüngsten Zeit soviel gesprochen und geschrieben worden, daß die Geschichte seines Lebenslaufs als bekannt vorausgesetzt werden darf. Unklarheit ist dagegen noch vielfach verbreitet über das, was er erstrebt, und das, was er wirklich erreicht hat, darum sollen über diesen Punkt an der Hand von praktischen Versuchen einige Erläuterungen folgen.

Die ersten Beobachtungen in Bezug auf die Wiedergabe von Tönen vermittels Electricität machte Charles Page in Salem, Massachusetts; er veröffentlichte sie in einer amerikanischen Zeitschrift unter der Ueberschrift „Galvanische Musik". Seine Experimente bestanden im wesentlichen darin, daß er einen intermittirenden elektrischen Strom um einen Eisenstab kreisen ließ, welcher dadurch in Schwingungen versetzt wurde, die einen Ton hervorbrachten. Sein Abhandlung erregte Aufmerksamkeit und bewirkte, daß sich allerorts die Physiker bemühten, die Ursachen dieser sonderbaren electrischen Töne zu ergründen. Weitere Untersuchungen auf dem bezüglichen Gebiete stellte Professor Wertheim in Pesth an, der im Jahre 1847 darüber Veröffentlichungen erließ. Zu einem positiven Resultate gelangte er noch nicht; dies war vielmehr Reis vorbehalten, der aus allen bisherigen Versuchen eine praktische Verwerthung für die Fortleitung der menschlichen Stimme zu erzielen suchte. Es gelang ihm jedoch nur, musikalische Töne, nicht aber sprachliche Laute fortzuleiten, wie er das auch unumwunden in seinem Berichte an den hiesigen Physikalischen Verein vom Jahre 1860 zugesteht.

Der Vortragende schritt nun zu seiner Erläuterung des Reis'schen Apparates und ließ denselben unter Anwendung von vier starken Bunsen'schen Elementen in Function treten. Hörbar wurde nur ein vibrirendes Geräusch, aus dem sich nur mit Mühe schwache Töne unterscheiden ließen. Die Versuche zur Uebertragung von articulirten Lauten oder Worten blieben ohne allen Erfolg.

Bevor der Vortragende in seinen Erörterungen fortfuhr, berichtigte er die viel verbreitete, aber irrige Ansicht, daß Reis Mitglied oder Meister des Freien Deutschen Hochstiftes gewesen.

Die Absicht, ihn zum Ehrenmitgliede und Meister zu ernennen, habe zwar bestanden, auch sei das Diplom schon ausgefertigt gewesen, doch sei es zu Weiterem nicht gekommen.

In seinem Vortrage fortfahrend wies dann der Redner darauf hin, daß es sich wie mit dem heutigen so mit fast allen seither angestellten Experimenten verhalten habe. Noch deutlicher als in seinem Berichte an den Physikalischen Verein habe sich Reis im Jahre 1863 über die Leistungsfähigkeit seines Apparates in einem (zu den Akten des Hochstiftes gegebenen) Prospekte des Mechanikers Albert ausgesprochen. Hier werde unumwunden hervorgehoben, daß mittels des „Telephons" lediglich musikalische Töne fortgeleitet werden sollten, während zur Vermittelung des gesprochenen Wortes an dem Apparate ein besonderer Klopftelegraph angebracht war. Für letzteren habe Reis ein eigenes, höchst originelles akustisches Alphabet erfunden, das die verschiedenen Lautzeichen durch einen einfachen und einen Doppelschlag wiedergebe und für Lauteombinationen bis zur Zahl 5 einen Daetylus verwende, wodurch es an Leistungsfähigkeit dem Morse-Alphabete fast gleichkomme.

Im Irrthum hat Reis sich befunden, wenn er geglaubt hat, der Ausdruck „Telephon" (richtiger vielleicht „Telephonie") sei zuerst von ihm angewendet worden. Das Wort „Telephon" wurde schon 1838 von Rommershausen für einen akustischen Telegraphen, eine Art Sprachrohr, gebraucht. Selbst die Bezeichnung „elektrische Telephonie" findet sich schon geraume Zeit vor Reis. Letzterer operirte mit seinem Apparate, wie heute unter Anwendung von vier Bunsenschen Elementen, und zwar mit demselben Instrumente, das heute zur Verwendung kam, im Jahre 1862 vor den Genossen des Hochstiftes im kleinen Saale des Saalbaues *), und auch damals war wesentlich ein anderes Ergebniß nicht zu erzielen als heute. Merkwürdig ist,

*) Das betreffende Instrument, das sich in den Sammlungen des Hochstiftes befindet, ist diesem von Reis geschenkt worden; es ist aber nicht der Original-Apparat, der in Friedrichsdorf im Garnier'schen Institute aufbewahrt wird.

daß man bisher noch bei allen mit dem Reis'schen Telephon angestellten Experimenten Eines übersehen hat, die merkwürdige Thatsache, daß Reis bereits, ohne daß er es wußte, in seinem Telephon das Mikrophon hergestellt hat. Er spricht stets davon, daß er sich eines intermittirenden Stromes bediene, d. h. eines Stromes, der zeitweilig unterbrochen und dann wiederhergestellt wird. Das ist aber nicht richtig, im Reis'schen Telephon kommt vielmehr der undulirende Strom, d. h. derjenige, der bald stärker bald schwächer wird, nie aber ganz aufhört, zur Verwendung.

Das Reis'sche Telephon gerieth mit der Zeit in Vergessenheit und erhielt sich nur als wissenschaftliches Curiosum in den Sammlungen, bis im Jahre 1876 auf der Weltausstellung in Philadelphia Professor Graham Bell mit seinem Telephon auftrat und die frühere deutsche Erfindung wieder in Erinnerung brachte. Bell gesteht zu, daß er von Reis ausgegangen ist. Wie dieser bediente er sich anfangs bei seinem Instrumente der Batterie und ging erst später zu der Anwendung von Inductionsströmen über. Siemens und Halske waren die ersten, welche den Hufeisenmagneten in der Construction des Telephons verwendeten. Ihr Instrument ist nur von einem einzigen übertroffen worden, dem Telephon des hiesigen Telegraphensekretärs Böttcher, das auch auf der Münchener Ausstellung alle anderen geschlagen hat.

Der Vortragende gab nun an einem vorhandenen Modelle eine ausführliche Erklärung dieses Apparates und ließ denselben in Wirksamkeit treten, wobei die Anwesenden von der erzielten Wirkung geradezu frappirt wurden. Der Redner schloß dann seine Ausführung mit den Worten:

Kurze Zeit nach Erfindung des Telephons wurde das Mikrophon erfunden, welches dem Telephone erst die Vollkommenheit gewährt, deren es bedarf, um sich in dem gewöhnlichen Leben als wirksam zu erweisen. Gerade für das Mikrophon war die Reis'sche Construction des Gebers fruchtbar; er hat fast ganz die alte Anwendung behalten, nur daß statt des Platincontaktes jetzt Kohlencontakt genommen wird. Daß

Reis sich dieser Tragweite seiner Erfindung nicht bewußt war, geht aus einem Briefe an Garnier in Friedrichsdorf aus dem letzten Jahre seines Lebens hervor, der übrigens in der schönsten Weise Zeugniß für seine Bescheidenheit ablegt. „Ich habe", schreibt er, „der Welt den Weg zu einer großen Erfindung gezeigt; andern muß ich es überlassen, denselben weiter zu schreiten".

Herr Lehrer Mertz aus Bockenheim knüpfte an den obigen Vortrag einige Mittheilungen über Reis und dessen Persönlichkeit. Redner arbeitete 1861—63 bei dem Mechanikus August Fritz in der Klostergasse als Lehrling und hatte dadurch vielfach Gelegenheit, persönlich mit Reis zu verkehren, der damals seiner Erfindung wegen oft von Friedrichsdorf nach Frankfurt herüberkam. Er ließ bei Fritz seine Apparate anfertigen, und Redner arbeitete selbst daran. Reis habe zwar große Hoffnungen auf seine Erfindung gesetzt und davon gesprochen, daß man dereinst gerade so wie die Schrift durch den Schreibtelegraphen durch einen entsprechenden Apparat die menschliche Stimme werde über das Meer senden können, sei sich aber dennoch bewußt gewesen, daß das mit seinem „Telephone" noch nicht möglich sei. Von der Uebertragung artikulirter Laute durch das Reis'sche Telephon sei niemals die Rede gewesen, was man gehört habe, seien musikalische Töne, beziehungsweise der Rhythmus und die Cadenz derselben gewesen.

Herr Bernhard Schmidt gibt Auskunft in ähnlichem Sinne. Er war eng mit Reis befreundet und stand namentlich in regem Verkehr mit demselben, als er sich mit dem erwähnten Klopftelegraphen beschäftigte. Das von ihm combinirte akustische Alphabet sei noch weit vollkommener ausgearbeitet worden, als der Vortragende angedeutet. Zu einer Uebertragung von Sprachlauten durch das Reis'sche Telephon sei es nicht gekommen.

Herr Scheidel erinnerte daran, daß von Seiten des Hochstiftes gleich beim Auftauchen des Bell'schen Telephons Schritte geschehen seien, um dem Erfinder Reis die Priorität

zu wahren. Er wünsche, daß der dem Hochstifte gehörige Reis'sche Apparat unter Glas und Rahmen zur Ansicht der Fremden ausgestellt werde.*)

Herr A. Geiger möchte constatirt wissen, daß der Mechaniker Albert die Reis'schen Apparate nur vertrieben habe, während die Herstellung derselben lediglich von dem Mechaniker August Fritz besorgt worden sei.

Herr Dr. Ludwig Holthof machte hierauf die Mittheilung, daß sich in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 bereits ein „Elektrische Telephonie" überschriebener und mit L unterzeichneter Artikel befinde, den er vorlas und den Anwesenden in mehreren Exemplaren zur Vorlage brachte. Aus diesem Artikel gehe hervor, daß damals bereits ein junger französischer Mechaniker Namens Bourseul einen „Telephon" genannten Apparat beschrieben habe, der nichts mehr und nichts minder sei als das Bell'sche Instrument in seiner ersten Gestalt. Es überrasche ordentlich, wenn man, das Bell'sche Telephon vor Augen, die im Jahre 1854 niedergeschriebenen Worte lese. Bourseul sei jedenfalls der geistige Vater der Telephon-Idee in dem heutigen Sinne. Ob man ihm den Namen des „Erfinders" beilegen könne, möge streitig sein, es hänge davon ab, welche Merkmale man in dem Begriffe des „Erfinders" eingeschlossen wissen wolle. Verstehe man darunter denjenigen, der zum ersten Male einen neuen Gegenstand klar und deutlich beschreibe, und zwar so, daß derselbe nach der Beschreibung hergestellt werden könne, dann sei Bourseul unzweifelhaft der Erfinder des modernen Telephons. Verlange man dagegen vom Erfinder, daß er selbst den Gegenstand in die Wirklichkeit des Lebens einführe, dann könne man dem französischen Mechaniker den Ruhm der Erfindung bestreiten. Immerhin müßte man ihn dann aber als den Ersten gelten lassen, der in klarer Erkenntniß der in Betracht kommenden physikalischen Gesetze die Theorie des heutigen Telephons aufgestellt habe. Bourseul sei

*) S. 29 ist bereits hervorgehoben worden, daß dieser Apparat zwar von Reis geschenkt, aber nicht dessen Original-Apparat ist.

in dieſer Hinſicht 1854 bereits viel weiter geweſen, als Reis 1863, da er, ganz wie Profeſſor Bell es ausgeführt, ſowohl für den Geber- wie für den Empfänger-Apparat ein Membran vorgeſchrieben habe. Leider ſei über die Perſönlichkeit Bourſeul's ſo gut wie gar nichts zu ermitteln; man wiſſe nur, daß er ſich 1848 als Soldat der algeriſchen Armee ausgezeichnet habe, 1854 in Paris, 1861 in Metz und 1877 Telegraphen-Unter-Inſpektor in Auch geweſen ſei. Wenn er ſelbſt nicht zur Herſtellung eines Apparates geſchritten, ſo habe das unzweifelhaft nur an ſeiner Mittelloſigkeit gelegen. Mangel an Energie könne man ihm nicht vorwerfen; er habe, unter ausdrücklicher Provocirung der Wiſſenſchaft, der franzöſiſchen Akademie Mittheilung von ſeiner Idee gemacht, dieſe ſei aber, wie ſo oft, wenn die Wiſſenſchaft provocirt worden, über den Erfinder und ſeine Erfinder-Idee zur Tagesordnung übergegangen.*)

Faſſe man das Ergebniß der heutigen Sitzung zuſammen, ſo komme man, im Gegenſatze zu den Schlußfolgerungen, die der Engländer Thompſon in ſeinem Buche über Reis, und zwar irriger Weiſe, gezogen, zu nachfolgenden Sätzen:

1) Das Reis'ſche Telephon übermittelt nicht artikulirte Laute, ſondern nur muſikaliſche Töne, und kann in Folge ſeiner Conſtruktion nichts Anderes thun.

2) Reis hat nie etwas Anderes von ſeinem Apparate behauptet und zur Uebermittelung von Worten — nicht etwa zum bloßen Anrufen — an denſelben einen beſonderen Klopftelegraphen angebracht.

3) Reis hat in der That zum erſten Male den Apparat hergeſtellt, den wir jetzt „Mikrophon" nennen, aber ohne ſich

---

*) Ueber Bourſeul und ſeine Erfindung hat ſeither Hauptmann F. Holthof in der „Didaskalia" vom 11. März 1884 nähere Mittheilung gemacht. Nach derſelben ſind von Bourſeul praktiſche Verſuche, und zwar günſtige, angeſtellt worden. Bourſeul ſelbſt hat ausdrücklich hervorgehoben, daß durch ſeinen Apparat artikulirte Laute übermittelt werden ſollen. Der Artikel in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 iſt ſeinem weſentlichen Theile nach die Ueberſetzung eines Original-Artikels der franzöſiſchen Zeitſchrift „Illuſtration" vom 26. Auguſt 1854.

der Tragweite seiner Erfindung bewußt zu sein (da er den undulirenden Strom consequent für einen intermittirenden hielt).

4) Von Edison wie Bell steht es fest, daß sie von dem Reis'schen Apparate ausgegangen sind. Es ist kaum anzunehmen, daß Bell keine Kenntniß der Bourseul'schen Ausführungen gehabt haben soll. Reis dagegen hat diese Kenntniß unzweifelhaft nicht gehabt, so auffallend es auch erscheint, daß ihm der sensationelle Artikel der „Didaskalia" vom 28. September 1854 entgangen ist.

5) Der französische Mechaniker Charles Bourseul ist jedenfalls der Erste gewesen, der in klarer und voller Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundlage die richtige Theorie des modernen, später von Bell und dann von Edison verwirklichten Telephons aufgestellt hat.

Die vierte öffentliche Sitzung fand am 24. Februar unter dem Vorsitze des Obmanns, Herrn Justizraths Dr. Berg, im Goethehause statt.

Bevor nach Erledigung der geschäftlichen Mittheilungen zur Absolvirung der Tagesordnung geschritten wurde, erbat sich Herr Dr. Ludwig Holthof das Wort zu einigen Bemerkungen im Anschlusse an das verlesene Protokoll. Die letzte öffentliche Sitzung habe nach langer Zeit wieder einmal der Presse Gelegenheit gegeben, sich in angelegentlicher Weise mit dem Freien Deutschen Hochstifte als einer wissenschaftlichen Anstalt zu beschäftigen. U. a. habe die „Tägliche Rundschau" eine seither von einer Reihe von Blättern reproducirte Mittheilung des derzeitigen Leiters der Garnier'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Friedrichsdorf, Herrn F. Bangert, gebracht, welche zwischen seinen (des Redners) fünf Thesen und den Behauptungen Thompson's zu vermitteln suche. Herr Bangert sei der Ansicht und erkläre, daß das Reis'sche Telephon allerdings im Stande gewesen sei, die menschliche Sprache auf weite Ent-

fernungen zu übertragen, doch sei die Wiedergabe undeutlich, von einem schwirrenden Geräusche begleitet und daher nur einem geübten Ohre verständlich gewesen. Als Beweis führe Herr Baugert die Mittheilung des Musiklehrers Peters an, nach welcher Reis durch seinen Apparat nicht etwa nur leicht verständliche oder combinirbare, sondern ganz sinnlose Sätze, z. B. „Die Sonne ist von Kupfer", oder „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat" vernommen habe. Somit werde die alte, von Reis selbst schon widerlegte Legende erneuert. Daß der Reis'sche Apparat, auch wenn man ihn weit empfindlicher construire, als es dem Erfinder möglich gewesen, keine artikulirten Laute übermitteln könne, sei in der letzten Sitzung bis zur Evidenz durch die wissenschaftlichen Darlegungen, die angestellten Versuche und die Aussagen geradezu klassischer Zeugen dargethan worden. Was das Verständniß der angeführten Sätze anlange, so könne es nur das Resultat einer Selbsttäuschung gewesen sein. Wie gründlich Reis, der doch eigentlich der Einzige gewesen sei, der das von Herrn Baugert supponirte „geübte Ohr" besessen, von seiner Selbsttäuschung zurückgekommen, gehe einestheils aus seinem Berichte an den Physikalischen Verein vom Jahre 1861 und andrerseits noch weit deutlicher aus seiner Erklärung in dem Prospekte des Mechanikers Albert vom Jahre 1863 hervor. Letzteres Dokument schließe ein für allemal die Akten über die Streitfrage, ob es je möglich gewesen sei, durch das Reis'sche Telephon das gesprochene Wort, oder richtiger, den artikulirten Sprachlaut zu übertragen. — Von anderer Seite sei geltend gemacht worden, man könne Bourseul nicht wohl als den ursprünglichen Erfinder des Telephons betrachten, denn thue man das, so müsse man folgerichtig auch die alten Römer als die Erfinder der Buchdruckerkunst bezeichnen wegen der Stempel, die sie ihren Ziegelarbeiten aufzudrücken verstanden hätten. Demgegenüber sei zu bemerken, daß mit Bourseul die Sache doch wesentlich anders liege. Hätten die Römer das gethan, was von diesem erwiesen sei, d. h. hätten sie gesagt: „Ebenso wie wir Buchstaben auf weichen Thon eindrücken, wird es möglich sein, Schriftzeichen auf Pergament oder Papier zu

übertragen, wenn man die betreffenden Aenderungen des Verfahrens vornimmt", dann müßten sie in der That als die Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen werden. Das, was den Namen Bourseuls für alle Zeiten zu einem denkwürdigen macht, ist die Thatsache, daß der Träger desselben genaue und bestimmte Anweisung zur Anfertigung eines Instrumentes gab, das zwanzig Jahre später von einem andern in derselben Weise hergestellt wurde, und daß er seine Anleitung gab in der klaren Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundsätze, auf welche die Construction und die Wirksamkeit des modernen Telephons sich stützt.

Der Redner ging hierauf zu dem angekündigten Vortrage über, dessen Thema lautete: „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthume. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 14. Februar 1884)."

In seiner Einleitung suchte der Vortragende die Idee der Humanität zu entwickeln, die sich mit der des Sittengesetzes decke. Schon das Alterthum habe den Idealbegriff der Menschheit gehabt und denselben nicht nur in den westlichen Ländern sondern, wie u. a. die Bewegung des Buddhismus es darthue, auch im Oriente zu vollkommener Klarheit, ja man dürfe sagen, zu staunenswerther Erhabenheit entwickelt. Wenn er es unternehmen wolle, dies speciell für das Gebiet des sogenannten klassischen Alterthums zu beweisen, so leite ihn ein doppelter Zweck: einmal wünsche er dem Tage, der voraussichtlich zum letzten Male die Genossen in der altgewohnten Weise zusammenführe, den Stempel einer besonderen Weihe aufzudrücken, dann aber sei es ihm darum zu thun, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der geistvoller und schöner als irgend ein anderer den zum Gegenstand des Vortrags gewählten Stoff behandelt habe, Konrad Schwenck's, des leider fast verschollenen und doch für Frankfurt unvergeßlichen hochverdienten Gelehrten. Freundeshand habe ihn in den Besitz einer nachgelassenen Handschrift dieses Mannes gesetzt, von der sich sagen lasse, sie sei mit dem Herzblute eines der Edelsten und Besten geschrieben, die je im Dienst des Humanitäts-Gedankens gewirkt.

Das Werk, an welches der Verfasser die letzte Hand nicht

mehr habe legen können, lasse ein langsames und allmähliches Entstehen erkennen; man gehe wohl nicht fehl, wenn man annehme, sein Urheber habe das volle letzte Drittel seiner Lebenszeit auf die Abfassung desselben verwendet. Es sei eine beredte Vertheidigung der tiefsittlichen Lebensanschauung des klassischen Alterthums, eine Vertheidigung, geführt mit einer Bündigkeit und Schärfe, wie noch selten eine, denn der Verfasser gönne sich selbst nur das Wort in einer kurzen, leider unvollendet gebliebenen Einleitung und in aphoristischen Bemerkungen zu einer Reihe in klassisches Deutsch übertragener Stellen aus griechischen und lateinischen Klassikern, so direct die Geister beschwörend, gegen die sich in der verhängnißvollen Nachblüte der Romantik ein heftiger Kampf zu entspinnen gedroht habe. Auf diese Weise sei, gewissermaßen polemisch begonnen, das Werk weit über die ihm ursprünglich gesetzten Grenzen hinaus gewachsen, sich zu einem Denkmal gestaltend, wie es ehrenvoller einer in ihrer sittlichen Grundlage heute noch vielfach verkannten Zeit nicht gewidmet werden könne.

Schwenck habe das von ihm seinem Inhalte nach als abgeschlossen betrachtete Werk „Heidnische Humanität und deren Sittlichkeit" überschrieben. In der Einleitung verbreite er sich kurz über die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen er ausgehe, und über die Schriftsteller, denen er seine, so wie sie uns vorliegen, sorgfältig nach Kategorien geordneten Anführungen entnehme. Ein Theil der Autoren gehört zu den minder bekannten Philosophen der römischen Kaiserzeit, deren Schriften darum besonders werthvoll sind, weil sie uns die philosophischen Systeme, die sie vertreten, abgeschlossen in ihrer ganzen Entwickelung zeigen. In dieser Abgeschlossenheit läßt sich aber erst der Werth, die sittliche Bedeutung der Philosophie des Alterthums erkennen. Mit Recht nennt Schwenck die Vertreter derselben wahre Bußprediger, deren Vorträge oft mehr christlichen Predigten sich nähern als weltlichen Vorträgen. Am meisten sind in dieser Hinsicht verkannt worden die Cyniker, die der Welt entsagenden, aus freiwilliger Selbstaufopferung dem Bußpredigerberufe sich widmenden Weisen. Auch die Stoiker

verſtehen unter ihrem „Weiſen" nicht etwa einen unendlich Vieles Wiſſenden, ſondern einen durch Vernunftideen und die im Sittlichen geübte Willenskraft veredelten Menſchen, und ſie geſtehen, daß das ein Ideal ſei, dem auch der edelſte ſich nur angenähert habe. Wenn die Lehre der Stoiker nicht frei von Heuchelei blieb und als einſeitig Gelegenheit zum Spotte gab, iſt es ihr nicht anders ergangen wie der chriſtlichen. Die Lehre muß darum nicht ſchlecht ſein, weil ſie mißbraucht wird. Epikur gebietet Tugend, damit der Menſch die höchſte Luſt erlange, die Stoa befiehlt, ſie ihrer ſelbſt wegen zu üben, gibt ihr aber die Luſt zur unausbleiblichen Gefährtin. Die geoffenbarten Religionen befehlen ebenfalls die Tugend, damit der Menſch nach ſeinem Tode ſelig werde, d. h. die höchſte Luſt erlange. In dieſem Tugendbedürfniſſe bewährt ſich überall die beſſere menſchliche Natur.

Geradezu problematiſch muß uns der Werth aller geoffenbarten Religionen erſcheinen, wenn wir uns den Gottesbegriff vergegenwärtigen, wie er uns aus den Zeugniſſen antiker Schriftſteller entgegentritt. Wo bleiben unſere landläufigen Vorſtellungen vom Polytheismus, wenn wir dieſen Begriff im „heidniſchen" Alterthume auf einer ſittlichen Grundlage conſtruirt ſehen, die geradezu unſer Staunen wachrufen muß! „Gott — ſo ſagt Plato (Geſetze IV) — wie die alte Rede ſagt, hält Anfang und Ende und Mitte alles Seienden und vollendet naturgemäß wandelnd ſeinen geraden Weg, und immer folgt das Recht ihm nach." Klingt es nicht wie eine bloße Paraphraſe, wenn es in der Offenbarung Johannis heißt: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, ſpricht der Herr, der da iſt, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige"?

Cicero (Traum Scipio's) ſpricht von dem oberſten Gott, der dieſe ganze Welt beherrſcht. — Der Gott, deſſen Stempel alles iſt, was wir erblicken.

Seneca (Wohlthun IV. 7): Du ſagſt, die Natur gewährt mir dieſes. Bemerkſt Du nicht, daß, indem Du ſo ſprichſt, Du nur Gottes Namen änderſt? Denn was iſt die Natur anders als Gott, als die göttliche Vernunft, durch das Weltall und

ſeine einzelne Theile ergoſſen? Du darfſt, ſo oft Du willſt, dieſen Urheber unſerer Schöpfung anders nennen; Du wirſt ihn mit Fug den beſten und größten Jupiter heißen, den Donnerer u. ſ. w. — und nennſt Du ihn Schickſal, ſo wirſt Du nicht irren, denn da das Schickſal nichts anderes iſt, als die verſchlungene Reihe der Urſachen, ſo iſt er die erſte Urſache unter allen, von welchen die übrigen abhängen. Du wirſt mit Recht ihm jeglichen Namen geben, der nur irgend eine Kraft und Wirkung himmliſcher Dinge bezeichnet.

(Briefe 65): Wir ſuchen die erſte und allgemeine Urſache. Dieſe muß einfach ſein, denn auch die Materie iſt einfach. Wir fragen alſo, was die Urſache ſei? Die wirkende Vernunft, d. i. Gott. — Alles nämlich beſteht aus der Materie und aus Gott, Gott beherrſcht die ſichtbaren Dinge, welche um ihn her ergoſſen, ihrem Lenker und Führer folgen. Was aber wirkt, Gott alſo, iſt mächtiger als die Materie, die Gottes Einwirkung erfährt.

(Natur-Unterſuchungen I): Unſer beſſerer Theil iſt der Geiſt, in ihm iſt nichts als Geiſt, er iſt ganz Vernunft. (II, 45): Die etruskiſchen Erfinder der Lehre von den Vorbedeutungen durch den Blitz haben auch nicht geglaubt, daß der Jupiter, wie wir in dem Capitolium und den übrigen Tempeln ihn verehren, mit ſeiner Hand die Blitze ſende, ſondern ſie denken ſich dabei den nämlichen Jupiter wie wir; den Bewahrer und Lenker des Weltganzen, der nur Geiſt iſt und Lebenshauch, den Herrn und Meiſter dieſes irdiſchen Werkes, für den jeder Name ſich ſchickt. Willſt Du ihn Schickſal nennen? Du wirſt nicht irren. Er iſt es, von dem Alles abhängt, die Urſache der Urſachen. Willſt Du ihn Vorſehung heißen? Du wirſt ihn recht benennen. Er iſt es ja, durch deſſen Rath für dieſe Welt geſorgt wird, daß ſie unverworren ihren Gang gehe und ihre Wirkſamkeit entfalte. Willſt Du ihn Natur heißen? Du wirſt nicht fehlen, denn er iſt es, aus dem Alles geworden iſt, durch deſſen Hauch wir leben. Willſt Du ihn Welt benennen? Du täuſcheſt Dich nicht; er ſelbſt iſt ja das Ganze, das wir ſehen, und ganz in deſſen Theile ergoſſen, und durch eigene Kraft ſich erhaltend.

Mehr vielleicht noch als dieſe Ausſprüche, die uns trotz

der manchmal durchschimmernden pantheistischen Idee, wie sie sich namentlich bei den Stoikern findet, den Beweis erbringen, daß die christliche Gottesidee nicht nur auf den Vorstellungen des späteren Judenthums fußt, würden uns Stellen frappiren, die von Gottes Allgegenwart und Allwissenheit, von seiner Allmacht, Gerechtigkeit, Liebe und Güte reden. Neben diesen freilich, die, wir möchten sagen, einen christlichen Charakter vor und neben dem Christenthum athmen, finden wir andere, die wir direct mit dem Namen modern-heidnischer belegen möchten.

So heißt es bei Euripides (Bellerophon):

Sagt einer, Götter sei'n fürwahr im Himmel dort?
Nein, nein, mit Nichten! wenn ein Mensch es aber sagt,
Gebrauch' er nicht das alte Märchen als ein Thor.

Derselbe (Melanippe):

Zeus, wer es sei, denn außer Hörensagen weiß ich
Nichts von ihm.

Sextus Empiricus (IX. 65) führt 43 Verse des Kritias, eines der 30 Tyrannen von Athen an, worin ausgeführt wird, daß eine im Himmel waltende Gottheit von denen erfunden worden sei, die eine solche zur Entwilderung des menschlichen Geschlechtes für nöthig erachtet hätten.

Neben solcher Leugnung der Gottheit findet sich auch ganz im Sinne der modernen Naturphilosophen die Ansicht ausgesprochen, der menschliche Geist sei Gott. Euripides läßt Hekuba in den Troerinnen sagen:

Wer Du auch sein magst, der sich nicht begreifen läßt,
Zeus, ob Du seist Naturgesetz, ob Menschengeist.

Aehnlich, aber nicht so scharf ausgesprochen heißt es bei Menander:

Der Geist ja ist in jeglichen von uns Menschen Gott.

Marc-Aurel (VII. 9):

Es ist nur eine Welt, aus allem Seienden gebildet, nur ein Gott in allem, nur ein Weltstoff.

Fast der gleiche an die moderne und modernste Zeit erinnernde Zwiespalt zieht sich durch die Stellen, die von der Fortdauer nach dem Leben handeln.

Gläubig fromm heißt es bei Sophokles, Antigone:

. . . . Denn viel länger muß
Genehm ich denen drunten sein, als denen hier,
Denn dort ja werd' ich ewig sein.

Plato (Gesetze XII.): Man soll dem Gesetzgeber glauben, wenn er sagt, die Seele sei ganz und gar verschieden von dem Leibe; sie allein sei es, welche im Leben jeden von uns zu dem macht, was er ist; der Leib aber folge uns nach, einem Abbilde zu vergleichen — und was in uns wahrhaft unsterblich ist, das heiße Seele und gehe dereinst zu andern Göttern hinüber, um Rechenschaft zu geben — eine ermuthigende für den Guten, eine furchtbare für den Bösen, für welchen keine große Hilfe mehr sei, wenn er abgeschieden ist. Es hätten deshalb alle seine Angehörigen im Leben ihm helfen sollen, damit er möglichst heilig und gerecht gelebt hätte, und damit er im Tode, im Leben nach dem jetzigen, verschont geblieben wäre von furchtbarer Vergeltung.

Cicero (Tuseulanische Untersuchungen 27. 66): Der Ursprung der Seele kann auf Erden nicht gefunden werden, denn es ist nichts Gemischtes und Zusammengesetztes in ihr, noch was aus Erde hätte geboren und gebildet werden können, auch nichts Feuchtes, Wehendes oder Feuriges (also nichts von den vier Elementen enthaltend, welche fast noch bis auf unsere Zeit für die Grundstoffe der Körperwelt galten). In all diesen Stoffen ist nichts, was eine Kraft der Erinnerung, des Geistes, des Gedankens enthielte, was das Vergangene bewahrte, das Zukünftige voraussähe, die Gegenwart umfassen könnte, welches allein nur das Göttliche vermag. Auch wird man nie finden können, von wannen dieses zu dem Menschen habe gelangen können, außer nur von Gott. Die Natur und das Wesen der Seele ist demnach ganz einziger Art und von den niedrigen und bekannten Naturen verschieden. Was also auch sein mag, was empfindet, erkennt, lebt und seine Kraft fühlt, es ist himmlisch und göttlich, und deswegen nothwendig auch ewig.

Vollständig pantheistisch im Sinne der modernen Naturanschauung dagegen äußert sich Epiktet (III, 24. 93): Dieses ist

der Tod: ein größerer Uebergang, nicht aus dem jetzt Seienden in das nicht Seiende, ſondern in das jetzt nicht Seiende. So werde ich alſo ferner nicht ſein? Du wirſt, was Du jetzt biſt, nicht ſein, ſondern irgend ein Anderes, deſſen die Welt (das Ganze) alsdann bedürfen wird.

Noch ſchärfer in einem anderen Ausſpruche (IV. 7. 15): Was ſagſt Du, ſterben? Sage doch, was es wirklich iſt. Es iſt die Zeit gekommen, daß der Stoff (unſeres Leibes) in das, woraus er zuſammengeſetzt iſt, wieder aufgelöſt werde. Und warum iſt das furchtbar? Wird denn irgend etwas von dem, was in der Welt iſt, untergehen?

Frivoler ſpricht ſich Kallimachus in ſeiner Grabſchrift auf den Charidas (Epigramme 14) aus:

Jenſeits, Charidas, ſage, wie iſt es? Nacht iſt es. Die Rückkehr?
Lügen. Und Pluton der Gott? Fabel, wir wurden zu Nichts.
Dieſes vermeld' ich als wahren Bericht euch.

Ein Epigramm (Anthologie X. 118):

Wie doch ward ich, woher, weshalb doch kam ich und ſcheid' ich?
Wie wird ſolches mir kund, der ich es nimmer begriff?
Ward, nichts ſeiend, und werd' hinwiederum, was ich geweſen.
Denn nichts weiter als nichts iſt ja das Menſchengeſchlecht.
Aber wohlan! reich her mir des Weins luſtſpendenden Becher,
Denn der iſt für das Linderungsmittel allein.

Anthologie, Grabſchrift (Anhang 280):

Einſt war ich, ich ward, war, bin jetzt nicht, in der Zukunft
Nicht, ſo iſts, und es lügt, wer Dir ein Anderes ſagt.

Nichts iſt den ethiſchen Anſchauungen der antiken Welt zu ſchwererem Vorwurfe gemacht worden als die Sklaverei (die übrigens durch das Chriſtenthum nicht aus der Welt geſchafft wurde). Allein ſelbſt auf dieſem Gebiet waren die inhumanen Anſichten nicht ſo vorherrſchend, wie wir gemeinhin nach den nur fragmentariſchen Einblicken, die wir ſelbſt auf ſogenannten gelehrten Schulen in das Weſen der Antike werfen, annehmen. Das Inſtitut der Sklaverei beruhte nicht auf einem ethiſchen, ſondern auf einem wirthſchaftlichen Irrthume der antiken Welt, und dieſer Irrthum hat ſich durch die Geſchichte der

Menſchheit fortgeſchleppt bis weit über die Zeit hinaus, da die antike Weltanſchauung noch irgend einen Einfluß auszuüben vermochte. Das ſittliche Verhältniß des Herrn zum Sklaven iſt von edleren Geiſtern des Alterthums nie unterſchätzt worden.

Obgleich — ſo heißt es bei Seneca (Von der Milde I. 18) — obgleich gegen die Sklaven alles erlaubt iſt, ſo iſt doch etwas, was das allgemeine Recht aller lebenden Weſen gegen den Menſchen nicht erlaubt ſein läßt, weil ſie von der nämlichen Natur ſind wie wir.

(Vom glücklichen Leben 24): Die Natur heißt uns den Menſchen nützlich ſein, ſeien ſie Freie oder Sklaven, Freigeborene oder Freigelaſſene. — — Was liegt daran? Wo ein Menſch iſt, da iſt Veranlaſſung, ihm wohlzuthun.

(Vom Wohlthun I. III. 20): Man irret, wenn man glaubt, die Sklaverei durchdringe den ganzen Menſchen; der beſſere Theil deſſelben iſt davon frei. Die Leiber ſind ihr unterworfen und den Herren überantwortet, der Geiſt gehört ſich ſelbſt an.

(Briefe 47): Sie ſind Sklaven? Nein, Menſchen. Sie ſind Sklaven? Nein, Zeitgenoſſen. Sie ſind Sklaven? Nein, niedrige Freunde. Sie ſind Sklaven? Nein, Nebenſklaven, wenn Du bedenkſt, daß das Glück gegen beide Theile gleiche Macht hat.

Radikaler noch ſpricht ſich Epiktet (I. 13. 4) aus: Willſt Du bedenken, wer Du biſt, und über wen Du herrſcheſt? nämlich über Anverwandte, über Brüder, über Abkömmlinge Gottes. (Fragmente 34): Bedenke, daß Du nichtarbeitend von Arbeitenden, eſſend von Nicht-eſſenden, trinkend von Nicht-trinkenden, redend von Schweigenden, unbekümmert von Höchſt-aufmerkſamen bedient wirſt. (Und dieſer Anblick eines dem deinigen ſo tief untergeordneten Geſchickes möge Dich milder ſtimmen.)

Daher auch die Vorſchriften bei Seneca (Briefe 47): Mit dem Sklaven lebe huldvoll, ja ſelbſt freundlich ſcherzhaft; laß ihn zu Deinen Geſprächen zu, zu Deinen Berathungen und zu Deinem Tiſche.

Dem entſprechend die Maxime: Was immer über das Maaß der Sklavenpflicht hinausgeht, was nicht aus ſchuldigem Gehorſam, ſondern aus freier Geſinnung geleiſtet wird, das iſt

zum Dank verpflichtende Wohlthat, wofern es anders von der Art ist, daß wenn irgend ein Anderer es geleistet hätte, es so hätte heißen können.

Zu schöner und freier Menschlichkeit erheben die sittlichen Anschauungen der Antike sich überall da, wo einfache menschliche Verhältnisse, Haus, Ehe, Eltern und Kinder, Alter und Jugend, in Betracht kommen. Schon Homer (Odyssee VI. 182) singt:

— Denn nichts Schöneres gibt's als das, und Besseres gibt's nicht,
Als wenn eintrachtsvoll in Gesinnungen führen den Haushalt
Mann und Weib.

Galanter — und ungalanter drückte sich Hesiod (Werke und Tage 700) aus:

Denn nichts Besseres erwirbt auf Erden irgend ein Mann sich
Als ein treffliches Weib, doch Aergeres nicht als ein schlechtes.

(Jesus Sirach 26. 18: Ein wohlerzogenes Weib ist nicht zu bezahlen. 25. 30. Ein böses Weib macht ein betrübtes Herz, traurig Angesicht und das Herzeleid. Sprüche, Cap. 14. 1: Durch weise Weiber wird das Haus erbaut, eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun u. a. m.) Cicero (Grenzen des Guten und Bösen III 20. 18) hält es für die Pflicht des Weisen — damit er naturgemäß lebe — eine Gattin mit sich zu vereinigen und Kinder mit ihr zu erzeugen. Selbst eine reine Liebe sei nach den Meistern der stoischen Schule nicht ungeziemend. (Paulus im Brief an die Corinther, meint Schwenck, empfiehlt zwar das Unverheirathet bleiben, muß jedoch das Heirathen als nothwendig zugestehen, was er gerade nicht mit feinen Worten thut.)

Die Elternliebe verherrlicht Homer (Odyssee 9. 34—36):

Gibt's doch Süßeres nicht als die Heimath oder die Eltern
Irgend, und wenn auch einer Haus voll reichen Besitzthums
Draus in der Fremde, getrennt von den Eltern bewohnte.

Pindar (Isthm. 1. 5):

Was Theureres gibts für die Guten, als die ehrwürdigen Eltern?

Sophokles (Fragm. XIX):

Da wo die Eltern unterthan den Kindern sind,
Da ist fürwahr mit Nichten eine kluge Stadt.

Euripides (Fragm. 241):

Wer alle Zeit die Eltern ehrt mit frommem Sinn,
Der ist im Leben und im Tod den Göttern lieb.

Menander:

Wer seinen eigenen Vater schmäht mit verruchtem Wort,
Hat gegen das Göttliche selber Lästerung erdacht.
— Die Eltern ehrend, hoffe daß Dir's wohl ergeht.
— Verehre Gott und Eltern, ihn zuerst, dann sie.
— Dem, der die Eltern pflegt, ergeht es wohl.

Sophokles (Elektra):

Ein mächtig Ding ist's, Mutter sein, und geht es ihr
Auch schlimm durch ihre Kinder, haßt sie doch sie nicht.

Strenge dachte das Alterthum von den Pflichten des Alters gegen die Jugend. Den Kindern — heißt es bei Platon (Gesetze 5) — soll man nicht vieles Gold hinterlassen, sondern viel sittliche Scham und Scheu. — Diese erlangen aber die Leute nicht durch die jetzt üblichen Ermahnungen. — Ein verständiger Gesetzgeber würde eher die alten Leute ermahnen vor der Jugend Scheu zu hegen und vor allem sich zu hüten, daß nie einer der Jungen sehe, wie er selbst etwas Schändliches thut oder sagt; denn, wo die Alten schamlos sind, da müssen die Jungen durchaus höchst unverschämt sein.

Ueber die Frauen äußert Seneca sich in ganz modernverbindlicher Weise in einem Briefe an Marcia: Wer mag sagen, die Natur sei gegen den Geist der Frauen karg gewesen und habe ihre Tugenden beschränkt? Sie besitzen, glaube mir, dieselbe Kraft, dieselbe Fähigkeit, wenn sie nur wollen, für das sittlich Schöne, sie ertragen, wenn sie darin sich üben, Anstrengung und Schmerz. — Nicht selten, bemerkt Schwenck zu dieser Stelle, vernimmt man, nur das Christenthum lasse dem weiblichem Geschlechte sein Recht widerfahren, doch lauten diese Worte Seneca's um ein gutes Theil besser, als die des Paulus im Römerbrief. Auch Petrus erklärt die Weiber für die schwächsten Werkzeuge, die dem Mann unterthan sein müssen.

Schön sagt Sophokles (Fragm. XXIV):

Welch Haus der Menschen wurde jemals vollbeglückt,
Und prangte stolz, worin ein gutes Weib gefehlt?

Menander:

Es ist das Weib des Hauses Unheil oder Heil.
Ein rechter Segen ist ein tugendsames Weib.

Weit weniger galant klingt eine andere Stelle bei Sophokles (Epigonen 2):

Fürwahr, es gibt nichts Schlimmeres als das Weib, und wird
Es nimmer geben, welches Leid auch kommen mag.

In unschöner Steigerung behauptet gar Palladas, jegliches Weib sei Galle, zweimal im Leben sei sie leidlich, einmal am Hochzeitstag — „einmal im Tode sodann".

Ueber die Frauen gibt es so viele bitterste Aussprüche, daß sie sich kaum zusammenstellen lassen. Als besonderer Weiberhasser galt im Alterthum Euripides. Allein auch er behauptet im 3. Bruchstück des Pentesilaos, daß es Thorheit sei, sie allzumal zu beschimpfen, da die eine gut, die andere schlecht sei.

Als eine Tugend, die fast nur ihm zukommt, darf das Alterthum die Gastlichkeit betrachten, die die Person des Fremdlings als eine geheiligte erscheinen ließ.

Gleich dem Bruder betrachtet den Gast und bittenden Fremdling
Jeglicher Mann, der auch nur ein wenig Gefühl in der Brust hat,

singt Homer (Odyssee VIII. 546). Ebenso IX. 270:

Zeus ist aber ein Rächer des Gastes und bittenden Fremdlings,
Der als Schützer der Gäst' ehrwürdige Gäste geleitet.

Bedenket — mahnt Plato (Gesetze V) — daß an die Fremdlinge die heiligsten Verträge uns binden. — Der Fremdling, der Genossen und Verwandten beraubt, ist Göttern und Menschen um so mehr des Mitleids werth. — Darum bemühe sich jeder, dem auch nur einige Bedachtsamkeit innewohnt, daß er seinem Ende zuwandle, ohne auch nur das mindeste gesündigt zu haben in seinem Leben.

Mit dieser schönsten Seite der ethischen Anschauungsweise der vorchristlichen Zeit — so schloß der Redner. seine Ausführungen — berühren wir auch den wundesten Punkt derselben. Der Fremdling galt der sittlichen Anschauung des Alterthums als heilig, weil er schutz- und rechtlos war; wie im Lateinischen

das Wort hostis einſt ebenſowohl den Landesfeind wie den Fremdling bezeichnete, war der griechiſche βαρβαρος der von der nationalen Cultur und damit von dem Rechtsſchutze Ausgeſchloſſene. Wie die treffliche Arbeit Schwenck's, von der ich Ihnen in meinen Ausführungen nur einen ſchwachen Begriff beibringen konnte, uns mit überzeugender Klarheit darthut, hat das Chriſtenthum kaum eine Tugend aufzuweiſen, für welche das heidniſche Alterthum nicht ein glänzendes, ja wir dürfen ſagen: ein glänzenderes Vorbild aufſtellt — und doch hat es in einem Punkte die Idee der Humanität zu einer Entwicklung gebracht, die ihr früher fremd war. Hat es die Sklaverei nicht zu Falle gebracht, und war es ſeinem Weſen nach nicht im Stande dieſes zu thun, ſo hat es der Menſchheit doch einen gleich großen Dienſt geleiſtet, einen Dienſt, der es den Idealen der Menſchheit erſt geſtattete, in ihrer wirklichen Bedeutung hervorzutreten. Es hat die Schranken der Nationalität niedergeworfen und zum erſten Male den Gedanken des Weltbürgerthums ausgeſprochen; es iſt die erſte Weltanſchauung, die ihren Sendboten die Weiſung ertheilte: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", eine Weiſung von einer revolutionären Kraft und Bedeutung, wie ſie die Welt bis dahin nicht gekannt. Nur dieſe Weiſung verſtrickte das Chriſtenthum in den Kampf mit dem nationalen römiſchen Weltſtaate, und nur dieſer Kampf hat ihm zum Siege und zur Eroberung der civiliſirten Welt verholfen. Mit dem ſiegreichen Durchbrechen des Chriſtenthums iſt daher für die Geſittung der Menſchheit in der That eine neue Aera eingetreten, ein Markſtein zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Zeit geſetzt worden. Jetzt erſt iſt es möglich geworden, eine ſittliche Norm aufzuſtellen, bindend und zugleich befreiend für alles, was Menſchenantlitz trägt, eine Norm, die einzig und allein es ermöglichen wird, daß dereinſt „rings der Menſch die Bruderhand — dem Menſchen reicht — trotz alledem!"

Nach Beendigung des Vortrages nahm der vorſitzende Obmann, Herr Juſtizrath Dr. Berg das Wort, um als ehemaliger Schüler Schwencks in warmer und herzlicher Weiſe dem Ge-

fühle der Verehrung Ausdruck zu verleihen, wie es bei allen denen fortlebe, welche irgendwie in näherer Beziehung zu dem trefflichen Gelehrten und Jugendbildner geſtanden. Seiner Aufforderung entſprechend bezeugten ſodann die Verſammelten durch Erheben von den Sitzen ihre Hochachtung vor dem Andenken Konrad Schwencks.

III. Vorträge und Vorleſungen.

1. Die Kunſt des Islam.

Den erſten der von dem vorbereitenden akademiſchen Ausſchuß beſchloſſenen, von der Hochſtifts-Verwaltung genehmigten und im Laufe des Winters 1883/84 in Goethe's Vaterhauſe abzuhaltenden wiſſenſchaftlichen Vorträge übernahm Herr Hofrath Profeſſor Dr. G. Schaefer aus Darmſtadt, welcher am 25. November 1883 über die Kunſt des Islam ſprach. An den Wänden des Saales waren nahezu einhundert graphiſche, photographiſche und polychrome Abbildungen als Illuſtrationen des Thema's ausgeſtellt, vorzugsweiſe aus dem Gebiet der Architektur, der Flächendecoration und der Textilornamentik.

Herr Juſtizrath Dr. Berg begrüßte als Obmann durch eine herzliche Anſprache die Verſammlung, worauf er Herrn Dr. Schaefer aufforderte, das Wort zu ergreifen. Derſelbe leitete ſeinen Vortrag folgendermaßen ein:

Hochgeehrte Stiftsgenoſſen! Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, in welcher die Blicke der ganzen Welt auf den Orient und die dort gährenden endloſen Wirrſale gerichtet ſind, aus denen, allen diplomatiſchen Congreſſen und Conferenzen zum Trotz, der zündende Funke jeden Augenblick wie aus einer mit Elektricität geſpannten Wolke niederfahren und der erbittertſte Kampf auf's neue in hellen Flammen auflodern kann, wie jetzt wieder in Serbien und im ägyptiſchen Sudan, dürfte es wohl nicht unangenehm ſein, die geehrte Hochſtifts-Verſammlung über einen Gegenſtand zu unterhalten, der gleichfalls im Orient ſeine Wurzel hat, mit dem weſentlichen Unterſchied jedoch, daß dieſer

Gegenstand nicht kriegerischer, zerstörender Art ist, sondern friedlicher, weil künstlerischer Natur. Sein völkergeschichtlicher und politischer Hintergrund allein öffnet Ausblicke auf Ereignisse voll Kampf und Blut. Denn was bei den Bewohnern der arabischen Wüste nach ihrem Ueberschreiten der heimathlichen Grenzen den Anstoß gegeben zu einem selbstständigen künstlerischen Schaffen, worin Eigenes und Fremdes wechselseitig sich durchdrang, das war kein friedliches Verhältniß zu den Nachbarländern, sondern gewaltthätige Eroberung.

Nach diesen einleitenden Worten gab der Redner zunächst eine geschichtliche Uebersicht des Erscheinens der Araber auf dem Schauplatz der Geschichte, indem er an das Auftreten des Propheten Muhammed anknüpfte, welcher die Herrschaft seiner Lehre durch das Schwert gepredigt und die Vollbringung der Domination des Islam seinen Anhängern als Gebot hinterlassen hatte, worauf schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Grenzen des Araberreiches vom lybischen Wüstensaum östlich bis zum Kaukasus, Indus und Ganges, westlich bis an die Pyrenäen und den atlantischen Ocean reichten.

Was diesen unerhörten Erfolg erklärt, liegt nicht zum mindesten in dem Gesetz der gleichen Religion und Sitte, welches alle Bekenner des Islam umschlingt, ein Verhältniß, welches bis zur Stunde seinen gewaltigen Einfluß nicht verloren hat, und das allemal in den Tagen der Gefahr in dem geflügelten Ruf nach der Entfaltung der grünen Fahne des Propheten einen wirkungsvollen symbolischen Ausdruck findet, um die muhammedanischen Völker aller Zungen zu einer wahrhaft fanatischen Begeisterung für die Erhaltung ihrer gemeinsamen Interessen zu entflammen. In dieser Gemeinsamkeit von Religion und Sitte behaupteten sich die Araber längere Zeit als herrschendes Volk, und ihre Sprache wurde unter dem Einfluß des in ihrem Idiom geschriebenen Koran zum Träger einer überraschenden Geistesbildung, besonders von dem Zeitpunkt an, wo das bisherige Nomadenvolk in denjenigen Ländern seßhaft wurde, die schon seit Jahrtausenden Stätten höherer Kultur waren. Diese Geistesbildung gedieh zu hoher Blüthe u. a. in der Philosophie

(der Redner erinnert an die Gelehrtenſchule der lauteren Brüder der Baſſora und ihre fünfzig Tractate), in der Mathematik (deren Zahlencharaktere wir den Arabern verdanken), ferner in Poeſie, Aſtronomie, Naturwiſſenſchaft und Landwirthſchaftslehre.

In dieſem Zuſammenhange gelangte nun der Vortragende zum Kern ſeines Thema's, zur bildenden Kunſt der Araber oder des Islam, auch Moslem-Kunſt genannt, welche damit begann, daß die erobernden Söhne der Wüſte in den ihnen unterworfenen Ländergebieten den bereits vorhandenen künſtleriſchen Thatbeſtand, vornehmlich die Kunſt der Byzantiner in ähnlicher Weiſe ſich zu eigen machten, wie dies im Laufe der Geſchichte bei anderen urwüchſigen Völkerſchaften, z. B. bei den Germanenſtämmen geſchah, als dieſelben in das ſinkende Römerreich einbrachen und nach ihrer Seßhaftmachung die primitiven Anſätze eigener Kunſt durch die Aneignung fremder Elemente läuterten und ſteigerten.

Wenn der Moslem in dieſem Prozeß die Architektur in Verbindung mit der Polychromie in den Vordergrund rückte mit faſt gänzlichem Ausſchluß der Plaſtik und der höheren Figurenmalerei, ſo findet auch dieſes Verhältniß in der islamiſchen Satzung ſeine Erklärung, wonach, wie der Koran ausdrücklich betont, weder Menſch noch Thier in bildliche Form gebracht werden durften, ein Gebot, welches ſtrenge beobachtet wurde und nur durch einzelne Ausnahmen bei den Schiiten in Perſien und Spanien (Löwenbrunnen der Alhambra) hintangeſetzt blieb.

Die Hauptaufgabe der arabiſchen Architektur war anfänglich auf den Moſcheenbau gerichtet, welcher unter dem Geſichtspunkt des Hallenbaues wie des Kuppelbaues eingehend erklärt, und wobei in letzterem Betracht dem Decorativſyſtem des Stalaktitengewölbes, einerſeits in ſeiner geringen tektoniſchen, anderſeits in ſeiner prachtvollen polychromen Bedeutung, eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wurde.

In ähnlicher Weiſe wurden die Bogen- u. Säulenformen mit Unterſtützung lehrreicher Abbildungen (Rundbogen, Spitzbogen, Hufeiſenbogen, Kielbogen) erläutert, auf ihr Vorkommen

in den verſchiedenen morgenländiſchen wie abendländiſchen Gegenden hingedeutet und die Ausgeſtaltung dieſer Formmotive in ſinnvolle Beziehung gebracht zum arabiſchen Zelt, deſſen Erinnerung ebenſowohl in den dünnſtäbigen Säulenſchäften wie in den zackenumſäumten Bogen der Architektur des Islam nachklingt, woher es aber auch kommen mag, daß dieſe Kunſt es weder durch die Wölbung, noch durch den Bogen, noch durch die Säule zu einer wahrhaft großen ſtructiven Bedeutung gebracht hat. Eines aber iſt, das für den Mangel des großartig Tektoniſchen wie des Plaſtiſchen Erſatz gewährte, und dies Eine iſt: die ſtrahlende Augenweide der maleriſchen Ornamentation, womit die Wände der arabiſchen Innenarchitekturen über und über verſchwenderiſch bedeckt ſind, und worin neben den ſtiliſirten Pflanzenformen, die von den Arabern den bekannten Namen Arabesken tragen, die verſchiedenſten geometriſchen Linienſpiele auftreten, untermiſcht mit Koranſprüchen, theils in der kufiſchen Schrift mit ihren geraden Lettern, theils in der Neski- oder Curſivſchrift mit ihren geſchwungenen Zügen: alles unausgeſetzt aneinander und ineinander geflochtene Phantaſiegebilde in Formen und Farben, vergleichbar den bunt geſchlungenen Erzählungen in „Tauſend und eine Nacht.“

Zur Kunſtdenkmälerſchau nach der örtlichen Verbreitung übergehend machte der Vortragende zunächſt darauf aufmerkſam, daß an den Monumenten eines ſo ungeheueren Ländercomplexes, wie die Islamdomination ſie umfaßte, unmöglich eine völlig übereinſtimmende Formſprache zum Ausdruck gelangen konnte. Ueberall machten ſich vielmehr die alten Ueberlieferungen, auf welche die Araber bei den Einheimiſchen ſtießen, geltend, beiſpielsweiſe in gleichem Grade auf der pyrenäiſchen Halbinſel, wo ſie Spuren römiſcher Cultur begegneten und mit den Weſtgothen zuſammentrafen, wie in Perſien und Indien, wo die Erinnerungen der uralten Parſen- und Hinducultur mit Zähigkeit fortdauern.

Die hiermit in allgemeinen Zügen angedeuteten Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der islamiſchen Kunſt wurden nun mit Hinweiſen auf die reiche Serie photographiſcher Aufnahmen

in der weiten Verbreitungssphäre ihrer Denkmäler nach deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten verfolgt und dabei der Ausgang von Syrien und Palästina, insbesondere der großen Moschee zu Damaskus und der Omarmoschee zu Jerusalem genommen, die zum Theil aus alten byzantischen Sacralarchitekturen bestehen.

Zu einer mehr selbstständigen Entwickelung gedieh die Islamkunst in Aegypten, wo, bei allem Nachtönen des älteren heimischen Stiles, die Amru-Moschee zu Cairo schon den Beginn der Formen des Spitz- und Hufeisenbogens aufweist, Bildungen, die an der Moschee Ibn Tulun voll entwickelt erscheinen unter gleichzeitigem Hinzutreten des Kuppel- und Minaretbaues, welcher in der späteren Ausbildung zu Cairo mannigfache zierliche Blüthen trieb, wie in den Moscheen des Kalaun und des Hassan. Auf persischem Boden wurde des verschwundenen Glanzes der Bauwerke des Harun al Raschid zu Bagdad und des Muhammed Jemin zu Gasna gedacht, die Einwirkung der Sassanidenkunst auf die Abassidenarchitektur hervorgehoben und an den Bauten zu Ispahan der bunte Farbenschimmer und im Flächenornament der eigenartig persische Blumenstil charakterisirt. Als Sammelpunkt der Islamkunst in Indien wurden die Bauwerke des alten und neuen Delhi geschildert und die Einwirkung der alten Kunst der Hindu auf das Kunstschaffen des Moslemgeistes bis tief nach Dekan verfolgt.

Aehnlich wie nach Osten hin in das Innere von Asien, zeigte der Gang der Betrachtung nun auch das Vordringen des Islam gegen Westen, zunächst längs des afrikanischen Littorale, wo der Halbmond nicht nur die Legionen der byzantischen Kaiser, sondern auch die Ureinwohner unterjochte, die nun ganz im arabischen Wesen aufgingen, eine Mischung, welche den Nachkommen (besonders den algerischen Stämmen) den wilden, unstäten Zug zurückließ, den die französischen Generäle wohl kannten, als sie im letzten Kriege zunächst die Turcos auf die deutschen Heeresabtheilungen losließen.

Das Eindringen der Araber in Spanien gab dem Vortragenden Gelegenheit zu einer Schilderung der hohen Culturblüthe, zu welcher die ehemaligen Wüstensöhne auch in diesem

Lande sich aufschwangen, besonders nach der Gründung des selbständigen Kalifates von Cordova durch den Ommayaden Abderhaman. Gleichwie damals der Ruhm der cordovanischen Universität durch ganz Europa sich verbreitete, so gedieh in der Hauptstadt am Guadalquivir auch die bildende Kunst zu hoher Anerkennung. Das nun folgende Bild der Kunstdenkmäler auf dem Boden Spaniens nahm mit Recht, als das uns zunächst gelegene reichste, den Schwerpunkt der Darstellungen ein. Die Fülle des Gegenständlichen, welche der Redner im Verlauf seines fast zweistündigen Vortrags gerade an dieser Stelle zu bewältigen hatte, und die dadurch für den Referenten erwachsene Schwierigkeit, den dargebotenen Reichthum der Anschauungen in Kürze zusammen zu fassen, mag es entschuldigen, wenn wir nur die Hauptmomente der spanischen Denkmälerschau hervorheben, welche vornehmlich bei der Moschee zu Cordova, dem Kalifenschloß Zara, bei der Puerta del Sol zu Toledo, bei der Giralda und dem Alcazar zu Sevilla verweilte, um sodann in der Schilderung der Architekturen von Granada, der Alhambra, dem berühmten Maurenschloß, insbesondere zu gipfeln, Monumente in welchen der sogen. maurische Stil herrscht, und welche den letzten künstlerischen Markstein bilden in dem Drama islamitischer Domination auf der pyrenäischen Halbinsel.

Von Spanien lenkte der Redner das geistige Auge der Versammlung nach Sicilien, wo die arabische Kunst die Kuba-Zisa- und Cefalubauten schuf und auf geraume Zeit hinaus so festen Fuß faßte, daß sie sogar auf die Kunst der Normannen (die Nachfolger der Saracenen auf der sicilischen Insel) einwirkte, wie an den Domen zu Palermo und Monreale, und selbst auf dem Festlande Italiens Spuren ihres Einflusses hinterließ, wie am Schloß Rufalo zu Ravello bei Amalfi, hoch über dem Golf von Salerno. Bei der lebhaften Schilderung dieser Denkmäler machte sich deutlich die persönliche Anschauung des Vortragenden fühlbar, besonders bei dem Hinweis auf die kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit der gesammten Monumentalwelt im glücklichen Campanien, die den denkenden und empfindenden Betrachter mächtig ergreife, wenn er von der

Terraſſe jenes Bergſchloſſes aus der griechiſchen Tempelgruppe zu Päſtum, der verſchütteten römiſchen Veſuvſtädte Pompeji und Hereulanum, der romaniſchen Dome zu Amalfi und Salerno, und der trotzigen Saracenenveſte gedenke, Werke, die dort nahe genug beiſammen liegen, um ihm das wechſelvolle Bild einer mehr als tauſendjährigen Kunſtentwicklung von monumentaler Herrlichkeit in raſcher Folge vor Augen zu führen.

Eine beſondere Epiſode bildete ein Streiflicht auf die Kunſt der Türken, als Erben der arabiſchen Kunſt. Die andauernde Rolle, welche der Spitzbogen auch im türkiſchen Kunſtſchaffen übernahm, gab dem Redner Veranlaſſung zu einem intereſſanten Vergleich des islamiſchen Spitzbogens mit dem abendländiſchen Spitzbogen als Conſtruetionsprinzip der Gothik, wobei die Frage nach dem zufälligen Auftreten der Spitzbogen-Form im Orient nicht verwechſelt werden dürfe mit der Frage nach dem Auftreten des Spitzbogen-Stiles, des Triumphes aller Conſtruetion, welcher für den abendländiſchen Kunſtgeiſt zu beanſpruchen ſei. Was an der arabiſchen Kunſt in erſter Linie hochbedeutend erſcheine, beſtehe nicht im Tektoniſchen, ſondern in ihrer Ornamentik, die denn auch ſchon früher im Kunſtgewerbe Anklang und Nachahmung gefunden habe. In dieſem Zuſammenhang wurden noch einzelne kunſtinduſtrielle Zweige hervorgehoben, darunter die ſaraceniſche Weberei, deren wohlthätige Einwirkung auf den modernen Geſchmack, namentlich in Sachen des Farbenverſtändniſſes wieder zu Ehren gekommen, in erfreulicher Weiſe im Wachſen begriffen ſei und zum Aufſchwung der Textilkunſt der Gegenwart mächtig beitrage.*)

Mag darum, ſo ſchloß der Redner, die orientaliſche Frage, welche jetzt die Welt bewegt und beunruhigend die Lage beherrſcht, eine Löſung finden, welche ſie wolle, mag die eroberungsſüchtige Lanze des Koſaken und Albions unausgeſetztes Vordringen im Orient über die grüne Prophetenfahne und den ſchneidigen

*) Dieſer Theil des Vortrages wurde illuſtrirt durch eine Reihe polychromer Tafeln aus dem artiſtiſchen Prachtwerk von Friederich Fiſchbach: Die Ornamente der Gewebe.

Damascener des Moslem ſiegen, und das Pfortenregiement dieſſeits wie jenſeits der Dardanellen untergehen: die Kunſt des Islam, ihre formen- und farbenſprühende Ornamentik zumal, wird auch mit einer Kataſtrophe nicht zu Grunde gehen; ſie wird fortleben, denn ſie iſt und bleibt eine Kulturthat, eine der edelſten und ſchmuckvollſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes.

---

2. Ueber den Fortſchritt im Lichte der Darwin'ſchen Theorie.

Den zweiten der angekündigten Vorträge hielt am 10. Februar Herr Profeſſor Dr. Ludwig Büchner aus Darmſtadt über das in der Ueberſchrift angegebene Thema. Wir entnehmen ſeiner Ausführung die nachſtehenden Einzelheiten.

Die Frage, ob die Thatſachen der Natur und Geſchichte erlauben, anzunehmen, daß ein ſteter (körperlicher wie geiſtiger) Fortſchritt ſtattfindet oder nicht, hat zu allen Zeiten denkende Geiſter beſchäftigt und iſt bereits in der verſchiedenſten Weiſe beantwortet worden. Es gibt ebenſo begeiſterte Anhänger, wie entſchiedene Leugner des Fortſchritts. Es gibt auch eine Mittelpartei, welche den Fortſchritt in einzelnen Dingen oder Richtungen anerkennt, in andern dagegen leugnet. Die Wahrheit liegt, wie in allen menſchlichen Dingen, in der Mitte, nur hat bis jetzt der Schlüſſel des Räthſels gefehlt. Dieſer Schlüſſel darf jetzt als gefunden betrachtet werden, und zwar zum großen Theile durch den Einfluß der berühmten Darwin'ſchen Theorie und durch die Erkenntniß der Geſetze, welche den Entwicklungsgang der untergegangenen Organismen-Welt geregelt haben und noch regeln, und welche ganz analog denjenigen ſind, welchen auch der Gang der Menſchheitsgeſchichte folgt. Und dieſe Aufklärung iſt um ſo wichtiger, als grade in der Geſchichte der Erde und der untergegangenen Organismen-Welt jene Gegenſätze der Anſchauung bis jetzt am Schroffſten hervorgetreten ſind.

Redner ſchildert nun im Einzelnen die Gründe, welche von den Anhängern, wie von den Gegnern der Fortſchritts-Theorie

aus den paläontologiſchen Thatſachen und Forſchungen hergeleitet worden ſind, und welche bald Fortſchritt, bald Rückſchritt, bald einen, wie es ſcheint, regelloſen Formenwechſel erkennen laſſen. Ganz dieſelben Gründe hat man auch bei Beurtheilung der Fortſchrittstheorie in der Menſchheitsgeſchichte geltend gemacht und darauf hingewieſen, daß neben großen Fortſchritten eben ſo große Rückſchritte oder Stillſtände ſtattgefunden haben oder nachweisbar ſind. Der Fehler der ganzen Beurtheilung liegt nun darin verborgen, daß man bisher immer, ſowohl in der Natur, wie in der Geſchichte, den Fortſchritt als eine einfache, von Stufe zu Stufe voranſchreitende Reihe auffaſſen zu müſſen geglaubt hat, während in Wirklichkeit die Verhältniſſe ganz anders liegen, und während vielmehr der Fortſchritt ſich aus einer ganzen Anzahl nebeneinander herlaufender Reihen zuſammenſetzt, von denen ſich eine über die andere erhebt — ähnlich den Zweigen eines weitäſtigen Baumes, welche, wenn auch alle aus derſelben Wurzel entſpringend, doch in ihrem weiteren Wachsthum die verſchiedenſten Stadien eines im Ganzen aufſteigenden Entwicklungsganges repräſentiren. Einzelne Zweige ſterben ab, andre bleiben ſtehen, andre wieder ſtreben ſtetig nach oben. Daher kann es auch nicht erſtaunen, wenn im Laufe der Erdgeſchichte einzelne Thier- oder Pflanzenkreiſe, nachdem ſie eine ſolche Stufe der Entwicklung erklommen hatten, zurückgegangen oder ſtehen geblieben ſind, um anderen, höher ſtrebenden und ihrer Anlage nach zu höherer Entwicklung befähigten Kreiſen Platz zu machen. Ebenſo ging es in der Menſchheitsgeſchichte, wo ebenfalls große Reiche, mächtige Völker, hochgeſteigerte Civiliſationszuſtände zu Grunde gehen oder ſtehen bleiben mußten, um auf der Stufenleiter des Fortſchritts durch andere, zu höherer Entwicklung beſtimmte Zweige der großen Völkerfamilie abgelöſt zu werden — ſo daß nicht von einer einfach aufſteigenden Reihe, ſondern vielmehr von einer Verſchiebung der Fortſchrittslinie nach Rechts oder Links geſprochen werden muß. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß neuere Forſchungen die erſten Anfänge der Organismen-Welt, wie der großen Menſchheits-Familie in immer weitere Fernen und immer un-

vollkommenere Zustände verfolgen lassen, so daß die früher angenommene, verhältnißmäßig hochgradige Entwickelung dieser Anfänge der Fortschritts-Doktrin nicht mehr im Wege steht. Die organische Bevölkerung der Erde hat sich mit Hülfe sehr, sehr langer Zeiträume aus den einfachsten und unvollkommensten Anfängen bis zu ihrer heutigen Höhe entwickelt; ebenso wie sich auch die gegenwärtige Menschheit im Laufe von Hunderttausenden von Jahren, von denen keine Geschichte Kunde gibt, nach und nach aus einem rohen, thierähnlichen Barbarenthum bis zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgehoben hat. Wenn dabei einzelne culturlose Rassen oder Völker auf der Stufe der ursprünglichen Wildheit mehr oder weniger stehen geblieben sind, so beweist dieses ebensowenig gegen den Fortschritt im Großen und Ganzen, wie die unveränderte Fortdauer einiger niedrigen oder unvollkommenen Typen der Thier- oder Pflanzenwelt durch alle geologischen Zeiträume hindurch. Auch für jene Formenkreise der organischen Natur, welche, wie z. B. die Beutelthiere oder Schnabelthiere Neuholland's oder manche Fischformen, eine gewisse Höhe der Organisation erreichen, dann aber längere Zeit unverändert stehen bleiben, bietet die Geschichte ein deutliches Analogon in dem großen Reich der Mitte (China), dessen in ihrer Art hochgesteigerte Civilisations-Entwickelung uns heute keine Achtung mehr abnöthigt, weil sie eine stehenbleibende, gewissermaßen verknöcherte geworden ist.

Man hat oft den Fortschritt mit einer aufsteigenden Spirallinie verglichen, wobei sich der Gang derselben in scheinbar rückläufigen, aber doch stets über einander emporsteigenden Windungen langsam nach oben bewegt — oder auch mit einer aufsteigenden Zickzack-Linie, wobei stetig Vor- und Rückschritte mit einander abwechseln, wobei aber doch das Ganze einen aufwärts strebenden Gang einhält. Beide Bilder geben eine falsche Vorstellung, weil sie immer den Gedanken einer zusammenhängend fortschreitenden Linie festhalten. Weit besser eignet sich für einen solchen Vergleich das bereits gebrauchte Bild eines mächtig aufstrebenden Baumes mit weiter Verzweigung, wobei jeder Ast für sich weiter wächst, aber doch nur, nachdem er

ſeinen Urſprung aus dem gemeinſamen Stamm und Wurzelſtock genommen, und wobei das Ganze mit ſeiner höchſten Spitze oder Entwicklung alles Uebrige überragt. Auch Darwin gebraucht dieſes Bild mit Vorliebe, um ſeine Entwicklungstheorie daran zu erläutern, wobei er die heutigen Thier- und Pflanzen-Arten den grünen und knospenden, die erloſchenen oder erlöſchenden den älteren und abſterbenden Zweigen vergleicht. Viele Zweige ſind abgefallen oder verdorrt; einige aber wachſen weiter und geben ſelbſt wieder Zweige ab. Auch der deutſche Darwin, Profeſſor Häckel in Jena, erläutert ſeine Abſtammungs-Theorien durch ſogenannte Stammbäume.

Jedenfalls kann man behaupten, daß die Geſetze des Fortſchrittes in Natur und Geſchichte dieſelben ſind, und daß der Geſchichts-Fortſchritt im Grunde nichts Anderes, als eine einfache Fortſetzung des Natur-Fortſchritts iſt — wobei allerdings durch das Auftreten des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kraft ein ganz neuer und höchſt wirkſamer Faktor hinzugekommen iſt. Von dieſem Augenblick an vollzieht ſich der Fortſchritt mehr auf geiſtigem, ſtatt, wie früher, auf größtentheils körperlichem Gebiet. Allerdings kennt auch das Thier einen geiſtigen Fortſchritt; aber er tritt doch ſehr hinter dem körperlichen zurück, während bei dem Menſchen das Gegentheil der Fall iſt.

Wenn nun unter dieſen Umſtänden der Fortſchritt als ſolcher oder im Großen und Ganzen nicht wohl geleugnet werden kann, ſo müſſen wir uns doch auf der andern Seite geſtehen, daß derſelbe, wenn wir ihn an dem Maaßſtab unſres eignen kurzen oder kleinen Lebens meſſen, unendlich langſam vor ſich geht, und daß jeder, auch der kleinſte Schritt, den Natur oder Geſchichte nach Vorwärts thun, durch unzählige Leichenhügel bezeichnet wird. Aber was bedeutet der Begriff „Zeit" im ewigen Laufe der Begebenheiten! Der Menſch geizt mit der Minute, weil er ſein Ende täglich und ſtündlich vor ſich ſieht. Aber im Gang der Welt-Entwicklung bedeuten Millionen Jahre nicht mehr, als für uns Minuten oder Sekunden.

Uebrigens iſt dabei nicht zu vergeſſen, daß der Fortſchritt um ſo raſcher vor ſich geht, je höher hinauf er kommt, und daß

gewiſſermaaßen eine ſteigende Verdichtung des Cultur-Princips ſtattfindet, während umgekehrt die Neigung zur Stabilität oder zum Stillſtand um ſo größer wird, je älter, einfacher und urſprünglicher die Verhältniſſe ſind. Daher dürfen wir uns nicht verwundern, wenn heutzutage der Fortſchritt eines Jahrhunderts denjenigen von Jahrtauſenden aus früherer Zeit aufwiegt, und wenn wir bemerken müſſen, daß in vorhiſtoriſcher Zeit Hunderttauſende von Jahren ohne deutlich bemerkbaren Fortſchritt verlaufen konnten, während gegenwärtig faſt jeder neue Tag etwas Neues bringt. Grade ſo hat es ſich auch mit der untergegangenen Organismenwelt verhalten, welche in den Primär- oder Anfangs-Zeiten nur verhältnißmäßig ſehr langſam voranſchritt, während nach Erreichung des Wirbelthier-, noch mehr aber des höchſten oder Säugethier-Typus die voranſchreitende Umwandlung einen ſchnelleren und immer ſchnelleren Gang annahm.

Freilich wird man ſich hier die wichtige Frage vorlegen müſſen, wohin denn dieſer Fortſchritt ſchließlich führen wird oder zu führen beſtimmt iſt? Redner bekennt, darauf keine genügende Antwort geben zu können; er glaubt nur, nach Analogie des Vorhergegangenen annehmen zu dürfen, daß wir im großen Ganzen noch in den erſten Anfängen, gewiſſermaßen in den Kinderſchuhen der Cultur und Civiliſation, ſtehen, und daß wir zur Zeit vielleicht noch keine Ahnung davon haben, was der Menſchengeiſt in ſeiner weiteren Entwicklung noch Alles zu leiſten berufen ſein wird. Freilich habe die neuere Naturforſchung nachgewieſen, daß die Erde als Einzelweſen einem ſchließlichen, wenn auch in noch ſo weiter Ferne liegenden Untergange geweiht ſei, und daß damit Alles Große, Edle und Schöne, was die Menſchen jemals geleiſtet oder gedacht hätten, in den Schooß ewiger Vergeſſenheit verſinken werde. Da aber ein ſolches Schickſal in unberechenbarer Ferne liege, ſo möge der Freund des Fortſchritts ſich einſtweilen noch an dem Gedanken laben, daß die Menſchheit als ſolche in ſtetem Voranſchreiten nach den großen Zielen von Wahrheit, Wiſſenſchaft und Vernunft begriffen ſei, und daß jeder Einzelne, bewußt

oder unbewußt, viel oder wenig, ſchon durch ſein bloßes Daſein an der Erreichung dieſes großen Zieles mitarbeite. Daß aber der Wahrheit der ſchließliche Sieg bleiben müſſe, ſei ſo gewiß, wie es gewiß ſei, daß der Tag auf die Nacht folge.

---

3. Die älteſten Repertoireſtücke der Frankfurter Schaubühne (von 1546 bis 1630).

Am 10. Februar 1884 hielt Frau E. Mentzel den dritten der beſchloſſenen Vorträge, der ſich mit einer bemerkenswerthen Periode aus der älteren Geſchichte der Frankfurter Bühne beſchäftigte.

Nachdem die Vortragende eine kurze Ueberſicht über die Entwickelung der dramatiſchen Kunſt gegeben und namentlich der verſchiedenen dramatiſchen Aufführungen gedacht hatte, welche in Frankfurt während des Mittelalters ſtattgefunden, fuhr ſie in der folgenden Weiſe fort:

Als die Reformation wie ein erfriſchender Morgenwind in die dumpfe Atmoſphäre der erſten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts hineinbrauſte, entſtand in Frankfurt eine Pauſe im dramatiſchen Leben, die erſt dann ihren Abſchluß finden ſollte, als der Sturm der neuen Bewegung ſich einigermaßen in den Gemüthern gelegt und Rath und Bürgerſchaft der wichtigen Glaubensfrage gegenüber eine einigermaßen beſtimmte Stellung eingenommen hatten. Ein Menſchenalter liegt zwiſchen der Aufführung des letzten Myſteriums und der Darſtellung des erſten Schauſpiels, welches ein proteſtantiſcher Dichter abgefaßt und ein „teutſcher Schulmeiſter" Mathis Reuter oder Reiter mit Hülfe ſeiner größeren Schüler und der mittlerweile zu einem ſtarken Halt des jungen Glaubens gewordenen Zünfte 1545 hier auf dem Römerberge zur Darſtellung brachte.

Der Verfaſſer dieſes Stücks, „ein geiſtlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuſchen Frawen Suſannen", iſt der humaniſtiſche Gelehrte Paul Rebhuhn, der Freund Luthers und Melanchthons. Da dieſer Mann mit einer umfaſſenden Bildung den Sinn für die Veredlung des Volksthümlichen in der Dicht-

kunſt zu paaren verſtand, ſo überragte ſein Drama alle derartigen gleichzeitigen Werke ſo zu ſagen um Haupteslänge.

Die bekannte bibliſche Hiſtorie iſt in demſelben von Rebhuhn nach den Regeln der Antike und mit einer ſicheren Empfindung für das dramatiſch Wirkſame aufgebaut und mit überraſchenden Zügen pſychologiſcher Wahrheit und Feinheit ausgeſtattet worden. Die Handlung des Dramas iſt in fünf Akte gegliedert, jedem derſelben folgen metriſche Chöre, welche eine ähnliche Aufgabe haben, wie die Chöre im griechiſchen Drama, oder richtiger vielleicht, wie die über den dargeſtellten Vorgang reflectirenden Chöre in Schillers Braut von Meſſina.

Die Bürgerſpiele, welche von der Mitte bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts in Frankfurt aufgeführt wurden, nahmen ihre Darſteller hauptſächlich aus den Zünften der Schuhmacher und Buchdrucker, den bedeutendſten Stützen der Reformation und fortſchreitenden Volksbildung. Ihren höchſten Gipfelpunkt erreichten die Bürgerſpiele in dem 1579 im Rahmhof von einigen Geſellen aufgeführten Spiel „Die geduldig und gehorſam marggräfin Griſelda, ein komödie in fünf Akten mit 13 Perſonen von Hans Sachs.“ Den Stoff zu dieſer Komödie nahm der poetiſche Nürnberger Schuhmacher aus der letzten Novelle des Boccaccio im Dekamerone. Griſelda iſt die Tochter eines armen Landmannes in Piemont, die Markgraf Walther von Saluzzo ihrer anmuthigen Schönheit wegen zur Gemahlin erkor. Nachdem beide mehrere Jahre vermählt ſind, kommt der Markgraf auf den Gedanken, Griſelda's Treue und Demuth prüfen zu wollen. Er erſinnt auch verſchiedene, man möchte ſagen, ſehr grauſame und unmännliche Proben. Nachdem er ihre beiden Kinder ſcheinbar hat bei Seite ſchaffen laſſen, gebietet er ihr endlich, wegen ſeiner anderweitigen Vermählung zu ihrem Vater zurückzukehren. Griſelda murrt nicht und fügt ſich demüthig dem Willen ihres Gemahls, der nach ſolchen Beweiſen genugſam von ihrer Aufopferungsfähigkeit überzeugt iſt, ihr die todtgeglaubten Kinder zuführt und ſie wieder in alle ihre Rechte einſetzt.

Der Stoff iſt vielfach von italieniſchen und deutſchen Dichtern

zu dramatiſchen Werken benutzt worden, in den 30er Jahren unſeres Jahrhunderts am erfolgreichſten von Halm in ſeinem rührſeligen Drama Griſeldis.

Der erſte deutſche Bearbeiter der Griſelda und früheſte Dramatiker unſerer Literatur, in deſſen Dichtungen wir zwar kein unmittelbares Hereinziehen der Zeit und ihrer Intereſſen nachweiſen können, eröffnet der inzwiſchen zur Ehre geſchichtlichen Bewußtſeins herangereiften Nation auf dem Gebiete des Dramatiſchen eine neue unerſchöpfliche Fundgrube von Stoffen, Charakteren und Situationen. Hatte man ſeither einestheils in dem Miſterium den von theologiſcher Einbildungskraft künſtlich verklärten oder verzerrten Menſchen und anderntheils in dem meiſt mit einem Zuge derber Gemeinheit ausgeſtatteten Faſtnachtſpiel die läppiſche oder lächerliche Karikatur des wirklichen Individuums geſehen: ſo wurde durch Hans Sachs der volle wahre Menſch mit dem ganzen Umfang ſeiner Leidenſchaften und folgerichtigen Kämpfe fortan ein Gegenſtand der dramatiſchen Dichtkunſt und Darſtellung.

Trotz dieſes Verdienſtes dürfen wir aber das Talent des Nürnberger Poeten, deſſen dichteriſche Begabung ja unangefochten daſteht, keineswegs überſchätzen. Hans Sachs gehört nicht zu jenen bedeutenden Geiſtern, welche die Kämpfe des Jahrhunderts in ihren eignen Kämpfen wiederſpiegeln, und in deren einzelnen perſönlichen Entwicklungsphaſen die Zeit ſelbſt nach ihrer Neugeſtaltung ringt. Er lebte nur in einer großen von dramatiſchen Elementen gleichſam durchwühlten Epoche, und der Genius des Fortſchritts, der ſeine Ideen im Drama der Literatur wie im Drama der Weltgeſchichte nicht immer durch die großartigſten Geiſter durchzuſetzen weiß, wählte ihn ſelbſt zum unbewußten poetiſchen Dolmetſcher der gewaltigen Strömungen des Reformationszeitalters. Immerhin freilich bleibt es das unſterbliche Verdienſt des Nürnberger Meiſterſingers, dieſelben völlig in ſich aufgenommen und in naiver Begrenzung zu dichteriſchem Ausdruck gebracht zu haben.

Sämmtliche dramatiſchen Werke des Hans Sachs, und ſo auch die 1579 hier aufgeführte Griſelda, ſind eigentlich nur

dialogiſirte Scenen, ohne einen bedeutenden Mittelpunkt, ohne einen erhebenden oder ſpannenden Lebensnerv. Obgleich er nach dem Muſter der vielfachen Ueberſetzungen des Terenz ſeine dramatiſchen Stoffe in Akte eintheilte, alſo die organiſche Gliederung des dramatiſchen Sujets in unſere Literatur einführen half und ſogar ſchon zwiſchen Komödie und Tragödie unterſchied, ſo zeigt ſich bei ihm doch noch eine ſolche Unkenntniß in den Anfangsgründen der dramatiſchen Technik, daß man ſich nicht genug über den Umſchwung wundern kann, den er mit ſeinen geringen Mitteln auf dem Gebiete der dramatiſchen Dichtkunſt herbeizuführen berufen war.

Was in ſeinen Werken beſonders zündete, und was auch die Frankfurter 1579 derartig ergriff, daß die Vorſtellung der Griſelda im Rahmhofe wiederholt werden mußte, das war die treuherzige Natürlichkeit und tiefſinnige Einfalt, in welcher der geſunde Sinn und das Herz des Volkes ihr geläutertes Echo fanden.

Die Aufführung des letzten Bürgerſpieles am 20. Februar 1594 fällt ſchon in eine Zeit, in welcher die erſten Berufskomödianten die dramatiſche Kunſt in Frankfurt bereits einer neuen Entwicklungsphaſe entgegengeführt hatten.

Beim Ueberblicken dieſes intereſſanten Wendepunktes muß man über die wahrhaft logiſche Conſequenz des Fortſchritts erſtaunen, welche gerade in dem Augenblick, als die Bürgerkomödie anfing amuſante Nebenbeſchäftigung zweifelhafter Perſonen zu werden, die ausgeſtreuten dramatiſchen Keime zur Weiterförderung anderen berufsmäßigen Pflegern anvertraute.

Wir müſſen hier von der Schilderung jenes ungebundenen Lebens und Treibens der fahrenden Theſpisjünger abſehen, die, von dem Weltruf der Frankfuter Meſſen angezogen, vom Ende des XVI. bis zum dritten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts ihre Künſte theils in Buden am Main, theils in den Ballenhäuſern hieſiger Gaſthöfe aufführten. Wir haben es hier mit dem Repertoire jener wandernden Truppen und vor allem mit dem der engliſchen Komödianten zu thun, die jedenfalls ſchon bei ihrem erſten Aufenthalt in Frankfurt, in der Herbſtmeſſe

1592, die Stücke ihres berühmten Landsmannes Christopher Marlow aufgeführt haben werden.

Dieser geniale Dichter, der in der englischen Literatur mit seinen beiden Zeitgenossen Kyd und Green eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die Klinger, Lenz und Wagner in der Sturm- und Drangperiode der unsrigen, war ein unmittelbarer Vorläufer Shakespeares und behandelte schon 1588 denselben Stoff in einer wirkungsvollen Tragödie, aus dem beinah 200 Jahre später Goethe seinen unsterblichen „Faust" bildete.

Trotz der eifrigsten Forschungen hat bis jetzt nicht aktenmäßig festgestellt werden können, ob schon 1592 „Die tragische Historie von Dr. Faust" von Christopher Marlow in englischer Sprache hier aufgeführt worden ist, allein die neuesten Forschungen über die in jenem Jahre hier aufgetretene, unter der Leitung eines gewissen Robertus Braun stehenden englischen Komödiantenbande und einige Andeutungen zeitgenössischer Autoren lassen kaum noch einen Zweifel an dieser Annahme aufkommen.

Ein Rathschluß, welcher diesen Komödianten in der Herbstmesse 1593 unter der Bedingung wieder die Bewilligung zum Darstellen ihrer Aktiones gibt, daß sie von den Jungen nicht so viel nehmen sollten wie von den Alten, weist darauf hin, daß ihre Vorstellungen von der Frankfurter Jugend sehr zahlreich besucht wurden. Dies geht auch aus anderen gleichzeitigen Quellen hervor, welche ebenfalls berichten, daß die „Singerkünste und barwarisch Verdrehungen zum ergetzen nach denen blutigen tragödias" beitragen sollten.

Unter diesen „barwarischen Verdrehungen" sind Equilibristenkünste zu verstehen, welche die englischen Komödianten um so mehr als Lockspeise anzupreisen genöthigt waren, als dem deutschen Publikum für die in fremder Sprache gegebenen Stücke gewissermaßen eine Entschädigung geboten werden mußte. Zu diesen beiden Zugmitteln kam noch die außerordentlich gute Vertretung des komischen Elementes, welches in den damaligen englischen Stücken durch den lustigen Narren Jahn — den Ahnherrn einer ganzen Narrensippe — repräsentirt wurde.

Obgleich sich jedoch ihre Aufführungen des allgemeinsten Beifalls erfreuten, sahen sich die englischen Komödianten noch vor dem Beginne des XVII. Jahrhunderts genöthigt, solche Stoffe für ihre darzustellenden Stücke zu wählen, deren bekannter Gegenstand dem Publikum das Verständniß für die in fremder Sprache gegebenen Vorstellungen erleichterte. So zeigen die Führer der Truppe dem Rathe der Stadt Frankfurt unter anderem an, daß sie „die Comödia von Abraham und Loth und vom Untergang von Sodom und Gomora beneben anderen Künsten" zur Darstellung bringen wollen.

Ehe wir das Repertoire der englischen Komödianten weiter in's Auge fassen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Aufführungen selbst werfen.

Die ältesten theatralischen Spiele, die Misterien, wurden unter freiem Himmel theils auf großen bretternen Gerüsten, theils auf öffentlichen Plätzen aufgeführt. Anfangs, als der Gegenstand der Darstellungen noch einen bescheidenen Umfang hatte, waren nur Geistliche die Akteurs, nachdem jedoch ganze Schaaren von Engeln, Heiligen, Juden und Martyrern auf die Bühne gebracht wurden, reichten natürlich die Geistlichen nicht mehr aus, da mußten Laien mithelfen, meistens religiöse Vereine oder Bruderschaften, die sich, wie hier in Frankfurt, oft eigens zu diesem Zwecke vereinigten. Neben diesen wirkten aber auch gewerbsmäßige umherziehende Gaukler und lustige junge Gesellen mit, welche das komische Element vertraten und die langathmigen trockenen Reden der Hauptfiguren im Misterium durch ein in die feierliche Handlung eingeschobenes heiteres Zwischenspiel unterbrachen. Die Dauer der Vorstellungen betrug meistens ein paar Tage; doch giebt es auch geistliche Spiele, deren Aufführung eine Woche in Anspruch nahm. Meistens folgte einer solchen ein großes Zechgelage oder Banket, welches die Bürgerschaft den betreffenden Darstellern zur Belohnung gab. Hier in Frankfurt, wo die Vorstellungen sehr großartig gewesen sein müssen, gab der Rath stets aus seinem Keller zu der lustigen Nachfeier einen erklecklichen Beitrag.

Was nun den scenischen Apparat zu den Bürgerspielen

anlangt, ſo muß man ſich ihn ſo primitiv als möglich denken. Die Bühne war ein einfaches nicht ſehr hohes Gerüſte, welches zuweilen mit Tuch belegt war und bei Aufführungen im Freien wegen des Schalles oft eine bretterne Rückwand bekam.

Die Aufführungen der hieſigen Bürgerſpiele waren lange nicht ſo großartig, wie die der Miſterien, deren decorative Ausſtattung durch den reichen Vorrath von koſtbaren kirchlichen Gewändern, welche die drei hieſigen Stifter und beſonders das Bartholomäusſtift für die heilige Sache herliehen, äußerſt prunkvoll geweſen ſein muß.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß die Frauenrollen im geiſtlichen wie im Bürgerſpiel und auch noch lange Zeit in den Aufführungen der berufsmäßigen Komödianten von jungen Männern dargeſtellt worden ſind. So können wir ſicher annehmen, daß die ehrſame Frau Suſanna von einem der größeren Schüler des Mathis Reuter, und daß die geduldig und gehorſam Markgräfin Griſelda — um einen techniſchen Ausdruck der engliſchen Komödianten zu gebrauchen — von einem „feinartig fraulichen Junggeſell" gegeben wurde. In Hinſicht des Koſtüms dürfen wir uns die Erſtere in der Tracht der Patricierfrauen des XVI. Jahrhunderts, die Letztere in einem ihrer Rolle ſchon mehr entſprechenden Kleide vorſtellen. Die Anweiſungen, welche Hans Sachs in der Griſelda in Bezug auf das Koſtüm der einzelnen Rollenvertreter gibt, waren den Frankfurter Geſellen gewiß nicht entgangen, wenn natürlich in dieſer frühen Epoche unſeres Theaters auch noch nicht im Entfernteſten von hiſtoriſcher Koſtümtreue die Rede ſein kann.

Was nun die Bühne der engliſchen Komödianten anlangt, ſo muß dieſelbe, einem alten Holzſchnitt zufolge, aus einem größeren vorderen und einem kleineren hinteren Theil, Brügge oder Brücke genannt, beſtanden haben. Beide Räume waren weniger breit als tief und durch einen zurückziehbaren Vorhang geſchieden. Ueber dieſem ſeitlich auseinander gehenden Vorhang erhebt ſich ein zeltartiger Aufſatz, aus deſſen Oeffnung der Kopf eines Clown hervorſieht. Dies möchte eine Andeutung dafür ſein, daß ſelbſt dieſer kleine Raum bei den Darſtellungen nicht

unbenutzt blieb. Couliſſen und eine Vordergardine oder Vorhang finden ſich auf dem Bilde noch nicht, ſtatt deſſen hängen fahnenartig einige Stücke Zeug von der Decke herab. Dieſe Stoffe hatten jedenfalls die Beſtimmung, die Tageszeit anzukündigen, in welcher ſich der auf der Bühne dargeſtellte Vorgang abſpielte. Wenigſtens bedeuteten in dem 1576 in London errichteten Blackfriarstheater, in dem Shakeſpeares Stücke zuerſt aufgeführt wurden, hellblaue von der Decke herabhängende Tücher, daß es Tag, graue, daß es Dämmerung und ſchwarze, daß es völlig Nacht ſei.

Am Rande und gerade in der Mitte des vorderen Theils der Bühne iſt auf einem mäßig hohen Brett ein Täflein angebracht, deſſen Inſchriften die Aufgabe hatten, das Publikum mit dem Ort der dargeſtellten Handlung bekannt zu machen. Ein Wechſel dieſer Inſchriften genügte alſo vollſtändig, um die willige Phantaſie der Zuſchauer die größten Sprünge von Norden nach Süden und umgekehrt machen zu laſſen. Das Publikum ſaß um die an drei Seiten freie Bühne herum; doch wird es hier gerade ſo geweſen ſein wie in den Theatern Londons, wo das Parterre oder der ſogenannte Hof mit ſeinen Stehplätzen den Hauptzuſchauerraum bildete.

Einige Bemerkungen in den Stücken aus jener Zeit deuten darauf hin, daß die engliſchen Komödianten auch ſchon die Tapeten angewendet haben, welche ihre Bühne zu den Seiten und im Hintergrunde abſchloſſen. Wenn wir dieſe ſceniſche Vervollkommnung noch hinzurechnen, ſo haben wir, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Abänderungen, die Bühneneinrichtung der Wandertruppen für einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren.

Gaben nun die engliſchen Komödianten bis 1597 ihre Vorſtellungen in Frankfurt nur in engliſcher Sprache, ſo können wir doch den Nachweis liefern, daß in der Herbſtmeſſe dieſes Jahres bereits deutſche Stücke hier aufgeführt worden ſind. Damals ſpielte eine Truppe unter Leitung eines John Sackeville in Frankfurt, deren Mitglieder theils Deutſche, theils Niederländer waren. Dieſelben hatten, wie auch ihr Führer, früher in den Dienſten des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig

gestanden und jedenfalls die dramatischen Werke des fürstlichen Dichters in seinem Theater in Wolfenbüttel aufführen helfen.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ist der erste deutsche Dramatiker, in dessen Werken sich die von den englischen Komödianten gegebenen Anregungen und Einflüsse genau nachweisen lassen. Freilich mangelt seinen Stücken die Stärke der Leidenschaften, das Verständniß für die Zeichnung dramatischer Charaktere und Situationen, überhaupt alles Ergreifende, woran die englischen Vorbilder überreich waren. Da der Herzog nicht den feinfühligen Takt des Genies besaß, übertrieb er das Blutige in's Maßloseste und behandelte heikle Punkte mit einer unleugbaren Rohheit, um nicht zu sagen Bestialität der Empfindung.

Die komische Figur in den Schauspielen des Herzogs — eine Nachahmung des englischen Clowns — führt meist den Namen Johann oder John Bouset. Dieser Narr redet durchgehends eine besondere Sprache, deren Grundelement zwar Holländisch, aber mit plattdeutschen und englischen Reden vermischt ist. In der bevorzugten Verwendung des Holländischen für die Rolle dieser wichtigen Figur liegt ein fast untrüglicher Hinweis auf den Weg, den der ursprünglich englische Clown durch die Niederlande zu uns genommen.

Von den zehn Stücken des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig sind sicher zwei am Ende des XV. und auch im ersten Decennium des XVI. Jahrhunderts hier in Frankfurt zur Aufführung gekommen. Es sind dies „Die Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht" und die „Komödie von Vincentius Ladislaus".

Da wir nun keine ganz bestimmten Nachrichten über die Aufführung dieser Stücke haben, sei hier nur erwähnt, daß die Truppe des Thomas Sackeville von hier nach Nürnberg reiste und ohne Frage den größten Einfluß auf den dort lebenden dramatischen Dichter Jacob Ayrer ausübte.

Oder sollte es ein merkwürdiger Zufall sein, daß der Nürnberger Gerichtsprokurator in seinem fünften, 1598 geschriebenen Stück „Von den römischen Historien der Stadt Rom" die frühere Bezeichnung für den Lustigmacher fallen läßt und ihn in diesem

Stück zum erstenmale Jahn Posset, also John Bouset nennt?! Letzteres ist nicht glaublich, und das um so weniger, als bis jetzt keine andere Verbindung nachgewiesen und der berühmte Truppenführer und Darsteller der lustigen Figur in den Rathsprotokollen und Bürgermeisterbüchern der freien Stadt Frankfurt immer Thomas Sackeville, alias Jahn Bouset oder Posset genannt wurde.

Die künstlerische Verbreitung dieser Spezialität in der großen Gattung der typischen Theaternarren drängt hier zu einer besonderen Bemerkung über die komischen Figuren in den altenglischen Stücken. Wir finden in denselben zwei Spezies der Possenreißer, den Jahn und den Clown, welche die Stammväter einer langen Reihe von Lustigmachern geworden sind. Der Jahn entspricht dem geistreichen witzigen fool bei Shakespeare, der Clown ist ein bäurischer Tölpel, der mehr lächerlich als komisch ist und die nüchterne und hausbackene Komik des Lebens vertritt.

Lessing schreibt in einem Briefe an Eschenburg im Jahre 1774, daß für den englischen Clown das deutsche Wort Rüpel das entsprechendste sei, auch August Wilhelm von Schlegel hat in seiner Uebersetzung des „Sommernachtstraums" für die Handwerker, diese eigentlichen Clowns, dieselbe treffende Bezeichnung gewählt.

Da Deutschland keinen würdigen Nachahmer Shakespeares aufzuweisen hatte, ist es begreiflich, daß die damaligen Dramatiker mehr die Eigenschaften des gröberen Clown, der bei uns anfangs den Titel „Wursthäusel" erhielt, als die des geistig geschmeidigen Jahn cultivirten. Der John Bouset des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig ist ein Mittelding zwischen Jahn und Clown. Er zeigt hie und da einen gesunden Mutterwitz, aber er hat nicht den geringsten idealistischen Anflug und artet oft in die roheste Tölpelei aus.

Je mehr wir uns dem Beginne des 30jährigen Krieges nähern, desto mehr sinkt die lustige Figur der deutschen Stücke in den tiefen Pfuhl bodenloser Gemeinheit hinab. Es ist eine rohe wüste Gesellschaft, diese Pickelhäringe, Hanswurste, Jack

Puddings, Jean Potage, und welche Namen sie außerdem noch alle führen mögen. Der berühmte Historiker und Publicist Justus Möser hat deßhalb vollständig Recht, wenn er behauptet, daß in jener Epoche das Entarten der komischen Volksfigur mit dem Herabkommen der Sitten und Bestrebungen des deutschen Volkes vollkommen gleichen Schritt gehalten habe.

Daß aber schon gleich nach dem Erscheinen der englischen Komödianten in Deutschland der komischen Figur eine große Wichtigkeit beigelegt wurde, beweist unter Anderem eine Stelle in einem Frankfurter Meßgedicht aus dem Jahre 1597. In denselben wird schon zwischen dem Jahn und dem Wursthänsel ein Unterschied gemacht und der Meisterschaft des Ersteren im Komischen und seiner charakteristischen Tracht ausführlich gedacht.

Obgleich ein positiver Anhaltspunkt dafür nicht vorhanden, ist doch nicht daran zu zweifeln, daß wenigstens von der Truppe des Thomas Sackville, die von hier aus ihre Kreuz- und Querzüge nach dem Süden und Westen von Deutschland unternahm und ganz sicher in Nürnberg schon in jener Zeit spielte, dort und hier Stücke von Jacob Ayrer aufgeführt worden sind. Es ist zu merkwürdig, daß der Nürnberger Dramatiker gerade im Jahre 1598, also nach dem Aufenthalte der Truppe des Thomas Sackville in dieser Stadt, eine außerordentliche Productivität entfaltet, und daß es in der 1618 unter dem Titel »Opus theatricum« erscheinenden Ausgabe seiner Werke heißt, „es sei in den Stücken Alles nach dem Leben angestellt und man könne es auf die neue englische Manier persönlich agiren und spielen." Außerdem läßt sich an den großen und starken Affekten, mit denen Ayrer arbeitet, an der brennenden und blutgierigen Leidenschaft vieler seiner Gestalten und an der oft sehr lebhaft bewegten Aktion vielmehr der englische Einfluß als die ja auch in mannigfaltiger Beziehung, besonders in der Form der Stücke, zu Tage tretende Nachwirkung seines poetischen Vorgängers, Hans Sachs, erkennen.

Es ist schon viel über das Verhältniß Shakespeare's zu Ayrer geschrieben und gesprochen und sogar die kühne Hypothese aufgestellt worden, daß der große Brite in Deutschland gewesen

ſei und hier die Ayrerſche Komödie „von der ſchönen Sidea“ geſehen oder geleſen habe, deren Grundidee er zum Gegenſtande ſeines Schauſpiels „Der Sturm“ verwendete.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Shakesſpeare jemals in Deutſchland war, ſehr vieles aber ſpricht dafür, daß der berühmte Thomas Sackeville, der in den Jahren 1605 oder 1606 für eine Zeit lang nach London zurückgekehrt ſein muß, den engliſchen Dichter mit den dramatiſchen Werken des Nürnberger Gerichtsprokurators bekannt machte. Es iſt das um ſo eher anzunehmen, als um 1609 Shakeſpeare und Sackeville kurze Zeit gemeinſam am neuerrichteten Globetheater wirkten, und die Abfaſſung des Sturmes etwa zwei oder drei Jahre ſpäter erfolgt ſein ſoll.

In den beiden erſten Decennien des XVII. Jahrhunderts haben wir drei große Haupttruppen in's Auge zu faſſen, welche abwechſelnd in Frankfurt ſpielen und von hier aus ihre Streifzüge bis nach Oeſterreich hin unternehmen. Es ſind dies die Komödianten und Muſikanten des Landgrafen Moritz von Heſſen, ferner eine von den Höfen in Berlin und Dresden kommende Truppe und ſchließlich eine dritte Geſellſchaft, deren Kern ſich aus Hofkomödianten des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig gebildet hatte. Der Beſtand dieſer Truppen und die Namen ihrer Führer wechſeln natürlich, auch laſſen ſich verſchiedene Abzweigungen von denſelben durch die Akten des Frankfurter Stadtarchivs deutlich nachweiſen.

Von dem Beginne des neuen Jahrhunderts an ſpielen die fahrenden Komödianten nicht mehr in Buden am Main, ſondern in geſchloſſenen Lokalitäten. Als die erſten derſelben ſind der Gaſthof zur Sanduhr und Herrn Martin Bauers Behauſung auf der Zeil zu bezeichnen. Die letztgenannte Lokalität, welche einen großen verdeckten Hof gehabt haben muß, befand ſich auf dem Platze des heutigen Kaffee Müller (Zeil 30), die Sanduhr iſt beim Durchbruche der Schnurgaſſe nach der Judengaſſe abgebrochen worden. Sie hatte große Räumlichkeiten, welche von hinten an den Geſthof zum Krachbein jetzt „König von England“ ſtießen.

Daß die engliſchen Komödianten ſich eines ſehr zahlreichen Zuſpruchs erfreuten, beweiſt neben der außerordentlichen Mühe, die ſie ſich ſtets um die Erlangung der Spielerlaubniß in Frankfurt gaben, die mehrmalig erfolgte obrigkeitliche Beſtimmung des Eintrittsgeldes zu ihren gewöhnlich um 3 oder ½4 Uhr beginnenden Vorſtellungen. Im Jahre 1601 ordnet der Rath an, daß ſie „ſunſten 8 heller und vff den gengen — alſo im Parterre — nur 4 heller nehmen durften", welche Verfügung gleichzeitig auch den Beweis liefern möchte, das es damals hier ſchon, wie in den Theatern Englands, höhere und niedere Plätze gab.

Die Spielerlaubniß iſt in dieſer Zeit noch immer ſtreng an die Dauer der Meſſen gebunden, und es wurde jedes Anſuchen der Komödianten, früher anfangen oder nachher noch einige Vorſtellungen geben zu dürfen, vom Rathe Frankfurts ſtets ſehr nachdrücklich abgewieſen.

Trotz eifrigſten Nachforſchens hat ſich in den Akten des hieſigen Archivs keine genaue handſchriftliche Notiz über die Aufführungen der engliſchen Komödianten in den erſten Jahren des neuen Jahrhunderts finden laſſen. Aber eine Mittheilung aus dem Archiv von Nördlingen ergänzt gewiſſermaßen dieſen Mangel und beſtätigt außerdem, daß ſchon um 1604 Shakeſpeare'ſche Stücke in deutſcher Sprache von den engliſchen Komödianten aufgeführt worden ſind.

Im Januar dieſes Jahres wendet ſich eine Truppe an den Rath der freien Reichsſtadt Nördlingen und bittet „in deutſcher Sprach vndt zierlichem Habit den Zuhörenden ſunderlich aber der Jugendt zur Forcht vndt Ehr Gottes, auch gehorſamen ihrer Eltern, feine Exempla fürſtellen, gebrauchen laſſen, als nemlichen;

1. Aus dem Buch Danielis 6. Capitel,
2. vonn der kheuſchen Suſanna,
3. voun dem verlohrenen Sohn,
4. voun dem weißen vrhteil Carolj des hertzogen Aus Burgundt,
6. vonu Thisbes vnndt pyramo,

7. von Romeo vnndt Julitha,
8. vonn Annabella eines hertzogen Tochter von Ferrara,
8. vonn Botzhario (?) einem Alten Römer,
10. vonn Vincentio ladislao Satrapo a Mantua."

Der Umstand, daß außer dem letztgenannten bereits erwähnten Stück noch zwei Werke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, nämlich die Dramen „vonn der kheuschen Susanna" und „vonn dem verlorenen Sohn", zu diesem Nördlinger Repertoire gehören, legt die Vermuthung nahe, daß die Mitglieder jener Gesellschaft wenigstens theilweise in den Diensten des kunstsinnigen Fürsten gestanden haben müssen. Es kann deshalb kaum ein Zweifel darüber auftauchen, daß dieselbe identisch ist mit den in den beiden Messen des Jahres 1604 hier spielenden Hofkomödianten des dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sehr befreundeten, später sogar verschwägerten Markgrafen Christian von Brandenburg.

Das Schauspiel von Thisbes und Pyramo, dessen Gegenstand ja durch Shakespeares Sommernachtstraum allgemein bekannt ist, ist jedenfalls die gleichnamige Tragödie von Samuel Israel, welche 1604 auch in Münster aufgeführt wurde. Bemerkt sei über dieses Werk nur, daß es ein sehr großes Personal verlangt und durch einen symbolischen Vorgang eröffnet wird.

Venus tritt auf, um zu berichten, daß sie zwei Menschen in Liebesnoth bringen wolle und gibt hiernach dem Cupido den Auftrag, daß er den Pyramus mit einem Pfeil verwunden solle. Auch im zweiten Akt erscheint Venus wieder und erzählt, daß Cupido bereits einen Pfeil auf Pyramus abgeschossen habe, und daß nun auch Thisbe an die Reihe kommen solle. Bald danach gibt Thisbe dem Geliebten durch Aufhängen einer Laterne ein Zeichen. Es spielt sich nun eine lange Liebesscene zwischen beiden ab, in der zuletzt Pyramus ein Lied „vom Urtheil des Paris" singt. Dann trennen sich die Liebenden, und es folgt im vierten Akt die traurige Katastrophe des Stückes. Nach dem Tode von Pyramus und Thisbe halten Waldnymphen einen Klaggesang und dann kommt noch ein fünfter Akt, in welchem sie im

Walde gefunden und zum König und der Königin gebracht werden.

Ueber mehrere der angegebenen Stücke des Nördlinger Repertoires hat sich in den spärlich fließenden literarischen Quellen keine Mittheilung gefunden; doch wird dieser Mangel einigermaßen durch die Thatsache ausgeglichen, daß schon in einer so frühen Epoche des deutschen Theaters eines der herrlichsten Werke Shakespeare's, wenn auch in gewiß verkümmerter deutscher Bearbeitung auf die Frankfurter Schaubühne gebracht wurde.

Den Grundstock des Repertoires der drei früher genannten Gesellschaften hat kürzlich Dr. Johannes Meißner in Wien in seiner verdienstvollen, für unsere Darstellung mehrfach verwertheten Monographie „Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich" theilweise festgestellt.

Danach steht es zweifellos fest, daß der Führer der brandenburgisch-sächsischen Gesellschaft, der berühmte englische Comödiant John Spencer, in der Ostermesse 1614 und der Herbstmesse 1615 dieselben Stücke hier zur Aufführung brachte, welche durch seine Truppe 1611 am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, 1613 vor dem Kaiser Matthias und dem versammelten Reichstag zu Regensburg und etwas später am kurpfälzischen Hofe in Heidelberg dargestellt worden sind.

Es lassen sich von dem Spencer'schen Repertoire etwa sieben Stücke mit Sicherheit nachweisen. Dazu gehören folgende: „Philole", „Marianne", „Celide", „Sedea", „Die Zerstörung von Troja", „Die Zerstörung von Constantinopel" und endlich „Vom Türken".

Zwei von diesen Stücken rühren ohne Zweifel von deutschen Autoren her, wenn auch die Vermuthung nahe liegt, daß sie für die englische Darstellungsmanier an Form und Inhalt etwas zurecht gestutzt worden sind. „Sedea" ist jedenfalls Jacob Ayrers bereits früher erwähnte „Schöne Sidea" und die Zerstörung von Troja Hans Sachsens Tragödie „Die Zerstörung der Stadt Troja".

Einen starken Halt findet diese Annahme in der im Juni

1613 in Nürnberg unter großem Volkszulauf stattgehabten Aufführung dieser beiden Stücke. Der Nürnberger Chronist, welcher erzählt, daß „diese und andere Historien mehr neben zierlichen Tänzen, lieblicher Musika und anderer Lustbarkeit in guter teutscher Sprache, in köstlicher Mascarade und Kleidungen in seiner Vaterstadt" agiret und gehalten worden sind, erwähnt zwar nichts von der Autorschaft des Hans Sachs und Jacob Ayrers, doch muß man dies dem Umstande zuschreiben, daß in jener Zeit der Dichter dramatischer Werke bei deren Aufführung völlig in den Hintergrund trat.

Auf den erhaltenen Theaterprogrammen findet sich niemals der Name des Dichters des aufzuführenden Stückes, auch in einem 1620 erschienenen Sammelwerk englischer Comödien und Tragödien in deutscher Sprache sind die Namen der betreffenden Autoren oder Uebersetzer nicht genannt worden.

Ein so naives Publikum, wie das deutsche damals war, hatte, um mit Gutzkow zu reden, „in seiner stumpfseligen Harmlosigkeit im Allgemeinen noch kein Bedürfniß nach derartiger Wissenschaft", was natürlich nicht ausschließt, daß die bekannte dichterische Bedeutung der beiden Nürnberger Poeten, besonders die Popularität des Hans Sachs, in ihrer Vaterstadt gewiß viel zu dem außerordentlich zahlreichen Besuch jener Vorstellungen beitrug.

Von vier Stücken des Speneer'schen Repertoires, von „Philole", „Mariane", „Celide" und „vom Türken" sind wir so gut wie ohne weitere Nachricht; von dem Werke des Hans Sachs sei nur erwähnt, daß in ihm der großartige historische Vorgang der Zerstörung von Troja mit der bekannten naiven und sorglosen Leichtigkeit des Nürnberger Meistersingers und ohne jegliche technische Rücksicht auf Zeit und Ort behandelt ist.

In der schönen Sidea handelt es sich etwa um folgenden Thatbestand. Ludolf, Fürst in Littau und Leudegast, Fürst in der Wiltau, fordern einander beim Beginn der Komödie durch eine schriftliche Meldung heraus. Ludolf wird geschlagen und bittet um Gnade, worauf ihm Leudegast unter der Bedingung das Leben schenkt, daß er mit seiner Tochter Sidea das Land

verlaſſe und nur ſo viel mit ſich nehme, als er und ſeine Tochter zu tragen vermöchten. Ludolf aber trachtet danach ſich zu rächen. Er hat einen weißen Stab mit ſich genommen und gibt ſich, als wir ihn mit der ſchönen Sidea allein ſehen, als Zauberer zu erkennen. Er beſchwört den Teufel Rundifall, und dieſer antwortet ihm auf ſeine Fragen, er werde bald den Sohn ſeines Feindes einfangen können.

Dieſer Sohn mit Namen Engelbrecht müſſe dann ſo lange in Ludolfs Dienſtbarkeit ſtehen, bis er wieder zu ſeinem Vater zurückkehren werde. Als Engelbrecht erſcheint, wird er denn auch alsbald durch Ludolfs Zauberſtab überwältigt. Später muß der gefangene Prinz dann am Hofe Ludolfs unter Sideas Befehl Dienſte thun, ſogar einige Klötze Holz tragen und niederlegen.

Aber die ſchöne Tochter ſeines Feindes hat Anderes mit dem Gefangenen im Sinn; ſie will ihre Gewalt über ihn zu einer gemeinſamen Flucht aus der drückenden Einſamkeit benutzen. Ohne jegliches Bedenken fragt Sidea den Prinzen, ob er einverſtanden ſei, ſie zu entführen. Gleichzeitig macht ſie ihm auch in unumwundener Weiſe den Antrag, daß er ſeine Freiheit wieder haben ſolle, wenn er ſie zur Gemahlin nehmen würde.

Engelbrecht geht auch auf Sidea's Wünſche ein, und beide entfliehen. Die Flüchtigen machen nun verſchiedene Abenteuer durch, kommen aber ſchließlich glücklich an den Hof des Leudegaſt, wo durch die Vereinigung der beiden Kinder auch eine Verſöhnung der feindlichen Väter herbeigeführt wird.

Die derb gezeichnete, hie und da ſogar etwas plumpe Geſtalt der ſchönen Sidea hält nicht den entfernteſten Vergleich aus mit der wunderbar anmuthigen Miranda in Shakeſpeare's Sturm, in deren Weſen, wie Auguſt Wilhelm von Schlegel ſo treffend ſagt, die Phantaſie des Dichters die edelſten Elemente ſchöner Weiblichkeit aufgelöſt hat.

Was nun das letzte Stück des Spencer'ſchen Repertoires „Die Zerſtörung von Conſtantinopel" anlangt, ſo iſt daſſelbe offenbar identiſch mit der „Türkiſchen Triumph Comödia", welche Spencer im Jahre 1611 zur Belehnungs- und Huldigungsfeier ſeines Herrn, des Kurfürſten Johann Sigismund von Branden-

burg, in Königsberg aufführte. Es war dies ein für die damalige Zeit ganz großartiges Ausstattungsstück, zu welchem der Kurfürst den Comödianten kostbare, mit Silber und Gold besetzte Kleider, schöne blaue, schwarze und weiße Stoffe zu Wolken, verschiedene Schnitzwerke, allerlei Malereien und sonstige Zuthaten anfertigen ließ. Spencer hatte jedenfalls von seinem Herrn die Erlaubniß erhalten, diese Requisite auf seinen Wanderzügen gebrauchen zu dürfen.

In den Bittschriften an den Rath der Stadt Frankfurt spricht er nämlich oft „von den Zugehörungen zur ausstaffierunk und großen präparation seiner Comödien und Historien, so sunsten noch niemahlen in dieser berühmten Stadt gesehen und auf mehreren Rüstwäglin (Packwagen) anhero gebracht wurden."

Auf diese wichtigen Hülfsmittel zur Verschönerung seiner Stücke und auf seine aus 35 Mitgliedern, aus 19 Comödianten und 14 Musikanten bestehende Truppe scheint denn auch Speneer nicht wenig stolz gewesen zu sein. In seinen Eingaben an den Rath, in denen er wegen Erhöhung des Eintrittsgeldes nachsucht, zieht er für sich sehr günstige Vergleiche zwischen seiner und anderen Gesellschaften und hebt noch ganz besonders hervor, daß er zu seinen Aktiones auch noch viel andere Mannsbilder brauche, denen er ihr Gethu meist kostbarlich vergüten müsse. Diese Mannsbilder stellten jedenfalls das Volk oder die Kriegsscharen in der Zerstörung von Constantinopel und Troja vor, welche beide Stücke, wie sich noch aus anderen aktenmäßigen Quellen schließen läßt, an Massenseenen, natürlich in kleinerem Stil wie heut zu Tage, sehr reich gewesen sein müssen.

Trotz seiner dringenden Vorstellungen erhielt aber Speneer vom Rathe den Bescheid, daß er bei Strafe von 100 Thalern keinen Batzen, sondern nur einen Albus Eintrittsgeld nehmen dürfe. Er blieb aber dennoch in Frankfurt und spielte unter einem Andrang des Publikums, der keine Ebbe in seine Kasse kommen sondern ihn vielmehr die glänzendsten Geschäfte machen ließ.

Interessant und zugleich höchst drollig sind einige aktenmäßige Notizen, welche für den starken Andrang zu Spencer's Vorstellungen in den Lokalitäten der Sanduhr zeugen. Da wird

einmal einem armen gſell wegen argem Gedrück in dem Gang ſein neu Wämsle in Lappen zerriſſen, da werfen ſich zwei Weiber im Streit um einen guten Platz bei den „Seitenſchyllen" alle begangenen Sünden vor, und da endlich entſteht aus ähnlichen Gründen vor dem Gerüſt (alſo der Bühne) zwiſchen allerlei Geſindlein eine — um genau den Akten zu folgen — „traktirliche Balgerei, genannt Knufferei."

Auch der erſte feindliche Angriff der Kirche gegen die immer mehr Anſehen in Frankfurt erhaltende Schauſpielkunſt erfolgte in jener Zeit. Einige Prädikanten erhoben drohend ihre Stimme gegen den übermäßigen Beſuch der engliſchen Komödien und ſuchten in verſchiedenen Bittſchriften an den Rath ausdrücklich auf den „ſchempirlichen und meſchanten Einfluß ſolcher merderiſchen und juxigen Aktiones" hinzuweiſen.

In einem 1615 hier erſchienenen Gedicht „Ein Diseurs von der Frankfurter Meſſen etc.", deutet der Verfaſſer in unverhüllter Ironie ebenfalls an, daß die Leute lieber zu den engliſchen Comödianten als zu den Prädikanten in die Kirche gingen. Er meint, ſie ſtünden lieber 4 Stunden und hörten den Erſteren zu, als daß ſie nur eine Stunde ruhig auf die Predigt in der Kirche lauſchen möchten.

Ein deutlicher Seitenhieb auf die nicht gerade bedeutende rhetoriſche Begabung der damaligen Herrn Prädikanten dürfte vielleicht in den Verſen liegen, daß die Leute in der Kirche

Flux einſchlaffen auf ein hart banck,
Dieweil ein ſtund in felt zu lang.

Uebrigens iſt es ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß Spencer gerade in einem Jahre Stücke mit volksthümlichen Aufſtänden und Kämpfen hier unter großem Andrang des Publikums aufführte, in welchem Frankfurt kurz vorher ſelbſt ein Schauplatz tief erſchütternder ähnlicher Vorfälle geweſen war. In jene Zeit fällt nämlich die das Frankfurter Gemeinweſen heftig erſchütternde Revolution, welche man gewöhnlich nach dem Namen ihres Hauptführers den Fettmilch'ſchen Aufſtand nennt. Gerade im Auguſt des Jahres 1614, alſo ganz kurz vor den erſten Vorſtellungen Spencer's, ſpielte Fettmilch ſeinen letzten

Treffer aus und plünderte in wahrhaft bestialischer Weise die Judengasse.

In den Verordnungen, welche der Rath Frankfurts in den ersten beiden Decennien des XVII. Jahrhunderts den englischen Comödianten gab, dokumentirt sich das geringe Ansehen des damals für unehrlich gehaltenen Schauspielerstandes oft in höchst komischer Weise.

Nur mit solchen Thespisjüngern, die von einflußreichen deutschen Fürsten oder vom Kaiser selbst empfohlen waren, gingen die hochweisen und hochedlen Häupter der alten Reichsstadt aus diplomatischen Gründen behutsamer um.

Daß die darstellende Kunst nun nicht mehr die gebührende Anerkennung fand, ist neben dem vagabundenähnlichen Leben ihrer Angehörigen auch vielfach der zweifelhaften Gesellschaft zuzuschreiben, in der sie in jener Zeit oft auf Jahrmärkten, Volksfesten und auch auf den Frankfurter Messen erschien. Herumreisende Schwindler, Storger, Zahnbrecher und Operateure suchten durch die Aufführung einer Komödie in ihrer Bude das Publikum heranzulocken und für ihre betrügerischen Bestrebungen zugänglicher zu machen. So tritt z. B. in der Ostermesse 1622 ein später entlarvter Schwindler hier auf, der den hochtönenden Namen Claudius D'aguaviva führt und sich einen italienischen Medicus nennt.

Er verkaufte allerlei Arzneimittel und Schönheitswasser, schlug Ader, schnitt böse Geschwüre auf und zog Zähne aus. Während und nach diesen Prozeduren wurde den Patienten „zur Danksagung und recreirung des Gemüths eine liebliche Musica und Comödia nach Art der alten Römer auf Italienisch vorgespielt."

In den Buden der Zahnbrecher, deren viele in Frankfurt auftauchten, muß immer ein furchtbarer Lärm gewesen sein; denn der Rath sah sich mehrfach genöthigt, Verordnungen „zum Unterdrücken des übermenschlichen Geschreys" zu erlassen. Gleichzeitig erhielten aber auch die englischen Comödianten den Bescheid, daß sie sich aus Rücksicht auf die Pestkranken des unmäßigen Trommelschlagens enthalten sollten.

Dies Gebot des Rathes der Stadt Frankfurt drängt zu einer kurzen Bemerkung über die damalige Ankündigungsart der Vorstellungen.

Die neuesten Forschungen haben zwar ergeben, daß auch schon in jener frühen Epoche der deutschen Bühne Theaterzettel für den Anschlag an Häuser gedruckt wurden, allein die hauptsächlichste Publikation für das Volk bestand doch wohl in den Umzügen der Comödianten durch die Straßen der betreffenden Stadt. Sie legten bei dieser Gelegenheit ihre auffallendsten Kleider an, machten an jeder bemerkenswerthen Stelle Halt und verkündeten, nachdem der Trommler und der Trompeter ihre Instrumente zu Jedermanns Gehörlichkeit dreimal stark gerühret und geschmettert, den Namen des Stückes und darauf sehr kurz aber lockend den Inhalt desselben.

Mehr als von dieser rhetorischen Leistung scheinen sich jedoch, einem alten Holzschnitt zufolge, die Umstehenden von den Grimassen angezogen gefühlt zu haben, mit denen der gewöhnlich berittene Wursthänsel die Ankündigung des Stückes zu begleiten pflegte.

Bemerkenswerth für uns ist noch das Repertoire der fürstlich hessischen Comödianten unter Leitung eines gewissen Grün. Dieser Truppenführer, der mit seinem Mitdirektor Robertus Braun in der Ostermesse 1607 hier Vorstellungen gibt, führt Februar des folgenden Jahres vor dem Hofe in Graz zehn Stücke auf, die bei der damaligen Beschränktheit des Repertoires ganz sicher auch in Frankfurt bei seinen früheren oder späteren Aufenthalten zur Darstellung gekommen sind. Es sind dies folgende Stücke:

1) Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte.

2) Die Comödie vom verlorenen Sohn.

3) Von einer frommen Frau von Antwerpen.

4) Von dem Doktor Faustus.

5) Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebt hat.

6) Niemand und Jemand.

7) Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel.

8) Vom Juden.

9) Von den zwei Brüdern König Ludwig und König Friedrich von Ungarn, worin der König Friedrich Alles erstochen und ermordet hat.

10) Von einem König von Cypern und einem Herzog von Venedig.

Zu diesen zehn Stücken ist noch die 1607 von der Truppe Greens kurz vor ihrer Abreise nach Frankfurt aufgeführte Komödie von einem König von Schottland zur Vervollständigung des Repertoires hinzuzuzählen. Nach den beiden Helden derselben, einem englischen Prinzen und einer schottischen Prinzessin, welche gegenseitig in die Hände ihrer miteinander Krieg führenden Väter gerathen, wird die Komödie auch „Serule und Astrea" genannt. Dieses Stück und noch drei andere des Repertoires, nämlich „Die Komödie vom verlorenen Sohn", ferner „Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel" und schließlich die lustige Komödie „Von Jemand und Niemand" sind in dem bereits erwähnten 1620 erschienenen Sammelwerk englischer Komödien und Tragödien in deutscher Sprache vollständig erhalten.

Die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn war ein Lieblingsstoff der dramatischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts. Was diesem Stück besonders bei dem gewöhnlichen Volk zu einem großen Erfolg verhalf, war der Umstand, daß der Hanswurst die Hauptrolle darin spielte und sich im zweiten Akte mit einem Heiligen und zwei Teufeln herumprügeln mußte.

Die Komödie von „Fortunatus" war schon auf der altenglischen Bühne sehr berühmt. Auch Hans Sachs hat den durch die zauberhafte Umhüllung damals sehr populären Stoff als „Fortunatus Wunschseckel" bearbeitet. Das vierte der genannten Stücke, die Komödie von „Jemand und Niemand" ist eine handgreifliche, aber sehr volksthümliche und gut begründete Satire. Die Personen in demselben sind die beiden Grafen Marsianus und Carniel, die Könige Arcial und Ellidor mit ihren Gemahlinnen, ferner die allegorischen Figuren: Jemandt; Niemandt; Nichts; Garnichts; Niemandts-Diener und Niemandts-

Jung. Die beiden Könige werden abwechselnd vom Throne vertrieben, nach welchen Schicksalsschlägen der Parasit immer die gestürzte Königin schmäht und quält. Dazwischen klagt der nichtswürdige „Jemand" den ehrlichen und in Wirklichkeit ganz unschuldigen und harmlosen „Niemand" aller nur denkbaren Laster an. Tieck hat diese Komödie, in welcher altenglische Geschichte und Allegorie sehr glücklich gemischt sind, als eines der bemerkenswertheſten Stücke aus jener Zeit hingestellt und sie mit Recht einen Entwurf von großer Kühnheit und voll von dramatischer Lebendigkeit genannt.

Ueber die Komödie „Von einer frommen Frau von Antorf" (Antwerpen) verlautet weiter nichts, als daß sie, „sehr fein und züchtig gewest" sein soll. Da dies Stück am katholischen Hofe zu Graz so wohl gefiel und eine fromme Frau zur Heldin hatte, so halten es einige Forscher für identisch mit der „Märtyrerin Dorothea" von Massinger. Grün gab dieses Stück im Juni 1626 in Dresden, also auch jedenfalls kurz vorher in Frankfurt während seiner von so großem Erfolg begleiteten Kunstthätigkeit in der Ostermesse desselben Jahres.

Was den Inhalt des Stückes: „Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte" betrifft, so behandelt er die Beziehungen der Dame Jane Shore zu dem englischen Könige Eduard IV. Shakespeare gedenkt mehrmals in Richard III. der Geschichte dieser Frau, die zwei seiner Zeitgenossen um 1600 für die Schauspieler-Gesellschaft des Lord Worcester dramatisch bearbeiteten. Jedenfalls war dies Stück von Henry Chettle und John Day das Prototyp der deutschen Bearbeitung.

Ueber das Stück „Von einem König von Cypern und einem König von Venedig" ist ebenso wie über die Komödie „Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebte" kaum etwas Zuverlässiges bekannt. Meißner nimmt zwar mit großer Sicherheit an, daß dies Stück der erst 1636 im Druck erschienene „Großherzog von Florenz" von Massinger und von dem Letzteren eigens für die Grazer Feierlichkeiten der während des Faschings 1698 erfolgten Verlobung der Erz-

herzogin Magdalena mit dem Erbgroßherzog von Florenz, einem Cosimo von Mediei, geschrieben worden sei. Allein trotzdem diese Hypothese sich auf einige augenfällige Wahrscheinlichkeiten stützt, halten sich doch Gründe und Gegengründe ziemlich das Gleichgewicht.

Was uns in dem Grazer Repertoire am meisten interessirt, sind schließlich die beiden Stücke von Shakespeares genialem Vorgänger: Der Jude von Malta und die tragische Historie vom Dr. Faustus. Also schon im ersten Deeennium des XVII. Jahrhunderts wurde das letztere Stück, dessen Umgestaltung zum deutschen Volksschauspiel für unsere Literatur eine so weitgehende Bedeutung gewinnen sollte, in deutscher Sprache in Frankfurt aufgeführt.

Je mehr wir uns dem dreißigjährigen Kriege nähern, desto reicher werden die Vorstellungen der wandernden Komödianten an Greuel- und Schauderseenen aller Art. Beim Ueberblicken der noch vorhandenen dramatischen Literatur jener Epoche drängt sich einem wahrhaft der Gedanke auf, daß die Dichter eine Art Vorgefühl der nun kommenden schrecklichen Zeit hatten und einzig nur an die barbarische Versunkenheit und die geheime Blutgier im Volke appelliren wollten. Dem Inhalt der Dichtung entsprach auch die krasse, oft ungeheuerliche Darstellung. Um eine recht grausige Wirkung zu erzielen, wurden bei den in den Stücken vorkommenden Hinrichtungen oder Mordthaten an die betreffende Körperstelle mit Blut gefüllte Blasen angebracht, die, wie eine Regiebemerkung in einem dieser Machwerke sagt, „im rechten Momentus geschicklich und zu jedermanns Erketzlichkeit zerschnitten werden sollten". Denkt man sich nun noch die schamlosen unzüchtigen Witze des Hanswurst oder Pickelhäring und ein paar gut ausgeführte Equilibristenkünste dazu, so hat man im Allgemeinen ein richtiges Bild von den theatralischen Genüssen vor und während des dreißigjährigen Krieges. Auch die Komödiantenbanden verwilderten immer mehr, und wenn Shakespeare den Hamlet sagen läßt: „Die Schauspieler sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik ihres Zeitalters", so findet dieser Ausspruch keinen zutreffenderen Beleg

als in den Wandertruppen der Zwanziger, Dreißiger und Vierziger Jahre des XVII. Jahrhunderts.

Rühmliche Ausnahmen ſind natürlich unter dieſen zu finden, und zu ihnen gehört vor Allem die Truppe des Johann Grün, die mitten im Gewoge des dreißigjährigen Krieges 1626 und 1628 Frankfurt, wie ihr Führer ſagte, mit Leib und Lebensgefahr wieder aufſuchte und damals ſicher vier Shakeſpeareſche Werke: „Romeo und Julia", „Lear", „Julius Cäſar" und „Hamlet" und auch das Marlow'ſche Stück „Die tragiſche Hiſtorie von Dr. Fauſt" wieder aufführte.

Noch einmal, ehe durch die Schlacht bei Nördlingen das endloſe Leidensgefolge des dreißigjährigen Krieges auf lange Zeit der Gegend von Frankfurt zugeführt wurde, ſpielte während der Oſtermeſſe eine wandernde Truppe im Gaſthof zum Wolfseck. Dann tritt bis zum Jahre 1649 im theatraliſchen Leben Frankfurts eine Pauſe ein, welche um ſo weniger zu beklagen iſt, als durch dieſelbe doch ſo lange als möglich jene elenden Gauklerbanden fern gehalten wurden, bei denen ein windiger Springer Romeo's holdſelige Geliebte und ein leichtlicher Cordendanzer den Prinzen Hamlet von Dänemark darſtellte.

In der Bittſchrift eines fahrenden Wanderprinzipals an den Rath der Stadt Frankfurt aus dem Jahre 1649 findet ſich die Stelle, daß er auch ein Stück wieder hier darſtellen wolle, das ſchon beinah 60 Jahre früher und ſeitdem zum öfteren in der alten Reichsſtadt unter großem Beifall aufgeführt worden ſei. Da in der betreffenden Tragödie eine Anzahl Teufel, „erſchröckliche Masquen" und viel Zauberei vorkommen ſollte, ſo möchte man ſie für den vielleicht etwas umgeſtalteten Marlowſchen Fauſt halten und in der gerade 100 Jahre vor der Geburt Goethes gemachten Bemerkung des Wanderprincipals einen neuen Halt für die Annahme finden, daß derſelbe bereits 1592 — wenn auch damals noch in engliſcher Sprache — hier aufgeführt worden ſei.

4. Klopſtocks Bedeutung für die deutſche Literatur.

Ueber dieſes Thema ſprach am 9. März Herr Profeſſor Dr. Otto Roquette aus Darmſtadt.

Die Einleitung ſeines Vortrags ſtellte das Verhältniß der Gegenwart und ihrer nicht in allen Punkten gerechtfertigten Ablehnung der Dichtungen Klopſtocks dar, im Gegenſatz zu dem unbedingten Entgegenkommen, ja der bis zur Vergötterung gehenden Verehrung, welche dem Dichter zur Zeit ſeines Auftretens dargebracht wurde. Die Auffindung der pſychologiſchen Urſachen für die begeiſterte Aufnahme, welche die erſten Geſänge des Meſſias fanden, bildeten den Uebergang zur culturhiſtoriſchen Darſtellung des deutſchen Lebens in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Wochen- und Monatsſchriften, von Leipzig und Zürich ausgehend, waren es, welche, bei ſehr verſchiedenen Kunſtprinzipien, eine größere Theilnahme an geiſtigen Regungen im Bürgerſtande weckten und zur Parteinahme aufforderten, als die Leipziger und Schweizer in Gegenſatz und bald in Kampf miteinander traten. Die Verſtandesrichtung der Leipziger (mit ihrem Haupte Gottſched) war es, welche die Litteratur beherrſchte und zugleich einen Druck auf die nationale Entwicklung übte, da ſie die Dichtung ganz in die Nachahmung der Franzoſen gezwungen hatte. Ein Dichter, der in ſeinem erſten Werke der Leipziger Kunſtregel widerſprach, bei dem die Innerlichkeit, Phantaſie, das Gemüthsleben, in bis dahin nie gehörter Macht zur Erſcheinung kamen, mußte den Widerſpruch der Leipziger Schule hervorrufen. Da ihn die Schweizer ſofort als den ihrigen erklärten, kam es zum literariſchen Kampfe, deſſen eigentlicher Mittelpunkt Klopſtocks Meſſias wurde. Der Sieg war nicht zweifelhaft, da ſich die jüngere Generation bereits von Gottſcheds Tyrannei losgeſagt hatte und nun dem Dichter des Meſſias begeiſtert zufiel. Aber es waren nicht allein die Jüngeren, es waren Alle, die ſich, endlich abgeſtoßen von der Leipziger Regelherrſchaft, nach einem tieferen Ergriffenwerden durch die Dichtung geſehnt hatten, und in erſter Reihe die Frauen, welche

Klopstocks Messias wie ein neues poetisches Evangelium empfingen. Das, was der Literatur bisher gefehlt hatte, im deutscher Geist aber verborgen gelegen, Gemüthsleben, Phantasie, Empfindung, war mit einmal erschlossen, wurde mit Entzücken empfangen und übte eine weit tragende Wirkung. Freilich brauchte Klopstock zur Vollendung seines Messias 25 Jahre, und diese lange Zeit blieb nicht ohne abschwächenden Einfluß auf die 20 Gesänge des Werkes. Mit Jugendbegeisterung begonnen und in gleicher Weise aufgenommen, verloren die nächsten Bände manche Anhänger, bis der vierte und letzte eine starke Enttäuschung hervorrief, da er als hinkender Bote einer bereits erschöpften Phantasie nachschleppte. Es handelt sich bei der Bedeutung des Messias nur um etwa die erste Hälfte der Dichtung. Die Begeisterung für diese aber war gerechtfertigt. Sie erweckte dem Dichter sofort eine Schule, deren Streben kräftig genug erstarkte, als daß der Schluß dem neuen Flügelschlage der Dichtung hätte Eintrag thun können. Die Bedeutung von Klopstocks Messias für die Zeit liegt nicht in der einheitlichen Durchbildung, die ein Gedicht erst zum Kunstwerk macht, sondern in der Persönlichkeit, in der Individualität des Dichters selbst, in seiner eigenartigen Natur. Freilich fehlt ihm gerade die nothwendigste Eigenschaft des epischen Dichters, die Kunst des Erzählens, der ruhigen Darstellung und Entwicklung einer Reihe von Begebenheiten. Das Epos, das antike vor allem, auf einer festen Grundlage der Handlung gebaut, läßt unbeirrt eine Begebenheit auf die andere folgen. Es hat nur Thatsachen im Auge, ohne sich mit Gedanken und Empfindungen aufzuhalten. Der Dichter steht unsichtbar hinter den Vorgängen, er kommt gar nicht in Rede. In der Messiade aber steht der Dichter in erster Reihe, er ist geradezu die Hauptfigur des Gedichtes. Er stellt fortwährend Reflexionen an; nichts kann vorübergehen, was ihm nicht Gelegenheit zu überströmenden Ergüssen der Empfindung darböte. Sein Gefühl spricht aus seinen Gestalten, er singt, er betet, er weint mit ihnen. Und während er seine Empfindungen darlegt, sogar das Unaussprechliche in Worte zu fassen sucht,

verlieren ſich die Thatſachen und Begebenheiten bis zur Unkenntlichkeit. Sein Schildern iſt ein ganz allgemeines, ohne alle Beſtimmtheit, die Umriſſe der Handlung oft bis zum Verſchwinden undeutlich. Je höher die Region, in welcher er etwas vorgehen läßt, deſto verſchwimmender wird alles, während er als Chorführer ſeiner Geſtalten die Hallelujahgeſänge anſtimmt. Allein über dieſe künſtleriſchen Mängel ſah die Generation hinweg, welche die Anfänge des Meſſias empfing. Ihr genügte die hochgeſpannte, ſtark ſubjektive Dichternatur, wie man noch keine kennen gelernt hatte, und von der man wähnte, daß ſie niemals übertroffen werden könnte.

Auf eine Wiedergabe des Inhalts des Meſſias mußte der Redner, bei der Planloſigkeit des Werkes verzichten, und konnte nur einige Umriſſe ziehen und einige Hauptzüge hervorheben. Die hauptſächliche Schönheit des Werkes liegt in den Epiſoden. Und da man von Klopſtocks Darſtellung, ohne ihn ſelbſt zu hören, keine Anſchauung gewinnen kann, las der Redner ein Bruchſtück einer ſolchen Epiſode vor, und zwar aus dem 13ten Geſange, nämlich die Vorgänge unter der römiſchen Wache am Grabe Jeſu, vor und nach der Auferſtehung, ſo wie das Erſcheinen und die Meldung des Hauptmanns Cneus in der Verſammlung der Richter, bis zum Selbſtmorde des Prieſters Philo, des erbittertſten Feindes Jeſu.

Auch in der Odendichtung Klopſtocks iſt es die Mannigfaltigkeit ausgeprägter perſönlicher Charakterzüge, welche einen nachhaltigen Einfluß übte. Ein gewaltiges Selbſtgefühl, ſtolzer Unabhängigkeitsſinn, hohes Bewußtſein der dichteriſchen Würde; daneben eine tiefe Innerlichkeit des Gemüthes, auch wohl bis zur Thränenſeligkeit; eine Verbindung von Gegenſätzen, welche ſich der geſammten Jugend mittheilte. Empfindſamkeit und ſtürmiſches Drängen nach Lebensbethätigung wurde durch Klopſtock die eigentliche Signatur der Zeit.

Revolutionär gegen das bisherige Regelweſen war auch Klopſtocks dichteriſche Form. Hatte er für den Meſſias als Vers den Hexameter gewählt, den in Deutſchland noch die Wenigſten nur zu leſen verſtanden, ſo goß er in der Lyrik ſeine

Empfindungen in die antiken Odenformen und in das elegiſche Versmaaß, welche er auch wohl in dichteriſchem Schwunge zerſprengte, um in dithyrambiſcher Regelloſigkeit zu ſingen. Bahnbrechend war er auch darin, ſowohl für die Sprache, deren Vielgeſtalt und Ausdrucksfähigkeit er zuerſt zeigte, wie für die Dichtung, indem er die antiken Formen mit deutſchem Geiſt erfüllte. Dieſer deutſch nationale Grundton klingt aus Klopſtocks Dichtungen überall hervor, und alle Empfindungen und menſchlichen Stimmungen ſind bei ihm darauf gegründet. Die natürliche Regung der Jugend, die Freundſchaft, tritt in ſeinen Oden mit ganzer Kraft und Reinheit auf; ſchüchterner und zarter die erſte Liebe; mächtig und fortreißend ſein Freiheits- und Vaterlandsgefühl. Wie wunderlich uns heute immerhin ſeine Bardenchöre in den drei ſeltſamen Dichtungen in dramatiſcher Form, die er „Bardiete" nannte, vorkommen, das Freiheitsgefühl und der patriotiſche Geiſt darin wirkten auf die Zeitgenoſſen doch ſehr mächtig. War Klopſtock doch, vor Schiller, der erſte, welcher mit ſolchen Mahnungen an das deutſche Gewiſſen pochte. Das perſönliche Unabhängigkeitsgefühl, den hohen Mannesſtolz, der ihn erfüllte, wünſchte er ſeiner Nation mitzutheilen. Vor der ſklaviſchen Nachahmung der Fremden mahnt er ſie abzulaſſen, und von deutſchem Geiſte durchdrungen zu ſingen. Die deutſche Sprache war ihm ein nationales Heiligthum (war ſie doch damals das einzige feſte Band, das die Nation äußerlich zuſammenhielt!) und er ſang ihr in einer ſeiner ſchwungvollſten Oden ein Preislied. Er weckte von Neuem Muth und Vertrauen, an die Tüchtigkeit des deutſchen Volkes zu glauben. Er erfüllte die Jugend mit friſchem Lebensgeiſt, lehrte ſie, die Feſſeln des Herkömmlichen zu zerbrechen, und die freie Menſchlichkeit und innerſte Natur männlich, geſinnungsvoll und kräftig walten zu laſſen. So erhielt durch ihn, mit der geſtählten Kraft, deutſches Leben und deutſche Sitte ein innerlich erhöhtes Daſein, um ſo reicher, als die durch ihn geweckte Empfindung alle menſchlichen Bande verſchönt und innerlich werthvoller gemacht hatte. In der Ordnung war es, daß die von ihm angeregte Jugend

bald jede Beschränkung von sich niederwarf und ihr Lebensgefühl auch wohl über Gebühr auszutoben liebte. Denn von Klopstock her leitet jene dichterische Revolution, die als „Sturm- und Drangperiode" in der deutschen Literatur bezeichnet wird, und aus der auch die Jünglinge Goethe und Schiller emporwuchsen.

5.

Am 30. März sprach Herr Dr. Wilhelm Jordan über eine interessante Erinnerung aus seinem Leben, für die er die Ueberschrift gewählt hatte:

„Meine erste Begegnung mit Schopenhauer."

Er begann mit einer Schilderung des Stilllebens, wie es in den Nachmittagsstunden in den Lesezimmern des alten Frankfurter Casino's zu herrschen pflegte.

Bis über die Mitte der 50er Jahre hat die Casinogesellschaft den ersten Stock des Eckhauses am Roßmarkt inne gehabt, das mit der einen Front nach der Hauptwache schaute, mit der andern etwas größern nach dem gegenüberliegenden Englischen Hof. In den Nachmittagsstunden blieben die weiten Räume gewöhnlich unbesucht. So habe Redner dann im Lesesaal ungestört bei der Lektüre sitzen oder liegen können. Höchstens Eduard Rüppel sei zuweilen erschienen, habe sich aber stets mit der Zeitschrift „Ausland" in einen der anderen Säle zurückgezogen. So oft er indeß länger als 4 Uhr sitzen geblieben sei, habe sich ein ihm unbekannter, sorgfältig und sauber, aber etwas altmodisch gekleideter alter Herr eingefunden, dessen Gestalt und hastige Bewegungen ihm das erste Mal einen an's Unheimliche streifenden Eindruck gemacht hätten. Obwohl die Statur nicht so tief unter Mittelhöhe zurückgeblieben, um schon zu den kleinen zu zählen, sei doch der Rumpf in dem fahlgrauen Rock beinahe verkümmert erschienen gegen den großen Löwenkopf über dem altmodischen großen Kragen von schwarzem Sammet. Der Mann habe sich keine Mühe gegeben, den Verdruß darüber zu verbergen, daß auch ein anderer die concurrenzfreien Stunden des Lesesaals endeckt habe. Die mächtige durch eine beginnende

Glatze erhöhte Stirn, umrahmt von weißem, an den Schläfen flügelartig abstehendem Haar, habe sich in krausere Falten gezogen, die buschigen mit etwas Grau untermischten Brauen sich über die glänzenden hellblauen Augen gesenkt und ein stechender Seitenblick errathen lassen, daß der breitgezogene große Mund die Unterlippe unter der Oberlippe wohl nur verberge, um dem Gedanken keinen Laut zu geben, der den Concurrenten hinwegwünschte. Mehrmals sei aber auch der hörbare Laut nicht unterblieben, wiewohl er sich auf ein halb innerliches Knurren beschränkt habe. Eines Tages jedoch habe sich dies bis zu einem sehr vernehmlichen Grunzen des Unwillens gesteigert, den er in raschem Vorübergehen, einen Augenblick stutzend ausgestoßen, als er in Redner's Hand die „Times" gewahrt, nach der er immer zuerst zu greifen pflegte. Redner habe sich nicht bewogen gefühlt, seinem unartikulirt angedeuteten Wunsche Folge zu geben; denn er habe immer noch nicht gewußt, wer Jener sei. Aber es habe ihn zu einer Erkundigung veranlaßt. Nach genauer Beschreibung habe ihm der verstorbene Bürgermeister Müller geantwortet: „Sie kennen noch nicht die Celebrität Frankfurts, den Philosophen Arthur Schopenhauer?" — Nicht lange darauf habe das Casino das Eckhaus an der Großen Gallusgasse und der Neuen Mainzerstraße gekauft und bezogen. Hier sei der Lesesaal bei Weitem kleiner gewesen; Beide hätten um die Hälfte näher sitzen müssen, obwohl Schopenhauer stets am entgegengesetzten Ende des Tisches Platz genommen, und wenn Jordan einmal später gekommen, dieser das Beispiel streng nachgeahmt habe. Diese Zurückhaltung scheine Schopenhauer behagt zu haben, und allmählich habe sich eine stumme Höflichkeit entwickelt. Schopenhauer habe den Anfang gemacht mit einer leichten Verbeugung, die der Andere niemals zu erwidern unterlassen hätte. Dann habe Jordan, wenn Jener ihn mit der „Times" getroffen, das Blatt lautlos mit einem Bückling vor ihn auf den Tisch gelegt. Das erste Mal sei dessen dankendes, stummes Kopfnicken, begleitet gewesen von einem Blick, der die großen strahlenden Augen auch schön erscheinen ließ. Einige Tage später habe er in gleicher Weise vergolten, indem er sich in der Lektüre

der „Augsburger Allg. Ztg." unterbrochen, um sie Jordan einzuhändigen, dessen Gewohnheit, dies Blatt zuerst vorzunehmen, er bemerkt hatte. Erst nach vielleicht zwei Jahren hätten die in diesem Blatte erschienenen „Chemischen Briefe" Liebigs die Veranlassung zu einer Annäherung gegeben. Im ersten Brief der zweiten Serie stehe nämlich, daß die der chemischen Analyse bisher zugänglichen Prozesse in der Pflanze nicht ausreichend seien, auch alle je nach der Art besonderen Erscheinungen ihres Lebens zu erklären, vielmehr bleibe noch ein dunkler Rest zurück, und man könne nicht umhin, jeder Species etwas wie eigenthümliche Neigung, Wahl oder Wille zuzugestehen. Von Schopenhauer's „Wille in der Natur" habe er mittelbar genug gehört, um von dieser Stelle frappirt zu sein. Die jahrelange Zurückhaltung vergessend, habe er Schopenhauer das Blatt mit den Worten hingereicht: „Herr Schopenhauer! Da erleben Sie einen großen Triumph! Lesen Sie, wie sich Liebig Ihnen zuwendet, vielleicht ohne Sie zu kennen, und Sie werden diese etwas stilwidrige Unterbrechung entschuldigen." Der Angeredete schaute Jordan groß an, ein Schimmer von Roth flog über seine Wangen „Ja, sie kommen mir Alle und Sie, Sie können das noch erleben, aber kennen Sie denn meine Philosophie?" Jordan habe geantwortet, daß er noch nichts von ihm selbst gelesen, den Angelpunkt aber derselben zu kennen glaube. Hieran habe sich nun ein Gespräch geknüpft, in welchem Jordan sich als Gegner jenes Systems bekannt habe, weil es zu seinem Berufe eines Poeten nicht passe. Die Unterredung habe sich dann auf Jordans „Demiurgos", wobei Schopenhauer ihn eines unbegreiflichen, entsetzlichen Optimismus beschuldigt und den „gefangenen Teufel zu Nirgendheim", sowie seine dramatischen u. a. Werke erstreckt. Sie seien dann ganz gute Freunde geworden, bis Jordan eines Tages sich gegen Schopenhauer's Farbentheorie eine absprechende Äußerung erlaubte, welcher mehrere andere naturwissenschaftliche Streitigkeiten folgten, die dann das Verhältniß lösten. Der Vortragende erwähnte noch eines Besuches, den er mit Friedrich Hebbel bei dem Philosophen machte. Dieser habe ihm nämlich die Erlaubniß ertheilt, wenn er einen wirklichen Menschen gefunden zu haben glaube,

ihm das Wunderthier zuzuführen. Schopenhauer behauptet näm=lich, daß es zwar Zweibeiner ohne Federn millionenweise gebe, ein wirklicher Menſch aber eine rara avis ſei. Jordan führte alſo Hebbel in das ſchlichte Gemach, zu deſſen Einrichtung eine reich vergoldete Buddhaſtatuette auf zierlicher Conſole einen eigenthümlichen Gegenſatz bildete. Schopenhauer nahm Hebbel ſehr freundlich auf, machte ihm Complimente über ſeine „Maria Magdalena", bemerkte aber, er könne nicht begreifen, wie man zu einem ſo guten Stück eine ſo ſchlechte, geradezu abſchreckende Vorrede ſchreiben könne? Hebbel war ganz verblüfft, ſtotterte einige unzuſammenhängende Redensarten und ſchloß mit einem überſchwänglichen Dithyrambus auf den Philoſophen.

Jordan gab zum Schluſſe eine ſehr anziehende Charakte=riſtik der Schopenhauer'ſchen Philoſophie und beendete ſeine Aus=führungen mit dem Vortrage einer eigenen Dichtung auf den großen Philoſophen.

Am 26. December 1883 trug der um dieſe Zeit in Frank=furt weilende Herr Profeſſor Alexander Strakoſch aus Wien den ungewöhnlich zahlreich erſchienenen Genoſſen im Goethehauſe die großen Scenen des 4. Aktes aus Goethe's „Clavigo" vor. Die Zuhörer folgten dem Vortrage mit größtem Intereſſe und ſpendeten zum Schluſſe dem Vortragenden für die ſeltene künſt=leriſche Leiſtung lebhafte Anerkennung.

IV. Einſendungen.

Nr.

27. Dr. L. A. Frankl Ritter von Hochwarth, Wien: Zur Biographie Franz Grillparzer's von Ludw. Aug. Frankl. Wien A. Hartleben's Verlag. 1883.

30. U. S. Bureau of Education, Washington: Work and History, 2 Circulares of Information. Nr. 2 & 3. 1883. Washington Government Printing Office.

32. Gymnaſial=Director Dr. Anton, Naumburg a. S.: De orgine libelli Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φόσιος von Walter Anton, Dr. phil. Ober=lehrer a. D. Erfurt. Carl Villaret 1883.

42. Naturforſchende Geſellſchaft in Bern: Mittheilungen derſelben aus dem Jahre 1882. II. Heft Nr. 1040 — 1056, desgleichen 1883; I. Heft Nr. 1057 — 1063. Bern. Huber und Cie. 1883.

51. Smithsonian Institution, Washington: Annual Report for 1881. Washington, Government Printing Office 1883.

59. Verein für Geschichte und Alterthumskunde, Frankfurt a. M.: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1882. Vereinsgabe für 1882.
60. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1883.
61. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1884. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker's Verlag.
62. Dr. Adolf Brodbeck, Stuttgart: Die Zweige der Musik von Dr. Ad. Brodbeck. Stuttgart, G. A. Zumsteeg's Musikalienhandlung 1883.
65. Robert Weber, Basel: Novellen von R. Weber. Basel, Selbstverlag 1883.
70. F. L. Hoffmann in Meran: Gedichte von Arnold von der Paßer. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts Buchhandlung 1883.
86. Oberhessischer Verein für Local-Geschichte: II. Jahresbericht 1882—83. Gießen, Emil Roth 1883.
87. U. S. Bureau of Education, Washington: Report of the Commissioner of Education 1881. Washington, Government Printing Office 1883.
88. Departement of Interior, Washington: Report of the Commissioner of Agriculture 1880. Washington, Government Printing Office 1881.
116. Prof. Dr. C. Wedl in Wien: Der Aberglaube und die Naturwissenschaften von Prof. Dr. C. Wedl. Wien, Carl Gerold's Sohn 1883.
123. Dr. G. A. Saalfeld, Oberlehrer im Staats-Gymnasium in Holzminden: Der Hellenismus in Latium von Dr. G. A. Saalfeld. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1883.
124. Derselbe: Haus und Hof in Rom von Dr. G. A. Saalfeld. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1884.
130. Baron Ferdinand von Müller, Melbourne: Observations on new vegetable fossils by Baron Ferd. von Müller. London, Trübner & Cie. 1883.
134. Consistorialrath und Militair-Oberpfarrer Huyssen in Münster i. W.: Christlicher Reisebegleiter von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner.
135. Derselbe: Die Poesie des Krieges und die Kriegspoesie von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner. 1883.
155. Ministerialrath Dr. phil. C. von Scherzer, Leipzig: Bernhard Freiherr von Wüllerstorf, ein Blatt pietätvoller Erinnerung von Dr. C. von Scherzer. München, Cotta'sche Buchhandlung. 1883.
164. Hofrath Dr. Pauli, Lübeck: Ueber Smyrna, von Hofrath Dr. med. Fr. Wm. Pauli, ehemaligem Hanseat. Vice-Consul zu Chios und Tschesme. Lübeck, 1883. H. G. Rahtgens.
166. Aachener Geschichtsverein, Aachen: Zeitschrift, 5. Band 3. und 4. Heft. Aachen, Benrath & Vogelgesang. 1885.
176. Director Dr. Gelbe in Stollberg: Handfertigkeitsunterricht. a) Allgemeine Gedanken, b) Lehrplan, von Dir. Dr. Gelbe. Berlin, S. Sehring's Buchdruckerei.
193. Premier-Lieutenant Herm. Eggers, Bremen: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Geschichte, 13. Band. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1883.
194. Derselbe: Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.
195. Derselbe: Jahresberichte d. Ver. f. Mecklenburg'sche Geschichte. Schwerin. 1883.

200. Société impériale des Naturalistes, Moscou: Bulletin No. 2. Moscou, Alexandro Lang. 1883.
204. Dr. Wilhelm Kobelt, Schwanheim: Nach den Säulen des Hercules, Bericht über die im Sommer 1881 im Auftrage der Rüppel-Stiftung unternommene Reise von Dr. Wm. Kobelt. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1883.
210. Dr. phil. R. Schomburgk, Director des botanischen Gartens in Adelaide (Südaustralien): South Australia: its History, Productions and Natural Ressources by J. P. Stow. Adelaide, E. Spiller, Government Printer. 1883.
211. Landgerichtsrath a. D. Karl Fulda, Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung von Dr. Heinrich Rocholl, Januarheft 1884. Barmen, D. B. und T. G. Wiemann.
212. Derselben Februarheft 1884.
213. Die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug im deutschen Reiche von K. Fulda. Marburg, R. A. Elwert'sche Buchhandlung 1880.
214. Das Verbrecherthum von K. Fulda. Heidelberg, C. Winter'sche Univ. Buchhandlung 1883.
215. Die Reform der Geschworenengerichte nach Analogie der Schöffengerichte von K. Fulda. Heilbronn, Gebr. Henninger 1883.
219. J. Uhink, Inspector in Magdeburg: Taschenkalender für das Jahr 1808. Augsburg, Joh. Georg Rollwagen
236. Prof. Dr. Joseph von Lenhossék, Budapest: Die Ausgrabungen zu Szeged-Othalom in Ungarn, von Joseph Edlem von Lenhossék. Budapest, Univers. Buchdruckerei 1884.
244. Emil Faller in Zofingen (Schweiz): Das Gscheidlinger Dichteralbum von Emil Faller. Aarau, H. R. Sauerländer 1882.
263. Palm und Enke in Erlangen: Clytia, eine pädagogische Novelle von F. Schmidt-Schwarzenberg. Erlangen, Palm und Enke 1880.
264. Robert Weber in Basel: Hiob, ein religiöses Lehrgedicht von R. Weber. Basel, Verlag d. „Helvetia" 1882.
265. Derselbe: Die schweizerische Nationalbibliothek und das Pamphlet von 1801. Victor Widmann eine literarische Streitschrift von Robert Weber. Basel, Vereinsdruckerei 1884.
270. F. E. Schubert, K. B. Hauptmann, München: Florian Geyer, hist. Tragödie in 5 Aufzügen von Friedr. Carl Schubert. München, Selbstverlag 1884.
277. Hofrath Director Dr. Flamm in Pfullingen: Studien über Irren-Colonien von Hofr. Dr. Flamm. Wien, Töplitz und Deuticke 1881.
278. Derselbe: Festrede zur Feier des 40jähr. Stiftungsfestes der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Buchdruckerei H. Laupp 1884.
281. Derselbe: Fest- und 2. Anstaltsbericht der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Osiander'sche Verlags-Buchhandlung 1884.
283. Derselbe: Die Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen in ihren ersten 10 Jahren von Dr. Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei von Carl Rusche 1882.
284. Derselbe: Aus dem inneren Leben der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen. Eine Rede mit Vorwort von Hofrath Dr. Otto Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei Carl Rusche 1882.
286. Dr. phil. Ferd. von Herder, Kais. Russ. Hofrath in St. Petersburg: Die Monopetalen Ostsibiriens, des Amurlandes und Kamtschatka's von Ferd. von Herder. Moskau, M. Katkow 1884.

291. Nicolai v. Kokscharow, St. Petersburg: Materialien zur Mineralogie Rußland's von Nic. v. Kokscharow. 9. Band. Petersburg, Alex Jacobson 1884.
293. Consul Dr. jur. et phil. Ludwig Braunfels, Hier: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Braunfels. 4 Bände. Stuttgart, Verlag W. Spemann.
298. Baron Ferdinand v. Müller, Melbourne: The plants indigenous around Sharcks bay and its vicinity by Baron Ferd. von Müller. Perth, Rich. Pether Governm. printer 1883.
321. Franz Knauth, Rector in Mühlhausen i. Th.: Martin Luther, musikalisch-decl. Festgabe von Franz Knauth, Rector, Mühlhausen i. T Mühlhausen, F. Schröter.
351. M. E. Sachs, München: Untersuchungen über das Wesen der Tonarten von M. E. Sachs. Demmin, A. Frantz 1884.
352. Derselbe: Palestrina, Wort- und Tondichtung in 3 Aufzügen M. E. Sachs. München, als Manuscript gedruckt, J. Gotheswinter.
368. J. G. Sallis, Stuttgart: Haus Alvendanno von José Echegaray, für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Joh. G. Sallis.
379. Landesgerichtsrath a. D. Karl Fulda in Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung 7. Heft (mit Abhandlung: Zunahme oder Abnahme der Verbrechen von Karl Fulda). Barmen, D. B. und T. G. Wiemann 1884.
374. Dr. Friedr. Seifert, Lehrer, Leipzig-Gohlis: Die Reformation in Leipzig von Dr. Fried. Seifert. Leipzig, Hinrich'sche Buchhandlung 1883.
402. C. Ausfeld, Mühlhausen i. Th.: Erinnerungen aus dem Leben Chr. Gotth. Salzmanns, des Gründers der Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1884.
403. A. H. Pfaff, Gymnasiallehrer, Mühlhausen i. Th.: Psalter und Harfe, Geistliche Gesänge (Motetten) 4 und 8stimmig aus alter und neuer Zeit von A. H. Pfaff. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne, 1883.
433. Dr. A. Meier, Lübek: Der Haushalter der Ungerechtigkeit, Lucas 16, V. 1—14. Von Dr. A. Meier, 7. Umarbeitung. Lübek, Max Schmidt 1883.
462. Ernst Kleinenhagen, Buchhandlung, Cassel: Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung von Moritz Horn. Ernst Kleinenhagen Cassel.
590. Friedr. Seidel, Weimar: Beschäftigungsmagazin für Kindergärten von Fr. Seidel. Wien, A. Pichler Ww. und Sohn 1883.
670. Société Impériale des Naturalistes, Moscou: Bulletin Nr. 3 (1883). Moscou, Alexandre Lang 1884.
673. H. Keyl, Frankfurt a. M.: Ueber Wissen und Glauben von Dr. Alois Geigel. Leipzig, F. C. W. Vogel 1884.

In fortlaufender Lieferung gingen ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Zeitschrift für bildende Kunst."
" Prof. Dr. Zarncke, Leipzig: „Literarisches Centralblatt."
" R. Weber, Basel: „Helvetia."
" Prof. Kürschner, Stuttgart: „Vom Fels zum Meer."
" " " " „Ueber Land und Meer."
" die Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie: „Leopoldina."
" Prof. Dr. Noll, Frankfurt a. M.: „Der Zoologische Garten."
" den Lahnsteiner Alterthums-Verein: „Rhenus."
" Dr. Fr. Betz, Heilbronn: „Der Irrenfreund."
" " " " " „Memorabilien."

Durch Prof. Dr. Reclam, Leipzig: „Gesundheit."
„ Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutsche Seewarte."
„ F. Seidel, Weimar: „Kindergarten."
„ K. Merker, Augsburg: „Der Volkserzieher."
„ Dr. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform."
„ den Steiermärkischen Gartenbauverein, Graz: „Mittheilungen."
„ W. von Freeden, Bonn: „Hansa."
„ R. Lesser, Frankfurt a. M.: „Deutsche Colonialzeitung."
„ L. Jung, München: „Knabenhort."
„ „ „ „ „Zeitung für Feuerlöschwesen."
„ F. W. Geldmacher, Frankf. a. M.: „Deutsche Photographen-Ztg."
„ G. Pappenheim, Wien: „Oesterreichisches Handels-Journal."
„ „ „ „ „Montan- und Metallindustrie-Zeitung."
„ „ „ „ „Müller-Zeitnng."
„ E. Breslaur, Berlin: „Der Clavierlehrer."
„ Dr. W. Lauser, Wien: „Allgemeine Kunst-Chronik."

Von den betreffenden Redactionen gingen ein:

„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter."
„Frankfurter Börsen- und Handelszeitung."
„Frankfurter Latern."
„Coursblatt des Frankfurter Wechselmakler-Syndicats."
„Die kleine Chronik."
„Wochenrundschau."
„Berliner Bühnen-Moniteur."
„Deutsch-österreichische Theaterzeitung."
„Oesterreichische Badezeitung."

Lektions-Kataloge und akademische Schriften sandten ein: Die Universitäten Göttingen, Jena, Freiburg, Prag sowie die technischen Hochschulen Braunschweig, Darmstadt, Hannover und Wien.

Lagerverzeichnisse schickten ein: Das Bibliographische Institut, Leipzig, Priewe, Berlin, Gerschel & Anheiser, Stuttgart, Schleswig, Holsteinisches Antiquariat, Kiel, K. Th. Völcker, Baer & Cie. Lehmann & Lutz, Isaac St. Goar, Frankfurt a. M.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Berichte

des

Freien Deutſchen Hochſtiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademiſchen Geſamt-Ausſchuß.

Neue Folge. Erſter Band.

Jahrgang 1884/85.

Frankfurt am Main.

Druck von Rumpf & Reis.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
vom akademischen Gesamtausschusse.

Jahrgang 1884/85. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1.

Inhalt: I. Vorbericht. — II. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — III. Thätigkeit der Genossenschaft vom 1. Juni 1884 bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres 1883/84 (30. Sept. 1884). 1. Constituirung der Aemter; 2. Vorbereitung zur Bildung der Akademischen Abteilung. — IV. Thätigkeit der Genossenschaft seit dem Beginne des Verwaltungsjahres 1884/85 (1. October 1884). 1. Hauptversammlung vom 26. October 1884. 2. Commissions-Sitzungen. 3. Hauptversammlung vom 16. November 1884. 4. Constituirung der Akademischen Abteilung und des Akademischen Gesamt-Ausschusses. 5. Lehrgänge. 6. Sitzungen nach Satz 4 E. 7. Lesezimmer. — V. Einsendungen. — VI. Schlußwort. — VII. Anhang.

I. Vorbericht.

Wenn erst heute die seit nahezu neun Monaten unterbrochene Berichterstattung wieder aufgenommen wird, und die Wiederaufnahme vorerst nur in einer vorläufigen und von der bisherigen Uebung abweichenden Gestalt erfolgt, da die nachfolgenden Zeilen sich mit einem Zeitraume des genossenschaftlichen Lebens beschäftigen, der aus einem in das andere Verwaltungsjahr herüberspielt, so liegt das wesentlich an dem Charakter der zunächst hinter uns liegenden Epoche des genossenschaftlichen Lebens. Es waren Tage der Um- und Neugestaltung, des Absterbens der alten Formen, in welchen unser Genossenschaftsleben sich seither bewegt hatte, und der Neubildung einer Organisation, die, nur ideell vorhanden, nach langem Harren und langem Kampfe ihre erste Lebensregung bethätigen sollte. Aber ehe eine derartige Regung möglich war,

ehe den neugeformten Körper der Pulsschlag des Lebens durchdringen konnte, galt es, der Lebensthätigkeit selbst die Stätte zu bereiten. Und nicht an den Ausbau derselben oder an behagliche Wohnlichkeit durfte zunächst gedacht werden — es mußte ein vorläufiger Riß entworfen und nach diesem das Notwendigste — Dach und Fach — beschafft werden, damit die Vorarbeit zu dem Werke beginnen konnte.

Zu dieser Vorarbeit wurde die Zeit in Anspruch genommen, die von dem verflossenen Verwaltungsjahre noch erübrigte, und sie zog sich hinüber in das neue, bis sie endlich mit dem Inslebentreten der Akademischen Abteilung und des Akademischen Gesamtausschusses, wie beides kürzlich erfolgt ist, als abgeschlossen betrachtet werden konnte.

Ueber Vorarbeiten im Stadium der noch andauernden Arbeit zu berichten ist stets eine mißliche Sache; im vorliegenden Falle um so mehr, als der in der Hauptversammlung vom 26. October 1881 ernannte Akademische Ausschuß sich nur als eine vorübergehende Behörde betrachten konnte, mit dem einen und wesentlichen Auftrage betraut, die bleibende Körperschaft zur Regelung der akademischen Thätigkeit in möglichst kürzester Frist ins Leben zu rufen.

Glaubt unter diesen Umständen der unterzeichnete Ausschuß mit einer Benachrichtigung der Genossen über die Vorgänge der letzten Zeit nicht säumen zu sollen, so möchte er doch hinsichtlich der Form, in welcher diese erfolgt, sich volle Freiheit gewahrt wissen. Am wenigsten soll die gewählte bindend für die der künftigen Berichte sein. Diesmal handelt es sich nur darum, den Genossen und namentlich denjenigen, welche den Hauptversammlungen der letzten Zeit beizuwohnen nicht in der Lage waren, ein möglichst annäherndes Bild von allem seither Geschehenen zu geben.

Es ist daher die Form eines Zwischenheftes gewählt worden, wie sich ihrer auch der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß schon zur Einleitung seiner Berichterstattung bedient hatte. Was den Inhalt betrifft, so dürfte alles das Berücksichtigung ge-

funden haben, was den Angehörigen unserer Genossenschaft als wissenswert erscheinen möchte.

II. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Von Ende Mai 1884 bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres 1883/1884 fand eine Hauptversammlung nicht statt. Die Verwaltung trat in ihrer alten Verfassung noch zweimal, am 5. und 19. Mai zusammen, der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß hielt seine letzte Sitzung am 8. Mai ab. Die neuen Verwaltungs-Organe constituirten sich am 30. Mai 1884, an welchem Tage auch der nunmehr an die Stelle der früheren Verwaltung tretende Verwaltungs-Ausschuß seine erste Sitzung abhielt; weitere Sitzungen dieses Ausschusses folgten sodann bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres (30. September 1884) am 7. Juli und am 1. September 1884. Der nach Maßgabe des Satzes 2 der Uebergangsbestimmungen zu den neuen Satzungen gebildete Akademische Ausschuß hielt seine erste Sitzung am 19. Juni 1884 ab, der sich weitere am 18. und 21. August sowie am 10. September anschlossen.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist vom 1. Juni bis zum 30. September 1884 256 Eingänge auf, denen 271 Ausgänge gegenüberstehen.

In diesem Zeitraume wurden 14 neue Genossen aufgenommen (s. Anhang), 14 bisherige erklärten ihren Austritt, 14 verloren wir durch den Tod.

Das jetzt laufende Verwaltungsjahr nahm entsprechend der Vorschrift der neuen Satzungen (Satz 26) seinen Anfang mit dem 1. October 1884. Der Verwaltungs-Ausschuß hielt von diesem Zeitpunkte an bis zum 28. Februar des laufenden Jahres 5 Sitzungen ab, am 6. und 24. October, am 17. November und 22. December 1884 sowie am 16. Februar 1885; an letzterem Tage trat er zu einer gemeinsamen Sitzung mit dem Pflegamte zusammen. Der Akademische Ausschuß wurde elfmal zusammenberufen, am 14. und 19. October, 2., 5., 17., und

22. November, am 6., 8., und 20. December 1884, am 31. Januar sowie am 5. Februar 1885.

Die Akademische Abteilung trat in Gemäßheit der Vorschriften der Sätze 16. und 17. der Satzungen mit dem 10. Januar 1885 ins Leben, an welchem Tage die Unterabteilungen für Geschichte (G), bildende Kunst und Kunstwissenschaft (K), Allgemeine Naturwissenschaften (N), Schöne Wissenschaften (Sch W) und Sociale Wissenschaften (SzW) ihre constituirenden Sitzungen abhalten konnten. Der aus den Vorständen dieser Unterabteilungen bestehende Akademische Gesammtausschuß, dessen Obliegenheiten seither nach Maßgabe der Uebergangsbestimmungen zu den Satzungen von dem Akademischen Ausschusse wahrgenommen worden waren, trat zum ersten Male am 5. Februar 1885 zusammen, nachdem der Akademische Ausschuß sein Mandat für erloschen erklärt hatte. Eine weitere Sitzung des Akademischen Gesammtausschusses folgte am 13. Februar 1885.

An Eingängen sind seit Beginn des neuen Verwaltungsjahres 253 Nummern zu verzeichnen, denen 234 Ausgänge gegenüberstehen.

Aufgenommen wurden 41 neue Genossen, (s. Anhang), ihren Austritt erklärten 21 seitherige, 14 verloren wir durch den Tod.

Als verstorben gemeldet wurden seit dem Erscheinen des letzten Berichtes:

Hermann Boos, Maler, gestorben 13. Mai 1884, in Meran.

Prof. Dr. H. R. Göppert, gestorben 18. Mai 1884, in Breslau.

J. J. Rob. Kumpf, Buchdrucker, gestorben 12. Juli 1884, hierselbst.

Prof. Dr. F. Ritter von Hochstetter, gestorben 18. Juli 1884, in Wien.

M. Ritter von Braumüller, Verlagshändler, gestorben 25. Juli 1884, ebendort.

Dr. Heinrich Laube, gestorben 1. August 1884, ebendort.

Aug. von Nordheim, Bildhauer, gestorben 13. August 1884, hierselbst.

Dr. G. Krefft, Secretair des Australischen Museums zu Sidney (Todestag unbekannt).

Karl Berber, Kunsthändler in Dresden (Todestag unbekannt).

Joh. Elias Teijsmann, Ehreninspector der Kulturen in Batavia (Todestag unbekannt).

Heinrich Roth, Redacteur in Mannheim (Todestag unbekannt).

Dr. Arnold Förster, Realschullehrer in Aachen (Todestag unbekannt).

O. A. W. Leiner-Gottschick, Buchhändler, gestorben in Leipzig, 16. September 1884.

M. Morel, gestorben 24. September 1884, hierselbst.

Dr. Jakob Frank, Subrector, gestorben 17. September 1884, in Edenkoben.

Jos. Henrich, Buchdrucker, gestorben 25. September 1884, in Schwanheim.

Dr. Joh. Nicol. Brachmann, Regimentsarzt in Kalamata Griechenland (Todestag unbekannt).

Hans Makart, gestorben 3. October 1884, in Wien.

Victor Haymann, Kaufmann, gestorben 6. October, hierselbst.

Dr. R. Avé Lallemant, gestorben 10. October 1884, in Lübeck.

L. J. Cramolini, Hofopernsänger, gestorben 29. October, in Darmstadt.

Dr. Alfred Brehm, gestorben 13. November 1884, in Renthendorf bei Gera.

Karl Holthof, Mitglied des Stadtmagistrates, gestorben 19. November 1884, hierselbst.

H. Schäffer, gestorben 17. December 1884, in Nizza.

Prof. Dr. J. C. G. Lucae, gestorben 3. Februar 1885, hierselbst.

C. F. A. Kolb, Präceptor, gestorben 9. Februar 1885, in Stuttgart.

G. Kolb, Bayreuth, (Todestag unbekannt).
Dr. O. W. Sonder, Hamburg, (Todestag unbekannt).
Valentin Schertle, gestorben 24. Februar 1885, hierselbst.

III. Thätigkeit der Genossenschaft vom 1. Juni bis zum 30. September 1884.

1. Constituirung der Aemter.

Nachdem am 25. Mai 1884 die Genossen zu der von den Satzungen, Uebergangsbestimmungen Satz 1, vorgeschriebenen Hauptversammlung zusammengetreten waren und die erforderlichen Wahlen vorgenommen hatten, erfolgte am 30. desselben Monats die Einführung der neuen Verwaltung und die Constituirung der neuen Aemter. Wie den Genossen bereits durch Rundschreiben mitgetheilt worden ist, wurden gewählt:

zum Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses Herr Justizrat Dr. Berg;
zum Stellvertreter desselben Herr Dr. Otto Speyer;
zum Vorsitzenden des Akademischen Ausschusses Herr Dr. Grotefend;
zum Stellvertreter desselben Herr Stadtrath Dr. Flesch.

Das Pflegamt bestellte in seiner am gleichen Tage abgehaltenen ersten Sitzung zu seinem Vorsitzenden Herrn Generaldirector Vogtherr, zum Stellvertreter desselben Herrn R. Propach und zu seinem Kassier Herrn F. Ristenpart.

Da inzwischen die beiden erstgenannten Herren aus dem Pflegamte ausgeschieden sind und Herr Ristenpart seine Stelle niedergelegt hat, wurden Neuwahlen erforderlich, infolge deren Herr Schnetter zum Vorsitzenden, Herr M. Cahn zum Stellvertreter desselben und Herr Craz zum Kassier ernannt wurden, sodaß zur Zeit die Gesamtvertretung der Genossenschaft besteht: aus Herrn Justizrat Dr. Berg, als Vorsitzendem des Verwaltungs-Ausschusses, Herrn Schnetter als Vorsitzendem des Pflegamts und Herrn Dr. Holthof als Verwaltungsschreiber.

2. Vorbereitung zur Bildung der Akademiſchen Abteilung.

Der Akademiſche Ausſchuß, von dem Grundſatze ausgehend, daß er ſatzungsgemäß nur eine vorübergehende Behörde ſei und ſeinem Weſen nach lediglich in einer Abzweigung des Verwaltungsausſchuſſes beſtehe, glaubte zur Richtſchnur ſeines Handelns Zweierlei feſtſetzen zu müſſen: alles zu unterlaſſen, was irgendwie der Thätigkeit des ſpäter ins Leben tretenden Akademiſchen Geſamtausſchuſſes vorgreifen, und Sorge dafür zu tragen, daß die Bildung der definitiven akademiſchen Behörde ſich ſo bald wie möglich vollziehen könne. Um letzteres zu erreichen, mußte auf die Vereinigung der erforderlichen Anzahl von Genoſſen zu einer Akademiſchen Abteilung, wie ſie in den Satzungen (Satz 17 und 18) vorgeſehen war, Bedacht genommen werden, da mit erfolgter Conſtituirung von drei zu dieſer gehörenden Unterabteilungen auch die neue akademiſche Behörde als gegeben zu betrachten, letztere ſonach nur noch der Form nach ins Leben zu rufen war. Zunächſt daher eine Anzahl von Unterabteilungen aufſtellend, wie ſie den in den Grundbeſtimmungen der Satzungen (Satz 4 A) namentlich hervorgehobenen Hauptzweigen der Thätigkeit der Genoſſenſchaft entſprechen, ließ der Akademiſche Ausſchuß ein Rundſchreiben an die Genoſſen ergehen, um dieſe zur Beitrittserklärung zur Akademiſchen Abteilung und zugleich zur Meldung zu einer beſtimmten der aufgeſtellten Unterabteilungen zu veranlaſſen. Schien anfangs, da nur vereinzelte Meldungen einliefen, der beabſichtigte Erfolg auf ſich warten zu laſſen, ſo ſollte er ſich doch auf eine Erneuerung des Aufrufes in der gewünſchten Weiſe einſtellen, und zwar derart, daß noch vor Ablauf des Verwaltungsjahres, wie es ſeither auch eingetreten, die Bildung der erforderlichen Anzahl von Unterabteilungen und damit die bleibende Geſtaltung der genoſſenſchaftlichen Verwaltungsorgane in naher Zukunft erwartet werden durfte.

IV. Thätigkeit der Genoſſenſchaft ſeit dem Beginne des Verwaltungsjahres 1884/85 (1. October 1884).

1. Hauptverſammlung vom 26. October 1884.

Die am 30. September 1884 ins Leben getretenen neuen Aemter richteten neben Erledigung der ſpeciell ihnen zugewieſenen Aufgaben ihr Hauptaugenmerk auf die Einberufung der herbſtlichen Hauptverſammlung, der es anheimgegeben bleiben mußte, das entſcheidende Wort über diejenigen Veranſtaltungen zu ſprechen, mit welchen die Genoſſenſchaft in der ihr nunmehr verliehenen neuen Geſtaltung ihre Thätigkeit beginnen ſollte. Während das Pflegamt auf Grund eines ihm vom Akademiſchen Ausſchuſſe erſtatteten Berichtes einen Finanzplan für das neue Verwaltungsjahr berieth, ließ der Akademiſche Ausſchuß ſelbſt es ſich angelegen ſein, einen Lehrplan für die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Genoſſenſchaft, an der Hand der von den Satzungen angegebenen einzelnen Richtungen derſelben auszuarbeiten. Die gemachten Vorſchläge fanden indeß nur zum Teil unbedingte Anerkennung der am 26. October 1884 zur Hauptverſammlung zuſammengetretenen Genoſſen; der von dem Akademiſchen Ausſchuſſe vorgelegte Lehrplan wurde einer Commiſſion zu weiterer Prüfung zugewieſen, und dieſe zugleich beauftragt, zu unterſuchen, ob und wieweit es ſtatthaft ſei, an Mitglieder der Genoſſenſchaft bezw. der Verwaltungsgremien, wie beantragt, eine nachträgliche Entſchädigung für geleiſtete wiſſenſchaftliche Thätigkeit eintreten zu laſſen. Beſchlußfaſſung wurde einer auf den 16. November 1884 anberaumten Hauptverſammlung vorbehalten.

Schien ſomit der endliche Ausbau der äußeren Organiſation der nach Fährlichkeiten ſo mancher und ſo herber Art zu ihrer Neugeſtaltung vorgedrungenen Genoſſenſchaft in erwünſchte Nähe gerückt, ſo befanden ſich doch nach der Verſammlung vom 26. October die leitenden Ausſchüſſe in nicht geringer Verlegenheit; konnte doch erſt nach Mitte Novembers die Hauptverſammlung ſtattfinden, der es in die Hand gegeben war, die vorgeſehene genoſſenſchaftliche Thätigkeit gutzuheißen oder mit einem Entſcheid in entgegengeſetztem Sinne dem begonnenen

Werke Stillstand zu gebieten und den Anfang der so eifrig gewünschten wissenschaftlichen Thätigkeit auf eine unbestimmte Zukunft zu vertagen. Man kann daher wohl sagen, daß von allen Versammlungen spannungsvollen Charakters, an welchen das Genossenschaftsleben während der letzten Jahre so reich war, kaum einer mit größerer Spannung entgegengesehen wurde als der auf den 16. November anberaumten Hauptversammlung.

2. Commissions-Sitzungen.

Die von der am 26. October abgehaltenen Hauptversammlung eingesetzte Commission zur Prüfung des Lehrplanes und der Remunerationsfrage hatte inzwischen ihre Thätigkeit begonnen. Am 31. October zum ersten Male zusammentretend erledigte sie ihre Arbeiten in drei weiteren Sitzungen, die am 4., 8. und 10. November stattfanden. Während die Mehrheit den Lehrplan verwerfen und die Remunerationsfrage verneinen zu sollen glaubte, war die Minderheit der Ansicht, daß möglichst an dem vorgelegten Lehrplane festzuhalten und die Remuneration, wenn auch nach einer einheitlicheren als der ursprünglich beabsichtigten Scala, zu gewähren sei. Gemeinsam hielt man im übrigen dafür, daß, abgesehen von diesen Fragen, die weiteren Vorschläge des Akademischen Ausschusses den Genossen zur Annahme zu empfehlen seien, mit der Maßgabe jedoch, daß die Etatspositionen für Herausgabe der Berichte und Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen nach Satz 4 B herabzumindern und die Position „Vermehrung des Goetheschatzes" entsprechend zu erhöhen sei. Es wurde demnach außer zu den übereinstimmenden Beschlüssen der Commission getrennte Berichterstattung und Ernennung je eines Referenten und Correferenten beschlossen.

3. Hauptversammlung vom 16. November 1884.

Als wesentlichen Gegenstand der Tagesordnung hatte somit die Hauptversammlung vom 16. November 1884 nur die Entgegennahme des Commissionsberichtes und die mit einer Beschlußfassung über denselben gegebene weitere Beratung des Etats zu erledigen. Die Berichterstattung erfolgte in der von der

Commiſſion beſchloſſenen Weiſe, und es darf wohl dem ruhigen, objectiven und ſachgemäßen Charakter derſelben vorwiegend zugeſchrieben werden, daß die Verhandlungen einen verhältnismäßig raſchen Verlauf nahmen; die Anträge der Commiſſions-Minderheit gelangten ſämmtlich zur Annahme und zwar mit allen gegen nur 5 Stimmen, ſodaß beſchloſſen wurde, ſowohl nachträgliche Honorirung der während der letzten beiden Jahre gehaltenen Vorträge eintreten zu laſſen wie auch dem Lehrplane und den ſonſtigen Vorſchlägen des Akademiſchen Ausſchuſſes zuzuſtimmen, mit der einzigen Einſchränkung, daß, wie die Commiſſion es beantragt, die Poſitionen für Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen nach Satz 4 B ſowie für Abfaſſung und Verbreitung von Berichten nach Satz 4 F herabzumindern, dagegen der Anſatz für Erhaltung des Goetheſchatzes entſprechend höher zu bemeſſen ſei.

Auf Vorſchlag des Vorſitzenden faßte die Verſammlung ſchließlich noch den Beſchluß, in den Etat als Zuſatz die Summe von 300 Mark als Beitrag zu den Koſten des beabſichtigten Rückert-Denkmals einzufügen.

4. Conſtituirung der Akademiſchen Abteilung und des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes.

Wie ſchon hervorgehoben, betrachteten die Verwaltungsorgane und namentlich der Akademiſche Ausſchuß es ſeit den letzten Hauptverſammlungen als einen ihrer weſentlichſten Zwecke, die definitive Organiſation der Genoſſenſchaft, wie ſie in den neuen Satzungen vorgeſehen war, zu vollenden, d. h. die Conſtituirung der Akademiſchen Abteilung mit ihren Unterabteilungen herbeizuführen, damit das leitende Organ für die Hauptthätigkeit der Genoſſenſchaft, der Akademiſche Geſamtausſchuß ſich bilden könne. Mit Beginn des Monats December 1884 hatte die erforderliche Anzahl von Einzelabteilungen die vorgeſehenen Meldungen erreicht, und es konnte dem entſprechend auf den 10. Januar 1885 eine Verſammlung zur formellen Bildung der einzelnen Abteilungen einberufen werden.

Dieſe fand in der vorgeſehenen Weiſe ſtatt Von den einzelnen Abteilungen conſtituirten ſich am 10. Januar 1885:

1. Die für Geſchichte mit 25 ſtimmfähigen Mitgliedern;
2. „ „ Bildende Kunſt und Kunſtwiſſenſchaft mit 20 ſtimmfähigen Mitgliedern;
3. „ „ Allgemeine Naturwiſſenſchaften mit 20 ſtimmfähigen Mitgliedern;
4. „ „ Schöne Wiſſenſchaften mit 31 ſtimmfähigen Mitgliedern;
5. „ „ Sociale Wiſſenſchaften mit 27 ſtimmfähigen Mitgliedern.

Die für Muſik vorgeſehene Abteilung hatte bis zu genanntem Tage nur 9 Meldungen erhalten; für eine pädagogiſche Abteilung war nur eine Meldung eingetroffen.

Anſchließend an die conſtituirende Geſamtſitzung hielten an dem gleichen Tage die einzelnen Unterabteilungen Sitzungen zu ihrer formellen Bildung ſowie zur Vornahme der hierzu erforderlichen Wahlen ab.

Es wurden gewählt:

In die Abteilung für Geſchichte:
zum Vorſitzenden: Herr Dr. Grotefend,
„ Stellvertr. desſelben: „ Prof. Dr. Fiſcher,

„ „ „ für Bildende Kunſt und Kunſtwiſſenſchaft:
zum Vorſitzenden: Herr Dr. V. Valentin,
„ Stellvertr. desſelben: „ Prof. O. Sommer,

„ „ „ für Allgemeine Naturwiſſenſchaften:
zum Vorſitzenden: Herr Prof. Dr. Büchner,
„ Stellvertr. desſelben: „ Hauptm. F. Holthof,

„ „ „ für Schöne Wiſſenſchaften:
zum Vorſitzenden: Herr Dr. W. Jordan,
„ Stellvertr. desſelben: „ Director Dr. Rehorn,

„ „ „ für Sociale Wiſſenſchaften:
zum Vorſitzenden: Herr Stadtrath Dr. Fleſch,
„ Stellvertr. desſelben: „ Rector Chun,

Aus den vorgenannten Herren beſteht nunmehr (nach Satz 19) der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß, der am 5.

Februar d. J. zu seiner constituirenden Sitzung zusammentrat und bei dieser Gelegenheit zu seinem Vorsitzenden Herrn Dr. V. Valentin und zum Stellvertreter desselben Herr Stadtrath Dr. Flesch wählte.

5. Lehrgänge.

Die in Aussicht genommenen Lehrgänge hatte unterdes noch der Akademische Ausschuß ins Leben gerufen. Nach dem definitiven Rücktritte Dr. Jordan's blieben aufrecht erhalten die auf Aufforderung des Ausschusses erfolgten Anerbietungen der Herren:

Prof. Dr. O. Roquette in Darmstadt, zu einem Cyclus, von 6 Vorträgen über „die deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts."

Hofrath Dr. Schäfer in Darmstadt, zu einem Cyclus von 6 Vorträgen über „die Plastik im Zeitalter des gothischen Stils bis zum Beginn der Renaissance, mit gelegentlichen Seitenblicken auf das verwandte Kunstgewerbe." Mit Illustrationen.

Prof. Dr. K. Fischer hier, zu einem Cyclus von 6 Vorträgen über „Kulturgeschichtliche Wandlungen im Leben des deutschen Volkes beim Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit."

Dr. G. Schnapper-Arndt hier, zu einem Cyclus von 5 bis 6 Vorträgen über „die menschliche Lebensdauer unter dem „Einflusse der socialen Factoren und die Methode der Bestimmung derselben." Mit Demonstrationen.

Stadtarchivar Dr. Grotefend hier, zu einem Cyclus von 6 Vorträgen über „Ausgewählte Kapitel aus der Verfassungs- und Rechtsgeschichte Frankfurts."

Von diesen trat der zuletzt genannte zurück, da er für die in Aussicht genommene Zeit durch Dienstreisen verhindert wurde.

Die übrigen Vorträge, zu welchen der Verwaltungs-Ausschuß für diesen Winter außer den Mitgliedern der Genossenschaft mit ihren Angehörigen den Mitgliedern einer Anzahl hiesiger Vereine (Kaufmännischer Verein, Künstlergesellschaft, Allgemeine Lehrerversammlung, Lehrerverein, Verein akademisch

gebildeter Lehrer, Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen) freien Zutritt gewährt hatte, fanden in der geplanten Weise statt bezw. dauern derzeit noch fort und zwar unter sehr reger Beteiligung. So hatten sich zu den Vorträgen des Herrn Prof. Dr. Roquette, zu deren Abhaltung des starken Andranges wegen der große Saal der Polytechnischen Gesellschaft gewählt werden mußte, 110 nicht zu der Genossenschaft gehörige Zuhörer einschreiben lassen, zu den des Herrn Hofrath Dr. Schäfer 70, zu den des Herrn Prof. Dr. Fischer 65, zu den des Herrn Dr. Schnapper 64. Zu dem nicht zu Stand gekommenen Lehrgange des Herrn Dr. Grotefend lagen 40 vorvorläufige Meldungen vor. Die im Etat vorgesehene Summe für Eintrittsgeld zu den Vorlesungen erreichte das Doppelte des eingestellten Betrages.

6. Sitzungen nach Satz 4 E.

Da an öffentliche Sitzungen wissenschaftlichen Charakters, wie sie in Satz 4 E vorgesehen sind, vor dem Inslebentreten einer regelmäßigen Thätigkeit innerhalb der einzelnen Abteilungen nicht zu denken war, nahm der Akademische Ausschuß Bedacht darauf, einen Ersatz für die Sitzungen dieser Art eintreten zu lassen. Vor der auf den October verschobenen Festsetzung des Jahresbedarfes stellten sich ihm indes Schwierigkeiten in den Weg, weil einerseits in der Februar-Sitzung 1884 der Abschluß der öffentlichen Thätigkeit in der seitherigen Weise ausgesprochen worden war, und andrerseits Mittel für eine Wiederaufnahme derselben in neuer, geeigneter Form hätten zur Verfügung stehen müssen. Von der Hauptversammlung am 28. Mai 1884 waren letztere nur für die Feier des Goethetages bewilligt worden. Der Akademische Ausschuß glaubte daher für den noch erübrigenden Teil des Verwaltungsjahrs sich auf diese eine Feier beschränken, sich aber bestreben zu sollen, dieser einen möglichst würdigen Charakter zu verleihen, der in Aussicht stand, da Herr Geheimrat Prof. Dr. Bartsch in Heidelberg sich früher bereits nicht abgeneigt gezeigt hatte, den Festvortrag zu übernehmen.

Die Schmückung des Hauses wurde nach einem Plane des

Genoſſen Herrn H. Junker in beſonders reicher und würdiger Weiſe am Goethetage ſelbſt vorgenommen; die Feſtſitzung folgte am nächſten Sonntage, 31. Auguſt, Vormittags um 11 Uhr. Ein Einleitungs- und Begrüßungsgeſang wurde von dem Sängerchore des hieſigen Lehrervereins vorgetragen, den Feſtvortrag hielt ſodann Herr Prof. Bartſch über „Goethe in Heidelberg im Jahre 1814". Der Redner lieferte nicht unweſentliche Beiträge zur Goetheforſchung, die namentlich helles Licht über denjenigen Teil des „Weſtöſtlichen Divans" verbreiteten, der, wie ſich jetzt nachweiſen läßt, im Jahre 1814 in Heidelberg entſtanden iſt. Dem von dem zahlreichen und gewählten Publikum ſehr beifällig aufgenommenen Vortrag folgt als Abſchluß der ſtimmungsvoll verlaufenen Feier ein Schlußgeſang des Sängerchors.

Für das mit dem 1. October begonnene neue Verwaltungsjahr galt es zunächſt die feſtliche Begehung des Stiftungstages zu ermöglichen, zumal mit dieſem, dem 125jährigen Geburtstage Schillers, unſere Genoſſenſchaft die Feier ihres 25jährigen Beſtehens feiern ſollte. Leider konnte die Feier nicht an dem, dem Erinnerungstage folgenden Sonntage abgehalten werden, da Herr Prof. Dr. C. Beyer in Stuttgart, der mit freundlicher Bereitwilligkeit die Abhaltung des Feſtvortrags übernommen hatte, verhindert war, an dieſem zu erſcheinen. Sie fand am 23. Nov. unter Mitwirkung des Neeb'ſchen Männerchors ſtatt. Herr Prof. Dr. Beyer ſprach über: „Alexander von Humboldt in ſeiner Bedeutung für den von Schiller erſtrebten Humanismus". Der Vortrag, der ſich durch glänzende Behandlung der Form auszeichnete, erſchöpfte ſeinen Gegenſtand nach allen Seiten und wurde von der Feſtverſammlung ſympathiſch aufgenommen.

Für den Januar 1885 glaubte der Akademiſche Ausſchuß verpflichtet zu ſein, eine Erinnerungsfeier an Jakob Grimm zu veranſtalten, deſſen 100jähriger Geburtstag auf den 4. dieſes Monats fiel. Dem entſprechend veranlaßte er Herrn Oberbibliothekar Dr. A. Duncker in Kaſſel, den berufenen Biographen des großen Brüderpaares, Sonntag 11. Januar einen Vortrag

über „Jakob Grimm als Gelehrter und Patriot“ zu halten. Nicht mit Unrecht darf man wohl diesen Vortrag als den weihevollen Epilog zu den vielfachen im Laufe des Monats abgehaltenen Erinnerungsfeiern an Jakob und Wilhelm Grimm bezeichnen, da er namentlich in schöner Weise die menschliche Bedeutung Jakobs, dessen Würdigung es zunächst gelten mußte, hervorhob.

Für den Monat Februar ließ sich nicht wohl eine öffentliche Sitzung vorbereiten. Der Akademische Ausschuß beschloß im Laufe desselben seine Thätigkeit und gab sein Mandat an den nunmehr bestehenden Akademischen Gesammtausschuß ab, der als seine Hauptthätigkeit zuvörderst seine eigene Organisation sowie die der wissenschaftlichen Thätigkeit der einzelnen Abteilungen betrachten mußte.

7. Das Lesezimmer.

Das Lesezimmer im ersten Stockwerke des Goethehauses konnte Mitte Januar den Genossen zur Benutzung überwiesen werden. Bei Einrichtung desselben wurde darauf gesehen, soweit die verwilligten Mittel es gestatteten, möglichst neben Zweckmäßigkeit die Bequemlichkeit der Besucher zu berücksichtigen. Soweit es anging, wurden die Einrichtungen in den Leseräumen des hiesigen alten Bürgervereins zum Muster genommen. Ein Hauptaugenmerk glaubte man auf die Beleuchtung während der Abendstunden legen zu müssen, und es dürfte denn auch in dieser Beziehung ein befriedigendes Ergebnis erzielt worden sein.

Von Zeitschriften und Zeitungen liegen außer den hiesigen Tages- und Wochenschriften zur Zeit im Lesezimmer auf (die mit * bezeichneten in Folge freundlicher Zusendung der verehrlichen Herausgeber):

Literarische Revuen.

1. Allgemeine Bibliographie.
2. Göttinger gelehrte Anzeigen.
3. Literarisches Centralblatt.
4. Deutsche Literaturzeitung.
5. Archiv für Literaturgeschichte.

6. Preußiſche Jahrbücher.
7. Fortnightly Review.
8. Deutſche Rundſchau.
9. Deutſche Revue.
10. Unſere Zeit.
11. Neue Zeit.
12. Revue des Deux Mondes.
13. Comptes rendus de l'Académie Française.
14. Athenaeum.

Rechts-, Volkswirthſchaft und Handel.

15. Jahrbuch für Geſetzgebung und Verwaltung.
16. Zeitſchrift für Handelsrecht.
17. Zeitſchrift der Savigny-Stiftung.
18. Jahrbuch für Nationalökonomie.
19. Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft.
20. Jahrbücher für die geſamten Staatswiſſenſchaften.
21. Deutſche Colonialzeitung.
22. *Hanſa.
23. *Oeſterr. Handelsjournal.
24. *Oeſterr. Oekonomiſt.
25. Journal des Economistes.
26. *Montan- und Metallzeitung.
27. *Müllerzeitung.
28. *Zeitung für Feuerlöſchweſen.

Geſchichte und Kunſt.

29. Germania.
30. Zeitſchrift für Deutſches Altertum.
31. Forſchungen zur Deutſchen Geſchichte.
32. Mitteilungen des Oeſterr. Inſtituts.
33. Sybel's hiſtoriſche Zeitſchrift.
34. Weſtdeutſche Zeitſchrift.
35. *Anzeiger für Kunde Deutſcher Vorzeit.
36. Archöologiſche Zeitung.
37. Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft.

38. Gewerbehalle.
39. *Lützow's Zeitschrift und Kunstchronik.
40. Gazette des Beaux Arts.
41. *Deutsche Photographen-Zeitung.

Geographie, Naturwissenschaften, Medicin.

42. Ausland.
43. Globus.
44. Petermann's Mitteilungen.
45. Gaea.
46. Kosmos.
47. Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften.
48. Nature.
49. *Zoologischer Garten.
50. *Leopoldina.
51. Zeitschrift für Völkerpsychologie.
52. *Gesundheit.
53. *Vegetarische Rundschau.
54. *Memorabilien.
55. *Irrenfreund.

Unterhaltungsschriften, Pädagogik, Theater.

56. *Vom Fels zum Meer.
57. Westermann's Monatshefte.
58. *Hausfrauenzeitung.
59. Helvetia.
60. *Kindergarten.
61. *Knabenhort.
62. *Reform.
63. *Klavierlehrer.
64. *Frankfurter Schulzeitung.
65. *Bühnenmoniteur.
66. *Deutsch-österreichische Theaterzeitung.

V. Einsendungen.

No.

1. Robert Schrotzenberger, hier: Francofurtensia, Aufzeichnungen von Robert Schrotzenberger, Frankfurt a. M. Selbstverlag 1884.
8. Georg Morin, München: Aus ruhmvollen Tagen, aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 von Georg Morin. München, H. Franz 1884, Leipzig, J. Roth 1884.
11. Nordböhmischer Excursions-Club, Böhm. Leipa:
    a) 1., 2., 3. und 4. Heft Mitteilungen pro 1883, redigirt von Prof. A. Pandler,
    b) 1., 2., und 3. Heft Mitteilungen pro 1884, redigirt von Prof. A. Pandler und Dr. F. Hantschel. Selbstverlag des Vereins.
26. Baron von Mueller Melbourne: Eucalyptographia, Ninth Decade. By Baron Ferd. v. Mueller. Melbourne-London 1883.
37. Smithsonian Institution, Washington: Observations of the Great Comet of 1882, made at the U. S. Naval Observatory Washington, Printing Office 1883.
57. K. K. Prof. Franz Rziha, Wien: Studien über Steinmetzzeichen von Prof. Franz Rziha. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei 1883.
65. Dr. R. Schomburgk, Adolaide: Report of the Progress and Condition of tho Botanic Garden, during the Yoar 1883. By R. Schomburgk Dr. phil. Director. Adelaide, E. Spiller Goverum. Printer 1884.
67. Premierlieutnant H. K. Eggers, Bremen:
    a) Genealogische Studie von H. K. Eggers. Beilage zur Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie 1884 Heft I.
    b) Der Stadt Hamburg, Bürgermeister, Ratsherrn ꝛc.
    c) Die Esmarch von H K. Eggers.
    d) Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 6. Jahrgang. W. Mauke Sohn 1884.
    e) Hansische Geschichtsblätter. Leipzig, Dunker und Humblot 1884.
68. A. Schröter's Verlag, Ilmenau: „Über allen Gipfeln ist Ruh!" Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau, herausgegeben von Gustav Liebau zu Berlin. Ilmenau, A. Schröter 1884.
77. Karl Rieger, Wien: Zu Goethe's Gedichten von Karl Rieger. Wien, Gerold & Cie. 1884.
79. K. Ziegler. Stadtamhof: Über Erhaltung alter Bauwerke von K. Ziegler, Stadtamhof, J. K. Mayer 1884.
81. Siebenbürgischer Karpathen-Verein, Hermannstadt: 14. Jahrbuch 1884. Selbstverlag 1884.
90. Naturforschende Gesellschaft, Bern: Mitteilungen, Jahrgang 1883 II. und 1884 I. Bern, Huber & Cie. 1884.

101. Bureau of Education, Washington: Circulars of Information Nr. 2 & 3 1884. Washington, Governm. Printing Office 1884.

112. Prof. Ludwig Blume, Nußdorf a. Attersee: Goethe als Student in Leipzig von Ludwig Blume. Wien 1. Wiener Vereinsdruckerei 1884.

133. Ludwig Ravenstein, Frankfurt a. M.: Führer durch den Frankfurter Wald von L. Ravenstein, Frankfurt a. M., Geographische Anstalt von L. Ravenstein.

174. Aachener Geschichtsverein, Aachen: Zeitschrift des Aachener Geschichts-Vereins 6. Band 1—3 Heft. Aachen, Benrath u. Vogelsang 1884.

175. Dr. W. Hübner, Zielenzig: Die Pockenkrankheit heilbar, von Dr. W. Hübner. Leipzig, Herm. Hucke 1884.

192. Prof. Dr. Ludwig Büchner. Darmstadt: Aus Natur und Wissenschaft, 2. Band von Dr. L. Büchner, Leipzig, Theod. Thomas, 1884.

194. August Hinüber, Leipzig: Das Lied vom Genius, eine Goethe-Studie von August Hinüber. Leipzig, Otto Wigand 1884.

216. Herm. Wettig, Gotha: Führer durch die Clavierunterrichts-Literatur von Herm. Wettig, Bernburg, Baemeister.

226. Prof. Dr. J. M. Söltl, München: Gustav Adolph, Gedicht von J. M. Söltl. München, H. Franz'sche Hofbuch- und Kunsthandlung 1883.

227. Deutsche Seewarte, Hamburg: Meteorologische Beobachtungen in Deutschland 2. Jahrgang 1879, 3. Jahrgang 1880, 4. Jahrgang 1881. Hamburg, Hammerich-Lesser 1881/82.

238. Königl. Ungar. Naturwissenschaftliche Gesellschaft, Budapest:
   a) die Krankheiten unserer Culturpflanzen, von J. Buza. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1879.
   b) Darstellung der ungarischen zoolog. Literatur in den Jahren 1870 bis 1880 von E. Daday. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1883.
   c) Anleitung zu geographischen Ortsbestimmungen, von L. Gruber. Verlag. d. Ung. Naturw. Ges. 1883.
   d) Ungarn's Tabaksorten von F. Kosutány, Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1884.
   e) Anleitung zu erdmagnetischen Messungen von G. Schenzel. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1884.
   f) Die Flechten-Flora des Ungarischen Reiches von F. Hazslinsky. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1884.
   g) Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn (Vereinsbericht) 1 Band, Juni 1882 bis Juni 1883, redigirt von J. Fröhlich. Berlin R. Friedländer Sohn.

343. Ludwig August Frankl, Wien:
   a) Zur Biographie F. Hebbel's, von L. A. Frankl. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag 1884.
   b) Zur Bigographie Ferd. Raimund's von L. A. Frankl. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag 1884.

c) Andreas Hofer im Liede von L. A. Frankl. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1884.

251. Smithsonian Institution, Washington: Circulars of Information of the Bureau of Education Nr. 4 & 5 1884. Washington Governm. Print. Office 1884.

258. Franz Cerwènka. Teplitz: Gemischte Waare, Novellen und Erzählungen von Franz Cerwènka, Teplitz bei Weigend.

263. M. E. Sachs, München:
a) Drei Stimmungsbilder, Waldbächleins Thalfahrt, Clavier-Compositionen von M. E. Sachs. München, Jos. Ribl.
b) Trauermarsch, Idylle in drei Bildern, Clavier-Composition von M. E. Sachs. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
c) Drei Lieder ohne Worte, Clavier-Composition von M. E. Sachs. Offenbach a. M., Joh. André.

307. Prof. H. Hoefer, Leoben: Häuerleistung bei der Bohrarbeit, von Prof. H. Hoefer. Wien, Selbstverlag 1884.

308. Dr. Ludwig Eyrich, Mannheim: Über Einteilung und Succession der Organismen. Vortrag von Dr. K. F. Schimper gehalten im Winter 1834/35 zu München, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Ludwig Eyrich. Mannheim, J. Ph. Walther 1884.

310. Dr. Franz J. Englert, München: Berchtesgadener Märchen, von Dr. Franz J. Englert. Berchtesgaden, L. Vonderhanus Verlag, 1884.

312. Professor Dr. J. Schneider, Düsseldorf: Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche, von Prof. Dr. J. Schneider. 3. Heft. Leipzig, J. S. Weigel, 1884.

324. P. Th. Falck, Riga: Friedericke Brion in Sesenheim (1812—1813) von P. Th. Falck. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung, 1884.

327. Dr. H. K. Schaible, Professor, Heidelberg:
a) Der Salzbund, von K. H. Schaible. London, Aug. Schaible 1882.
b) Englische Sprachschnitzer, zusammengestellt von J. Clarus Hiebslac; Esq. M. A. Straßburg, K. J. Trübner, 1884.

343. Shmitsonian Institution, Washington: Report of the Commission of Education for the Years 1882—83. Washington, Governm. Printg. Off. 1884.

335. Franz Knauth, Rector, Mühlhausen i. Th.:
a) Erinnerungen an die Breitsülzer-Quelle von Franz Knauth, Mühlhausen, F. Lange 1884;
b) Mühlhauser Kirmeslieder, zusammengestellt von Th. Röbling. Mühlhausen, E. W. Röbling's Buchdruckerei, 1884.

360. Dr. Otto Hahn, Reutlingen:
a) Nacht und Licht, von Otto Hahn. Stuttgart, J. Rommelsbacher 1861;

b) Das Recht auf Arbeit, von Dr. Otto Hahn, Stuttgart, W. Kohlhammer 1885.

362. Leop. von Beckh-Widmannſtetten, Graz: Ein Kampf um's Recht. Enthüllungen von L. von Beckh-Widmannſtetten, Graz, Selbſtverlag 1884.

363. Dr. J. Schuchardt, Rötha: Deutſche Warte, Kalender auf das Jahr 1885. Herausgegeben von Dr. J. Schuchardt, Bonn und Leipzig, B. Harſchau.

369. Verein für Heſſiſche Geſchichte, Caſſel: Feſtſchrift zur Feier des 50. Stiftungstages, am 16. Auguſt 1884, von Dr. Albert Duncker. Caſſel, A. Freyſchmidt, 1884.

372. Dr. F. W. Fricke, Wiesbaden: Abriß der vereinfachten Volksorthographie von Dr. Fried. Wilh. Fricke. Leipzig, J. H. Kobolsky, 1885.

389. Louis Mohr, Straßburg i. E.: Die Jubelfeſte der Buchdruckerkunſt, von Louis Mohr, Wien, Friedr. Jasper, 1882.

404a G. Löning, Frankfurt a. Main: Friedrich Preller, ein Lebensbild von Otto Roquette. Frankfurt a. M. Literariſche Anſtalt 1883.

404. Naturforſchende Geſellſchaft, Bern: Mitteilungen Nr. 1083-1091, 2. Heft, 1883. Bern, Paul Haller, 1884.

418. Durch unbekannten Abſender: Appendix to the Memoir No. 5 of Tôkiô Daîgaku Tôkiô by Kokubunsha 2544 (1884).

425. United States Naval Observatory, Washington: Report of the Superintendent for the Year ending October 30, 1884. Washington, Government Printing Office. 1884.

431. Dr. G. A. Salfeld, Blankenburg i. Harz: Deutſch-lateiniſches Handbüchlein der Eigennamen aus der alten, mittleren und neuen Geographie. Leipzig, C. F. Winter'ſche Verlagsbuchhandlung, 1885.

438. Verein für Geſchichte der Stadt Meißen: Mitteilungen des I. Bandes 3. Heft. Meißen, Louis Moſche, 1884.

450. Gebrüder Henninger, Heilbronn: Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer. Deutſche Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. Herausgegeben von Leonhard Seuffert. 21.

457. A. Pernwerth von Bärnſtein, München: Das deutſche Studententum von Gründung der Univerſitäten bis auf die unmittelbare Gegenwart von A. Pernwerth von Bärnſtein. Würzburg, A. Stuber's Buch- und Kunſthandlung, 1882.

462. Ferdinand von Herder, Petersburg: Plantae Raddeanae Monopetalae von Ferdinand von Herder. Moskau, M. Katkow, 1884.

455. Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft, hier: Bericht pro 1884. Frankfurt a. M., Waldſchmidt & Mahlau, 1885.

463. Anthopologiſcher Verein, Coburg: Mitteilungen bei Gelegenheit des 10jährigen Stiftungsfeſtes. Coburg, Dietz'ſche Hofbuchdruckerei, 1885.

473. Chriſtian Beydemüller, Frankfurt a. M.: Das roſafarbene Billet, Luſtſpiel in 1 Act von Chriſtian Beydemüller, Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1885.

475. Dr. W. Volkmar in Homberg bei Caſſel:
   a) Mozart-Sonaten für das Pianoforte revidirt und mit Bezeichnung verſehen von Dr. Volkmar, Langenſalza;
   b) Handbuch für Muſik, herausgegeben von Dr. W. Volkmar. Langenſalza, Herm. Beyer Söhne.

481. Jan ten Doornkaat Koolmann, Norden: Wörterbuch der oſtfrieſiſchen Sprache, 3. Band, von J. ten Doornkaat Koolmann. Norden, Herm. Braams, 1884.

487. Conſul W. W. Murphy z. Z. Homburg v. d H.: Proceedings of the Tenth annual National Conference of Charities and Corrections. By A. O. Wright. Madis, Wisc. Midland Publishing Co., 1884.

489 Franz Knauth, Rector, Mühlhauſen i. Th.: Johannes Bugenhagen, Pomeranus, ein Lebensbild für alt nnd jung von F. Knauth. Berlin, J. A. Wohlgemuth's Verlagshandlung.

Von Kunſtblättern gingen ein:

durch Profeſſor Ille in München: Photographien nach deſſen Gemälden „Excelſior" und „Die Zeit des dreißigjährigen Kriegs".

„ Paul Barfus in München, Stich nach Defregger von P. Barfus (Avant la lettre).

Von Zeitungen und Zeitſchriften gingen in fortlaufender Lieferung ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Zeitſchrift für bildende Kunſt".
„ Prof. Dr. Zarncke, Leipzig: „Literariſches Centralblatt".
„ R. Weber, Baſel: „Helvetia".
„ Prof. Kürſchner, Stuttgart: „Vom Fels zum Meer",
„ „ „ „ „Ueber Land und Meer".
„ die Leopoldino-Caroliniſche deutſche Akademie: „Leopoldina".
„ Prof. Dr. Noll, Frankfurt a M.: „Der Zoologiſche Garten",
„ den Lahnſteiner Alterthums-Verein: „Rhenus".
„ Dr. Fr. Betz, Heilbronn: „Der Irrenfreund".
„ „ „ „ „ „Memorabilien".
„ Prof. Dr. Reclam, Leipzig: „Geſundheit".
„ Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutſche Seewarte".
„ F. Seidel, Weimar: „Der Kindergarten".

Durch J. Harnischfeger, Frankfurt a. M.: „Frankfurter Schulzeitung".
„ K. Merker, Augsburg: „Der Volkserzieher".
„ Dr. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform".
„ den Steiermärkischen Gartenbauverein, Graz: „Mittheilungen".
„ W. von Freede, Bonn: „Hansa".
„ R. Lesser, Frankfurt a. M.: „Deutsche Colonialzeitung."
„ L. Jung, München: „Knabenhort".
„ „ „ „ „Zeitung für Feuerlöschwesen".
„ K. Schwier, Weimar: „Deutsche Photographen-Zeitung."
„ G. Pappenheim, Wien: „Oesterreichisches Handelsjournal"
„ „ „ „ „Montan- und Metallindustrie-Zeitung".
„ „ „ „ „Müller-Zeitung".
„ E. Breslaur, Berlin: „Der Clavierlehrer".

Von den betreffenden Redactionen wurden eingesandt:

„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter".
„Frankfurter Börsen- und Handelszeitung".
„Frankfurter Latern".
„Coursblatt des Frankfurter Wechselmakler-Syndikats.
„Die kleine Chronik".
„Wochenrundschau".
„Berliner Bühnen-Moniteur",
„Deutsch-österreichische Theaterzeitung".
„Oesterreichische Badezeitung".

Lektionskataloge und Akademische Schriften sandten ein: die Universitäten Freiburg, Göttingen, Innsbruck, Jena, Prag, sowie die Technischen Hochschulen Braunschweig, Darmstadt, Hannover und Wien.

Lager-Verzeichnisse schickten ein: Baer & Co., J. St. Goar, Lehmann & Lutz, Theodor Völker hier, sowie J. A. Stargart in Berlin, Priewe, ebendaselbst, Gerschel und Anheiser in Stuttgart, Holsteinisches Antiquariat in Kiel.

VI. Schlußwort.

Indem wir unsere Genossen wegen weiterer Mitteilung über das genossenschaftliche Leben und namentlich die akademische Thätigkeit auf die demnächst beginnende regelmäßige Berichterstattung verweisen, haben wir denselben noch die Mittheilung zu machen, daß es uns gelungen ist, mit der Redaktion bezw. dem Verlage des „Goethejahrbuchs" ein Abkommen dahin zu treffen, daß unseren Genossen der im laufenden Monat noch zur Versendung gelangende VI. Band dieses Jahrbuches mit einem Nachlasse von 25 pCt. vom Ladenpreise zur Verfügung gestellt werden soll.

Die geehrten Genossen, welche für sich diese Vergünstigung in Anspruch nehmen wollen, werden daher ersucht, den Betrag von 9 Mark nebst 50 Pfg. für Portokosten an die unterzeichnete Stelle gelangen zu lassen, worauf die Uebersendung des Buches unmittelbar erfolgen wird.

Auch machen wir die geehrten Genossen noch einmal darauf aufmerksam, daß Anmeldungen zu der Akademischen Abteilung, bezw. den Unterabteilungen derselben an den unterzeichneten Ausschuß zu richten sind. Nach den Anfängen zu urteilen, darf dem Leben innerhalb der einzelnen Abteilung eine günstige Entwicklung in Aussicht gestellt werden.

Der Akademische Gesamtausschuß des Freien Deutschen Hochstiftes.

VII. Anhang.

Seit Juni 1884 sind unser Genossenschaft als Mitglieder beigetreten:

Herr Ferd. Wilferth, K. Postmeister und Vorstand des Postamts II. in München.
„ Adam Oberländer, Kunstmaler, München.
„ Ant. Georg Zwengauer, Kunstmaler, München.
„ Albin Schieder, K. Oberseeretär, München.
„ Karl Zeiß, K. Bayer. Premierlieutnant, München.

Herr Adolph Weſtphal, K. Pr. Ingenieur-Major a. D. Frankfurt a. M.
„ Günther Pettera, Schauſpieler und Regiſſeur, Frankfurt a. M.
„ Karl Klippel, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Moritz Eduard Reis, Buchdruckereibeſitzer, Frankfurt a. M.
„ Auguſt Thaler, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Alexander Achilles, Kaufmann, St. Petersburg.
„ Auguſt Schick, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Peter Amberger, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Franz Wirth, Redacteur des „Patentanwalts", Frankfurt a. M.
„ Karl Hecht, Wechſelagent, Frankfurt a. M.
„ B. Bergmann, Fabrikant, Frankfurt a. M.
„ Dr. E. Philippſon, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ S. Spier, Privatgelehrter, Frankfurt a. M.
„ A. Sabor, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ G. Maier, Bankdirector, Frankfurt a. M.
„ Dr. med. Walther, Frankfurt a. M.
„ J. H. Epſtein, Fabrikant, Frankfurt a. M.
„ Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin.
„ Otto Puls, Syndicus der Handelskammer, Frankfurt a. M.
„ Prof. Dr. Ludwig Oelsner, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ Heinr. Wettig, Lehrer und Muſikſchriftſteller, Gotha.
„ Joſeph Englert, Generaldirections-Rat, München.
„ Karl Bauſt, Staabsauditeur, München.
„ Julius Hofmann, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Dr. Robert Philippſon, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ E. Ille, Kgl. Akademie-Profeſſor, München.
„ J. G. Laur, Kriegsminiſterial-Secretair, München.
„ Dr. G. P. Junker, Lehrer, Bockenheim.
„ Felix Prager, Amtsgerichtsſecretair, Frankfurt a. M.
„ Dr. Fritz Mayer, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
„ Richard Graul, Künſtler, Frankfurt a. M.

Herr Dr. A. Kortegarn, Director der Wöhler-Schule, Frankfurt a. M.
" Dr. H. Cuers, Gymnaſiallehrer, Frankfurt a. M.
" Sigmund Iſtel, Frankfurt a. M.
" Franz Reuter, Kaufmann, Frankfurt a. M.
" Friedr. Biedenkapp, Lehrer, Frankfurt a. M.
" Heinrich Mannberger, Priv., Frankfurt a. M.
" Dagobert Friedländer, Priv., Frankfurt a. M.
" Dr. J. G. Jung, Oberlandesgerichts-Rat, Frankfurt a. M.
" E. Peliſſier, Gymnaſiallehrer, Frankfurt a. M.
" Dr. Paul Holdheim, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
" Dr. R. Jung, Frankfurt a. M.
" W. Karraß, Amts-Actuar, Frankfurt a. M.
" J. G. Claar, Metzgermeiſter, Frankfurt a. M.
" Dr. G. Könnecke, Kgl. Staats-Archivar, Marburg (Heſſen).
Frau Dr. Adams-Walther, Frankfurt a. M.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
vom Akademischen Gesamtausschusse.

Jahrgang 1884/85. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. **Lieferung 2.**

Inhalt: I. An die Genossen: Bericht des AGA über den gegenwärtigen Stand der Entwicklung. — II. Berichte aus den Abteilungen. — III. Öffentliche Sitzungen mit Vorträgen: 1. Joseph Führich von Dr. B. Bolentin. 2. Bericht über die Führich-Ausstellung von Dr. B. Bolentin. 3. Die soziale Bedeutung der Krankenversicherung von Dr. Fleisch, Stadtrat. 4. Über das Goethe-Jahrbuch Bd. VI von Dr. R. Philippson. 5. Die Geneologie der Goethe's von Dr. L. Holthof. 6. Die Kulturentwicklung Süditaliens von Dr. Gothein. — IV. Bericht des AGA an die Hauptversammlung 14. Juni 1885: der Lehrplan. — V. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — VI. Einsendungen. — VII. Kunstbeitage: Führichs Porträt von E. von Steinle. Lichtdruck von Kühl & Co. hier.

I. An die Genossen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß ist seit seiner Konstituierung im Februar d. J. unausgesetzt bemüht gewesen, den ihm gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Sollte es ihm dabei noch nicht gelungen sein den hohen Zielen, welche sich das Freie Deutsche Hochstift gesteckt hat, so gerecht zu werden wie er es wünscht, so bittet er zu bedenken, daß er nach ganz bestimmten Seiten hin Schranken hat, die zu übersteigen weder ihm noch überhaupt irgend Jemanden möglich ist. Diese Schranken bestehen in erster Linie in der pekuniären Lage unseres Stiftes. Es ist vielfach die Meinung verbreitet, die Mittel des Hochstiftes seien in Folge der Müller'schen Erbschaft ungemessen große und erlaubten reichste Entfaltung von Kräften nach allen Seiten hin. Wir bedauern, daß die im höchsten Grade dankenswerte Schenkung diese Folge nicht haben kann. Die aus ihr gewonnenen

Mittel belaufen sich an jährlichen Zinsen auf die Summe von Mk. 20162. 20. Dazu kommt noch das Hochstiftsvermögen mit einem Erträgnis von Mk. 2349. Alle übrigen Einnahmen sind nur Voraussetzungen und können sich in ihrem Erträgnisse ändern. Dahin gehört der Fremdenbesuch, dessen Ertrag auf Mk. 6000, der Verkauf von Photographien, der auf Mk. 200, die Einnahme von Mitgliedsbeiträgen, die auf Mk. 4500 und der Einstandsgelder neu zutretender Mitglieder, die auf Mk. 200 berechnet sind. Wenn diese Ansätze sich bewahrheiten, so ist für das laufende Jahr ein Gesamterträgnis von Mk. 33411.42 zur Verfügung. Hiervon gehen von vornherein für ein Mitglied der Familie des H. Müller eine Rente, zu deren Zahlung das Hochstift durch Annahme des Müller'schen Legates verpflichtet ist, so wie die Pension des Herrn Dr. Volger, zusammen mit Mk. 4200.— ab, Posten, die freilich über kurz oder lang wegfallen müssen. Es stehen fernerhin für Gehalte von Beamten jetzt Mk. 7610 im Büdget: es ist keine Frage, daß hier eine Vereinfachung eintreten muß, welche ohne Zweifel zugleich infolge der Konzentrierung eine Mehrleistung und Beschleunigung in der Arbeit herbeiführen wird. Da dies aber mit Personenfragen zusammenhängt, so ist eine ebenso sorgfältige wie gründliche Prüfung notwendig, ehe eine endgiltige Entscheidung sich treffen läßt. Es kommen ferner die Erhaltungskosten des Hauses in Betracht, die jetzt mit Mk. 2000 eingestellt sind, die jedoch in der nächsten Zeit eine Erhöhung erfahren dürften: es hat sich als notwendig herausgestellt, eine gründliche Wiederherstellung eintreten zu lassen, welche sich zugleich die Aufgabe stellt, möglichst den Charakter des Hauses aus seiner Entstehungszeit zu erhalten, beziehungsweise wiederherzustellen. Im Zusammenhange damit steht eine des Hauses würdige Möblierung, die zugleich den zahlreichen Bedürfnissen des Gebrauches entsprechen muß. Mit beidem ist bereits ein Anfang gemacht. So ist es gelungen, einen großen kunstvoll gearbeiteten Schrank, der nachweislich in der Jugendzeit Goethes hier gemacht worden ist und seitdem in einer und derselben Familie sich erhalten hatte, von dieser selbst zu erlangen: er bildet ein würdiges

Ausstattungsstück des Corneliazimmers und dient zugleich der inzwischen leider ohne besonderen Verschluß gewesenen wertvollen Kunstsammlung des Hochstiftes zum Schutz und zur Zierde. Der nächste Etat wird weitere dahinzielende Vorlagen bringen. Fernerhin weist der diesjährige Etat eine Reihe einmaliger und bleibender Ausgaben auf, welche bewirken, daß für den Etat des Akademischen Gesamt-Ausschusses Mk. 11500 zur Verfügung bleiben. Nun sind aber die Aufgaben des Akademischen Gesamt-Ausschusses sehr mannichfaltig. Die Herrichtung des Lesezimmers hat Mk. 600 in Anspruch genommen, der Jahresbedarf ist auf Mk. 1200 von einer erbetenen höheren Summe herabgesetzt worden. Die Vermehrung des Goetheschatzes darf nur Mk. 1000 in Anspruch nehmen, während ihm zur Ermöglichung eines durch Gelegenheit gebotenen größeren Erwerbes Mk. 1000 zur Disposition gestellt sind. Die Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen kann Mk. 1500 beanspruchen: es gehören dahin solche Unterstützungen, wie sie durch eine Förderung des Goethe-Jahrbuches oder der Führich-Ausstellung geleistet worden sind. Für die Berichte werden Mk. 1500 in Anspruch genommen. Es bleiben schließlich für die Monatssitzungen nach Satz 4 E Mk. 2000 und für die Lehrgänge nach Satz 4 A Mk. 2700 übrig. Mit solchen Mitteln, die sehr bescheiden sind, können natürlich nur bescheidene Resultate erreicht werden, bescheidener als hochfliegende Gedanken beim Durchlesen der Satzungen sie erreicht sehen möchten, aber darum dennoch nicht weniger dem Zwecke der Stiftung entsprechend, wenn auch das Wirken nicht so allumfassend sein kann, wie es in weitestgreifender Art von den Satzungen als schließliches Ziel der Stiftung hingestellt worden ist. Fassen wir die in ihren Hauptposten angeführten Ausgaben vollständig zusammen, so ergeben sich als Gesamt-Ausgaben Mk. 30535.71. Dies von den Einnahmen Mk. 33411.42 in Abzug gebracht, ergiebt freilich einen Überschuß von 2875.71. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß manche der in Ansatz gebrachten Einnahmen möglicherweise nicht erreicht werden, wodurch dieser Überschuß sich verringern würde; ferner daß irgendwelcher

Überschuß für Unvorhergesehenes stets vorhanden bleiben muß und daß dieser, soweit er für solches nicht in Anspruch genommen wird, seine Verwendung im nächsten Jahre findet, besonders für Erhaltung und Ausstattung des Goethehauses selbst.

Das Einzelne über unsere Vermögensverhältnisse enthält der von der Hauptversammlung im November genehmigte Etat, auf welchen wir hierfür verweisen. Aber auch aus dem Angeführten wird sich leicht ergeben, daß mancherlei Wünsche entweder noch nicht oder voraussichtlich überhaupt keine Erfüllung finden könnten. So dürfte die Anstellung von Dozenten nicht so bald erreicht werden, wenigstens nicht die von mehreren Dozenten. Die Schaffung einer großen Bibliothek, welche alle Fächer gleichmäßig umfaßt, ist unerreichbar, aber auch nicht notwendig, da hier schon andere bedeutende Bibliotheken existieren. Wir werden uns also auf eine Spezialität, die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts im Anschluß an Goethe (Goethe-Bibliothek) beschränken dürfen; damit ist jedoch schon ein sehr weites Gebiet gegeben. Andererseits sollen die Leistungen des Hochstifts vielseitig sein, so daß eine Fülle von Aufgaben an uns herantreten, deren durch die Satzungen gegebene Berechtigung die Art der Verwendung der Geldmittel von vornherein gegen den Vorwurf der Zersplitterung schützt: in der That geht unser Bestreben darauf aus, nur das Notwendigste aus dem großen Thätigkeitsgebiete zu bearbeiten, um innerhalb der mannichfaltigen Ziele doch die Kräfte möglichst zusammen zu halten.

Da sich die Verhältnisse durch die erstrebten Vereinfachungen voraussichtlich dennoch nicht so sehr ändern werden, daß die Zuweisungen an den Akademischen Gesamt-Ausschuß wesentlich größer sein können, so dürfen auch die Erwartungen, welche an dessen Leistungen sich knüpfen, das Maß der ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht überschreiten. Es wird vielmehr in erster Linie an die Opferwilligkeit der Mitglieder zu appellieren sein, daß sie ihre geistigen Kräfte dem Stifte bereitwillig zur Verfügung stellen. Es wird darauf hinzuarbeiten sein, daß die vom Hochstifte gewährten Gegenleistungen nicht über das ortsübliche

und notwendige Maß hinausgehen, daß aber auch nur wirkliche Leistungen eine Gegenleistung finden, damit jeglicher Gedanke ausgeschlossen bleibt, als könne das Vermögen des Hochstiftes Gelegenheiten für Ruheposten oder für verlockenden reichlichen Erwerb darbieten. Gerade in dieser Richtung wird die Aufgabe des Akademischen Gesamt-Ausschusses eine besonders schwierige sein. Wären die Mittel da, Dozenten anzustellen, welche ihre Gesamtthätigkeit dem Hochstift widmen könnten, so wäre von vornherein manche Schwierigkeit gehoben. Wenn dies aber auch nur in beschränktem Maße erreicht würde, so könnte damit in einem Hochstiftsbeamten eine Triebkraft für die wissenschaftliche Thätigkeit gewonnen werden, die jetzt vollständig fehlt: wir sind augenblicklich im Wesentlichen auf die freiwillige Hilfe von Männern angewiesen, die über ihre Berufsthätigkeit hinaus dem Hochstift ihre Arbeit aus Interesse für die Sache widmen. Hier kann nichts verlangt werden: es muß vielmehr das freiwillig Geleistete mit Dank angenommen werden. Und glücklicherweise können wir sagen, daß uns solche freiwillige Leistungen in erfreulichster Weise zur Verfügung gestellt worden sind. Mit ganz besonderer Freude verzeichnen wir die Leistungen der Abteilung für soziale Wissenschaften (Sz W). Es hat sich sehr schön gefügt, daß sich ein schon bestehender Verein mit geordneter Thätigkeit dem Hochstifte als Abteilung angegliedert hat — ein Vorgang, dem wir um so mehr Nachahmung wünschen möchten, als hierdurch nicht nur die besonderen Bestrebungen in dem Hochstift einen bedeutungsvollen Rückhalt und eine wertvolle Erweiterung ihres Arbeitsgebietes finden, sondern auch das Hochstift einen weiteren Schritt zu der universellen Bedeutung macht, welche bei seiner Stiftung als Ziel vorgeschwebt hat. Es ist mit der so ermöglichten Bildung der Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW) ein Mittelpunkt für diese besonderen Bestrebungen gewonnen, der hier bisher noch gefehlt hatte und den ein einzelner Verein nicht in gleicher Weise geben kann, weil er leicht in eine einseitige Richtung geraten könnte, die durch seine Verbindung mit der Gesamtheit des Hochstifts von vornherein ausgeschlossen ist. Zugleich aber

hat der sozialwissenschaftliche Verein als Abteilung für soziale Wissenschaften in dem Hochstifte den nicht zu unterschätzenden Vorteil erlangt, daß ihm in unserem Lesezimmer die wichtigsten Zeitschriften seiner Wissenschaft zu Gebote gestellt sind und daß unter die vom Hochstifte veranstalteten Lehrgänge ein solcher aus seinem speziellen Gebiete eingereiht werden konnte, der zugleich der erste öffentliche wissenschaftliche Lehrgang auf diesem Gebiete dahier war. Durch die Abteilung aber können auch die Einsendungen dieses Gebietes ihre Verarbeitung finden, womit für beide Teile ein wertvoller Zuwachs ihrer Wirksamkeit sich ergiebt. Weiterhin hat die Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) eine in Betracht der kurzen Zeit ihres Bestehens erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, die wiederum einem einzelnen Vereine nicht möglich gewesen wäre. Sie hofft dadurch nicht nur mancherlei Anregung gegeben, sondern auch der Einsicht Raum verschafft zu haben, daß der Rückhalt, welchen das Hochstift bietet, zur Förderung und Belebung der das Gesamtgebiet der Bildkunst umfassenden Bestrebungen ein höchst wertvoller ist; eine Konzentrierung, eine einheitliche Verfolgung des Zieles erscheint aber von ganz besonderer Bedeutung, je mehr der Zusammenhang der Künste und ihr Miteinanderwirken von den Vertretern der einzelnen Richtungen als ein belebendes und zugleich jeden Einzelnen auf seinem besonderen Gebiete förderndes Element erkannt wird. Auch die Abteilung für Schöne Wissenschaften (Sch W) sowie die für Geschichte (G) hat ihre Arbeiten begonnen. Diese Arbeiten der Abteilungen sind naturgemäß doppelter Art. Entweder versammeln sich die Mitglieder einer Abteilung zu einer internen Sitzung, um ihre Angelegenheiten zu erörtern, die ihnen vom Akademischen Gesamt-Ausschuß zugewiesenen Berichte zu beraten und darüber zu beschließen, die an den Akademischen Gesamt-Ausschuß zu stellenden Anträge zu behandeln sowie die laufenden Arbeiten, wie die Berichterstattung über Bücher und sonstige Eingänge, die jedesmal der betreffenden Abteilung zugewiesen werden, zu erledigen. Oder sie versammeln sich zu öffentlichen Sitzungen, zu welchen alle Mitglieder der wissenschaftlichen Abteilungen geladen sind: selbstverständlich sind

auch andere Mitglieder des Hochstiftes stets willkommen und zu erscheinen berechtigt. Hier kommen in Form von Berichten, Vorträgen und Vorlagen solche Gegenstände zur Behandlung, welche von weitergreifendem Interesse sind und geeignet sein möchten, die Hochstiftsmitglieder über wichtigere, das Einzelgebiet eben bewegende Fragen zu orientieren. Erheben sich Fragen, von denen es wünschenswert erscheint, daß sie in größerem Kreise behandelt werden, so ergiebt sich hieraus das Material für die öffentlichen Gesamtsitzungen nach Satz 4 E, sei es, daß eine einzelne Frage in künstlerisch abgerundetem Vortrage zur Behandlung kommt, sei es daß kürzere Berichte zur Anregung von Diskussionen gegeben werden. Die Vorträge in Gesamtsitzungen eignen sich zugleich ganz besonders dazu, auswärtige Mitglieder und Freunde des Hochstiftes zur Teilnahme an den Arbeiten des Hochstiftes heranzuziehen, ohne daß damit hier wohnende Mitglieder ausgeschlossen wären.

Noch sind wir im Anfange dieser ganzen Organisation. Die Erfahrung wird lehren müssen, ob das Bedürfnis mehr oder weniger, ob es dieses oder anderes verlangt. Die Satzungen zeigen die Ziele. Aber sie schreiben nicht eigensinnig die Wege vor, auf welchen allein diese Ziele erreicht werden könnten. Die Wege zu finden und zu prüfen wird die nächste Aufgabe gemeinsamer Arbeit sein. Jeder, der mit Hand anlegen will, ist willkommen und sein Rat und seine Wünsche sollen gehört und wenn möglich berücksichtigt werden. Niemand aber kann mit dem berechtigten Anspruch hervortreten, daß er größere Erfahrung hätte, daß sein Erwägen und Meinen notwendig und sicher das Bessere und Richtigere böte: es giebt Niemanden, der eine solche Stiftung mit diesen Bestrebungen und Zielen einerseits, diesen Mitteln andrerseits schon geleitet hätte. Auch wir bescheiden uns, das durch unsere Erwählung in uns gesetzte Vertrauen nach bestem Eifer und redlichstem Bestreben nach Maßgabe der Satzungen rechtfertigen zu wollen; wir glauben aber nicht bereits weiter zu sein als bei dem sorgfältigen Suchen nach dem Besten. Wir werden daher jede Erfahrung zu nützen suchen, sind aber der Ueberzeugung, daß es noch mannichfaltiger

Erfahrung bedürfen wird, bis wir werden ſagen können: dies iſt der feſt und ſicher einzuſchlagende richtige Weg. Wir bitten daher um Vertrauen, Geduld und Mitarbeiten.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

II. Berichte aus den Abteilungen.

Die ſämtlichen Abteilungen ſind in Thätigkeit getreten. Sie werden hier in der alphabetiſchen Folge ihrer abgekürzten Bezeichnungen aufgeführt.

1. Abteilung für Geſchichte (G).

Die Abteilung trat am 9. Mai zu einer internen, am 22. Mai zu einer öffentlichen Sitzung zuſammen. In dieſer Sitzung, in welcher auch Gäſte anweſend waren, teilt der Vorſitzende, Herr Dr. Grotefend, mit, daß die Abteilung beſchloſſen habe, wenn irgend möglich jedesmal am vorletzten Freitag des Monats Abends 7 Uhr im Goethehauſe zuſammenzukommen. Die Arbeiten ſollten ſich nicht, wie es bei dem hier beſtehenden Verein für Geſchichte und Altertum der Fall ſei, an die lokale Forſchung anſchließen, ſondern das ganze Gebiet der Geſchichtswiſſenſchaft umfaſſen: eben dieſer Umſtand laſſe es berechtigt erſcheinen, daß neben den Verein, der ein allgemeineres Publikum zu berückſichtigen habe, noch dieſe rein wiſſenſchaftlich gedachte Abteilung für Geſchichte trete. Dieſer Gedanke wurde von den zahlreichen Anweſenden beſonders freudig begrüßt; es ward allſeitig anerkannt, daß eine Mitteilung eigner Forſchung in anſpruchsloſer Form aber vor einem Kreiſe von Fachgenoſſen für alle Teilnehmer nur ſehr anregend und fördernd ſein könne.

Zunächſt lenkte Herr Profeſſor Dr. Oelsner die Aufmerkſamkeit der Abteilung auf eine Thatſache, die für die geſamte Geſchichtswiſſenſchaft von hervorragendem Intereſſe iſt. Die „Bibliotheca historica“ iſt ſeit den dreißig Jahren ihres Beſtehens zu einem immer nützlicheren, ja faſt unentbehrlichen Hilfsmittel hiſtoriſcher Studien geworden. Sie gewährt in halbjährigen Heften eine ſyſtematiſch geordnete Überſicht aller deutſchen und aller einigermaßen wichtigen ausländiſchen Erſcheinungen der

Geſchichtswiſſenſchaft. Indem ſie ſo einerſeits die neuen Publikationen ſchon wenige Monate nach ihrem Erſcheinen in einer Vollſtändigkeit, wie ſie auf keinem anderen Wege erreicht wird, zur Kenntnis der Intereſſenten bringt, erwächſt ſie andererſeits zu einem bibliographiſchen Nachſchlagewerk, das jeden Spezialforſcher über die Literatur ſeines Gebiets auf das erwünſchteſte orientiert.

Da das Unternehmen der Verlagshandlung (Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen) einen jährlichen Zuſchuß von 500 M. auferlegte, appellierte ſie ſchon 1881 an eine Unterſtützung aus öffentlichen Mitteln reſp. von Seiten der deutſchen Hiſtoriker, leider jedoch an ſo verborgener Stelle, daß dieſer Aufruf wohl ſelbſt den meiſten Benutzern der Bibliotheca entging. Das gleiche Loos hatte gewiß auch eine warme Befürwortung der Sache in den wenig verbreiteten „Mitteilungen aus der hiſtoriſchen Literatur". Das Reſultat war, daß das Unternehmen mit dem Ende des Jahres 1882 abgebrochen wurde.

Es bedürfte nun gewiß nur einer neuen thatkräftigen Anregung, um die Verlagshandlung zur Wiederaufnahme des ihr ſelbſt liebgewordenen wichtigen Werkes zu veranlaſſen und das Hochſtift würde ſich ohne Zweifel um die Wiſſenſchaft verdient machen, wenn es dazu die Initiative ergriffe.

Die Abteilung drückte ihre volle Zuſtimmung zu dieſer erfreulichen Anregung aus. Betreffs des Wegs, der zur Erreichung des Zieles einzuſchlagen ſei, einigte man ſich dahin, daß man ſich zunächſt mit der Verlagsbuchhandlung in Verbindung zu ſetzen habe, um zu erfahren, ob ſie, falls ihr die damals für nötig erachtete Summe geſichert werde, geneigt ſei, das Unternehmen fortzuführen; dann ſolle man ſich mit den hiſtoriſchen Vereinen Deutſchlands in Verbindung ſetzen, um ſie für die Sache zu intereſſieren, beſonders aber die Vereine, welche dem hiſtoriſchen Geſamtverein angehörten, veranlaſſen, ihre Vertreter für die nächſte Generalverſammlung mit Vollmacht zu verſehen. Damit aber ein praktiſcher Anfang gemacht werde, richtete die Abteilung an den AGA den Antrag: Der AGA wolle für das Jahr 1885 M. 50 zur Ermöglichung der Wiederherausgabe der Bibliotheca

historica bewilligen.“ Es ist dabei in Aussicht genommen, daß, wenn auf anderer Seite genügende Unterstützung gefunden wird, dieser Beitrag ein jährlicher wird.*)

Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend legte sodann den ersten Band der „Quellen zur Frankfurter Geschichte“ vor, der die Frankfurter Chroniken des Mittelalters enthält. Die „Quellen“ sind eine durch Vermächtnis von J. Fr. Böhmer ermöglichte Publikation, die, von dem Referenten geleitet und herausgegeben, in etwa 5 bis 7 Bänden die chronikalischen und urkundlichen Nachrichten über Frankfurt in streng wissenschaftlichem Gewande zusammenfassen wird. Der erste Band ist von Herrn Dr. R. Froning bearbeitet. Es handelte sich dabei nicht nur darum, das Alte in neuer, meist originaler Form wiederzugeben, sondern auch alles seither Neugefundene an chronikalischem Material zu veröffentlichen und — worauf besonders Wert gelegt werden muß — in zahlreichen Anmerkungen den Inhalt des Stadtarchivs möglichst erschöpfend zur Erhärtung, Ergänzung, oft auch Berichtigung heranzuziehen. Der zweite Band der „Quellen“ wird die „Chroniken des XVI. Jahrhunderts“ in Bearbeitung des Herrn Dr. R. Jung enthalten, 3 Bände sind für Regesten und Urkunden bestimmt, deren Bearbeitung sich der Herausgeber unter Beihilfe des Herrn H. von Nathusius vorbehalten hat; die beiden letzten Bände werden Quellen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts enthalten.

Da am 19. Juni, dem vorletzten Freitag des Juni, der Vorsitzende der Abteilung amtlich abwesend sein wird, so beschloß die Abteilung, für diesen Monat den letzten Freitag zu ihrer Zusammenkunft zu wählen. Diese wird also Freitag den 26. Juni Abends 7 Uhr im Goethehause stattfinden.

---

*) Der AGA hat in seiner Sitzung vom 29. Mai diesen Antrag der Abteilung G angenommen und ihr anheimgegeben, das Weitere einzuleiten und ihm von dem Erfolge Bericht zu erstatten, damit bei günstigem Erfolge die Einstellung des Betrages als eines sich regelmäßig wiederholenden Postens in den Etat erfolgen kann.

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Die Abteilung trat zu ihrer Konstituierung am 5. Februar zusammen. Bei der Wahl eines Vorsitzenden handelte es sich zunächst um eine prinzipielle Entscheidung. Die Abteilung zählt eine Reihe hervorragender auswärtiger Kunstgelehrter zu ihren Mitgliedern, und es hätte eben so sehr nahe gelegen eine solches Mitglied an die Spitze zu stellen, um ihm dadurch eine Anerkennung auszusprechen, wie es für die Abteilung selbst nur hätte förderlich sein können, wenn ein allgemeiner bekannter Namen auch den weitesten Kreisen die Thatsache ihrer wissenschaftlichen Richtung verkündet hätte. Es war jedoch in Betracht zu ziehen, daß aus den Vorsitzenden der Abteilungen der Akademische Gesamt-Ausschuß gebildet wird und daß es im höchsten Grade wünscheswert sei, wenn dessen Mitglieder auch thatsächlich in der Lage wären möglichst zahlreich zu erscheinen: dies aber wird durch eine Reise aus der Nachbarschaft erschwert, bei weiterer Entfernung einfach unmöglich. Es kam aber weiter in Betracht daß der Vorsitzende wesentlich die Aufgabe hat, den hier lebenden Stamm der Mitglieder, welche die persönliche Arbeit zu leisten haben, zu einer allseitigen Teilnahme anzuregen: erst wenn sich eine lebhafte örtliche Teilnahme und Arbeit gestaltet, werden die auswärtigen Mitglieder geneigt sein auch ihrerseits der Abteilung ihr Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Man hielt es daher im Interesse der Förderung der Arbeiten in der Abteilung, daß sie zum Vorsitzenden sowie zu dessen Stellvertreter Ortsansässige wählte, womit in keiner Weise etwas andres als ein praktischer Gesichtspunkt berücksichtigt werden sollte. Die nach Feststellung dieses Prinzipes vorgenommene Wahl ergab als Vorsitzenden Herrn Dr. V. Valentin, als stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Professor O. Sommer. Zum Schriftführer wurde Herr H. Junker und, da dieser aus Gesundsheitsrücksichten ablehnen mußte, in der folgenden Sitzung Herr R. Sauerlaender gewählt.

Am 23. Februar fand die erste interne Sitzung statt, welche von allen ortsansässigen Mitgliedern besucht war. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß es notwendig sei sich über

einen Arbeitsplan klar zu werden. Als natürliche Gegenstände ergäben sich hierfür Mitteilungen über die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft, Ausstellungen und Vorzeigen hervorragender neuerer Werke unter Hinweis auf ihre Eigentümlichkeiten, Forschungen und Mitteilung der Arbeiten der Mitglieder der Abteilung hier und auswärts. Es sei dabei auf die verschiedenen Zweige der Kunst gebührende Rücksicht zu nehmen. Die Aufgabe der aus dieser Arbeit sich ergebenden öffentlichen Sitzungen bestehe darin, zwischen praktischer Kunst und Kunstwissenschaft einerseits und dem Publikum andrerseits ein Zwischenglied zu bilden, so daß das Interesse des Publikums genährt und erhöht, die Leistungen besonders der praktischen Kunst ihm näher gerückt und bekannt gemacht würden. So könne der Zweck des Hochstiftes, welches der Pflege und Förderung der Wissenschaft, Kunst und höheren Bildung gewidmet sei, und zugleich eine Förderung der Bestrebungen der arbeitenden Mitglieder des Hochstiftes selbst erreicht werden. Nachdem noch von andrer Seite darauf hingewiesen war, daß besonders das Kunstgewerbe als derjenige Zweig mit hereingezogen werden müsse, der am Besten geeignet sei, das Verständnis und das Interesse für die Kunst überhaupt zu wecken, wie das gerade die Entwicklung in den letzten Jahren bewiesen habe, und der Vorsitzende erklärt hatte, daß die Pflege des Kunstgewerbes selbstverständlich in die Arbeiten der Kunstabteilung eingeschlossen sei, die Abteilung aber suchen müsse die verschiedenen Zweige möglichst gleichmäßig zu pflegen, brachte er einen von der Abteilung sodann angenommenen Antrag vor, eine Ausstellung von Werken Führichs betreffend. Das Nähere hierüber giebt der Abschnitt „Bericht über die Führichausstellung."

Am 13. April fand die erste öffentliche Sitzung der Abteilung K statt. Der Vorsitzende legte, nach Erläuterung des Zweckes dieser Sitzungen, zunächst eine wertvolle Einsendung vor, den neu erscheinenden „Anzeiger des germanischen Nationalmuseums" (Band I, Heft 1. 154 S., Jahrgang 1884). Er wies darauf hin, daß hier, wo „das germanische Nationalmuseum ein neues Organ begründet", eine ausführliche Geschichte seiner

Entstehung gegeben sei, begleitet von interessanten Beilagen (Grundriß und Gesamtansicht), sowie daß eine eingehende, von Illustrationen unterstützte Beschreibung der reichen Sammlung durch alle zwölf Nummern dieses Heftes ginge, welches außerdem noch eine sorgfältige Chronik des Museums, sowie eine Fundchronik als regelmäßig wiederkehrende Rubriken enthalte. Im Anschluß hieran seien die „Mitteilungen aus dem germanischen Museum" (Band I, Heft 1, Jahrgang 1884) erschienen, welche eine Fülle wertvollen, reich mit Illustrationen ausgestatteten Materials böten, sowie endlich ein „Katalog der im germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit" (mit Abbildungen). „Vom 12. Jahrhundert, also fast von der Entstehung dieses Kunstzweiges, an bieten die Hunderte von ganzen Tafeln und Bruchstücken eine zusammenhängende Illustration der Geschichte der Glasmalerei, sowohl der aufsteigenden Entwicklung als des Verfalls und zuletzt der Verwahrlosung bis zum vollständigen Erlöschen, welches merkwürdigerweise erst gerade mit dem Wiederaufleben zusammenfällt." Und in der That zeigen die sehr zahlreichen Abbildungen diese Entwicklung in sehr schöner und dankenswerter Weise im Überblick auch denen, welche dem Orte des Museums ferne sind. Hierauf teilte der Vorsitzende seine Auffassung über die auf der Basis der Lenormant'schen Athenestatuette befindlichen Darstellungen mit. Er erkennt darin Gruppen aus dem Parthenonfriese, durch welche der Künstler, der bei der Kleinheit des Raumes auf Wiedergabe der am Originale befindlichen Szenen verzichten mußte, dennoch auf den Zusammenhang mit der im Parthenon befindlichen Statue des Phidias hinwies. Er erklärte die Gruppe links vom Beschauer als einen Krieger zu Wagen, gegen dessen Pferd sich ein Vorhergehender hemmend umwendet, die Gruppe in der Mitte als die Übergabe des Gewandes der Göttin, welche als der bedeutungsvollste Moment des ganzen Zuges für die Charakterisierung besonders geeignet war, während die minder deutliche Gruppe rechts die Herbeiführung eines Opfertieres zu sein scheine. So seien die Hauptmomente des Zuges, die Überreichung des Gewandes sowie die Huldigung der

Bevölkerung in abkürzender aber deutlicher Weiſe wiedergegeben und die Statuette dadurch klar als Nachbildung der im Parthenon befindlichen Atheneſtatue bezeichnet geweſen, d. h. als die Stadtgöttin, welcher die Vertreter der Stadt zu huldigen kommen. Der Vortragende wies dies im Einzelnen in einem zur Anſicht aufgeſtellten Gipsabguß nach und bemerkte, daß man nur nach einem ſolchen, nicht aber nach Abbildungen urteilen dürfe, weil auf dieſen die Gruppen, da ſie vom Zeichner nicht verſtanden wären, bis zur Unkenntlichkeit entſtellt ſeien; höchſtens die Gruppe des Wagenfahrers ſei zu erkennen. Hierauf hielt Herr Otto Donner von Richter einen Vortrag über die „Enkauſtiſche Malerei der Alten.“ Er äußerte ſich etwa in folgender Weiſe:

Während die Fresko- und die Tempera-Malerei ſich in ununterbrochener Ausübung von dem früheſten Altertum bis auf unſere Tage erhalten haben, iſt die enkauſtiſche Malerei der Alten durchaus untergegangen, ja keiner der alten Schriftſteller hat uns ein genügend klares Bild ihrer techniſchen Ausübung hinterlaſſen. In den Angaben derſelben iſt ſchon angedeutet, daß allgemach etwas an ihre Stelle trat, was den Technikern zweckmäßiger erſchien oder ihrer Leiſtungsfähigkeit mehr entſprach. In der That fallen die letzten ſchriftſtelleriſchen Erinnerungen an dieſelbe, ungefähr im VI S. p. Chr. im Corpus juris, mit den erſten ſchriftſtelleriſchen Nachrichten über die Anwendung trocknender Öle, namentlich des Leinöles, zuſammen, welches letztere die Alten gar nicht bereiteten, während ſie wohl die trocknenden Nuß- und Mohnöle kannten, ſie aber nur zu mediziniſchen Zwecken verwendeten, da zu allen andern das reichlich produzierte Olivenöl alle anderen Öle zurückdrängte. Thatſächlich hat die aufkeimende Ölanſtreicherei ſehr raſch dieſem früher mit Wachs ausgeführten techniſchen Verfahren ein Ende bereitet und die Ölmalerei vorbereitet.

Kann es unter ſolchen Umſtänden einen Wert für uns Neuere haben, die Enkauſtik der Alten erneut ins Leben rufen zu wollen? Es iſt ſehr zu bezweifeln. Trotzdem aber ſind ſeit der Mitte des vergangnen Jahrhunderts bis auf unſere Tage

ſtets neue Verſuche gemacht worden ſie zu reſtituieren. Am 29. Juli 1755 trug Graf Caylus in der Académie des Inscriptions zu Paris ſeine neu erfundene Methode der Enkauſtik vor, in welcher er jene der Alten wieder entdeckt zu haben glaubte, nachdem er ſchon 1754 einen von dem Maler Vien nach ſeiner Methode gemalten Kopf einer Minerva hatte ausſtellen laſſen; nach 130 Jahren, gegen Ende 1884, wurde in Paris wieder ein Reſtitutionsverſuch von dem Bildhauer und Maler Cros und Herrn Henry, Bibliothekar an der Sorbonne*) gemacht. Zwiſchen dieſen beiden Verſuchen liegen viele andere, die alle von ihren Erfindern als die ächte Methode der Alten bezeichnet wurden, auch faſt alle zu ihrer Zeit Freunde und Bewunderer fanden, aber ſchließlich alle die klägliche Todesart gänzlichen Vergeſſens erdulden mußten. Die Ölmalerei mit ihren unerſchöpflichen Hilfsmitteln und ihrer bequemen Ausübungsweiſe ließ dieſe mangelhaften Verfahren nicht neben ſich aufkommen.

Indeſſen waren dieſe Beſtrebungen inſofern nicht fruchtlos, als aus ihnen einige ganz neue Verfahrungsweiſen hervorgingen, wie die de Montabert'ſche und die Fernbach'ſche, die ſich ſehr ähnlich ſind, und eigentlich Harz-Wachsmalereien genannt werden ſollten, da das Wachs nur eine mitwirkende, nicht die Hauptrolle dabei ſpielt und auch das Einbrennen vorzugsweiſe nur für Grundierung der Mauer wichtig iſt, während die Malerei ſelbſt auch ohne Einbrennen beſtehen kann, ja meiſt ohne dasſelbe beſſer wirkt.

Wie aber war das Verfahren der Alten bei ihrer enkauſtiſchen Malerei? Der Vortragende wird das Reſultat ſeiner eigenen Forſchungen auf dieſem Gebiete, welche er 1868 veröffentlichte**), in Folgendem kurz entwickeln, da er die An-

*) L'encaustique et les autres procédés de peinture chez les anciens, histoire et technique par Henry Cros statuaire et peintre et Charles Henry, bibliothécaire à la Sorbonne. Paris, librairie de l'Art. J. Rouam. 1884.

**) Die antiken Wandmalereien in techniſcher Beziehung unterſucht und beurteilt von Otto Donner, Maler, in Helbigs: Wandgemälde der vom Veſuv verſchütteten Städte Campaniens. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1868. Daſelbſt auch als Separat-Abdruck erſchienen 1869.

ſchauungen der Herren Cros und Henry nicht in Übereinſtimmung mit dem Quellen-Material findet.

Die wichtigſte Nachricht, die wir über die Enkauſtik der Alten beſitzen, gibt uns Plinius in folgendem Satze: encausto pingendi duo fuisse antiquitus genera constat: cera et in ebore cestro id est verriculo; donec classes pingi coepere; hic tertium accessit resolutis igni ceris penicillo utendi.

Ganz klar iſt die dritte Methode geſchildert. Man ſchmolz Wachs über dem Feuer, ſetzte Farbenpulver hinzu und ſtrich die Farben heiß mit dem Pinſel auf. Selbſtverſtändlich konnte dies nur eine Malerei in Lokaltönen und Umriſſen ſein, da das raſche Erſtarren eine maleriſche Ausführung unmöglich macht.

Die Stelle: cera, et in ebore, cestro id est verriculo, überſetzt der Vortragende folgendermaßen: vermittelſt Wachs, auch auf Elfenbein, mit dem Ceſtrum, d. h. dem Verriculum. Er erkennt bei beiden Arten das Ceſtrum oder Verriculum als ausführendes Inſtrument, das Wachs als Vehikel für die Farbſtoffe, in der erſten Art aber, als zu bekannt vorausgeſetzt und deshalb nicht erwähnt, die Holztafel als Material, auf welches gemalt wurde; in der zweiten Art im Gegenſatz zu der Holztafel das Elfenbein, welches als Ausnahme beſonders erwähnt werden mußte. Dieſe Auffaſſung wird dadurch unterſtützt, daß Plinius im 35. Buche, bei ſeiner Aufzählung der berühmteſten griechiſchen und römiſchen Maler, ſtets erwähnt, ob ſie mit dem Pinſel oder mit dem Ceſtrum auf ihre Holztafeln (tabulae) malten, oder ob ausnahmsweiſe auf Elfenbein, was er nur von Damen erwähnt. Wie aber ſah das Ceſtrum oder das Verriculum aus? Der Vortragende leitet die Benennung Ceſtrum von κεστρον oder κεστρος, dem griechiſchen Namen der Betonica-Pflanze, ab, die ein lanzettförmiges Blatt mit gezahntem Rande und langem Stiele hat; dies ſtimmt der Form nach mit der Waffe, die Heſychius Alexand. κεστρος nennt, und welche Livius XLII, 65 als cestrosphendone und ebenſo Suidas (Polybii reliquiae lib. XXVII, 9) als Schleuder-Pfeil bezeichnet; der lange Stiel und die lanzettförmige Spitze wiederholen ſich alſo in dieſer Waffe. Wir erhalten damit eine Form, welche faſt genau die der Pflaſter-

meſſer iſt, welche zahlreich in Pompeji gefunden worden ſind. In der That iſt deren Zweck ein ähnlicher. Das gefärbte Wachs mußte, um mit einem ſolchen Inſtrument aufgetragen werden zu können, ungefähr die Konſiſtenz unſeres Modellierwachſes haben. Dieſelbe erreicht man durch einen geringen Zuſatz von Olivenöl zu dem puniſchen Wachs, welches, mit Nitrum (kohlenſaurem Natron) bereitet, ſich durch dieſen Ölzuſatz zu einer ſehr duktilen Maſſe geſtaltet, die kalt aufgetragen wird. Um dieſelbe bequem zu bearbeiten, iſt die Zahnung des Randes des Ceſtrums durchaus nötig; die Herren Cros und Henry erkennen dieſe von dem Vortragenden zuerſt ausgeſprochene Anſicht als richtig an, kopieren deſſen erklärende Tafeln, und ließen ſich ihre Inſtrumente ähnlich formieren. Der Vortragende fügt noch eine von ihm vorgeſchlagene Erklärung des Wortes verriculum hinzu. Die Handſchriften bringen die Form verriculum, vericulum, viriculum. Die Philologen hielten dieſes Wort, das ſie nicht zu erklären vermochten, für eine Verderbung von veruculum, kleiner Bratſpieß, und daraufhin gründeten Viele die ſeltſamſten Anſchauungen über dieſe Technik. Der Vortragende hält die Form verriculum für die richtige, denn ſie gibt einen Sinn, gibt dieſelbe Bedeutung wie Keſtron. Wie vehiculum von veho, vexi, vectum, ſo leitet er ſie von verro, verri, versum ab. Verriculum iſt demnach ein gezahntes Inſtrument, ein Furch- oder Scharr-Eiſen, zum Furchen, Abſtreichen der aufgetragenen Wachspaſten, reſp. um Aufhäufungen wegzunehmen. Das Einbrennen erklärt der Vortragende nur als eine Notwendigkeit, um die Oberfläche des Bildes von den Furchen und dem ungleichen Auftrage zu befreien und zu einer gleichmäßigen zu geſtalten »ut peraequetur«, wie ſich Plinius und Vitruv bei der Schilderung der Kauſis, d. h. dem Einbrennen des mit Wachs überzogenen Zinnoberanſtriches, ausdrücken. Auch den Zuſatz eines balſamiſchen Harzes, z. B. des Chio-Terpentins, hält der Vortragende auf Dioskorides lib. I, c. XCIV., geſtützt für möglich; er macht das puniſche Wachs zu einer angenehm duktilen Maſſe bei kaltem Auftrag.

Der Vortragende verwirft als ganz willkürlich die Zumiſchung

harter Harze zu dem Wachs, die der Abbate Requeno zuerst erfand, und welche ihm die Herren Cros und Henry entlehnen. Sie erfordert ein beständiges Arbeiten mit heißen Instrumenten, was gegen den Sinn verschiedener Textstellen alter Autoren geht. (Seneca Epist. 121. Vitr. l. VII, c. IX. Plin. XXXV, 147 etc.). Ebenso verwirft er als gegen den Sinn der Ueberlieferung die Benutzung des Pinsels und geschmolzenen Wachses zu der ersten Art der von Plinius geschilderten enkaustischen Malerei, wie auch die Auflösung des Wachses in heißem Wasser, welche Graf Caylus vorschlug, ebenso auch die durch Verseifung, die Bachelier, Calau und Andere versuchten. Alle diese Verfahren können als eigene Erfindungen der Betreffenden bezeichnet werden, nicht aber als Restitution des Verfahrens der Alten, wie es aus deren schriftlichen Ueberlieferungen hervorgeht.

Die von Herrn Henry als antike, enkaustische Bilder bezeichneten Porträts der Familie Soter in den Sammlungen des Louvre erklärt der Vortragende nach seinen genauen Untersuchungen derselben als Temperamalereien, als welche sie sich trotz des darüber gelegten Firnisses jedem Sachverständigen zu erkennen geben. Die sogenannte Muse von Cortona, die Herr Henry auch für ein antikes enkaustisches Bild hält, hat der Vortragende nicht gesehen, kann somit kein positives Urteil aussprechen. Aber zuverlässige Kenner halten das Bild für ein Ölbild aus der Renaissancezeit und die angebliche Auffindung mit etruskischen Antiquitäten für eine Fabel. Nach der Photographie zu urteilen ist der Vortragende aber geneigt, sich letzterer Ansicht anzuschließen. (Eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes erscheint demnächst in den „Praktischen und chemisch-technischen Mitteilungen für Malerei und Baumaterialienkunde" in München).

Zum Schluß legte der Vorsitzende eine reiche Sammlung von Stichen, Heliogravüren und Photogravüren vor, welche die Prestel'sche Kunsthandlung durch Herrn Günther, Mitglied der Abteilung K, zur Verfügung gestellt hatte. Es sollten die verschiedenen älteren und neueren Reproduktionsverfahren zur An-

schauung und Erläuterung kommen, besonders zur Darlegung der mechanischen Verfahren in ihrem Verhältnisse zu den künstlerischen des Stiches und der Radierung. Da die Zeit schon sehr vorgerückt war, mußte die eingehende Betrachtung verschoben werden.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwissenschaften (N).

Die Abteilung trat am 8. April zusammen, gab die Eingänge an Mitglieder der Abteilung zum Referate und beschloß Anträge betreffs zu haltender Vorträge zu stellen.

4. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Die Abteilung hielt ihre erste Sitzung am 8. Mai. Der Vorsitzende, Herr Dr. Jordan, legte der Abteilung zwei ausführliche Gutachten über Gegenstände vor, welche der Abteilung vom AGA zur Berichterstattung überwiesen worden waren. Das erstere betraf die Unterstützung des Werkes „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen" von Julius Braun. Ohne die Ausdehnung des Wiederabdruckes des häufig wertlosen Materials zu billigen und die Auswahl als eine überall geschickte bezeichnen zu können, schlägt der Vorsitzende der Abteilung vor, sie möge sich, in Anbetracht der doch gleichfalls in reichlichem Maße vorhandenen wertvollen und interessanten Besprechungen, welche für den Literaturhistoriker konserviert werden müßten, die aber anderenfalls verloren gehen oder doch sehr unzugänglich bleiben würden, für eine Unterstützung des noch ausstehenden letzten Bandes dieses Werkes aussprechen. Das zweite Gutachten betraf die Herstellung eines Gutzkowdenkmals. Bei der Thatsache einer bis jetzt äußerst geringen Beteiligung glaubt der Referent nicht, daß die Absicht ein solches Denkmal zu errichten bereits als eine allgemeine Äußerung des deutschen Volkes zu betrachten sei. Es bleibe daher abzuwarten, ob kommende Zeiten dieses Urteil ändern würden. Sobald sich dies durch eine wirklich allgemeine Teilnahme ausspreche, sei es auch angebracht, daß das Hochstift einen Beitrag in Betracht ziehe. Für jetzt könne er sich in Rücksicht auf die vorliegenden Thatsachen nicht

für einen solchen aussprechen. Die Abteilung eignete sich das Ergebnis beider Gutachten an und richtete dementsprechende Anträge an den AGA, welcher seinerseits in Übereinstimmung damit eine Unterstützung des Braun'schen Werkes, sobald es fertiggestellt sei, zu leisten beschloß, einen Beitrag dagegen zu dem besagten Denkmal ablehnte. Die Abteilung beschloß ferner auf Anregung des Herrn Direktor Rehorn, regelmäßig alle vier Wochen zusammenzukommen, und zwar bis auf weiteres Samstags. Die nächste Sitzung soll somit Samstag 6. Juni stattfinden. Für diese Sitzung haben bis jetzt Herr Dr. Nabert und Herr Direktor Rehorn Referate in Aussicht gestellt.

5. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

Um einen Überblick über das reichhaltige wissenschaftliche Leben zu geben, das innerhalb der sozialwissenschaftlichen Abteilung herrschte, folgt hier das Verzeichnis der Gegenstände, die in derselben seit ihrer Konstituierung behandelt wurden. Die Form der Behandlung war stets die, daß nach einer allgemeinen Erörterung des Themas durch einen im voraus bestimmten Referenten eine Diskussion des Referats gewöhnlich in Anknüpfung an Thesen stattfand, die von dem Referenten aufgestellt waren. Eine Abstimmung über die Thesen wird nach ausdrücklicher Vorschrift der Geschäftsordnung nicht vorgenommen. Hierdurch, sowie durch die Zusammensetzung der Abteilung, welcher Männer der verschiedenartigsten volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Richtungen, sowie der verschiedenartigsten Berufe gleichmäßig angehören, war der rein sachliche, wissenschaftliche Charakter der Diskussion von vornherein gesichert.

Die Themata waren, — abgesehen von der Besprechung der in geringer Zahl erfolgten literarischen Einsendungen —: Der Normalarbeitstag (These: Die Verkürzung bezw. gesetzliche Regulierung der Arbeitszeit ist für die Wohlfahrt der Arbeiter wichtiger als direkte Erhöhung des Arbeitslohns) —; die Lohnsysteme, insbesondere Stücklohn und Zeitlohn; — die Verstaatlichung des Grundkredits (Referat des als Verfasser der Schrift: „Auf friedlichem Wege" bekannten J. M. Flürscheim aus Gag-

genau, welcher der Einladung eines Mitglieds der Abteilung, Hr. Bankdirektor G. Maier, freundlichst gefolgt war); — Referat über das Werk L. v. Stein's: „Die drei Fragen des Grundbesitzes". — Die ökonomische Bedeutung der Spekulation. — Die Schutzzölle. —

III. Öffentliche Sitzungen.

1. Joseph Führich.

Am 17. April hielt in der Führich-Ausstellung (Saal der Polytechnischen Gesellschaft) Herr Dr. V. Valentin einen Vortrag über Führich. Er sprach etwa wie folgt:

Im Mai des Jahres 1871 war Führich auf einen Meierhof in der Nähe von Wien mit seiner Familie hinausgezogen. Während draußen die junge Natur grünte und blühte, saß der greise Meister Vormittags von 11—3 Uhr am niedrigen Fenster seines Schlafzimmers mit Bleistift und Papier, und indem er von Zeit zu Zeit auf sein Enkelchen schaute, das im Garten spielte, warf er eine Reihe Kompositionen auf seine Blätter, still und ohne daß Jemand ahnte, ob er an Größerem arbeitete und was er schüfe. Nach kaum vier Wochen rief er eines Sonntags Morgens die Seinigen herbei und sagte: „Da hab' ich etwas gemacht; seht's Euch einmal an — ich glaube, ich bin fleißig gewesen." Und in der That, er war fleißig gewesen: es lagen vor ihm fertig, so wie wir sie im Original in unserer Ausstellung sehen, die dreizehn Kompositionen zur Legende des hl. Wendelin, jene poesievollen erfindungsreichen Zeichnungen, in welchen mit einfachem Kontur die liebliche Erzählung in ergreifender schöner Weise wiedergegeben ist. Und das hatte der Künstler geschaffen aus der Fülle seines reichen Geistes, seiner unabläßig regen Phantasie, ohne jedes äußere Hülfsmittel. Bis der Meister zu solcher Höhe herangewachsen war, bedurfte es freilich eines arbeitsvollen Lebens, eines unermüdlichen Schaffens: nur so konnte die treffliche Anlage zu der Sicherheit herangezogen werden, die den Absichten des Künstlers bedingungslos gehorchte und willig ausführte, was er wollte. Der Weg, der zu durch-

meſſen war, führte von der Anlehnung an Vorgänger zu immer höher wachſender Selbſtändigkeit: der Weg, den alle wirklich großen Künſtler gegangen ſind.

Führich iſt 1800 geboren. Als er heranwuchs, traf er in jenen Kampf, welchen die erſten Meiſter der neueren deutſchen Schule gegen die flach und flau gewordenen Traditionen der veralteten akademiſchen Richtung kämpften. Da hatte Carſtens ſich gegen die mechaniſche Kompoſitionsweiſe aufgelehnt und im Vertrauen auf ſein wunderbares Formengedächtnis ohne Modell zu ſchaffen begonnen. Den bedeutſamen Inhalt, der die bisherigen einſeitig techniſchen Kunſtfertigkeiten verdrängen und dem Kunſtwerk ſeine erhöhte Bedeutung wiedergeben ſollte, hatte er geglaubt im klaſſiſchen Altertum zu finden: er erſchloß ſich damit den Weg zu den Klaſſiſchgebildeten aller Völker, aber er verſchloß ſeiner Kunſt die Wirkung auf die Geſamtheit ſeines eignen Volkes, welchem die notwendigen Vorausſetzungen zum nachempfindenden Erfaſſen ſolcher Werke naturgemäß abgehen mußten. Da hatte Cornelius den Weg zu den alten deutſchen Meiſtern gewieſen, indem er an Dürer anknüpfte, und hatte zugleich die deutſche Vergangenheit zum Gegenſtande der Darſtellung gewählt: das war der Punkt, an welchen auch Führich anknüpfte. Als er 1821 zum erſten Male eine Sammlung Dürer'ſcher Holzſchnitte ſah, ſo wurde dies der Wendepunkt für ſeine künſtleriſche Laufbahn. Nun hatte er die Formenſprache gefunden, in welcher zu reden es ihn drängte, und deren Kraft und Markigkeit er nie wieder aufgegeben hat. Zugleich aber war die Zeit erfüllt von den Schöpfungen und noch mehr von den Anregungen der romantiſchen Schule. Die Legende, das Märchen, der geheimnisvolle Zauber des Mittelalters, das um ſo mächtiger lockte, je weniger man es kannte und je mehr deshalb der eigenen Phantaſie Spielraum gelaſſen blieb, jene wundervolle mondbeglänzte Zaubernacht hielt auch ſeinen Sinn gefangen und gab ihm das Gebiet des Denkens und Empfindens, wo er ſich am reinſten und unbefangenſten wohl fühlte und zu dem er immer wieder wie zu einem Geſundbrunnen zurückkehrte. Als drittes Element kam ſein von früheſter Jugend lebhaft

reger religiöſer Sinn hinzu. Er hatte das Glück, ohne Zweifel, ohne Schwanken in eine entſchiedene, für ſein künſtleriſches Streben zugleich dankbare Richtung hineinzuwachſen. Aber wenn er auch ohne Zweifel blieb, ſo hinderte ihn das doch nicht an der Tiefe der Auffaſſung. Was Anderen infolge der Gewohnheit alltäglicher gedanken- und empfindungsloſer Gebrauch wird, blieb ihm immer neu und gleichmäßig in ſeiner auf das Heil der Welt und der Seele gerichteten Tendenz lebendig. Er gehörte zu den verhältnismäßig ſeltenen Menſchen, welche alles Einzelgeſchick in der Welt nie anders als sub specie aeternitatis, im Hinblick auf die Ewigkeit betrachten. Hier fand er den unerſchöpflichen Quell, aus welchem er das Alltägliche mit immer neuem Reichtum erfüllte. Und dieſe Empfindung fühlt auch der durch, der nicht die gleiche Bekenntnisſprache ſpricht wie Führich: der große, weite, weltumſpannende Blick des das Menſchengeſchick ſtets im Zuſammenhange mit dem Weltprozeſſe erfaſſenden Denkers bricht überall mächtig hervor. Dieſe religiöſe Seite fand ihre Nahrung durch Führichs Verkehr mit Overbeck, den er in Rom traf, der in Führich ſofort die verwandte Natur fühlte und die ihn an ſich heranzog. Aber während Overbeck der Konvertit ängſtlich um das Wohl der eigenen Seele beſorgt iſt, geht Führich, der über ſeinen Glauben nie zweifelhaft iſt, ſicheren Schrittes über dieſe Grenze hinaus, und das Wohl der ganzen Welt war es, worauf er nach ſeiner Weiſe zielte. Dieſe drei Elemente bleiben nun bei Führich die maßgebenden: in markigen Formen, wie er ſie bei Cornelius und Dürer gefunden hatte, ſprach er ſich aus, aber ſo, daß er ſie durch Overbeck'ſche Anmut milderte, ohne ſie irgendwie zu verweichlichen: je nach dem Gegenſtande tritt bald mehr die männliche Kraft, bald mehr die weibliche Milde in den Vordergrund, ohne daß ſie je ſich ganz trennten. Mit Freudigkeit tritt er an eine Reihe religiöſer Schöpfungen heran und erfüllt ſie mit dem ganzen Ernſte ſeines hohen Strebens, mit der ganzen Kraft ſeiner nie wankenden Ueberzeugung: nie aber mißbraucht er ſeine Kunſt zu einſeitiger Betonung des Bekenntniſſes, ſo daß ſeine religiöſen Werke faſt überall die Ueberzeugung jedes chriſtlichen

Bekenntniſſes ausſprechen. Am wohlſten aber fühlte er ſich, wenn er in die romantiſche Welt tauchen konnte, mit der er denn auch vielfach ſeine religiöſen Schöpfungen erfüllte: ſo in jenem wunderlieblichen Gang der Maria über's Gebirge, ſo in den köſtlichen Idyllen des bethlehemitiſchen Weges, wo die menſchliche Seele als Pilgerin der Aufforderung der Kunſt folgt und Zeugin der ganzen Entwicklung der Kindheit Jeſu wird. Erhöht wird gerade dieſer Reiz der romantiſchen Empfindungswelt durch die Feinfühligkeit, die der Künſtler von Jugend auf für die Schönheit der Natur hatte: mit vollen Händen gießt er ſie über ſein Werk aus, immer aber alles Effekthaſchende vermeidend und mit wenig Strichen Charakter und Stimmung in trefflichen Formen feſthaltend. Das beginnt ſchon in der früheſten Zeit, wie in jener ſchlichten Federzeichnung nach Hoffmanns Novelle „Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen": wie klar und reizvoll iſt jene Ferne, in welche wir von dem Hügel aus blicken; alles iſt mit den geringſten Mitteln erreicht. Es erhält ſich aber bis in ſein hohes Alter, ſo in den ſchönen Zeichnungen: „Sehet die Lilien auf dem Felde" und in der Szene von dem Einzug in Jeruſalem, und endlich noch in der letzten fertiggewordenen Zeichnung: „Noah warnt die Spötter".

Als Höhepunkte ſeiner Thätigkeit auf dem Gebiete der religiöſen Malerei heben wir außer dem Zykluswerke „Er iſt auferſtanden", „Thomas von Kempen", dem „Pſalter", dem großartig gedachten und durchgeführten, vom Künſtler ſelbſt radierten „Triumphzug Chriſti" ganz beſonders die Kreuzwegſtationen in der St. Johanniskirche in Wien hervor. Sie ſind, von Petrak geſtochen, eines der verbreitetſten Sammelwerke geworden, zunächſt wohl wegen ihres religiöſen Gehaltes; ſie verdienen es aber auch um ihrer künſtleriſchen Bedeutung willen. Sie erinnern in der leidenſchaftlichen Energie an Dürer, ja ſie werden zu Vielen heute verſtändlicher ſprechen als dieſer, deſſen Sprache herber und minder unmittelbar faßbar iſt, als die dem heutigen Kunſtbedürfniſſe näher liegende, gefälligere, nicht aber etwa kraftloſe Formen gebende Darſtellungsweiſe des heutigen Künſtlers: es tritt vielmehr gerade hier die gedrungene Kraft der Geſtalten,

die Energie des Ausdrucks meisterhaft hervor. Bedeutender noch sind die Schöpfungen für die Altlerchenfelder Kirche. Diese Kirche wurde nach dem Plane des Schweizer Architekten J. G. Müller in frühitalienischem Stile erbaut. Durch die Vorhalle, mit der Darstellung der Weltschöpfung, gelangt man in das Langschiff, das aus einem überhöhten Mittelschiff und zwei schmalen Seitenschiffen besteht. Es führt zu dem Querschiff mit achteckiger Kuppelwölbung und weiter zu dem vertieften Chor, der mit halbkreisrunder Apsis abschließt. Den Plan für den gesamten außerordentlich reichen Bilderkreis entwarf Führich. Er selbst übernahm nur einen Teil der Kompositionen, und auch von diesen führte er nur die Kartons eigenhändig aus: neun dieser Originale schmücken unsere Ausstellung. Ihre malerische Ausführung in der Kirche wurde von Engert und Kuppelwieser übernommen. Die zwei imponierendsten Blätter, nicht nur durch ihre äußere Größe, sind die links und rechts vom Eingang an der Stirnwand der Seitenschiffe befindlichen Werke: der Engelsturz und das Jüngste Gericht. Mit göttlicher Hoheit und Kraft ausgerüstet, stürzt der gewaltige Michael, überlegenes Siegesbewußtsein im Antlitz, den Satan (Luzifer) mitsamt seinem angemaßten Thron in den Abgrund: von grausigem Entsetzen erfaßt fällt Satan mit seiner Rotte, den gefallenen Engeln, dahin. Diesem wilden Kampfgewühl gegenüber zeigt das Jüngste Gericht die Ruhe göttlicher Erhabenheit in Christus selbst, während die untere Hälfte die durch den Posaunenschall Erweckten in lebhaftester Bewegung darstellt. Hier wie überall erscheint der dramatische Zug der Auffassung besonders bemerkenswert, den Führich ebenso beherrscht wie den idyllischen Frieden in der Natur. Während in den Seitenschiffen die alttestamentliche Welt in ihrer vorbildlichen Bedeutung sich entwickelt, giebt das Mittelschiff die Hauptmomente der Geschichte Christi selbst, begleitet, wie von einem Chor, von den Gestaltungen Christi an den Pfeilern, wo er in seiner mannichfaltigen Bedeutung als Gärtner, Hirte, Hoheprieſter, König u. s. w. erscheint. Die Kuppel mit dem Christuskopf als Schlußstein zeigt die acht Seligpreisungen; der nördliche Altar des Querschiffs

iſt dem Abendmahl, der ſüdliche der Mutter Gottes geweiht. In dem Presbyterium kommt die Hauptbeſtimmung der Kirche zu ihrem Rechte: ſie heißt „zu den ſieben Zufluchten.“ Dieſe ſind die Dreieinigkeit, der Gekreuzigte, das Altarſakrament, die Mutter Gottes, alle Heiligen, die Schutzengel, die armen Seelen des Fegfeuers. Von dieſen giebt der Altar des Querſchiffs bereits das Sakrament des Altars; das Kruzifix erſcheint an dem Querbalken des Triumphbogens, die Schutzengel ſind an der nördlichen, das Purgatorium an der ſüdlichen Wand unmittelbar neben der Apſis angebracht, das große, die ganze Höhe der Apſis einnehmende Bild an der Altarwand giebt die Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes und alle Heiligen. An der nördlichen Wand befinden ſich ferner vor den Schutzengeln Chriſtus in Emaus und gegenüber Chriſtus und Petrus auf dem Meere — beide in den Originalkartons hier; ferner die Auferweckung des Lazarus und „Chriſtus erſcheint dem Thomas“, beide in Photographien nach dem Originale vertreten. Die Schutzengel und das Purgatorium ſind wieder im Originale hier, das mächtige Apſisbild in einer Farbenſkizze, um welche ſich die einzelnen Gruppen in Bleiſtiftzeichnungen reihen; die Apoſtelgruppen ſind in den Originalkartons hier. Für die Würdigung des Apſisbildes ſind zwei Geſichtspunkte maßgebend: was hier auf einer Fläche erſcheint, iſt für eine halbkreisrunde Niſche gedacht; hierdurch verliert ſich das reihenförmige, und die einzelnen Gruppen gewinnen durch ihre Näherrückung und andere Anordnung einen engeren Zuſammenhang; ferner mußte ſich die Kompoſition der Aufgabe fügen. Demgemäß zeigt ſich oben die Dreieinigkeit, darunter Maria mit Joſeph und Johannes dem Täufer, endlich, um einen Altar verſammelt, die Vertreter aller Heiligen: vor dem Altar kniet die herrliche Engelsgeſtalt, die wir im Originalkarton ſehen. Den Abſchluß nach unten machen, neben der die Leben ſpendenden Sakramente andeutenden Quelle knieend, die zwei großen Ordensſtifter: der des gelehrten Ordens, Dominikus, der des poeſievoll an Herz und Gemüt appellierenden, Franziskus, weshalb hier die religiöſe Kunſt und König David, der Sänger, erſcheinen. Ueberall frappiert uns

hier die individuelle Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks, das dramatische Leben, die mannhafte Gestalt Christi, die sich sehr glücklich von der bei Overbeck vorherrschenden Duldergestalt unterscheidet.

Wenn Führich der religiöse Mensch bei all diesen Werken sicherlich mit vollem Herzen war, so dürfen wir doch sagen, daß Führich der künstlerisch empfindende Mensch noch lieber bei den Schöpfungen verweilte, welche ihm den Flug ins romantische Land gestatteten. So war eines seiner frühesten Werke die Geschichte der Genoveva, deren nach seinem Aufenthalt in Italien geschaffene Umarbeitung im Originale vorliegt. Hier sind die Anknüpfungspunkte noch sehr sichtbar. Man liest deutlich bald Cornelius, bald Overbeck, bald Veit heraus, und doch ist alle Anregung schon zu Führich geworden. Man vergleiche z. B. „Siegfrids Abschied von Genoveva" mit dem Cornelius'schen „Abschied Siegfrids von Chrimhild". Die Komposition ist übereinstimmend; aber die gezierte Anmut und der spröde Heldensinn bei Cornelius ist wirkliche Anmut und glaubhafte Manneskraft geworden. In Rom selbst hatte Führich das Glück, von Overbeck zur Vollendung des Tassozimmers der Villa Massimi herangezogen zu werden: der Karton für das Bild: „Armida beschießt Rinaldo" befindet sich hier. Führichs Selbständigkeit möchte hier wohl am meisten in den am Boden liegenden Toten hervortreten. Von Rom zurückgekehrt, schafft er religiöse Gegenstände zu lieblichen Idyllen um, so in „Jakob und Rahel", wo die kraftvolle Gestalt der wassergießenden und zugleich einen Widder kräftig packenden Frauengestalt mit ihrer energischen Wendung auffällt; so in dem schon erwähnten „Gang der Maria übers Gebirg", welcher die köstliche Engelgruppe voranschreitet. Dahin gehört das Buch Ruth, dahin die Bilder der Galerie Schack, die Einführung des Christentums in Deutschland und die Auffindung des Nepomuk, dahin der „Arme Heinrich" und ganz besonders der herrliche „Verlorene Sohn". Hier hat Führich als freier Dichter geschaltet, wie er es so gerne that: dann aber erweist er sich stets als groß in Erfindung und Gedankenreichtum. Er giebt hier dem Sohne den Verführer an die Seite, der ihn

nach der Vollendung seines Werkes höhnisch verläßt: so wird im Bilde, das des Wortes entbehrt, der innere Prozeß zu einem sichtbaren und greifbaren. Dann kommen jene ergreifenden Blätter der Reue und des Heimwehs. Und wie fein empfindet der Dichter, wenn er den Schluß ohne Mißklang durch den neidischen Bruder ausklingen läßt: hier sehen wir nichts als die menschlich schöne Versöhnung — die Spitze der Parabel, die für die aus ihr zu ziehende Lehre notwendig ist, hat in der nur poetisch gestalteten Erzählung keinen Platz. Aber auch die heldenhafte Seite der Romantik weiß Führich zu erfassen: man betrachte die gewaltige Leidenschaft in der „Wilden Jagd" (1871), den Siegessturm in der „Makkabäerschlacht", den Schauer der Geisterwelt in „Makbeth bei den Hexen", und man wird die Berechtigung anerkennen, Führich den Meistern der Historienmalerei zur Seite zu stellen.

Wohl wäre es verlockend alle die reichen Kompositionen, besonders die so zahlreich vorhandenen Originalzeichnungen im Einzelnen zu verfolgen — es würde viel zu weit führen. Es mag genügen diese Hauptgesichtspunkte hervorgehoben zu haben, die es uns verstehen lassen können, wie der Mann, der als Jüngling um des lieben Brotes willen Romane von Spindler und Dramen von Kotzebue illustrieren mußte, wovon hier gleichfalls Proben sind, die den feinen Zeichner mit dem delikaten Stifte, den lebhaft dramatisch empfindenden Künstler, den Mann mit dem scharfen Auge für die Wirklichkeit nirgends verleugnen, der große Meister werden konnte, als welcher er uns seit seiner Rückkehr aus Rom in immer steigender Linie erscheint. Und mag auch in einem seiner spätesten Werke, wie in der Legende des Wendelin, die Hand schon nicht mehr ganz dem Willen gehorchen — der Geist ist auch hier immer noch mächtig, und der ist es geblieben, bis der Meister mitten unter den Entwürfen für die Votivkirche den Griffel sinken ließ. Wir aber freuen uns an dem, was das Bleibende von ihm ist, was wir so reich um uns versammelt sehen: möge es einen dauernden Eindruck hinterlassen — ein solcher kann nichts anderes als ein bleibender Gewinn für Geist und Seele sein.

2. Mitteilungen aus Abteilungen.

Am 11. Mai berichtete Herr Dr. Valentin als Vorsitzender der Abteilung K über den Verlauf der von dieser beantragten Führich-Ausstellung. Er hob dabei folgendes hervor, um die Entstehung, den Charakter und den Verlauf der Ausstellung zu schildern, welche vom 16. April bis zum 7. Mai gedauert hat.

Der Gedanke hier in Frankfurt eine Ausstellung von Werken Führichs zu veranstalten, durfte durch die geschichtliche Bedeutung, welche Frankfurt in der Entwicklung der neueren deutschen Malerei einnimmt, ganz besonders berechtigt erscheinen. Cornelius hat hier den Weg zuerst mit Erfolg betreten, auf dem er groß werden sollte: von 1809—1811 schuf er hier die erste Hälfte der Blätter zu seinem „Faust" und gewann sich dadurch die Möglichkeit nach Rom zu ziehen. Durch die Berufung Philipp Veits, seines Freundes und Genossen in Rom, der mit ihm in der Stanza Bartholdy gemalt und ihn in Villa Massimi abgelöst hatte, in die Direktion des Städel'schen Kunstinstituts und seiner Kunstschule, trat Frankfurt in die Reihe der Pflanzstätten der neueren deutschen Malerei ein. Von hier aus hat Rethel, nachdem er die ersten Düsseldorfer Eindrücke überwunden hatte, seine große Laufbahn begonnen, hier hat Schwind gearbeitet und das Werk geschaffen, das ihm seine Berufung zur Ausmalung der Wartburg eintrug, hier hat Führichs Genosse und Freund, Eduard von Steinle seine Heimat und das Zentrum seiner Wirksamkeit gefunden.*) Im Städel'schen Institut legen die Kartons von Veit (die sieben fetten Jahre) und von Overbeck (Josephs Verkauf) zu den Freskobildern der Stanza Bartholdy, die erst kürzlich angekauften, jetzt im Bibliothekzimmer aufgehängten Kartons von Veit zur Decke des Dantezimmers in der Villa

*) Von der Hand Steinles befand sich als No. 1 eine treffliche Bleistiftzeichnung aus der Zeit des Aufenthalts Führichs in Rom in der Ausstellung; wir freuen uns, daß wir mit Bewilligung des Künstlers einen wohlgelungenen Lichtdruck den Mitgliedern als Andenken an die Ausstellung beilegen können. Die Zeichnung vereinigt das Interesse an dem Gegenstande der Darstellung, Führich in seiner wichtigsten Entwicklungsepoche, mit dem an dem Darsteller, unserm hochverehrten Meister Steinle.

Massimi (Szenen aus dem Paradies darstellend), das Freskobild Veits (die Einführung der Künste durch das Christentum), das Freskobild Rethels (den Engel in Hirtenerscheinung, welcher den Kaiser Maximilian auf der Martinswand rettet, darstellend), sowie das große Ölbild Overbecks (die Religion in ihrer Offenbarung in den Künsten) Zeugnis hierfür ab: von so vielem anderen was hierhergehört, sei nur noch auf die Steinle'schen Aquarelle zu den Fresken auf Schloß Rheineck hingewiesen.

Es durfte jedoch auch nicht übersehen werden, daß seit der Blütezeit jener Richtung eine andre hervorgetreten war, die sie zwar nicht verdrängt hat — das Berechtigte läßt sich nicht einfach verdrängen —, die sich aber bei dem größeren Publikum durch den kräftigeren Sinnenreiz energischer Farbenwirkung eine breite Stellung erobert hat. Diese koloristische Richtung hat bereits den Höhepunkt ihrer Einseitigkeit in der phänomenalen Begabung Makarts für Farbenwirkung erreicht. Gerade dieses Mannes Werke haben aber gezeigt, wie wenig gehaltvoll die dekorative Behandlung der Farbenreize ist, wenn sie, statt auf dem Gebiete der rein dekorativen Kunst zu bleiben, sich auf das Gebiet der historischen Malerei wagt: hier kann kein noch so überwältigender Farbenrausch für den Mangel an innerer Bedeutung, an Charakteristik entschuldigen, zumal wenn ihm eine so bedenkliche Eilfertigkeit der Zeichnung zur Seite geht, wie es bei Makart der Fall ist. Schon darf daher der Gipfel der Einseitigkeit als überstiegen betrachtet und die Erkenntnis als Errungenschaft bezeichnet werden, daß neben dem berechtigten Elemente vollerer koloristischer Wirkung die Zeichnung und die Charakteristik als in der That sehr wesentliche Bestandteile einer Kunstleistung angesehen werden, die auf mehr als vorübergehenden Erfolg rechnen möchte. Da war der entschiedene Hinweis auf einen Meister der Zeichnung und der Charakteristik ersten Ranges wohl am Platze: er sollte nicht nur kennen gelernt, sondern es sollte auch von ihm gelernt werden, selbstverständlich in der Art wie vernünftigerweise von früheren Meistern der Bildkunst gelernt wird — es kommt nicht auf Nachahmung, sondern auf Verarbeitung ihrer Vorzüge nach dem Charakter

und der Auffassungsweise der eignen Zeit an. Der Erfolg hat gezeigt, daß in der That die Wertschätzung des ebenso erfindungsreichen wie formenschönen Meisters in demselben Grade eine höhere war, in welchem die Auffassungsfähigkeit eine durchgebildetere, die Freiheit von Schlagwörtern und von der Herrschaft der Mode eine größere war.

Führich selbst sagt in seiner Selbstbiographie: „Der Überblick eines Meisters in einer Mehrheit seiner Werke ist unterrichtender als selbst das Höchste, wenn es vereinzelt erscheint, in welcher Vereinzelung ihm schon die verständigende Erklärung abgeht, die es nach Rückwärts und Vorwärts in lebendige Verbindung bringt". In der Wahrheit dieses Satzes liegt die Berechtigung des Grundcharakters unserer Ausstellung einen Meister zu zeigen, diesen aber möglichst vielseitig und so daß seine Entwicklung möglichst deutlich hervorträte. Damit hat das Hochstift einen Weg betreten, auf welchem es mit keiner der sonstigen Ausstellungen dahier zusammenstößt, mit dem es vielmehr ergänzend neben diese tritt. Zugleich aber hat es damit ein Mittel ergriffen, welches geeignet ist für die künstlerische oder kunstliebende Welt eine Anregung und Förderung zu geben, deren Früchte nach Seiten der Leistungen wie des Verständnisses künstlerischen Strebens und Schaffens wohl nicht ausbleiben werden. Es darf daher wohl angenommen werden, daß das Hochstift dieses Mittel praktisch zur Förderung der künstlerischen Interessen beizutragen, weiterhin verfolgen, daß an diese Ausstellung sich andere anschließen und so eine Reihe von künstlerischen Persönlichkeiten in ihrer Eigentümlichkeit und Bedeutung zu näherer Kenntnis nicht sowol als vielmehr Erkenntnis gebracht werden.

Die Führichausstellung trug nun in der That diesen Charakter, daß sie den Meister in seiner ganzen Entwicklung kennen lehrte. Wer wäre nach der landläufigen Ansicht, daß Führich ein einseitig religiöser Maler sei, nicht von der markigen Realistik einer Reihe seiner frühesten Arbeiten überrascht gewesen, wie sie durch die Zusendung des Reichenberger Museums (Katalog Nr. 208—252; 255—257) bekannt wurde? Noch tastet

der junge Künſtler nach dem rechten Wege; aber durch alle Verſuche bricht eine eigne Auffaſſung, eine entſchiedene künſtleriſche Kraft. Da wird er anfangs der zwanziger Jahre mit Dürer und Cornelius bekannt: „Das Gebet des Herrn“ (Originalzeichnungen Katalog Nr. 258—262) und „Der wilde Jäger“ (Nr. 261—267) zeigten die Verarbeitung dieſer Einflüſſe. Wie ſelbſtändig das geſchah, beweiſt die köſtliche Federzeichnung „Eginhard und Emma“ (Nr. 6) ſowie die Szene aus „Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen“ (Nr. 3). Der Künſtler geht 1827 nach Italien und bleibt dort bis 1829. Da iſt es Overbecks Einfluß, der vorherrſchend wird: der Karton zu einer Szene aus Taſſo's Befreitem Jeruſalem, das den Künſtler ſchon früher beſchäftigt hatte (Nr. 255), zeigt ihn ganz in dieſer Richtung (Nr. 7). Dieſer Einfluß dauert noch die nächſte Zeit fort. Dies zeigt der in der Originalzeichnung vorhanden geweſene Zyklus zu Tieck's „Genoveva“ (Nr. 8—22), in welchem außer Overbeck auch Cornelius und Veit deutlich durchblicken. Seiner Hinneigung für idylliſche Szenen im Rahmen reizender Landſchaft, die ſtets eine bedeutungsvolle Rolle bei ihm ſpielt, folgt er freier in den lieblichen Werken „Jakob und Rahel“ (Nr. 181) und dem „Gang der Maria über das Gebirge“ (Nr. 180), während ſeine in Rom gewonnene große hiſtoriſche Auffaſſungsweiſe in dem „Triumphzug Chriſti,“ den Führich ſelbſt radiert hat, einen Ausdruck gewann (Nr. 23—33). Mächtiger werden des Meiſters Werke, als er große Aufträge für Kirchen erhielt. Da ſchuf er mit erſchütternder Kraft der Wahrheit die Kreuzwegſtationen in der St. Johanniskirche in Wien, die von Petrak geſtochen worden ſind (Nr. 193—206), und die Kartons zu Fresken der Altlerchenfelder Kirche, von welchen wir neun im Originale (Nr. 44—52), zwei in Photographie (Nr. 54 und 55) hier ſahen, während die große Farbenſkizze (Nr. 53) den Überblick über das Apſisbild der Kirche ermöglichte, und die herrlichen Bleiſtiftzeichnungen (Nr. 56—64) einzelne Gruppen daraus in dem vollen Reize der erſten Erfindung zeigten. Unter den Kartons zogen außer dem jüngſten Gericht und dem Engelſturz, deſſen gewaltige Leidenſchaft in der

Lichtdruck v. Kühle & Fischer, Berlin.

F. v. Steinle del.

Bewegung an die größten Vorgänger erinnerte, in erster Linie die beiden Apostelgruppen durch die Schönheit der Komposition und durch die individuelle und doch großartige Charakteristik der Köpfe sofort aller Augen auf sich; aber auch der die Gebete in Gestalt des Weihrauchs Gott darbringende Engel erregte allgemeine Bewunderung. Nach Vollendung dieser Aufträge (1861) wendete sich der Künstler mit erneuter Kraft und Freude der in dieser ganzen Richtung mit Vorliebe betriebenen Schöpfung von Zyklen zu: hier konnte er die Fülle seiner gestaltungskräftigen Phantasie in ausgiebigster Weise lebendig werden lassen. Da schuf er die mehr religiösen Zyklen, den „Bethlehemitischen Weg" (Nr. 67—79), „Er ist auferstanden" (Nr. 80—94), die „Nachfolge Christi" (Nr. 95—100), den „Psalter" (Nr. 169—116), Werke, in welchen seine kraftvolle, für den Holzschnitt besonders geeignete Zeichnung zur Geltung kommen konnte. Seine Meisterwerke in dieser Richtung schuf er in den von religiöser Empfindung durchwehten, aber ihrem Grundcharakter nach rein menschlich schön und frei empfundenen Werken, wie im „Buch Ruth", welches von Merz gestochen worden ist (Nr. 117—123); von besonderem Interesse war es die aus dem Jahre 1836 herrührende Darstellung einer einzelnen Szene mit der entsprechenden aus diesem Zyklus zu vergleichen: Nr. 281 mit Nr. 121. In der älteren Auffassung erscheint noch die Overbeck'sche Empfindungsweise, in dem späteren Werk ist sie naturwahr, frei und groß geworden — da ist nichts mehr, was an eine überkommene Manier erinnern könnte. An dieses Werk schließen wir den „Heiligen Wendelin", dessen von der ganzen Unmittelbarkeit des künstlerischen Schaffens erfüllte Originalzeichnungen eine ganz besondere Zierde unserer Ausstellung bildeten (Nr. 124—136). Vielleicht das bedeutendste Werk in dieser Richtung ist aber der „Verlorene Sohn," acht Zeichnungen, welche von Petrak in Kupfer gestochen worden sind (Nr. 101 bis 108). Hier vereinigt sich die schöne menschliche Empfindung mit der Vollendung der Zeichnung und der Charakteristik; zugleich aber zeigt sich die unübertreffliche Erzählerkunst in ihrem schönsten Lichte. Die Ausstellung brachte dann außer dem nach dem

Tode des Meisters erschienenen Marienleben (Nr. 137—164) noch die letzte Zeichnung, die er überhaupt vollständig ausgeführt hat, die Szene wie Noah die Spötter warnt (Nr. 178), und schließlich konnte sie von dem noch unpublizierten Werke „Aus dem Leben" wenigstens ein Blatt bringen (Nr. 177), welches den Meister auf dem Gebiete des genrehaften Lebens zeigt und damit eine neue Seite seiner Thätigkeit enthüllte, auf deren volle Darlegung durch Veröffentlichung des Zyklus man in hohem Grade gespannt sein darf. Mit diesen kurzen Hinweisungen ist weder der ganze Reichtum noch die Mannichfaltigkeit des Schaffens Führichs erschöpft — wir müssen dafür auf den Katalog*) verweisen, der jedoch ebensowenig wie die Ausstellung des Künstlers Werke in ihrer Gesamtheit darstellt. Wohl aber geben beide die Hauptepochen seines künstlerischen Lebens in vollster Klarheit, so daß dieser Zweck, die Gesamtheit seiner künstlerischen Entwicklung zur Anschauung zu bringen, als erreicht betrachtet werden darf.

Die Ausstellung hat nach vielen Seiten hin gewirkt. Sie ist von über 2000 Personen besucht worden; darunter sind über 400 Schüler und Schülerinnen von hier und auswärts. Sie wurde unterstützt durch das freundliche Entgegenkommen der Polytechnischen Gesellschaft, welcher das Hochstift für die Ueberlassung des Saales zu Dank verflichtet ist. Als besondere Erfolge dürfen zwei Thatsachen verzeichnet werden. Außer einigen Handzeichnungen und einem großen Karton (Nr. 249), welche in das Eigentum von Kunstliebhabern übergegangen sind, ist die schöne Federzeichnung Nr. 5 (Totenerweckung Petri), sowie die großen Kartons des Engels mit dem Weihrauchfaß (Nr. 51) und die zwei Apostelgruppen (Nr. 45 und 48) in den Besitz des Städelschen Kunstinstituts gelangt. So verbleibt in der Frankfurter Kunstsammlung ein dauerndes Andenken an die Führichausstellung des Hochstiftes, ohne welche diese schönen

*) Der Katalog, welcher mit seinen drei Nachträgen 309 Nummer umfaßt, kann gegen Einsendung von 40 Pfg. von dem Bureau des Freien Deutschen Hochstifts postfrei bezogen werden.

Werke wohl niemals hier erworben worden wären. Es kommt dadurch der große Künstler in der bleibenden Ausstellung, wo er bisher gefehlt hatte, zur Vertretung, und der Kreis der verwandten Künstler erlangt dort eine bedeutungsvolle Ergänzung. Die zweite Thatsache ist die, daß durch die Kunde von der hiesigen Ausstellung angeregt, die Kunsthalle in Düsseldorf gleichfalls eine Ausstellung von Werken Führichs veranstaltet, welche sich indessen auf die dem Sohne des verstorbenen Meisters gehörigen Werke beschränkt. Gerade diese Thatsache ist eine besonders erfreuliche. Die Wirkungen des Hochstiftes möchten einen weiteren Umfang als den der Stadt Frankfurt gewinnen, sowie es selbst in ganz Deutschland seine Freunde, Mitglieder und Mitarbeiter hat. Hier ist eine solche Anregung eingetreten, welche vielleicht noch auf weitere Kreise fortwirken wird.*)

Zum Schlusse sei nochmals hier allen Ausstellern, in erster Linie Herrn Lukas von Führich, dessen Besitz den Kern der Sammlung gebildet hat, sowie den sonstigen Unterstützern der Ausstellung, die durch persönliche Beihilfe oder unentgeltliche Uebernahme von Arbeiten ihr Interesse an den Bestrebungen des Hochstifts bewiesen haben, der ergebenste Dank des Akademischen Gesamt-Ausschusses ausgesprochen.

Hierauf schloß Herr Stadtrat Dr. Flesch als Vorsitzender der Abteilung SzW einen Vortrag über

Die soziale Bedeutung der Krankenversicherung.

Der Vortragende knüpfte an ein dem Hochstift durch Herrn Konsul Murphy in Homburg v. d. H. geschenktes höchst interessantes Werk an:

> Proceedings of the tenth annual national conference of charities and corrections held at Louisville, Ky. Sept. 24—30. 1883.

*) Wir können nachträglich hinzufügen, daß die Vaterstadt Führichs, Kratzau, die Werke zur Ausstellung erbeten und soweit sie Herrn L. von Führich gehören auch erhalten hat: die dortige Ausstellung, welche brieflich „als eine Frucht der Frankfurter Ausstellung" bezeichnet wird, findet im August d. J. statt.

Das Werk sei dem Hochstift erst vor Kurzem zugegangen und der sozialwissenschaftlichen Abteilung überwiesen worden, die sich genauere Berichterstattung über den reichen Inhalt desselben vorbehalte. Es biete eine Fülle des interessantesten Materials zur Kenntnis des Zustandes der öffentlichen und der privaten Armenpflege in allen ihren Zweigen sowie des Gefängniswesens in den Vereinigten Staaten.

Ihm, dem Vortragenden, sei aber bei Durchsicht der auf die Armenpflege bezüglichen Referate insbesondere die große Wichtigkeit aufgefallen, die man dort den Anstalten zur Beschäftigung Arbeitsloser schenke, ein Zweig der Armenpflege, der bei uns wenigstens derzeit durchaus hinter den auf Durchführung der Krankenversicherung, Unfallversicherung u. s. w. gerichteten Bestrebungen zurücktrete. Es lasse sich erklären, daß letztere Fragen in einem Lande, in dem durchschnittlich wohl höhere Arbeitslöhne seien, als bei uns, geringere Beachtung fänden, da die höheren Arbeitslöhne die Selbstversicherung eher ermöglichten. Aber es rege die Frage an, in wie weit die bei uns wohl zuerst durchgeführte zwangsweise Krankenversicherung überhaupt geeignet sei, die Ursachen der Verarmung zu verringern.

Indem Redner sodann bemerkte, daß er sich wegen der vorgerückten Zeit nur ganz kurz fassen könne, führte er aus, daß die Krankenversicherung insbesondere insofern einen wesentlichen Fortschritt in der Armenpflege darstelle, als bisher die Unterbrechung der Arbeitsfähigkeit durch Krankheit lediglich als ein zufälliger unglücklicher Umstand betrachtet worden sei, der, gerade weil er nur aus zufälligen Ursachen hervorgegangen sei, auch Beachtung seitens der Gesetzgebung nicht gefunden habe, dessen Behebung vielmehr lediglich der Privatwohlthätigkeit überlassen worden sei.

Durch Einrichtung der zwangsweisen Krankenversicherung sei im Gegenteil anerkannt, daß die Erkrankung, insofern sie Verarmung herbeiführe, eine soziale Ursache der Verarmung darstelle. Indem nämlich die die Lohnbildung beherrschenden volkswirtschaftlichen Gesetze es dem einzelnen Arbeiter regel-

mäßig nicht erlaubten, Erſparniſſe zu machen, die hinreichten, ihn während der durch Erkrankung herbeigeführten Unterbrechungen ſeiner Erwerbsthätigkeit zu erhalten, erwachſe für den Staat, deſſen Geſtaltung auf dieſen volkswirtſchaftlichen Geſetzen beruhe, die Verpflichtung, zu Gunſten derer einzuſchreiten, die durch die Ungunſt dieſer Geſetze betroffen würden. So ſtelle das Krankenverſicherungsgeſetz einen erſten Schritt auf einer Bahn dar, die gerade in einem Lande mit verhältnismäßig niederen Arbeitslöhnen und großem Angebot von Arbeitskräften der Staat allerdings gehen müſſe.

In derſelben Sitzung erfolgten zwei private Mitteilungen, die eine von Herrn Dr. R. Philippſon, welcher einen Überblick über den reichen Inhalt des letzten Bandes des Goethe-Jahrbuches (VI) gab: dieſer Vortrag iſt abgedruckt Didaskalia 1885, Nr. 128 und 129 am 4. und 5. Juni; die andere von Dr. L. Holthof, welcher eine in der von ihm herausgegebenen „Kleinen Chronik" 1885 Nr. 42 gemachte Zuſammenſtellung über die Genealogie der Goethe's mit einigen Ergänzungen vorlegte und durch eine genealogiſche Tafel erläuterte.

3. Die Kulturentwicklung Süditaliens.

Am 27. Mai behandelte Herr Dr. Gothein aus Karlsruhe dieſes reiche Thema etwa wie folgt:

Eine wunderbare Mannichfaltigkeit der Naturſzenen wechſelnd zwiſchen Hochgebirge, Steppe, üppiger Meeresküſte zeichnet Süditalien aus. Ihr entſpricht die Mannichfaltigkeit der Begabung, der Sitte bei den Volksſtämmen, die dies Land bewohnen. Ihr entſpricht auch die wechſelvolle politiſche und Kulturgeſchichte desſelben. Griechen und Römer, Byzantiner und Langobarden, Sarazenen und Normannen, Deutſche, Franzoſen und Spanier haben ſich nacheinander dieſes ſchöne Land ſtreitig gemacht, und von allen Völkerwogen, die über dasſelbe hingegangen, ſind auch Spuren zurückgeblieben.

Die früheſte Kulturepoche, die oſkiſch-griechiſche, war faſt die glücklichſte. Wohlhabende Bauern und hochgebildete Bürger —

zwei ſtammfremde Völker freilich — ſtehen nebeneinander. Unter römiſcher Herrſchaft verfällt der Wohlſtand des Landvolkes, — nur von furchtbaren Sklavenaufſtänden weiß die ſoziale Geſchichte hier zu erzählen, — und verſchwindet das Griechentum außer an ſeinen zwei Hauptpunkten, Tarent und Neapel. Aber unter der ſonſt ſo unproduktiven Herrſchaft der Byzantiner tritt es gleich einer halberloſchenen Schrift wieder hervor, und iſt ſeitdem, wenigſtens in Kalabrien nie ganz verſchwunden. Dem Langobarden ſind ſeine Gegner an der Seeküſte ſchlechtweg Griechen.

Raſch fand ſich das germaniſche Volk in dieſem Lande zurecht; bald betrachtete es dasſelbe als ſeine Heimat, und die Griechen galten ihm als Eindringlinge. Sage und Recht entwickelten ſich hier, wo ſich langobardiſche Herrſchaft noch lange erhielt, nachdem ſie in Norditalien ſchon den Franken unterlegen war, frei und fröhlich. Die Märchen, wie ſie in den Abruzzen erzählt werden, ſind im Ton wie in faſt allen Einzelheiten den deutſchen aufs nächſte verwandt, näher als die irgend eines andern romaniſchen Volkes.

Jahrhunderte lang blieben die Langobarden in Süditalien noch Heiden. Die chriſtlichen Heiligenlegenden ſchildern ſie uns, wie ſie in frommer Scheu den Stätten der Weisſagung nahen und in heiligen Hainen dem Wodan dienen. Als ſie Chriſten wurden, erkoren ſie ſich aus dem Kreiſe heiliger Geſtalten den kriegeriſchen Erzengel Michael als Schützer, als Volksheiligen. Bei ihnen entſtand ſeine ſeltſame Legende, und entwickelte ſich ſein Kultus, der dann ſeinen Lauf durch ganz Europa nahm. Als Donnergott glaubten ſie ihn von ſeiner ſelbſtgebauten Grottenwohnung am Monte Gargano ihren Scharen vorſchweben, den Feinden Schrecken einjagen zu ſehen.

Während ſie als freie Bauern lebten, drängte ſich in den griechiſchen Städten das bürgerliche Leben immer enger zuſammen, und entfaltete ſich inmitten der Bedrängniſſe, die durch die Natur wie durch die Sarazenen und Langobarden bereitet wurden, aufs kräftigſte. In der Biſchofschronik von Neapel beſitzen wir die erſte eigentliche Stadtchronik. Alles wird auf dieſe Stadt wie auf ein lebendiges Weſen bezogen, ſelbſt wenn von den Heiligen

erzählt wird, gilt es als besonderer Ruhm derselben Söhne dieser Stadt gewesen zu sein.

Einen dieser Heiligen erlas man sich zum besonderen Schützer, S. Januarius, und weil seine Legende ganz dürftig war, umspann man sie mit allerlei Schlingwerk, das im Lauf der Jahrhunderte immer üppiger wucherte. Er ist das Muster eines Stadtheiligen, wie sie nur Italien kennt, dessen einzige Aufgabe ist, im Himmel für seine irdischen Mitbürger die Vertretung zu übernehmen, den diese eifersüchtig auf seinen Schutz mit keinem Fremden teilen wollen. Aber auch die Bedrohung, sobald er nicht helfen will, hat Statt.

Beide hadernde Nationen, Griechen und Langobarden, fielen, nachdem sie furchtbar durch die sarazenischen Verwüstungen gelitten hatten, den Normannen zur Beute. Erst diese schufen aus den zerstreuten Provinzen einen Staat, ein Heerkönigtum, in dem an die Gefolgsmänner des Führers als Lehenleute das Land verteilt war. Süditalien war in der Kreuzzugszeit, in der sie die wichtigste Rolle spielten, fast der hervorragendste Besitz des normannischen Abenteurervolkes. Seine bedeutendsten Führer Robert Guiskard, Tankred, König Roger haben hier geherrscht. Die ritterliche Bildung, die sie sich mit besonderem Eifer angeeignet und die sie durch ganz Europa verbreiteten, trugen sie auch nach Süditalien; die besten Stücke ihrer Kultur haben sie aber ihren bittersten Feinden, den Sarazenen, entlehnt.

Der verfeinert orientalische Lebensgenuß reizte sie, und ebenso die Kunst, welche jenem diente. Wichtiger ward die rationelle Betrachtung und Behandlung des Lebens für sie, die sie von den Arabern lernten. Aus dem Heerkönigtum wurde bald eine mit den Machtmitteln orientalischer Despotien gestützte Monarchie; aus den gläubigen Kreuzfahrern wurden aufgeklärte Skeptiker.

Als nun die Hohenstaufen die Erbschaft der Normannen antraten, ward es von weltgeschichtlicher Bedeutung, daß dieses Staatswesen und diese Kultur in einen unversöhnlichen Gegensatz trat zu dem kirchlich-feudalen System, das im übrigen Europa herrschte. In dem Existenzkampf der Hohenstaufen entfalteten

ſich erſt recht alle Talente des genialen Geſchlechts, aber ihr Wirken blieb doch vergebens. Als beſten Gewinn nahm aus jener denkwürdigen Zeit Italien die Ausbildung ſeines Volksdialektes zur Schriftſprache in die nächſte Epoche hinüber.

Die Sieger, die franzöſiſchen Anjous, geſtalteten wiederum Süditalien nach nordiſchem Muſter um. Neapel wurde wieder ganz und gar feudal, und der alte Stadtadel der Hauptſtadt ward Beamtenadel, eine noblesse de robe. Da jedoch das Heimatland der Anjous, die Provence, damals nächſt Italien das höchſtgebildete und für ganz Europa tonangebende Land war, litt das Königreich Neapel in geiſtiger Beziehung nicht, während Sizilien, das ſich in der ſizilianiſchen Vesper losriß, ſeitdem eine iſolierte Provinz ohne rechten Zuſammenhang mit dem Geiſtesleben des übrigen Italiens ward. Alle Pracht wandten die Anjous namentlich auf ihre Hauptſtadt Neapel. Dieſes erhielt damals durch ihre Dome, Kloſterkirchen und Grabmäler ſeinen bleibenden Kunſtcharakter.

Jedoch nur die Regierung der drei erſten Anjous war eine Blütezeit; unter den ſpäteren zerfiel der Lehensſtaat in fürchterlichen Kämpfen. Und da an der Spitze der Parteien die Seitenlinien des königlichen Hauſes ſtanden, erhielten dieſe Kämpfe gleich den engliſchen der weißen und der roten Roſe den tragiſchen Charakter des Familienzwiſtes.

Im Zerfall aller Ordnung erhoben ſich nur die wilden, ganz auf ſich geſtellten Naturen, die Kondottieren. Es ſind die beſſeren ihres Standes, die Unteritalien hervorgebracht hat. Einzelne unter ihnen leben noch in der Sage fort.

Merkwürdig aber bleibt vor Allem, daß ſich damals in dem feudalen Neapel ein Freiſtaat ganz in der Art toskaniſcher Republiken erheben konnte. Es geſchah dies in den Abruzzen. Dort hatte ſich in der letzten Hohenſtaufenzeit die zerſtreute bäuerliche Bevölkerung mehrfach zu ſtädtiſchen Anſiedelungen vereinigt, deren blühendſte bald das ſtolze Aquila wurde. Eine feſte Eidgenoſſenſchaft ſchloß gegen 100 Gemeinden zuſammen, deren gemeinſchaftliche feſte Burg die Adlerſtadt in der Mitte des erhabenſten Bergzirkus der Halbinſel war. In dieſer ſelbſt

blühten die Gewerbe, zumal die Wollenweberei, deren Material die großen Heerden des Gebirgslandes lieferten, demnächst die Färberei, deren koſtbarſter Stoff, der Saffran, allerorts daſelbſt auf den Feldern gebaut wurde und noch wird. Bald folgten die Künſte nach, und es zeigte ſich auch in Unteritalien, daß dieſelben überall eine originelle Blüte erreichen können, wo ſie auf der Grundlage bürgerlicher Freiheit ſproſſen, während das übrige Königreich, wo dieſe Lebensbedingung fehlte, wenigſtens in dieſem einen Punkt zurückblieb. Freilich zeigt die Geſchichte dieſer Abruzzenrepubliken auch ebenſo viel Parteizwiſte, blutige Tragödien, unnütze Kraftvergeudung wie bei den andern kleinen italieniſchen Freiſtaaten. Daß ein freiheitsſtolzes Bauerntum neben einem nicht minder kräftigen Bürgertum einherging, macht dieſe Kämpfe noch beſonders heftig. Dann erſchienen die Bußprediger, um die verſtockten Seelen zu rühren; und die beiden letzten von europäiſcher Wirkſamkeit haben hier vornehmlich gewirkt. Der heilige Bernhardin hat hier ſein Leben beſchloſſen und über ſeinem Grabe erheben ſich die ſtolzeſten Kunſtwerke des inneren Süditalien; und Johannes Capiſtrano, der letzte Kreuzzugsprediger, an den die Erinnerung auch hier in Frankfurt eines der hiſtoriſchen Fresken im Dom feſthält, war ein echter Sohn der Abruzzen, groß geworden in den Kämpfen ſeiner Heimat.

Unterdeß war das übrige Königreich, zumal die Reichshauptſtadt Neapel in Folge der Bürgerkriege um ein halbes Jahrhundert hinter dem übrigen Italien zurückgeblieben und gerade in derjenigen Epoche, in welche die Entwickelung der Renaiſſanceekultur, des Humanismus fällt. Auch ſchienen hier die Verhältniſſe allzu mittelalterlich-feudal gefärbt, als daß jene einen recht gedeihlichen Boden hätte finden können.

Es war zunächſt ein einzelner Mann, dazu ein Ausländer, der ſich in den Beſitz des Landes geſetzt, der König Alfonſo von Aragon, der bei leidenſchaftlicher Neigung für die moderne Kultur dieſelbe gleichſam für ſeinen Hausgebrauch einführte. An ihm und ſeinem Hofe fanden zuerſt die Humaniſten ein dankbares Publikum. Nachdem ſie hier feſten Fuß gefaßt, ge-

wannen ſie auch Einfluß bei den Baronen, bei den faſt unabhängigen, den andern kleinen italieniſchen Fürſten vergleichbaren Lehensleuten der Krone, und bei dem Stadtadel von Neapel, der als Beamtenadel die Verwaltung des Reichs in Händen hielt, und außerdem maßgebend für die Geſelligkeit war. Neapel iſt ein Gebiet, das ſich der Humanismus durch eigene Anſtrengung erobert hat. Deshalb iſt auch ſeine Kraft und Eigenart kaum an irgend einem Punkte beſſer zu beobachten als hier.

Ein Hofmann mit humaniſtiſcher Bildung, nicht ein tiefer Gelehrter, aber ein kluger, leichtlebiger Geſellſchafter und Menſchen-Beobachter, Antonius Panormita, war der erſte Träger der neuen Bildung, die hier ganz heimiſch wurde. Von ſeinen eleganten, aber höchſt ſchlüpfrigen Verſen dürfen wir abſehen; für Neapel iſt er merkwürdiger durch das Werkchen über Thaten und Ausſprüche des Königs Alfonſo, das in nachläſſig-anmutiger Weiſe die für dieſen Muſterkönig der Renaiſſance charakteriſtiſchen Züge an einander reiht.

Der Kreis geiſtreicher Männer, der ſich ſchon um Antonius geſchaart hatte und in der humorvollen Betrachtung des vielgeſtaltigen und widerſpruchsvollen Neapolitaner Lebens ſeine Lieblingsbeſchäftigung fand, ſchaarte ſich ſpäterhin um Jovianus Pontanus, einen der bedeutendſten Menſchen, die die Renaiſſance hervorgebracht hat. Während er als raſtloſer Diplomat und als erſter Miniſter des Königs die Geſchicke des Landes lenkte, glänzte er als der vielſeitigſte und am meiſten bewunderte Dichter ſeiner Zeit, ausgezeichnet ebenſo in der geiſtreichen Schilderung des bewegten Lebens wie in ſinniger Verherrlichung der ſüdlichen Natur, in deren poetiſcher Wiedergabe er nur noch durch ſeinen jüngeren Freund Sannazaro übertroffen wurde. Als Philoſoph Ariſtoteliker, verſchmähte er es doch, das leere Stroh der logiſchen und metaphyſiſchen Schriften, wie man bisher immer allein gethan, zu dreſchen; er wandte ſich mit Vorliebe den ethiſchen Werken des Meiſters zu, an denen ihn beſonders der reiche Lebensinhalt anzog. Und wenn auch ſeine eigene Spekulation der Tiefe entbehrt, ſo ſind uns ſeine Schriften

doch als Versuch, eine Theorie des ganzen Lebens und Denkens der Renaissance zu geben, unschätzbar.

Wie als Dichter von Sannazaro, so wurde Pontan als Historiker von Tristan Caraccioli übertroffen, einem edeldenkenden Manne, der mit der Feder und der Gesinnung eines Tacitus die wechselnden Schicksale der Beherrscher und der Großen seiner Heimat beschrieb. Gerade als die Renaissance sich erst recht in Süditalien heimisch gemacht hatte, als sie auch das Leben umzugestalten begann, ward Neapel seine Unabhängigkeit durch die spanische Herrschaft geraubt. Diese hat bald alle jene hoffnungsreichen Keime geknickt, sie hat binnen Kurzem das Volk in eine abergläubische, gestaltlose, gährende Masse verwandelt, wie es uns aus der Geschichte des Masaniello-Aufstandes bekannt ist. Aber auch in diesem Verfalle zeigt sich die adelnde Kraft, welche die Bildung besitzt. Wenigstens dem modernen italienischen Kulturleben ging Neapel nie wieder verloren. Fast alle bedeutendsten wissenschaftlichen Denker Italiens in den nächsten zwei Jahrhunderten gehören dem Süden an: Giordano Bruno und Telesio, der erste große moderne Philosoph und der erste Theoretiker der empirischen Naturwissenschaft, Giambattista Vico, der große Geschichtsphilosoph, und Filangieri, der edle Freund Goethes und tiefdenkende Staatsrechtslehrer. Erst die Frevlerherrschaft der letzten Bourbonen hat diese Blüte einer geistreichen, hochstrebenden Gesellschaft roh geknickt. Aber diese letzte Vergangenheit, wie seine ganze frühere Geschichte weist dem vielgescholtenen Volke des schönen Landes die Mahnung zu, daß der Fortschritt der Kultur auf zwei Pfeilern ruht: auf entsagender Arbeit und befreiender Geistesbildung.

IV. Lehrplan.

Bericht des AGA an die Hauptversammlung 14. Juni 1885.

Bei der nach Satz 40 Absatz 3 vom Akademischen Gesamtausschuß (AGA) zu machenden Aufstellung eines Lehrplanes ist der allgemeine und der spezielle Lehrplan zu unterscheiden.

Der erstere versucht die Wege zu zeigen, auf welchen die Vorschriften der Satzungen sich erfüllen lassen, der zweite wird bedingt durch die nicht in unserer Macht stehenden äußeren Verhältnisse. Zu diesen letzteren gehört in erster Linie die Höhe der uns bewilligten Geldmittel: diese bilden für Ausführung der Tendenzen des allgemeinen Lehrplanes die unübersteiglichen Grenzen, innerhalb welcher der AGA sich zu bewegen hat, wenn es sich um Verwirklichung des allgemeinen Lehrplanes handelt. Reichen die Mittel zu voller Verwirklichung der Vorschriften der Satzungen nicht aus, so muß eine Beschränkung eintreten, die selbstverständlich nicht als ein Verstoß gegen die Satzungen aufgefaßt werden kann: die Satzungen geben die Ziele, aber nicht die Mittel. In zweiter Linie sind wir durch die zur Verfügung stehenden Personen beschränkt. Wir sind angewiesen auf Männer in Frankfurt und der näheren Umgegend: jedes Weitergreifen erhöht mit der Schwierigkeit die Kosten für die Leistung sowohl wie für die Reise und zwar so sehr, daß wir für ein regelmäßiges Heranziehen entfernt wohnender Lehrkräfte von vornherein absehen müssen. Ist uns somit eine Begrenzung auferlegt, welche die Schwierigkeit bei der Wahl der Themata bedeutend erhöht, da diese von den zur Verfügung stehenden Lehrkräften abhängt, so ist selbst auf diesem engeren Gebiete ein Beginn unserer Thätigkeit unmöglich, so lange wir nicht der zur Verfügung stehenden Mittel sicher sind. Erst wenn dies der Fall ist, können wir wissen, wie weit wir in der Mannichfaltigkeit der Gegenstände gehen können, bei deren Auswahl das Notwendigste in den Vordergrund gestellt werden muß, und dann erst können wir unter Berücksichtigung der von den einzelnen Abteilungen einzuholenden Vorschläge mit einzelnen Persönlichkeiten in Unterhandlung treten. Das Ergebnis dieser Unterhandlungen auf Grund der uns gewährten Mittel und unter Einhaltung der uns dadurch gesteckten Grenzen ist der spezielle Lehrplan für die laufende Lehrzeit. Daß jetzt, bevor diese Mittel gewährt sind, bevor wir wissen, welche Höhe sie erreichen, ein solcher spezieller Lehrplan überhaupt sich nicht aufstellen läßt, wenn man mehr als leeres Phantasiewerk geben will, liegt auf

der Hand. Wie er aber auch ausfallen möge, er wird sich immer innerhalb des Rahmens eines allgemeinen Lehrplanes halten müssen, welcher die Ziele aufzustellen hat, deren Erstrebung als Aufgabe des Hochstiftes in Befolgung seiner Satzungen zu betrachten ist.

Die Satzungen stecken diese Ziele sehr hoch. Das Hochstift soll „eine freie Hochschule für höhere Gesamtbildung darstellen" (Satz 3). Diese „freie Hochschule" soll gebildet werden in allererster Linie „durch Veranstaltung von Vorlesungen und Lehrgängen" (S. 4 A). Die Vorlesungen sind Einzelvorträge, deren jeder für sich ein Ganzes bildet: sie sind für die monatlichen Sitzungen Sonntags Vormittag bestimmt und sollen mehr und mehr aus den Arbeiten der einzelnen akademischen Abteilungen hervorgehen, namentlich aber auch unseren auswärtigen Mitgliedern Gelegenheit zur Beteiligung an unsern Arbeiten geben. Die Lehrgänge dagegen sind Kurse, welche erst durch ihren Zusammenhang ein Ganzes darstellen. Wir haben es bei Aufstellen eines allgemeinen Lehrplanes nur mit diesen letzteren zu thun, weil sie allein eine systematische Behandlung der dem Hochstift gestellten Aufgabe ermöglichen. Diese Lehrgänge sollen „vornehmlich Gegenstände aus den Gebieten der Geschichte, Literatur, Kunst, Philosophie, Volkswirtschaft und allgemeinen Naturwissenschaften umfassen" (S. 4 A). Durch das „vornehmlich" ist ausdrücklich gesagt, daß auch andere Gebiete mit hereingezogen werden können; es ist aber *nicht* gesagt, daß jedesmal Gegenstände aus *allen* diesen Gebieten behandelt werden müssen: ob dies geschehen kann, wird nicht durch Vorschrift der Satzungen, sondern durch die vorhandenen Mittel bedingt; es wird und muß also freistehen einerseits auch andere Gebiete zu behandeln, andererseits aber eine Auswahl unter den hier genannten Gebieten zu treffen, je nachdem die Geldmittel und die Persönlichkeiten zur Verfügung stehen und je nachdem sich für das eine oder das andere Gebiet ein größeres Bedürfnis ergiebt. Und in der That hat die Hauptversammlung im letzten Winter auf Antrag des Akademischen Ausschusses auf das Gebiet der Naturwissenschaften

verzichtet, weil die beschränkten Mittel es nicht rätlich erscheinen ließen ein von andrer Seite in Frankfurt bereits behandeltes Gebiet gleichfalls zu bearbeiten, während die hier von keiner anderen Seite behandelten Gebiete sich als notwendiger ergaben. Dennoch sollen in den allgemeinen Lehrplan alle hier als „vornehmlich" zu behandelnden Gebiete hereingezogen werden: es wird dann bei der Aufstellung des speziellen Lehrplanes die Aufgabe eingehender Prüfung sein, in wieweit die Absichten des allgemeinen Lehrplanes im einzelnen Falle zur Thatsache werden können.

Wenn das Hochstift eine „freie Hochschule für höhere Gesamtbildung" sein soll, so ist damit ein scharfer Unterschied von den Universitäten gegeben. Diese sollen, unter Aufrechterhaltung des schließlichen Zusammenhanges aller Wissenschaften, für jede einzelne Wissenschaft doch eine Fachschule sein, auf welcher solche Männer gebildet werden, welche eben diese einzelne Wissenschaft fachmäßig, sei es praktisch, sei es theoretisch, betreiben wollen. Eine „freie Hochschule für Gesamtbildung" schließt aber von vornherein die Fachbildung als Ziel aus; sie will vielmehr die von der Fachbildung in Folge ihrer naturgemäßen und notwendigen Einseitigkeit spezialisierte Bildung zu einer Gesamtbildung erweitern und dadurch eben jenes Bewußtsein des inneren und notwendigen Zusammenhanges aller Einzelbildungen erhalten und pflegen, welches das charakteristischste Merkmal einer wirklichen Gesamtbildung ist, wenn diese nicht ein schönes Wort bleiben und ein Deckmantel für Dilettantismus werden soll.

Mit dieser Richtung auf Gesamtbildung und Ausschließung der Fachbildung ist aber auch der Charakter der Lehrgänge gegeben. Sie sollen nicht ein Wissensgebiet untersuchend und forschend mit der Absicht behandeln, den Hörer zur Weiterforschung anzuleiten, also auch nicht eine Vorbereitung für künftigen Universitätsbesuch bilden, womit in die Fachbildung übergegriffen würde, sondern sie sollen auf Grund wissenschaftlicher Forschung und Beherrschung des Gebietes die Ergebnisse der betreffenden Wissenschaft faßlich und geschmackvoll vorführen, so daß der auf

diesem Gebiete nicht fachmäßig Gebildete einen Überblick über den Stand und die allgemeinen Ergebnisse der betreffenden Wissenschaft gewinnt. Es soll dabei aber nicht dogmatisch verfahren, sondern ein Einblick in die diese besonderen Wissenschaften bewegenden Fragen und die Versuche ihrer Lösungen ermöglicht werden, so daß die besondere Wissenschaft als lebendig fortarbeitende Kraft, nicht als abgeschlossener Kodex dogmengewordener Lehrsätze erscheint. Zu diesem Zweck ist es nicht nötig, daß eine besondere Wissenschaft in ununterbrochenem Zusammenhange von Anfang bis zu Ende ihrer Entwickelung in historischgenetischer Weise behandelt werde; es wird sich vielmehr empfehlen, einzelne Gebiete herauszugreifen und allmählich auf der durch solche Behandlung gewonnenen Klarheit und Einsicht weiter fortzubauen. Es würde also z. B. nicht rätlich sein, eine Wissenschaft wie die Kunst- oder die Kulturgeschichte so zu behandeln, daß bei der ältesten Zeit begonnen und dann lehrend bis zur Gegenwart fortgefahren würde. Man wird vielmehr richtiger gehen, wenn man einzelne Epochen herausgreift und dadurch die Möglichkeit gewinnt, jedesmal das zu wählen, was im gegebenen Augenblick besonders interessant oder unter bestimmten Verhältnissen besonders wünschenswert erscheint. Derartige Lehrgänge sind aber zugleich die einzigen, für welche einerseits die Mittel einigermaßen ausreichen möchten, für welche aber andrerseits auch eine Zuhörerschaft vorhanden ist.

Soll nun diese Auswahl nicht dennoch planlos sein oder wenigstens erscheinen, so wird es notwendig sein allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen, welche wenigstens die Richtung der Thätigkeit des Hochstiftes angeben. Das Hochstift ist gegründet worden an Schillers hundertjährigem Geburtsfeste und hat seinen Sitz im Goethehause: mit Schiller und Goethe sind ihm von vornherein seine Bildungsziele gesteckt. Beide strebten nach einer harmonischen Gesamtbildung d. h. einer solchen, welche auf der Grundlage einer humanen Bildung den Zusammenhang aller Wissenschaft unausgesetzt im Auge behielt. Dürfen wir beide Männer als die Repräsentanten einer umfassenden humanen Gesamtbildung betrachten, so ist damit auch dem Hochstift die

Richtung seiner Bestrebungen gezeigt. Alle Elemente, welche als wesentliche Bestandteile zur Erreichung einer solchen Gesamtbildung jener beiden Männer gedient haben und uns zu gleichem Zwecke dienen können, alle diese Elemente sind von ihm in seine Bestrebungen hereinzuziehen. Es haben dabei ebensowohl die verschiedenen Wissenschaften als die verschiedenen Kulturepochen ihre Stelle zu finden; es werden aber in erster Linie die Wissenschaften zu behandeln sein, welche diesen Zusammenhang zwischen den Fachwissenschaften herzustellen am geeignetsten sind und eben darum auch am meisten auf allgemeines Verständnis und Interesse rechnen können. Es werden ferner die Epochen besonders zu betonen sein, welche den Schatz unsrer heutigen Bildung zu schaffen ihr Bestes als unerschöpfliche Bildungsquelle hergegeben haben. Es möchten somit in erster Linie Philosophie, sodann Literatur und Geschichte in ihren verschiedenen Abzweigungen als Kultur-, Literatur-, Kunst- und politische Geschichte, sowie Volkswirtschaft (soziale Wissenschaften) und endlich Naturkunde zu behandeln sein. So war im eben verflossenen Winter bereits die Literatur, die Geschichte in ihren Abzweigungen als Kultur- und Kunstgeschichte, die Volkswirtschaft vertreten. Wir hoffen für das beginnende Lehrjahr den Kreis erweitern zu können, sowohl was die Gebiete als auch was die behandelten Zeitläufe betrifft.

Unser Vorschlag für das kommende Lehrjahr ist nun dieser. Wir ersuchen Sie außer Mk. 500, die als Dispositionsfonds für Lehrmittel und Reisekosten dienen, für die Lehrgänge selbst Mk. 3000 zu bewilligen — nicht weil wir diese verhältnismäßig kleine Summe für genügend hielten, sondern weil wir fürchten, daß bei der gegenwärtig obwaltenden starken Belastung andrer Konti uns nicht mehr bewilligt werden kann. Wir werden versuchen, damit möglichst haushälterisch zu verfahren, um möglichst weit damit zu kommen. Es wird wohl nicht ungerecht sein, wenn wir als Norm für die Bezahlung den Maßstab annehmen, der auch anderweitig hier in Frankfurt für wissenschaftliche Vorträge bezahlt wird, wenn sie als Teile eines größeren Lehrganges auftreten. Es ist dies Mk. 50.—

für den einzelnen Vortrag: das Honorar für den ganzen Lehrgang wird dieſe Summe multipliziert mit der Zahl der für den Lehrgang feſtgeſetzten Vorträge betragen. Nehmen wir dieſes Verhältnis an — ohne daß wir dadurch gebunden wären eventuell nicht weiter zu gehen, wodurch jedoch gleichzeitig die Zahl der Vorträge verringert würde — ſo gewähren die Mk. 3000.— die Möglichkeit 60 Vorträge zu veranſtalten. Dieſe werden ſich am beſten auf drei Vierteljahre verteilen: Oktober—Dezember, Januar—März, April—Juni. Es wird hierdurch eine Häufung der Vorträge vermieden und damit ein leichterer Beſuch ermöglicht: es kämen auf jede Woche zwei Vorträge, bei Behandlung von je zwei Fächern im Vierteljahr aber für jedes Fach auf jede Woche ein Vortrag. Es würden hiernach auf jedes Vierteljahr zwanzig Vorträge fallen, welche zwei Lehrgänge zu je zehn, oder richtiger wohl vier Lehrgänge zu je fünf Vorträgen geſtatten. Es könnten in dieſem letzteren Falle in einem Vierteljahre vier Wiſſensgebiete zur Behandlung kommen. Dadurch iſt die Möglichkeit geboten, wo es notwendig iſt, Mannichfaltigkeit eintreten zu laſſen, und, wo es die Wichtigkeit der Sache erfordert, die Behandlung eines Wiſſensgebietes durch zwei oder alle drei Vierteljahre hindurch fortzuſetzen. In dieſem letzteren Falle iſt zugleich innerhalb deſſelben Wiſſensgebietes die Behandlung verſchiedener Epochen ermöglicht. Es läßt ſich auf dieſe Weiſe den verſchiedenen Wünſchen und Bedürfniſſen entgegenkommen. Neben ſolchen Hörern, welche Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts oder mittelalterliche Kunſt behandelt ſehen wollen, wird es auch ſolche geben, welche antike Literatur oder moderne Kunſt mit beſonderem Intereſſe verfolgen; es würde ſogar geradezu zu erſtreben ſein für den Fall, daß ein Wiſſensgebiet wiederholt behandelt wird, daß alsdann eine Mannichfaltigkeit in der Wahl der Epochen einzutreten hätte. Es ließe ſich alſo z. B. der Plan machen, daß im erſten Quartal zehn Vorträge aus der Literaturgeſchichte kämen, und zwar fünf aus der neueren und fünf aus der alten Literatur; daneben zehn Vorträge über Geſchichte, fünf aus früherer, fünf aus ſpäterer Zeit; im zweiten Quartal kämen etwa je fünf Vorträge aus

älterer und neuerer Kulturgeſchichte, und je fünf Vorträge aus älterer und neuerer Kunſtgeſchichte; im dritten Quartal fünf Vorträge aus dem Gebiete der ſozialen Wiſſenſchaften, fünf aus dem der allgemeinen Naturwiſſenſchaften, zehn aus dem Gebiete der Philoſophie in zwei Lehrgängen und zwar vorzugsweiſe in hiſtoriſcher Behandlung. Es würde dabei zu erſtreben ſein, daß abwechſelnd auf je einem Gebiete ein Überblick über die neueſten Forſchungen gegeben würde. Natürlich könnte die Verteilung und die Reihenfolge auch ganz anders ausfallen: wie dies zu geſtalten iſt, ſowie die Frage ob überhaupt die betreffenden Gebiete zur Behandlung kommen, hängt jedoch nicht von unſern Abſichten, ſondern von der Geld- und Perſonenfrage ab. Über die erſtere haben Sie heute Ihr Votum abzugeben; an die zweite und damit an die Aufſtellung des Spezialleḥrplanes können wir erſt dann herantreten, wenn Sie durch dies Votum uns einen feſten Boden geſchaffen haben, auf dem wir unſre Thätigkeit beginnen können.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

V. Geſchäftlicher Verkehr. Perſonalien.

Während der Monate März, April und Mai 1885 wurden zwei Sitzungen des Verwaltungsausſchuſſes und zwar am 7. April und 12. Mai abgehalten. Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß trat ſiebenmal zuſammen, am 6., 9., 11. und 13. März, ſowie am 8. April, am 8. und 29. Mai.

Von den einzelnen Abteilungen hielt die für ſoziale Wiſſenſchaften während dieſer Zeit alle vierzehn Tage Mittwochs regelmäßige Sitzungen ab; die Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft wurde dreimal, am 5. und 23. Februar und 13. April, darunter einmal zu einer öffentlichen Sitzung (am letztgenannten Tage), die für Allgemeine Naturwiſſenſchaften einmal, am 8. April, zuſammenberufen.

Die Kommiſſion für Reparaturen und Herſtellungen im Goethehauſe hielt vier Sitzungen ab, am 5. März ſowie am 1., 16. und 29. April.

Von den Lehrgängen erstreckte sich der des Herrn Dr. Schnapper-Arndt mit drei Vorträgen auf die Monate März und April. Sitzungen mit Vortrag nach Satz 4 E fanden drei statt und zwar am 17. April Vormittags im Lokale der Führich-Ausstellung, am 11. Mai Abends und am 17. Mai Vormittags.

Die erwähnte, vom Akademischen Gesamtausschusse auf Antrag der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft veranstaltete Ausstellung nahm ihren Anfang am 16. April und wurde am 7. Mai geschlossen.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist für die Monate März, April und Mai 118 Eingänge nach, denen 35 Ausgänge gegenüberstehen.

Seit Veröffentlichung des letzten Berichtes wurden 21 neue Genossen aufgenommen, 13 seitherige erklärten ihren Austritt, 10 verloren wir durch den Tod und einer ist als verschollen zu betrachten.

I. Neu beigetretene Mitglieder:

1. Herr Hermann Krone, Dozent am Kgl. Polytechnikum in Dresden.
2. Fräulein Minna Singer, Institutsvorsteherin, Hier.
3. Herr Heinrich Hanau, Kaufmann, Hier.
4. „ Emil Schwartz, Lehrer, Hier.
5. „ Adolph Müller, Kronberg i. T.
6. „ Paul Müller, Hier.
7. „ Albert Müller, Hier.
8. „ Karl Müller, Neuhof bei Gießen.
9. „ M. M. Schwarzschild, Hier.
10. Fräulein Katharina Macmillan, Hier.
11. Herr Dr. Ludwig Hecht, Rechtsanwalt, Hier.
12. „ Julius Sauer, Kaufmann, Hier.
13. „ Hermann Graul, Künstler, Hier.
14. „ Dr. W. E. Benkhard, Rechtsanwalt, Hier.
15. „ Dr. Berth. Stern, Rechtsanwalt, Hier.
16. „ K. Th. Völcker, Buchhändler, Hier.
17. „ Karl Streit, Ökonomierat, Bad Kissingen.
18. Frau Clara Daniel, Wwe. des Dr. jur. H. Daniel, Hier.

19. Herr Dr. Max Maas, Hier.
20. „ Oppenheimer-Prins, Hier.
21. „ Dr. H. Weismann, Direktor, Hier.

II. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Dr. Carl Johann von Seidlitz, gestorben am 7. Februar 1885 zu Dorpat.
2. Fritz Heidecke, Maurermeister, gestorben am 17. October 1884 in Berlin (verspätete Meldung).
3. Ferdinand Hundhausen, Direktor der Maschinenbau-Anstalt „Humboldt", gestorben am 13. März 1885 in Kalk bei Köln a. Rh.
4. Dr. med. Reichenbach, Altona, (Todestag unbekannt).
5. Walther Freiherr von Goethe, Kgl. Sächs. Kammerherr. Dr. jur., gestorben am 15. April in Leipzig. (Bei der Beerdigung war das Hochstift durch Herrn von Loën in Weimar vertreten.)
6. Dr. med. Adelmann, Professor in Würzburg, gestorben am 16. April 1885.
7. Karl Cauer, Bildhauer in Kreuznach, gestorben am 17. April 1885.
8. Paul Ranke, Ingenieur, gestorben am 2. Mai, Hier.
9. Gustav Nachtigal, Dr. med., Kgl. Preuß. Generalkonsul in Tunis, gestorben zur See an Bord des Kanonenbootes „Möwe" bei den Kap Verdeschen Inseln am 5. Mai 1885.
10. Ferdinand Hiller, Dr. phil., Kapellmeister und Komponist, General-Musikdirektor, gestorben am 10. Mai in Köln a. Rh.

IV. Einsendungen.

No.

495. Bureau of Education, Washington:
   a) Building for the Children in the South. Washington, Government Printing Office 1884.
   b) Circulars of Information Nr. 7 u. 8. 1884. Washington, Government Printing Office 1884.

499. Baron Ferd. von Mueller, Melbourne: A Descriptive Atlas of the Eucalypts of Australia and the adjoining Islands: by Baron Ferd. von Mueller, Tenth Decade Melbourne: John Feanes, Government Printer 1884. London: Trübner and Co., and George Robertson 1884.

509. Aachener Geſchichts-Verein, Aachen: Zeitſchrift des Aachener Geſchichts-Vereins 6. Band 4. Heft. Aachen, Benrath und Vogelgeſang 1884.

512. Dr. Reinhold, München: Reue und Verſöhnung, ein milder Beitrag zur 400jähr. Geburtsfeier Dr. Mart. Luther's. Dr. Reinhold, München, G. Schuh & Co., 1883.

514. C. Ausfeld, Mühlhauſen: Das Kaiſerlied, Feſtgedicht zur Feier des 88. Geburtstages Sr. Maj. des Kaiſers Wilhelm I. von E. Carlsberg. Mühlhauſen, Ernſt Hofer.

516. Deutſche Seewarte, Hamburg: Meteorologiſche Beobachtungen in Deutſchland für 1882. 5. Jahrgang. Hamburg 1884. Hammerich & Leſſer in Altona.

525. Oberlehrer A. Caumont, Hier: Programm des ſtädtiſchen Gymnaſiums zu Frankfurt a. M. Oſtern 1885: Goethe et la Littérature française.

530. Germaniſches Nationalmuſeum zu Nüruberg:
   a) Anzeiger 1. Band, 1. Heft, Jahrgang 1884.
   b) Mitteilungen 1. Band, 1. Heft, Jahrgang 1884.
   c) Katalog der im germaniſchen Muſeum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit. Verlag des germaniſchen Muſeums. 1884.

539. Dr. Felix Hecht, Mannheim: Die Geſchäftsſteuer auf Grundlage des Schlußnotenzwanges von Dr. Felix Hecht. Stuttgart, Cotta'ſche Buchhandlung 1885.

552. Nordböhmiſcher Exkurſions-Klub, Leipa:
   a) Mitteilungen 8. Jahrgang, 1. Heft, red. von Prof. A. Pandler und Prof. J. Münzberger in Leipa 1885.
   b) Heinr. von Böhm. Leipa: Seperatabdruck des Programm-Aufſatzes der Komm.-Oberrealſchule zu Leipa. Leipa. Joh. Künſtner 1884.

565. Société Impériale des Naturalistes à Moscou: Bulletin Nr. 2 année 1884 sous la Rédaction du Docteur Renard. Moscou, Imprimerie de l'Université Impér. 1884.

566. Direktion der Deutſchen Seewarte, Hamburg: 5. Jahrgang (1882) der Archivmitteilungen, Hamburg. Hammerich & Leſſer 1884.

366 a—d Georg Keyl, Bockenheim: Trewendt's Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften. I. Abt., Lieferung 1, 2, 3, 18.

568. Moritz Müller ſen., Pforzheim. Ueber „berechtigte Kerne", ſowie über die Zeit, wo vielleicht „nicht mehr gewählt wird". Eine Denkanrege von Moritz Müller ſen. Pforzheim, G. Delffs. 1885.

576. Dr. Adalbert Schröter, Lauſanne: Byrons Werke, 1. Band, überſetzt von Dr A. Schröter, Stuttgart-Berlin. W. Speemann.

577. Archivrat Dr. Fried. W. Ebeling, Leipzig: Kyaw und Brühl, zwei hiſtoriſche Porträts und ein moderner Preßprozeß von Dr. Friedr. W. Ebeling. Leipzig, Theod. Fritſch, 1885.

577a. G. Loening, Hier: Goethe-Jahrbuch Band VI. Frankfurt a. M, Literariſche Anſtalt (Rütten & Loening) 1855.

577b. Dr. S. Speyer, Hier: Trauerrede nach der Beiſetzung des Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach, gehalten von Dr. Johann Friedrich Röhr, Weimar, 1828.

579. Handelskammer zu Frankfurt a. M.: Jahresbericht pro 1884. Frankfurt a. M., Selbſtverlag 1885.

583. Adolf Stoltze, Hier:
a) Eine gute Parthie, Volksſtück in 5 Aufzügen, Adolf Stoltze.
b) Das Orakel des Telephon, Luſtſpiel in 1 Aufzug, Adolf Stoltze, Frankfurt a. M, Gebr. Knauer.
c) Heiterkeiten, Allerlei Humoriſtiſches, Adolf Stoltze. Frankfurt a. M. Verlag der „Schnaken" 1885.

588. Fritz Haſſelmann, München: Initialen nach den Originalen ſeiner Kunſtſammlung, Lieferung Nr. 1—10. Photographiſcher Lichtdruck von Ch. Bruch.

589. Georg Keyl in Bockenheim: Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften, Lieferungen 4 - 17. Breslau, Eduard Trewendt 1881.

603. Profeſſor Dr. F. A. Maercker, Berlin: Schatzkäſtlein der Bräut, eine Verlobungsgabe von F. A. Maerker. Berlin, G. Hempel, 1885.

606. Wihelm Broeſel, Delitzſch: Der Charakter der Senta und ſeine ideale Darſtellung, W. Broeſel. Leipzig, E. W. Fütſch, 1885.

611. Ferdinand Wilferth, München:
a) Gedichte, Augsburg, B. Schmid 1876.
b) Adel um Adel, Schauſpiel in 4 Acten. Lindau, Wilh. Ludwig. 1871.
c) Ein Seelſorger, Volkszeitſtück. Lindau, Wilh. Ludwig, 1871.
d) Ein deutſcher Kaiſer, Schauſpiel in 5 Akten. Leipzig, Oswald Mutze. 1876.
e) Die Roſen des Referendars. Leipzig, Oswald Mutze. 1876.
f) Seine Geſchichte, Luſtſpiel in 4 Akten. Leipzig, Oswald Mutze. 1878. Ferdinand Wilferth.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Zur Nachricht.

Für die Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts tritt eine Preisermäßigung von 25% ein für:

1. **Das Goethe-Jahrbuch,** Band VI: gegen Übersendung von M. 9.— und 50 Pfg. für Porto an das Bureau des Freien Deutschen Hochstifts erfolgt von diesem die postfreie Zusendung des Bandes.

2. **Quellen zur Frankfurter Geschichte,** herausgegeben von Dr. Grotefend, Stadtarchivar. Bd. 1: Chroniken des Mittelalters, bearbeitet von Dr. R. Froning. Frankfurt a. M. 1884. Carl Jügel's Verlag (Moritz Abendroth) 8. XLIV und 492 S.: gegen Übersendung von M. 7.50 und 30 Pfg. für Porto an das Bureau des Freien Deutschen Hochstifts erfolgt von diesem die postfreie Zusendung.

Ferner kann gegen freie Einsendung von 40 Pfg. an das Bureau des Freien Deutschen Hochstifts von diesem der **„Katalog zur Führich-Ausstellung"** postfrei bezogen werden.

Mittelst Zuschrift vom 10. dieses Monats hat uns der Königliche Herr Polizeipräsident die beglaubigte Abschrift des Allerhöchsten Erlasses vom 21. Januar d. Js. zur Kenntnis gebracht, durch welchen dem Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung auf Grund der in den Generalversammlungen vom 4., 11. und 18. März 1883 angenommenen Satzungen die Rechte einer juristischen Person verliehen, auch demselben die landesherrliche Genehmigung zur Annahme der ihm von dem verstorbenen Kanzleirat Dr. Müller letztwillig gemachten Zuwendung von 500,000 Mark bar und einer Forderung an die Dr. Volger'sche Konkursmasse in Höhe von M. 116,176. 75 Pf. erteilt worden ist.

Somit ist der langersehnte Zeitpunkt eingetreten, von wo ab sich unsere Genossenschaft in den Stand gesetzt sieht, ihren Zielen auf neu geregelter, finanziell gekräftigter Grundlage in hoffentlich recht gedeihlicher Weise nachzustreben.

Die Übergangsbestimmungen der neuen Satzungen, von welchen Sie einen Abdruck hier angeschlossen finden, schreiben vor, dass von der Verwaltung, sobald die Satzungen die Genehmigung der Staatsregierung erhalten haben, eine Hauptversammlung einzuberufen sei, welche die erforderlichen Wahlen vorzunehmen, für die von der bisherigen Verwaltung zu stellende Schlußrechnung zwei Revisoren aus ihrer Mitte zu erwählen und die zur Übernahme der Geschäftsführung seitens der neu erwählten Organe geeigneten Anordnungen zu beschließen habe.

Den Zeitpunkt zum Zusammentritt dieser Versammlung hat die Verwaltung auf

Sonntag, den 25. Mai 1884, Vormittags 9½ Uhr

bestimmt und es beehrt sich dieselbe, Sie zur Teilnahme an dieser Versammlung in das Stiftshaus an dem großen Hirschgraben No. 23 hiermit ergebenst einzuladen.

FRANKFURT a. M., im April 1884.

Die Verwaltung
und in deren Namen

Dr. Berg	***Dr. L. Holthof***
d. Z. Obmann.	*d. Z. Verwaltungsschreiber.*

Digitized by Google

Frankfurt a. M., *im Juli 1884.*

An die Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes.

Der unterzeichnete, durch die Hauptversammlung des Freien Deutschen Hochstiftes vom 25. Mai 1884 nach Satz 2 der Übergangsbestimmungen der Satzungen erwählte Ausschuß betrachtet es als seine erste Aufgabe, die in Satz 16 bis 22 berührte Akademische Abteilung der Mitglieder und sodann insonderheit die in Satz 18 benannten einzelnen Abteilungen zu begründen.

Es werden daher die Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes, welche gesonnen sind, an den Bestrebungen des Hochstiftes selbstthätig sich zu beteiligen, ersucht, ihre dahinzielende Absicht dem unterzeichneten Ausschusse schriftlich unter der Adresse seines Vorsitzenden bekannt zu geben. Soweit nicht die Bestimmung von Satz 16 Absatz 2 eine Begründung dieser Meldung unnötig macht, oder die in Satz 17 geforderten Leistungen als offenkundig vorausgesetzt werden müssen, werden die Mitglieder, zur Beschleunigung des Geschäftsganges um Angabe beziehungsweise Nachweisung ihrer Qualification zum Eintritte in die Akademische Abteilung gebeten.

Zugleich wollen dieselben gefälligst dieser Meldung die Bezeichnung der Abteilung oder der Abteilungen beifügen, in welche sie einzutreten (Satz 18), beziehungsweise in welcher sie ihr Wahlrecht auszuüben wünschen (Satz 20 Schluß).

Zunächst ist, als mutmaßlich sofort erreichbar, die Bildung von Abteilungen nach allgemeinen Gesichtspunkten in's Auge gefaßt, und muß die wissenschaftliche Specialisierung der Abteilungen diesen selbst überlassen bleiben.

Die in's Auge gefaßten zunächst zu bildenden Abteilungen sind:

1) für ***Geschichte***
2) für ***sociale Wissenschaften***
3) für ***allgemeine Naturwissenschaften***
4) für ***schöne Wissenschaften***
5) für ***bildende Kunst und Kunstwissenschaft.***

Die Bildung einer Abteilung setzt nach Satz 18 die Teilnahme von mindestens zwanzig Mitgliedern voraus.

Die Aufnahme in die Akademische Abteilung und die Zuteilung zu den einzelnen Abteilungen hat nach Satz 22 der Satzungen und Satz 3 der Übergangsbestimmungen durch den unterzeichneten Ausschuß zu erfolgen.

Der Akademische Ausschuß.

Stadtarchivar Dr. ***H. Grotefend*** *Vorsitzender.* — *Stadtrat Dr.* ***Flesch*** *Stellvertreter des Vorsitzenden.*

Konsul Dr. ***L. Braunfels.*** *Prof. Dr.* ***Ludw. Büchner*** *(Darmstadt).*

Otto Donner-von Richter. *Justizrat Dr.* ***Euler.***

Bankdirector Dr. ***F. Hecht*** *(Mannheim).* *Dr.* ***Wilhelm Jordan.***

Hermann Junker. *Prof. Dr.* ***O. Roquette*** *(Darmstadt).*

Hofrat Prof. Dr. ***Schäfer*** *(Darmstadt).* *Dr. med.* ***L. Wilbrand.***

Dr. phil. ***A. Hammeran.***

Digitized by Google

Satzungen

des

Freien Deutschen Hochstiftes

für Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung

zu

Frankfurt am Main.

Frankfurt am Main.

Druck von Kumpf & Reis.

1884.

Auf Ihren Bericht vom 15. d. M. will Ich dem Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung zu Frankfurt a. M. auf Grund der anliegenden, in den Generalversammlungen vom 4., 11. und 18. März 1883 genehmigten Satzungen die Rechte einer juristischen Person verleihen, ꝛc. ꝛc.

Berlin, den 21. Januar 1884.

(gez.) **Wilhelm.**

(gez.) v. Puttkamer. Friedberg. von Goßler.

An die Minister des Innern, der Justiz und der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten.

I. A. 1972. Ausgefertigt unter Siegel und Unterschrift.

Wiesbaden, den 5. April 1884.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern.

(L. S.) (gez.) Mollier.

I. Abſchnitt.

Die Stiftung und ihre Zwecke.

Satz 1.

Das Freie Deutſche Hochſtift zu Frankfurt a. M., gegründet am Tage des hundertjährigen Geburtsfeſtes Schiller's (10. November 1859), iſt der Pflege und Förderung von Wiſſenſchaft, Kunſt und höherer Bildung gewidmet.

Satz 2.

Das Hochſtift hat ſeinen Sitz zu Frankfurt a. M. in dem ihm zugehörigen Geburtshauſe Goethe's, unbeſchadet der Heranziehung weiterer Räumlichkeiten für wiſſenſchaftliche und Verwaltungszwecke.

Satz 3.

Das Hochſtift bildet einen Sammel- und Stützpunkt für freie Thätigkeit in Wiſſenſchaft, Kunſt und allen höheren Bildungsrichtungen, und bezweckt die Pflege und Unterſtützung aller dahin gerichteten Beſtrebungen; auch ſoll dasſelbe auf dieſer Grundlage gleichzeitig eine freie Hochſchule für höhere Geſamtbildung darſtellen.

Satz 4.

Das Hochſtift erſtrebt die Erfüllung ſeiner Aufgaben:

A. Durch Veranſtaltung von Vorleſungen und Lehrgängen, welche von feſt angeſtellten oder nur für einzelne Fächer und Gegenſtände gewonnenen Gelehrten abgehalten werden.

Der Kreis ſolcher Vorleſungen und Lehrgänge ſoll vornehmlich Gegenſtände aus den Gebieten der Geſchichte, Litteratur, Kunſt, Philoſophie, Volkswirtſchaft und allgemeinen Naturwiſſenſchaften umfaſſen.

B. Durch Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen.

C. Durch Erwerbung von wissenschaftlichen Werken, von Kunsterzeugnissen und Belehrungsmitteln.

D. Durch Anschaffung von Zeitschriften und Auflegung derselben in besonderen, jedem Mitgliede zugänglichen Lesezimmern.

E. Durch Abhaltung regelmäßiger und nach Bedürfnis auch außerordentlicher Sitzungen zur Entgegennahme wissenschaftlicher Vorträge, Berichte und Mitteilungen, an welche sich sachliche Erörterungen und Anfragen der Teilnehmenden anschließen können.

F. Durch Abfassung und Verbreitung von Berichten über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches.

Diese Berichte sollen zugleich die Verbindung mit den Mitgliedern, insbesondere mit den auswärtigen, beleben, zur Veröffentlichung von Arbeiten und Mitteilungen der Mitglieder an das Hochstift Gelegenheit geben, somit auch dem Schutze des geistigen Eigentums dienen.

G. Durch Herbeiführung wechselseitig anregender Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften.

Satz 5.

Inwieweit die Teilnahme an den Vorlesungen und Lehrgängen von Zahlung eines Beitrags abhängig gemacht und auch Nichtmitgliedern freigestellt werden soll, unterliegt der Bestimmung des Verwaltungsausschusses.

Bei Vorlesungen von kurzer Dauer genügt das Einverständnis der Vorsitzenden des akademischen Gesamtausschusses und des Verwaltungsausschusses.

Satz 6.

Der Plan für die auf die Dauer eines halben Jahres zu berechnenden Lehrgänge (Satz 4 A) ist vor Beginn derselben in geeigneter Weise bekannt zu machen.

Ebenso ist die Tagesordnung für die regelmäßigen Sitzungen soweit thunlich zu veröffentlichen.

Satz 7.

Das Hochstift unterhält und ergänzt Sammlungen von Gegenständen der Erinnerung an Goethe, Schiller und deren Zeitgenossen.

Dasselbe läßt sich die Aufstellung von Bildnissen verdienstvoller Männer in den Räumen des Stiftshauses angelegen sein.

An den Geburtstagen Goethe's und Schiller's findet eine angemessene Feier statt.

II. Abschnitt.

Die Mitgliedschaft.

A. Im allgemeinen.

Satz 8.

Zur Mitgliedschaft ist jeder Freund und Förderer der Wissenschaft, Kunst und höheren Bildung befähigt, insofern er einen unbescholtenen Ruf genießt. Auch Frauen und Minderjährige können als Mitglieder, jedoch ohne Stimm- und Wahlberechtigung, aufgenommen werden.

Satz 9.

Die Anmeldung zur Aufnahme ist schriftlich an den Verwaltungsausschuß zu richten.

Der Name des Angemeldeten ist unter Angabe seiner Lebensstellung in einem der Lesezimmer durch Anschlag bekannt zu geben. Nach Verlauf von 8 Tagen wird in der nächsten Sitzung des Verwaltungsausschusses über das Gesuch durch Abgabe von Stimmzetteln entschieden.

Zur Aufnahme ist eine Mehrheit von drei Vierteln der Stimmen erforderlich. Für die Versagung der Aufnahme sind keine Gründe anzugeben; es steht jedoch dem Zurückgewiesenen frei, nach einem Vierteljahr seine Anmeldung zu erneuern. Eine nochmalige Versagung ist endgültig.

Satz 10.

Jedes Mitglied hat bei seiner Aufnahme ein Einstandsgeld und für die Dauer seiner Mitgliedschaft einen jährlichen Pflichtbeitrag zu entrichten und zwar erstmals ohne Rücksicht auf die Zeit

des Eintritts für das ganze Jahr. Die Höhe dieser Beträge wird auf Vorschlag des Verwaltungsausschusses durch die Hauptversammlung bestimmt und kann erst nach Ablauf von 5 Jahren geändert werden. — Höhere Beiträge werden als Ehrengaben in den Berichten verzeichnet.

Durch Einzahlung des zwanzigfachen jährlichen Beitrags wird die Beitragspflicht für Lebenszeit abgelöst.

Satz 11.

Jedes Mitglied erhält bei seiner Aufnahme eine Mitgliedschaftsurkunde und einen Abdruck der Satzungen. Außerdem wird demselben zu seinem Ausweis jedes Jahr bei Entrichtung des Jahresbeitrags eine Mitgliedschaftskarte zugestellt.

Satz 12.

Die Austrittserklärung eines Mitgliedes hat schriftlich zu erfolgen.

Der Verwaltungsausschuß hat das Recht, die Rückgabe der Aufnahmsurkunde von dem Austretenden zu verlangen.

Für das Jahr, innerhalb dessen der Austritt erfolgt, ist der Beitrag unverkürzt zu entrichten.

Satz 13.

Mitglieder die mit der Entrichtung ihres Jahresbeitrages länger als drei Monate nach einer wiederholten Zahlungsaufforderung (welche mittelst eines eingeschriebenen Briefes zu erfolgen hat), säumig bleiben, werden von dem Verwaltungsausschuß ihrer Mitgliedschaft für verlustig erklärt.

In geeigneten Fällen ist der Verwaltungsausschuß berechtigt, Mitgliedern die Entrichtung des Beitrages zu stunden oder zeitweilig zu erlassen.

Satz 14.

Auf schriftlichen Antrag von mindestens zehn Mitgliedern hat der Verwaltungsausschuß darüber zu beschließen, ob ein Mitglied von der Mitgliedschaft ausgeschlossen werden soll.

Zur Ausschließung ist eine Mehrheit von drei Vierteln der Abstimmenden erforderlich.

Dem Ausgeschlossenen steht es frei, bei der nächsten Hauptversammlung gegen seine Ausschließung Berufung einzulegen und solche schriftlich zu begründen.

Die Einlegung der Berufung hat keine aufschiebende Wirkung. Der Beschluß der Hauptversammlung ist endgültig.

Satz 15.

Auswärtigen Mitgliedern des Hochstiftes bleibt es überlassen, sich zu Zweig-Genossenschaften desselben zu vereinigen, welche als solche in Verkehr mit dem Hochstift treten können.

Die Satzungen dieser Zweig-Vereine sind dem Hochstifte mitzuteilen und dürfen nichts enthalten, was mit den Satzungen des Letzteren im Widerspruche steht.

Im übrigen regeln diese Zweig-Vereine ihre Angelegenheiten selbständig.

B. Akademische Abteilung der Mitglieder.

Satz 16.

Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen (Satz 22), bilden eine besondere akademische Abteilung.

Zu denselben zählen auch die nach den früheren Satzungen erwählten Meister.

Satz 17.

Der Eintritt eines Mitgliedes in die akademische Abteilung setzt voraus, daß dasselbe entweder:

a) durch seine öffentliche Berufsthätigkeit als wissenschaftlich oder künstlerisch befähigt anerkannt ist, oder

b) diese Befähigung durch wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen bethätigt hat.

Satz 18.

Die akademischen Mitglieder vereinigen sich je nach dem von ihnen gepflegten Zweige der Wissenschaft oder Kunst zu besonderen Abteilungen. Die Bildung solcher Abteilungen setzt die Teilnahme von mindestens zwanzig Mitgliedern für jede einzelne derselben voraus.

Satz 19.

Jede dieser Abteilungen wählt alljährlich in geheimer Abstimmung aus ihrer Mitte mit absoluter Majorität einen Ausschuß mit einem Vorsitzenden und einem Stellvertreter desselben.

Im Falle der Stimmengleichheit entscheidet das Los, welches durch das der Lebenszeit nach älteste Mitglied zu ziehen ist.

Die Vorsitzenden dieser Ausschüsse und ihre Stellvertreter bilden den akademischen Gesamtausschuß.

Satz 20.

Alle Sitzungen der akademischen Abteilungen und deren Ausschüsse, in welchen Wahlen vorzunehmen sind, haben am Stiftsorte stattzufinden und zwar soweit thunlich an denjenigen Tagen, an welchen die Sitzungen nach Satz 4E und die Hauptversammlungen (Satz 27) abgehalten werden. Das Stimmrecht in solchen Sitzungen kann nur persönlich ausgeübt werden.

Mitglieder, welche mehreren dieser Abteilungen angehören, haben bei ihrem Eintritte anzuzeigen, in welcher derselben sie ihr Wahlrecht ausüben wollen.

Satz 21.

Der Verkehr innerhalb der einzelnen Abteilungen, zwischen den Einzelausschüssen und dem akademischen Gesamtausschusse, sowie alle sonst erforderlichen näheren Bestimmungen sollen durch besondere Geschäftsordnungen geregelt werden, welche zwischen dem akademischen Gesamtausschuß und dem Verwaltungsausschuß zu vereinbaren sind und nötigenfalls durch die Hauptversammlung endgültig festgesetzt werden.

Satz 22.

Die Aufnahme eines Mitgliedes in die akademische Abteilung und die Zuteilung zu einer oder mehreren besonderen Abteilungen erfolgt durch den akademischen Gesamtausschuß.

C. Ehrenmitgliedschaft.

Satz 23.

Mitglieder und ausnahmsweise auch Nichtmitglieder, welche sich durch Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst auszeichnen, können zu akademischen Ehrenmitgliedern ernannt werden.

Die Wahl derſelben erfolgt durch Beſchluß des akademiſchen Geſamtausſchuſſes mittelſt geheimer Abſtimmung.

Bei einem ſolchen Beſchluſſe muß mindeſtens die Hälfte der Stimmberechtigten anweſend ſein.

Zur Gültigkeit der Wahl von Mitgliedern zu akademiſchen Ehrenmitgliedern ſind drei Viertel der abgegebenen Stimmen erforderlich.

Für die Wahl von Nichtmitgliedern zu akademiſchen Ehrenmitgliedern iſt Einſtimmigkeit erforderlich.

Satz 24.

Zu Ehrenmitgliedern des Verwaltungsausſchuſſes können diejenigen ernannt werden, welche durch Zuwendung einer Geldſumme von mindeſtens Mk. 3000 die Förderung der Stiftungszwecke bethätigen.

Die Ernennung erfolgt durch Beſchlußfaſſung der Hauptverſammlung mit drei Vierteln der abgegebenen Stimmen.

Satz 25.

Den Ehrenmitgliedern werden künſtleriſch ausgeſtattete Aufnahme-Urkunden zugeſtellt; diejenigen für Ehrenmitglieder nach Satz 24 werden von der Geſamtvertretung des Hochſtiftes, diejenigen für akademiſche Ehrenmitglieder nach Satz 23 von dem Vorſitzenden des akademiſchen Geſamtausſchuſſes, deſſen Stellvertreter und dem Verwaltungsſchreiber unterzeichnet.

III. Abſchnitt.

Verwaltung im allgemeinen und einzelnen.

Satz 26.

Das Verwaltungsjahr beginnt mit dem 1. Oktober.

Die Angelegenheiten des Hochſtifts werden wahrgenommen und verwaltet:

A. durch die Hauptverſammlungen der Mitglieder (Satz 27—36),
B. durch den akademiſchen Geſamtausſchuß (Satz 37—44),
C. durch den Verwaltungsausſchuß (Satz 45—57),
D. durch das Pflegamt (Satz 58—73),
E. durch Beamte (Satz 74—83).

A. Die Hauptverſammlungen.

Satz 27.

Die regelmäßigen Hauptverſammlungen aller Mitglieder finden alljährlich und zwar ſpäteſtens zwei Monate nach Schluß des Verwaltungsjahres ſtatt.

Der Verwaltungsausſchuß beſtimmt den Tag und die Tagesordnung der Hauptverſammlung und veranlaßt die erforderliche Bekanntmachung derſelben in den zur Aufnahme von Veröffentlichungen beſtimmten Blättern (Satz 55) ſpäteſtens zwei Wochen vor dem Verſammlungstage.

Außerordentliche Hauptverſammlungen werden auf Beſchluß des Verwaltungsausſchuſſes oder auf ſchriftlichen mit Begründung verſehenen Antrag von mindeſtens fünfundzwanzig Mitgliedern von dem Verwaltungsausſchuß anberaumt, unter Beobachtung der für die Einberufung der regelmäßigen Hauptverſammlungen vorgeſchriebenen Beſtimmungen und Friſten.

Satz 28.

Die Verhandlungen in den Hauptverſammlungen werden von dem Vorſitzenden des Verwaltungsausſchuſſes geleitet, ſofern nicht durch Mehrheit der anweſenden Mitglieder die Wahl eines beſonderen Vorſitzenden verlangt wird.

Von dem Verwaltungsſchreiber werden die Verhandlungen und die gefaßten Beſchlüſſe aufgezeichnet.

Ein zweiter von dem Vorſitzenden zu berufender Schriftführer verzeichnet die Namen der an der Verſammlung teilnehmenden Mitglieder.

Mit dem Zählen der Stimmen werden von dem Vorſitzenden Mitglieder in erforderlicher Zahl beauftragt.

Das Protokoll iſt vor Schluß der Verſammlung zu verleſen und nach Richtigbefund von dem Vorſitzenden, den Schriftführern und zwei weiteren Mitgliedern zu unterzeichnen.

Satz 29.

Zur Beſchlußfähigkeit der Hauptverſammlung iſt die Anweſenheit von mindeſtens 50 Mitgliedern erforderlich. Eine Vertretung iſt unſtatthaft.

Mangelt es an dieſer vorgeſchriebenen Zahl, ſo iſt die Verſammlung auf mindeſtens zwei Wochen zu vertagen.

In dieſer zweiten Verſammlung iſt die Beſchlußfähigkeit an die Anweſenheit einer beſtimmten Anzahl von Mitgliedern nicht weiter gebunden. In der ſofort nach Vertagung der erſten Verſammlung zu veröffentlichenden Einladung zur zweiten Verſammlung iſt auf die Beſtimmung in Betreff der Beſchlußfähigkeit aufmerkſam zu machen.

Ueber die Art der Abſtimmung entſcheidet die Haupt-Verſammlung.

Bei Stimmengleichheit entſcheidet der Vorſitzende.

Satz 30.

In der Hauptverſammlung kommen in nachſtehender Reihenfolge zum Vortrag:

a) Der Bericht des akademiſchen Geſamtausſchuſſes über die Thätigkeit der akademiſchen Abteilung (Satz 40);
b) der vom akademiſchen Geſamtausſchuß ausgearbeitete und von dem Verwaltungsausſchuß genehmigte Lehrplan;
c) der Rechenſchaftsbericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des vergangenen Jahres nebſt Vermögensnachweiſung;
d) der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung beauftragten Mitglieder;
e) der von dem Verwaltungsausſchuß vorgelegte Voranſchlag der Einnahmen und Ausgaben (Satz 51).

Die Verſammlung beſchließt über dieſe Gegenſtände und erteilt der Rechnungsführung die Entlaſtung.

Satz 31.

Hieran ſchließt ſich die Vornahme der von der Hauptverſammlung durch geheime Abſtimmung zu vollziehenden Wahlen.

Die Wahlen des Verwaltungsausſchuſſes und des Pflegamtes erfolgen in je einem Wahlgange.

Ebenſo werden die ſtellvertretenden Mitglieder des Verwaltungsausſchuſſes (Satz 48) gleichzeitig in einem Wahlgang und in gleicher Weiſe die ſtellvertretenden Mitglieder des Pflegamts (Satz 61) erwählt.

Durch den Vorsitzenden werden die von dem Verwaltungsausschuß in doppelter Zahl der zu Wählenden aufzustellenden Vorschläge bekannt gegeben, ohne daß die Versammlung an diese Vorschläge gebunden wäre.

Jedem Mitglied steht das Vorschlagsrecht zu.

Nur die in Vorschlag gebrachten Mitglieder dürfen bei der Abstimmung berücksichtigt werden.

Stimmen, welche auf nicht vorgeschlagene Mitglieder fallen, sind ungültig.

Mitglieder, welche aus der Kasse des Hochstifts eine dauernde Besoldung beziehen, sind von der Wahl in den Verwaltungsausschuß und das Pflegamt, sowie zur Prüfung der Rechnungslegung ausgeschlossen.

Satz 32.

Als gewählt gelten diejenigen Mitglieder, welche die Mehrzahl der abgegebenen gültigen Stimmen (absolute Majorität) auf sich vereinigt haben; bei Stimmengleichheit entscheidet das durch den Vorsitzenden zu ziehende Los.

Für diejenige Anzahl von zu wählenden Mitgliedern, für welche in dem ersten Wahlgang eine absolute Mehrheit nicht erzielt wird, ist zu einem zweiten Wahlgang zu schreiten.

Bei demselben können nur solche Mitglieder berücksichtigt werden, die in dem ersten Wahlgang gültige Stimmen erhalten haben.

Wird ein dritter Wahlgang notwendig, so dürfen bei demselben nur die Mitglieder zur Wahl gestellt werden, welche im zweiten Wahlgange gültige Stimmen erhalten haben, und es entscheidet alsdann auch die relative Majorität.

Die Gewählten werden durch Protokollauszüge, die von dem Vorsitzenden und dem Verwaltungsschreiber zu unterzeichnen sind, von ihrer Erwählung in Kenntnis gesetzt.

Satz 33.

Die Hauptversammlung beschließt weiter über Anträge von Mitgliedern, welche spätestens acht Tage nach dem Schluß des Verwaltungsjahres bei dem Verwaltungsausschuß schriftlich mit Begründung versehen eingebracht sein müssen.

Satz 34.

Ueber Gegenstände, die nicht auf der Tagesordnung stehen, kann in der Hauptversammlung weder beraten noch abgestimmt werden. Wenn jedoch in der Versammlung der Antrag gestellt und von mindestens zehn Mitgliedern unterstützt wird, zur Beschlußfassung über bestimmt bezeichnete Gegenstände eine außerordentliche Hauptversammlung zu halten, so hat der Vorsitzende diesen Antrag zur Abstimmung zu bringen.

Satz 35.

Auf Antrag des Verwaltungsausschusses kann die Hauptversammlung Bestimmungen treffen, um den Wirkungskreis des Verwaltungsausschusses, des wissenschaftlichen Gesamtausschusses und des Pflegamtes zu regeln und zu erweitern. Auch steht der Hauptversammlung das Recht zu, über Zweifel, welche in Bezug auf die den Geschäftsgang betreffenden Bestimmungen der Satzungen etwa entstehen möchten, endgültige Entscheidung zu treffen.

Satz 36.

Die Hauptversammlung beschließt endlich über alle diejenigen Angelegenheiten, welche nach besonderen Bestimmungen der Satzungen ihrem Wirkungskreise zugewiesen sind.

B. Akademischer Gesamtausschuß.

Satz 37.

Der akademische Gesamtausschuß wird aus den Vorsitzenden der Abteilungsausschüsse und deren Stellvertretern gebildet, sobald drei oder mehr Abteilungen nach Maßgabe der Bestimmung zu Satz 18 in Wirksamkeit getreten sind.

Satz 38.

Derselbe wählt in geheimer Abstimmung aus seiner Mitte alljährlich einen Vorsitzenden, welcher die akademische Abteilung für Kunst und Wissenschaft der Verwaltung gegenüber, wie auch nach Außen hin, jedoch ohne vermögensrechtliche Befugnisse vertritt. Der Gesamtausschuß wählt ferner alljährlich in geheimer Abstimmung

einen Stellvertreter des Vorsitzenden. Beide müssen in Frankfurt a. M. ihren Wohnsitz haben.

Bei der Wahl des Vorsitzenden und seines Stellvertreters entscheidet im Falle einer Stimmengleichheit das Los, welches durch das der Lebenszeit nach älteste Mitglied zu ziehen ist.

Satz 39.

Die Sitzungen des Gesamtausschusses, in welchen Wahlen vollzogen werden sollen, müssen in Frankfurt a. M. abgehalten werden, und zwar soweit thunlich, nach der Bestimmung in Satz 20.

Stellvertretung ist ausgeschlossen.

Der akademische Gesamtausschuß ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte der Mitglieder anwesend ist; wird diese Zahl nicht erreicht, so ist über die zur Beratung stehende Angelegenheit eine weitere Sitzung anzuberaumen, in welcher die Erschienenen ohne Rücksicht auf ihre Zahl beschlußfähig sind.

Für die Abstimmungen sind die Vorschriften zu Satz 31 und 32 maßgebend. Im Uebrigen wird die Geschäftsordnung des akademischen Gesamtausschusses von diesem selbst festgestellt.

Satz 40.

Der akademische Gesamtausschuß berät über alle Gegenstände, welche die Wirksamkeit des Hochstifts und seine Zwecke in Bezug auf Wissenschaft und Kunst berühren.

Derselbe erstattet alljährlich einen Bericht über seine Thätigkeit an die Hauptversammlung (Satz 30a).

Derselbe entwirft für jedes Verwaltungsjahr den Plan der Lehrgänge und Vorlesungen; er macht Vorschläge in Betreff der für dieselben heranzuziehenden Lehrer, Gelehrten und Künstler und entwirft die Anweisung für deren Thätigkeit.

Er begutachtet auf eigene Anregung, beziehungsweise auf Vorschlag des Bibliothekars oder auf Veranlassung des Verwaltungsausschusses die Anschaffung und die leihweise Entgegennahme von wissenschaftlichen und künstlerischen Werken, sowie auch die Verwertung der etwa zur Aufbewahrung nicht mehr geeigneten Bestände und die leihweise Überlassung von Bestandteilen der Sammlungen an andere Anstalten.

Satz 41.

Der akademiſche Geſamtausſchuß ſtellt alljährlich den Bedürfnisſtand für die akademiſche Abteilung auf und überreicht ſolchen mit erläuterndem Begleitbericht ſpäteſtens ſechs Wochen vor Schluß des Verwaltungsjahres dem Pflegamt zur Aufnahme in den Entwurf des allgemeinen Bedürfnisſtandes (Satz 66).

Auf die von der Hauptverſammlung für die akademiſche Abteilung verwilligten Beträge erteilt der Vorſitzende Zahlungsanweiſung an den Kaſſier des Pflegamtes unter Beobachtung der Beſtimmungen zu Satz 52 und 53.

Satz 42.

Der akademiſche Geſamtausſchuß ſtellt mit Zuſtimmung des Vorſitzenden des Verwaltungsausſchuſſes die Tagesordnung für die Sitzungen Satz 4 E feſt und trifft für angemeſſene Vorträge in dieſen Sitzungen Vorkehrung.

Der Vorſitzende des akademiſchen Geſamtausſchuſſes leitet die Verhandlungen; der Verwaltungsſchreiber verzeichnet ſolche zu einem Protokolle, welches von ihm, dem Vorſitzenden und zwei Mitgliedern, die der Sitzung beigewohnt haben, zu unterſchreiben iſt.

Satz 43.

Von dem akademiſchen Geſamtausſchuß werden die Berichte (Satz 4 F) herausgegeben.

Von der Aufnahme iſt die Erörterung perſönlicher und politiſcher Fragen ausgeſchloſſen.

Vor Drucklegung der Berichte iſt die Genehmigung des Vorſitzenden des Verwaltungsausſchuſſes einzuholen.

Satz 44.

Zu allen Sitzungen des akademiſchen Geſamtausſchuſſes iſt der Vorſitzende des Verwaltungsausſchuſſes einzuladen.

C. Verwaltungsausſchuß.

Satz 45.

Der Verwaltungsausſchuß übt in Vertretung der Mitgliedergeſamtheit eine Überwachung der Verwaltung aus.

Satz 46.

Der Verwaltungsausschuß besteht aus achtzehn von der Hauptversammlung und zwar mindestens zur Hälfte aus der akademischen Abteilung zu wählenden Mitgliedern.

Von den Mitgliedern müssen mindestens neun am Stiftsorte selbst wohnen.

Satz 47.

Die Wahl erfolgt auf die Dauer von drei Jahren mit der Maßgabe, daß jedes Jahr ein Drittel auszuscheiden hat.

Bei Ablauf des ersten und zweiten Jahres werden die Ausscheidenden durch das von dem Vorsitzenden zu ziehende Los bestimmt, in der Folgezeit nach der Amtsdauer.

Die Ausscheidenden bleiben bis zur Wahl ihrer Nachfolger. in Thätigkeit und sind erst nach Verlauf eines Jahres wieder wählbar.

Satz 48.

Außer den zur Amtsführung erwählten Mitgliedern werden alljährlich sechs in Frankfurt a. M. wohnhafte Ersatzmitglieder erwählt, welche zu allen Sitzungen einzuladen sind und denselben mit beratender Stimme beizuwohnen befugt sind.

Sie treten für abwesende Mitglieder nach der durch die Stimmzahl gebildeten Reihenfolge ein.

Im Falle der Stimmengleichheit entscheidet das durch den Vorsitzenden zu ziehende Los.

In Fällen der Wahlablehnung oder des Ausscheidens ordentlicher Mitglieder während des Verwaltungsjahres werden dieselben durch die in obenbezeichneter Reihenfolge zu berufenden Ersatzmitglieder bis zum Schluß des Verwaltungsjahres vertreten.

Satz 49.

Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte in geheimer Abstimmung mit absoluter Majorität einen Vorsitzenden und einen Stellvertreter desselben, welche nicht zugleich Mitglieder des akademischen Gesamtausschusses oder des Pflegamtes sein dürfen Im Falle einer Stimmengleichheit entscheidet das Los, welches durch das der Lebenszeit nach älteste Mitglied zu ziehen ist. Die Verhandlungen in den Sitzungen werden durch den Verwaltungsschreiber aufge-

zeichnet und die Protokolle durch ihn, den Vorsitzenden und zwei andere Mitglieder unterzeichnet.

Zu einer gültigen Beschlußfassung ist die Anwesenheit von mindestens neun Mitgliedern erforderlich. Im übrigen wird die Geschäftsordnung des Verwaltungsausschusses durch diesen selbst festgestellt.

Satz 50.

Der Verwaltungsausschuß ist berechtigt, jeder Zeit durch den Vorsitzenden oder durch besonders dazu bestimmte Mitglieder von der Ordnungsmäßigkeit der Vermögensverwaltung sich zu überzeugen, insbesondere von der Buch- und Rechnungsführung Einsicht zu nehmen, Vorlage der Vermögensurkunden und Belege, sowie eine Nachweisung des Kassenbestandes zu verlangen.

Eine solche Untersuchung muß mindestens zweimal im Verwaltungsjahre und zwar ohne Vorheranfage stattfinden. In gleicher Weise hat der Verwaltungsausschuß die Verwaltung der Sammlungen, der Bibliothek und des Aktenwesens zu überwachen.

Satz 51.

Der Verwaltungsausschuß prüft die ihm von dem Pflegamt zu liefernden Voranschläge der nächstjährigen Einnahmen und Ausgaben und berichtet darüber an die Hauptversammlung.

Satz 52.

Die Genehmigung des Verwaltungsausschusses ist erforderlich:

a) zu allen den Betrag von 300 Mark übersteigenden Ausgaben auf allgemeine Verwilligungsrubriken des Jahresbedürfnisstandes;
b) zu allen notwendigen, im Haushaltsplan nicht vorgesehenen Ausgaben bis zum Betrage von je Mk. 500;
c) zu einer Veräußerung der von dem akademischen Gesamtausschuß zu längerer Aufbewahrung für ungeeignet befundenen Bestände (Satz 40 Absatz 4).

Satz 53.

Der Verwaltungsausschuß beauftragt alljährlich zwei seiner Mitglieder, in Gemeinschaft mit dem Vorsitzenden des akademischen

Gesamtausschusses, zu bestimmen, welche Zeitschriften für die Lesezimmer anzuschaffen sind.

Satz 54.

Der Verwaltungsausschuß beschließt über die Anstellung, Dienstanweisung, Gehaltsbezüge und Entlassung der Lehrer, der Beamten und Bediensteten. Die Berufung der Lehrer, des Bibliothekars und des Verwaltungsschreibers, die Festsetzung ihrer Anstellungsbedingungen und Dienstanweisungen, sowie der etwa zu bestellenden Kautionen erfolgt auf Vorschlag des akademischen Gesamtausschusses, die der übrigen Beamten und Bediensteten auf Vorschlag des Pflegamts.

Bestehen in dieser Beziehung Meinungsverschiedenheiten, oder soll eine Anstellung auf mehrere Jahre vereinbart oder ein Ruhegehalt bewilligt werden, so ist die Zustimmung der Hauptversammlung einzuholen.

Satz 55.

Der Verwaltungsausschuß bestimmt alljährlich die Zeitungen, in welche die Veröffentlichung des Hochstifts eingerückt werden sollen.

Satz 56.

Der Verwaltungsausschuß entscheidet über alle in Bezug auf die Geschäftsführung auftauchenden Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten; insbesondere auch über Meinungsverschiedenheiten zwischen dem akademischen Gesamtausschuß und dem Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses (Satz 42 u. 43).

Den Anordnungen des Verwaltungsausschusses ist Folge zu leisten, vorbehaltlich des Rechtes der Berufung an die Hauptversammlung.

Satz 57.

Der Verwaltungsausschuß beschließt über die Aufnahme von Mitgliedern (Satz 9).

Bezüglich der sonstigen Obliegenheiten des Ausschusses und seines Vorsitzenden wird auf die betreffenden Bestimmungen dieser Satzungen verwiesen.

D. Das Pflegamt.

Satz 58.

Dasselbe ist berufen, das gesamte nutzbringende Vermögen des Hochstifts, sowie dasjenige der abgesondert bestehenden Stiftungen zu verwalten.

Satz 59.

Das Pflegamt besteht aus sechs von der Hauptversammlung erwählten Mitgliedern, welche am Stiftsorte selbst ihren Wohnsitz haben müssen und nicht gleichzeitig Mitglieder des wissenschaftlichen Gesamtausschusses oder des Verwaltungsausschusses sein können.

Satz 60.

Die Wahl erfolgt auf die Dauer von drei Jahren mit der Maßgabe, daß jedes Jahr ein Drittel der Mitglieder auszuscheiden hat. Bei Ablauf des ersten und zweiten Jahres werden die Austretenden durch das von dem Vorsitzenden zu ziehende Los bestimmt, später durch die Amtsdauer. Die Austretenden sind wieder wählbar.

Satz 61.

Außer den zur Amtsführung bestimmten Mitgliedern werden alljährlich von der Hauptversammlung drei Ersatzmitglieder ernannt, welche im Falle der Ablehnung oder der Verhinderung sowie im Falle des Ausscheidens von Mitgliedern an deren Stelle zu treten haben und zwar in der nach der Stimmenzahl gebildeten Reihenfolge.

Im Falle der Stimmengleichheit entscheidet das durch den Vorsitzenden zu ziehende Los.

Satz 62.

Das Pflegamt wählt in geheimer Abstimmung mit absoluter Majorität aus seiner Mitte einen Vorsitzenden, einen Stellvertreter und einen Kassier.

Im Falle einer Stimmengleichheit entscheidet das Los, welches durch das der Lebenszeit nach älteste Mitglied zu ziehen ist.

Die Mühewaltung der Mitglieder des Pflegamtes ist eine unentgeltliche. Für die Buchführung und die Beihülfe bei dem

Kassengeschäft wird auf Vorschlag des Pflegamts von dem Verwaltungsausschuß ein Bediensteter gegen Besoldung angestellt.

Zu einer gültigen Beschlußfassung ist die Anwesenheit von mindestens drei Mitgliedern erforderlich. Im Uebrigen wird die Geschäftsordnung des Pflegamts durch dieses selbst festgestellt.

Satz 63.

Das Buch- und Rechnungswesen ist nach kaufmännischen Grundsätzen einzurichten und die Jahresrechnung in einer Weise aufzustellen, daß daraus der Vermögensstand klar ersehen werden kann. Der Wert der Sammlungen, der wissenschaftlichen Werke und aller sonstigen Gegenstände von künstlerischer oder wissenschaftlicher Bedeutung und des Gebrauchsmobiliars ist nur zum Zweck der Versicherung gegen Feuerschaden abzuschätzen und in der Rechnungsstellung abgesondert aufzuführen.

Satz 64.

Über diejenigen Vermögensbestände, welche abgesonderten Stiftungen angehören, ist unter Beobachtung der speziellen stiftungsmäßigen Verwaltungsgrundsätze getrennte Rechnung aufzustellen.

Satz 65.

Die Vermögensurkunden, Hypothekenbriefe und alle belangreicheren Wertgegenstände sind in einem feuerfesten und sicheren Behältnis zu verwahren und stehen unter gemeinschaftlichem Verschluß des Vorsitzenden des Pflegamts und des Kassiers.

Die auf den Inhaber lautenden Schuldverschreibungen sind von dem Magistrat zu Frankfurt a. M. außer Kurs zu setzen und sodann nebst den Zinsanweisungen der Reichsbank oder der Frankfurter Bank zur Aufbewahrung zu übergeben.

Satz 66.

Spätestens vier Wochen vor Ablauf des Verwaltungsjahres ist von dem Pflegamt ein Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben aufzustellen und dem Verwaltungsausschuß mit Erläuterungsbericht vorzulegen. (Satz 51).

Satz 67.

Spätestens vier Wochen nach Schluß des Verwaltungsjahres ist in zweifacher Ausfertigung die Rechnung des vergangenen Jahres aufzustellen und samt Belegen den von der Hauptversammlung mit der Prüfung beauftragten Mitgliedern zuzustellen.

Satz 68.

Das Pflegamt hat den von dem Verwaltungsausschuß mit der Überwachung des Kassen- und Rechnungswesens beauftragten Mitgliedern die von diesen verlangten Nachweisungen zu liefern. (Satz 50).

Satz 69.

Das Pflegamt hat sich bezüglich der Verwaltung der Einkünfte bei eigener Verantwortlichkeit der Mitglieder nach dem von der Hauptversammlung festgestellten Jahresbedürfnisstand zu richten. Verausgabungen, für welche in dem Bedürfnisstand allgemeine Verwilligungsbeträge ausgesetzt sind, bedürfen, im Falle solche im Einzelnen den Betrag von 300 Mk. übersteigen, der Zustimmung des Verwaltungsausschusses (Satz 52 Absatz a).

Verausgabungen auf die für die akademische Abteilung erteilten Bewilligungen bedürfen der Anweisung des Vorsitzenden (Satz 41).

Satz 70.

Einnahmen, welche in dem Haushaltsplan nicht vorgesehen sind, wie namentlich die Zuwendungen von Ehrenmitgliedern (Satz 24) und Beiträge auf Lebenszeit (Satz 10 am Ende) können bis zum Betrag von 50 Mark zu dem laufenden Dienst verwendet werden; überschießende Beträge sind dem Kapitalvermögen gutzuschreiben.

Satz 71.

Aus den in einem Rechnungsjahr erzielten Ersparnissen wird ein Reservefonds gebildet, welcher in einem späteren Bedürfnisfall durch Beschlußfassung der Hauptversammlung dem laufenden Dienst wieder zugewiesen werden kann.

Satz 72.

Die Verwaltung des Stiftshauses (Satz 2), welches weder veräußert noch verpfändet oder vermietet werden darf, wird von dem Pflegamt im Einverständnis mit dem Verwaltungsausschuß geregelt, namentlich auch hinsichtlich des von Nichtmitgliedern für den Besuch des Hauses zu entrichtenden Eintrittsgeldes.

Satz 73.

Bei der nutzbringenden Anlegung des Vermögens und aller nicht zum laufenden Dienst erforderlichen Einkünfte sind die gesetzlichen Bestimmungen über die Anlage von Mündelgut maßgebend. Der Erwerb, die Verpfändung und die Veräußerung von Grundeigentum, sowie auch der Antritt von Erbschaften bedürfen der zustimmenden Beschlußfassung der Hauptversammlung.

E. Beamte.

Satz 74.

Außer den für die Abhaltung von Vorlesungen und Lehrgängen berufenen Lehrern werden als ständige wissenschaftlich gebildete Beamte ein Bibliothekar und ein Verwaltungsschreiber angestellt. Die Ernennung derselben erfolgt auf Vorschlag des akademischen Gesamtausschusses durch Beschluß der Hauptversammlung.

Der Bibliothekar.

Satz 75.

Der Bibliothekar hat die Verwaltung der Bücher- und Kunstsammlungen einschließlich der in Satz 7 vorgesehenen zu führen, sowie alle Schriftstücke über erledigte Gegenstände in Verwahrung zu nehmen und zu ordnen (vergleiche Satz 82).

Derselbe hat ferner ein nach Nummern und Fächern eingerichtetes Verzeichnis aller dieser Bestände anzulegen und unausgesetzt zu vervollständigen. Derselbe unterbreitet dem akademischen Gesamtausschuß seine Vorschläge in Bezug auf Neuanschaffungen von Büchern, wissenschaftlichen und Kunstwerken, sowie über Veräußerung von Zeitschriften und sonstigen Gegenständen, die zu längerer Aufbewahrung nicht geeignet erscheinen (Satz 40).

Der Bibliothekar hat längstens sechs Wochen vor Schluß des Verwaltungsjahres dem akademischen Gesamtausschuß zur Aufnahme in dessen an die Hauptversammlung zu erstattenden Jahresbericht ein Verzeichnis der im Laufe des Jahres erfolgten Neuanschaffungen, Fortsetzungen und sonstigen Erwerbungen vorzulegen.

Satz 76.

Der Bibliothekar darf Bücher, soweit es ihm unbedenklich erscheint, Kostbarkeiten und Seltenheiten, sowie Bestandteile der Kunstsammlungen aber nur mit Zustimmung des Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses und in allen Fällen nur gegen schriftliche Empfangsbescheinigung und je nach Beschaffenheit der Gegenstände gegen Sicherheitsleistung an Mitglieder zur Benutzung außerhalb des Stiftshauses ausleihen.

Eine leihweise Abgabe solcher Gegenstände an andere Vereine oder Gesellschaften zu dauernder Aufstellung und Verwahrung in deren Räumen kann stattfinden, wenn der akademische Gesamtausschuß und der Verwaltungsausschuß ihre Genehmigung erteilen.

Unter derselben Voraussetzung können von dem Bibliothekar solche Gegenstände aus fremdem Besitz in leihweise Verwahrung genommen werden.

Satz 77.

Der Bibliothekar ertheilt auf die für Zwecke der Bibliothek und der Sammlungen in dem Jahreshaushalt eingestellten Verwilligungsbeträge Zahlungsanweisung an den Kassier, wenn die betreffenden Ausgaben den Betrag von Mk. 50 nicht übersteigen. Verausgabungen von höheren Beträgen bedürfen der Zustimmung des Vorsitzenden des akademischen Gesamtausschusses und beziehungsweise des Verwaltungsausschusses (Satz 52 a).

Satz 78.

Der Bibliothekar hat dem akademischen Gesamtausschuß auf dessen Verlangen in Bezug auf Fragen, welche die Bibliothek oder die Sammlungen betreffen, Bericht zu erstatten und in gedachten Richtungen bei Abfassung der wissenschaftlichen Berichte behülflich zu sein.

Satz 79.

Eine Unterſuchung der Beſtände der Bibliothek und der Sammlungen kann jeder Zeit von dem Pflegamt durch beauftragte Mitglieder desſelben vorgenommen werden.

Eine ſolche Unterſuchung muß jährlich einmal von zwei damit beauftragten Mitgliedern des akademiſchen Geſamtausſchuſſes erfolgen.

Der Verwaltungsſchreiber.

Satz 80.

Der Verwaltungsſchreiber beſorgt alle auf den ſchriftlichen Verkehr des Hochſtifts ſich beziehende Arbeiten; derſelbe hat die Verhandlungen in den Sitzungen nach Satz 4E, in den Sitzungen des akademiſchen Geſamtausſchuſſes, des Verwaltungsausſchuſſes und der Hauptverſammlung aufzuzeichnen; demſelben liegt ferner die Unterſtützung des akademiſchen Geſamtausſchuſſes bei Abfaſſung und Drucklegung der wiſſenſchaftlichen Berichte ob.

Satz 81.

Der Verwaltungsſchreiber öffnet alle an das Hochſtift gerichtete Schreiben, verzeichnet dieſe, ſowie die ſonſtigen ſchriftlichen Eingänge der Zeitfolge nach, mit Ordnungsnummern verſehen, in ein beſonderes Buch und befördert dieſelben unter Eintrag einer entſprechenden Vormerkung zu der betreffenden Nummer des Tagebuches je nach ihrer Beſtimmung und ihrem Inhalt an den Vorſitzenden des akademiſchen Geſamtausſchuſſes, des Verwaltungsausſchuſſes wie auch des Pflegamtes, oder an den Bibliothekar.

In gleicher Weiſe ſind von dem Verwaltungsſchreiber alle abgehenden Schreiben zu Buch zu bringen und mit ſeiner Unterſchrift zu verſehen.

Satz 82.

Die Schriftſtücke werden von dem Verwaltungsſchreiber nach ihrer Zuſammengehörigkeit geordnet und, ſobald ſie keinen Gegenſtand der Verhandlung mehr bilden, dem Bibliothekar zur Aufbewahrung übergeben.

Satz 83.

Für Verhinderungsfälle wird von dem Vorsitzenden des akademischen Gesamtausschusses ein Stellvertreter bestimmt.

Auch kann von demselben bei akademischen Verhandlungen dem Schriftführer, je nach Besonderheit des Stoffes, ein fachmännischer Schriftführer beigegeben werden.

IV. Abschnitt.

Gesamtvertretung des Hochstifts.

Satz 84.

Das Hochstift wird nach Außen vor Behörden und Privatpersonen gegenüber in allen seinen Angelegenheiten einschließlich derjenigen, welche nach dem Gesetz einer besonderen Vollmacht bedürfen, durch die Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses und des Pflegamts in Gemeinschaft mit dem Verwaltungsschreiber beziehungsweise durch deren Stellvertreter vertreten.

Satz 85.

Alle Verträge, sowie alle Urkunden, durch welche Verpflichtungen für das Hochstift begründet werden sollen, erhalten erst durch die Unterzeichnung der Gesamtvertretung (nach Satz 84) für das Hochstift verbindliche Kraft.

Satz 86.

Die Gesamtvertretung legitimirt sich erforderlichen Falls durch ein von dem Magistrat zu Frankfurt a. M. (Satz 87) auszustellendes Attest. Demselben sind zu diesem Behufe die jedesmaligen Wahlverhandlungen vorzulegen.

V. Abschnitt.

Aufsicht.

Satz 87.

Die Aufsicht über die Verwaltung des Hochstifts wird — unter Wahrung des Oberaufsichtsrechts der Staatsregierung — von dem Magistrat der Stadt Frankfurt a. M. ausgeübt.

Dem Magiſtrat ſind alljährlich einzuſenden:

1) der durch die Hauptverſammlung genehmigte Voranſchlag der Einnahmen und Ausgaben;
2) die Jahresrechnung mit dem von den Rechnungsreviſoren erſtatteten Befundbericht;
3) der Jahresbericht über die akademiſche Thätigkeit (Satz 40).

Satz 88.

Der Aufſichtsbehörde, ſowie den von derſelben beauftragten Beamten iſt jeder Zeit auf Verlangen Einſicht der Buchführung und des Rechnungsweſens zu gewähren, Nachweis über den Vermögensbeſtand, ſowie jede in Bezug auf die Vermögensverwaltung erforderte Auskunft zu erteilen.

VI. Abſchnitt.

Schlußbeſtimmungen.

Satz 89.

Eine Abänderung dieſer Satzungen iſt nur ſtatthaft, wenn mindeſtens 100 Mitglieder an der betreffenden Hauptverſammlung teilnehmen und eine Mehrheit von drei Vierteln der Stimmen für die vorgeſchlagenen Abänderungen erzielt wird.

Sollte eine ſo hohe Zahl von Mitgliedern ſich nicht eingefunden haben, ſo iſt nach Verlauf von drei Monaten eine zweite Hauptverſammlung einzuberufen, welche alsdann ohne Rückſicht auf die Zahl der teilnehmenden Mitglieder beſchlußfähig iſt.

Auf dieſe Beſtimmung iſt in der Einladung zu der zweiten Hauptverſammlung ausdrücklich aufmerkſam zu machen.

Satz 90.

Satzungsveränderungen, welche den Zweck, den Sitz, oder die äußere Vertretung des Stifts betreffen, ſowie Beſchlüſſe wegen Auflöſung des Hochſtifts, bedürfen der landesherrlichen Genehmigung, anderweite Satzungsveränderungen erfordern die Zuſtimmung des Oberpräſidenten der Provinz Heſſen-Naſſau.

Satz 91.

Wenn die Zahl der am Stiftsorte vorhandenen Mitglieder bis auf 50 gesunken sein sollte, ist der Antrag auf Auflösung des Hochstifts zulässig. Der Verwaltungsausschuß hat von einem solchen Antrag den Aufsichtsbehörden Kenntnis zu geben und eine besondere Hauptversammlung einzuberufen. — Wird von derselben der Antrag zur Auflösung zum Beschluß erhoben, so gilt die Auflösung als endgültig beschlossen, wenn nicht binnen Jahresfrist der Bestand der am Stiftsorte wohnenden Mitglieder bis dahin wieder die Zahl von 50 erreicht haben sollte.

Satz 92.

Im Falle die Auflösung endgültig beschlossen sein sollte, übersendet die Gesamtvertretung die betreffenden Verhandlungen mit einem die Sachlage darstellenden Berichte an den Magistrat zu Frankfurt a. M. zwecks Erwirkung der landesherrlichen Genehmigung.

Satz 93.

Wird diese Genehmigung erteilt, so übergeben die noch vorhandenen Mitglieder das gesamte Stiftsvermögen unter möglichster Wahrung seiner Zwecke und Sicherstellung der auf demselben oder einzelnen Bestandteilen lastenden Bedingungen einer dazu geeigneten Körperschaft in Deutschland, nachdem letztere die zur Annahme erforderliche landesherrliche Genehmigung sich verschafft hat.

Satz 94.

Das Goethehaus ist im Falle der Auflösung des Hochstiftes der Stadt Frankfurt am Main gegen deren Gewährleistung, daß dasselbe in der seitherigen Weise verwaltet wird und dem öffentlichen Besuche zugänglich bleibt, zu überlassen.

Übergangsbestimmungen.

1. Sobald diese Satzungen nach Anleitung der Bestimmung zu Satz 61 der bisherigen Satzungen von der Mitgliederversammlung angenommen worden sind und die Genehmigung der Staatsregierung erhalten haben, wird durch die bisherige Verwaltung eine Hauptversammlung nach Vorschrift der gegenwärtigen Satzungen einberufen, welche die erforderlichen Wahlen vornimmt, für die von der bisherigen Verwaltung zu stellende Schlußrechnung zwei Revisoren aus ihrer Mitte erwählt und die zur Übernahme der Geschäftsführung seitens der neu erwählten Organe geeigneten Anordnungen beschließt.

Bis zum Vollzuge derselben bleibt die seitherige Verwaltung in Wirksamkeit.

2. So lange nicht der akademische Gesamtausschuß nach Satz 37 gebildet ist, werden die satzungsmäßigen Obliegenheiten desselben durch die zum Eintritt in die akademische Abteilung befähigten, bei der erstmaligen Wahl als solche von der Hauptversammlung zu bezeichnenden Mitglieder des Verwaltungsausschusses ausgeübt, welche sich zu einem besonderen Ausschuß vereinigen.

Der Vorsitzende dieses Ausschusses und dessen Stellvertreter werden von dem Verwaltungsausschuß mit absoluter Majorität erwählt.

3. Alle den akademischen Gesamtausschuß betreffenden Bestimmungen finden entsprechende Anwendung auf diesen besonderen Ausschuß, dessen Vorsitzenden und auf den Stellvertreter des Vorsitzenden.

4 Die Amtsdauer der erstmals zu dem Verwaltungsausschuß und dem Pflegamt gewählten Mitglieder wird um den Zeitraum erweitert, welcher zwischen dem Tag ihrer Wahl und dem Beginne des Verwaltungjahres (Satz 26) liegt.

5. Die Bestimmungen zum vierten Hauptstück der seitherigen Satzungen bleiben für die auf Grund derselben ernannten Ehrenmitglieder in Kraft.

Übersicht.

		Seite
	Verleihung der Rechte einer juristischen Person	3
Abschnitt I.	Die Stiftung und ihre Zwecke (Satz 1 bis 7)	5
„ II.	Die Mitgliedschaft (Satz 8 bis 25)	7
	A. Im Allgemeinen (Satz 8 bis 15)	7
	B. Akademische Abteilung (Satz 16 bis 22)	9
	C. Ehrenmitgliedschaft (Satz 23 bis 25)	10
„ III.	Verwaltung im Allgemeinen und Einzelnen (Satz 26 bis 83)	11
	A. Die Hauptversammlungen (Satz 27 bis 36) . . .	12
	B. Akademischer Gesamtausschuß (Satz 37 bis 44) . .	15
	C. Verwaltungsausschuß (Satz 45 bis 57)	17
	D. Pflegamt (Satz 58 bis 73)	21
	E. Beamte (Satz 74 bis 83)	24
	Bibliothekar (Satz 75 bis 79)	24
	Verwaltungsschreiber (Satz 80 bis 83)	26
„ IV.	Gesamtvertretung des Hochstifts (Satz 84 bis 86) . . .	27
„ V.	Aufsicht (Satz 87 und 88)	27
„ VI.	Schlußbestimmungen (Satz 89 bis 94)	28
	Übergangsbestimmungen (1 bis 5)	30

Verzeichniß der Mitglieder
des
Freien Deutschen Hochstiftes
zu
Frankfurt am Main.

März 1885.

Die zur Akademischen Abteilung gehörigen Mitglieder sind durch eine Marke hinter dem Namen bezeichnet; G bedeutet: Abteilung für Geschichte; K: A. für bildende Kunst und Kunstwissenschaft; N: A. für allgemeine Naturwissenschaften; Sch W: A. für Schöne Wissenschaften; Sz W: A. für Soziale Wissenschaften.

Aachen.

Herrmann, Gustav, Professor.
Lochner, Joh. Fried., Tuchfabrikant.

Adelaide, Süd-Australien.

Schomburgk, Richard, Dr. phil., Director des botan. Gartens.

Admont, Steiermark.

Kienast, Fried. A., Schriftsteller.

Alexandrien, Egypten.

Bindernagel, Heinr., Kaufmann.

Altona.

Corleis, J. F. A., Uhrmacher.
Reichenbach, H. P. D., Dr. med.

Altstrelitz, Mecklenburg.

Sanders, Daniel, Dr. phil., Professor.

Alzey, Rheinhessen.

Blodt, Adam, Geometer.

Amsterdam.

Hes, J. A., Dr. chirurg.
Charles-Hirsch, Frau, Opernsängerin.
Hirsch, Heinrich, Director.
Vink, Aug. Rud. Max, Director.

Arad, Klein-Asien.

Myron, Roman, Professor.

Arnstadt.

Krieger, Edmund, Geh. Kammerrat.

Athen, Griechenland.

Heldreich, von, Theod., Dr. phil., Professor.
Landerer, Xaver, Dr. phil., Prof., Hofapotheker.

Augsburg.

Becker, Karl, Kaufmann.
Bourier, J., Kaufmann. Sch W
Merker, Carl, Sensal.

Baden b. Wien.

Rollett, Hermann, Dr. phil., Stadtarchivar.

Basel.

Hoppe, Ignaz, Dr. med., Professor.
Merian, Joh. Jac., Dr. phil., Privatdozent.
Weber, Robert, Dr., Redacteur. Sch W

Bayreuth.

Denzinger, F. J., Regierungs-Baurat, Dombaumeister.

Beirut, Syrien.

Lorange, Rud., Dr. med., Arzt.

Berchtesgaden.

Wurzbach-Tannenberg von, Const., Regierungsrat.

Berlin.

Aschersон, Paul, Dr. med. & phil., Professor.
Avé-Lallemant, Fr., Ch., Dr. jur., Hofrat.
Baeyer, von, J. F., Dr. phil., General-Lieutenant.
Barnay, Ludw., Schauspieler.
Beringuier, Rich., Dr. jur. K

Bernstein, Hugo, Verlagsbuchhändler.
Boestel, Carl, Musiklehrer.
Breslaur, Emil, Professor.
Dassel, Aug., Pianoforte-Fabrikant.
Döring, Wittwe, Mathilde.
Encke, Erdmann, Professor.
Engel, E., Dr. jur. & phil., Geh. Regierungsrat.
Fischer, Ernst, Ober-Ingenieur. N
Frank, David, Verlagsbuchhändler.
Geiger, Ludwig, Dr., Professor.
Goldammer, Hermann, Standesbeamter.
Haering, Oscar, Verlagsbuchhändler.
Halske, Joh. Georg, Fabrikant.
Helmholtz, H. J. F., Dr. med. & phil., Professor.
Jähns, Max, Major im großen Generalstabe.
Joachim, Joseph, Professor.
Jonas, Emil Jakob, Kammer-Rat a. D.
Kahle, Richard, Hofschauspieler.
Kaiser, Eduard, Dr. phil.
Kirchhoff, Gustav, Dr. phil. & med., Professor.
Knaus, Ludwig, Prof.
Koch, Therese, Professors-Wittwe.
Krause, Conr., Hofpianofabrikant.
Kraushe, G. H., Journalist.
Krüger, D. C. F., Dr. jur.
Kubale, H. S. G., Dr. phil., Apotheker.
Lange, Henry, Dr. phil.
Lemke, Carl, Dr. phil., Lehrer.
Loeper von, J. L. G., Dr. phil., Geh. Regierungsrat.
Maerker, Fried. Ad., Dr., Professor.
Moelle, Fritz, Chef-Redakteur.
Morgenstern, Lina, Schriftstellerin.
Neustädter, M., Redacteur.
Niemeyer, Joh. Otto Paul, Dr. med., Sanitätsrat.
Pappenheim, Eugen, Dr. phil., Oberlehrer.
Pieper, Karl Gust., Civil-Ingenieur.
Ranke, von, L. F., Dr. phil., Professor.
Reiß, Wm., Dr. phil.
Rhagkabe, Alex. Rhizos, Griechischer Gesandter.
Ruß, Karl, Dr. phil.
Sabell, Ed. Wilh., Dr. phil., Buchhändler.
Schaper, Friedr., Bildhauer, Professor.
Schmidt, Ferdinand.

Schmidt, Max, Dr. med. vetr., Dir. d. zool. Gartens.
Schrader, Jul., Professor.
Stephan, Heinrich, Dr. jur., General-Postmeister.
Virchow, Rud., Dr. med., Geheimerat, Professor.
Wenzel, Hch. Karl, Bildhauer.
Winther, Adolf Leop., Zahnarzt. N
Wolf, Albert, Bildhauer, Professor.
Wollheim, Caroline, Frau.
Wredow, Aug., Bildhauer, Professor.

Bern, Schweiz.

Stern, sen., M. A., Dr. phil., Professor.
Studer, Bernh., Dr. phil., Professor.
Valentin, G. H., Dr. med., Professor.

Bieber a. Main.

Lamby, Fr. Jos., Lehrer.

Bingen a. Rh.

Gräff, Carl, Fabrikant.

Birmingham, England.

Dammann, Karl, Dr. phil., Lehrer.
Rivoir, Hch. Louis, Kaufmann.

Blankenburg a. Harz.

Saalfeld, Günther Alex., Dr. phil., Oberlehrer. G
Sommer, Hugo, Amtsrichter.

Blumenau, Brasilien.

Blumenau, Hermann, Dr.

Bochum, Westfalen.

Krüger, Heinrich, Musikdirector.

Bockenheim.

Eichenberg, Carl, Lehrer.
Emmerich, Ernst, Fabrikant.
Grüneberg, F. D., Kunstgärtner.
Händler, Ernst Ferd., Beamter.
Junker, G. P., Dr. phil., Lehrer. Sch W
Keyl, Georg, Rechtspraktikant.
Lesser, Richard, Schriftsteller.
Merz, Jul., Wm., Lehrer. Sch W
Scheuch, Hermann, Rechtsanwalt.
Siesmayer, Hch., Gartendirektor.

Bonn a. Rh.

Freeden, von, W., Redacteur.
Nicolovius, Alfred, Dr., Professor.
Richthofen, von, Ferd., Dr. phil., Freiherr.

Bordeaux.

Hoffmann, Friedrich, Kaufmann.

Braunschweig.

Uhde, K. M. F., Dr. med., Medicinalrat.

Bremen.

Adami, H., Dr. jur., Obergerichtsanwalt.
Eggers, Hermann, Premier-Lieutenant. G
Lichtenstein, Albert, Consul.
Rothe, Edmund, Dr. med., Arzt.

Breslau.

Grans, Heinr., Oberregisseur.

Brieg a. d. Oder.

Bielschowsky, A., Dr. phil., Lehrer. Sch W

Brunoy, Frankreich.

Hoefer, Ferd., Schriftsteller.

Brünn.

Repitsch, Joh. Professor.

Bückeburg.

Birkenstein, G., Postsekretair.
Dücker, von, Freiherr, Franz Fritz.

Budapest.

Elischer, Balthasar.
Lesser, Stanislaus, K. Russ. Hofschauspieler.

Budweis, Böhmen.

Zink, Joh. Jos., Mechaniker.

Buenos Ayres, Südamerika.

Burmeister, Herm., Dr. med. & phil.

Bunzlau.

Sachs, Hermann, Kaufmann.

Burtſcheid.

Reumont, von, Alfred, Dr. jur. & phil., Geh. Legationsrat.

Caen, Frankreich.

Büchner, Alexander, Dr. jur., Profeſſor.

Cairo, Egypten.

Schweinfurth, Georg, Dr. phil., Naturforſcher.

Calcutta, Indien.

Raja, Sourindro Mohun Tagore, Pres. of the Academy of Music.

Cannſtatt.

Neubert, Wilh. Paul, Dr. phil.

Cardiff, England.

Weichert, Wm., Chronometermacher.

Carlsbad, Böhmen.

Kronſer, Vict. Nicol. Sanitätsrat, Dr. med.
Neubauer, Wolfgang, Dr. med., Badearzt.

Caſſel.

Bromeis, Heinr., Secretair.
Dickhaut, C. H. Maſchinenmeiſter.
Froelich, F. A., Dr. med., Stabsarzt a. D.
Fulda, Karl, Landgerichtsrat.
Peter, Karl Wilhelm, Lehrer.

Chriſtchurch (Neu-Seeland).

Haaſt, Julius, Dr. phil.

Clarenburg.

Waldthauſen, Otto, Frau.

Cleve.

Haskarl, Juſtus Karl, Dr. phil.

Cöln a. Rh.

Engels, Ernſt, Kaufmann.
Faſtenrath, Johannes, Dr. jur.
Hiller, Ferd., Dr. phil., Generalmuſikdirektor.

Schneider, Lina, Frau, Vorsteherin.
Voigtel, Rich., Baurat, Dombaumeister.
Welter, Mich., Maler, Professor.

Cöslin.

Behmer, Georg, Ober-Post-Director.

Coblenz.

Fischer, Otto Theod., Kaufmann.

Colberg.

Knobloch, Rudolf, Redakteur.

Crombach.

Ungewitter, Ernst, Dr., Sanitätsrat.

Cronberg, Taunus.

Schreyer, Adolf, Kunstmaler.

Czernowitz, Bukowina.

Tomaszczuk, Konstantin, Dr. jur., Professor.

Danzig.

Bonstedt, Ernst, Dr. phil., Director.

Darmstadt.

Adamy, Rud., Dr. phil., Docent.
Biegeleben, von, Arnold, Geh. Legationsrat.
Bruel, Wilh., Dr. med.
Büchner, Ludw., Dr. med., Professor. N
Dippel, Leop., Dr. phil., Professor.
Edward, Hugo, Hofschauspieler.
Esselborn, Karl, Schriftsteller.
Gundelfinger, S., Dr.. Professor.
Hartmann, Julius, Major z. D.
Katz, Julius, Redacteur.
König, Benedikt, Bildhauer.
Krauß, Dr. med., Rentier (Bessungen).
Landsberger, Jul., Dr. phil., Rabbiner.
Pasqué, Ernst.
Roquette, Otto, Dr., Professor. G
Schaefer, Georg, Dr. phil., Hofrat und Professor. K
Weber, Adolf F. F., Dr. med., Geh. Medizinalrat.

Delitsch.

Broesel, Wm., Amtsrichter.

Demmin.

Wangemann, Otto, Gymnaſial-Muſiklehrer.

Dorpat, Rußland.

Middendorf, von, Alex., K. R. Staatsrat.
Seidlitz, von, Juſtine, Fräulein.

Dresden.

Andreſen, Emmerich, Bildhauer.
Beaulieu-Marconnay, von, Freiherr, Carl.
Biedermann, von, Woldemar, Freiherr. Sch W
Bornemann, E. G. R., Dr., Miniſterial-Schulrat.
Bürckner, Hugo, Profeſſor.
Engel, Carl D. L., Concertmeiſter a. D.
Ehrenberg, G. F. C., Hiſtorienmaler.
Kayſer-Langerhannß, Agnes, Frau.
Kraszewski, J. J., Gelehrter.
Levy, Alphons, Redacteur.
Marenholtz-Bülow, von, Bertha Maria, Freifrau.
Seebach, Maria, Schauſpielerin.
Peſchel, Wm. Emil, Dr. phil., Direct. d. Körner-Muſeums.
Petermann, L. Th. Miniſterial-Secretair.
Polſcher, Auguſt, Zahnkünſtler.
Rieſe, Lorenz, Hoffänger.
Seemann, Theod., Docent u. Redacteur. K
Söndermann. C. H. A., Schriftſteller.
Starcke, Hermann, C. F., Capellmeiſter.
Stoehr, Hans Adam, Redacteur.
Strauß, von, und Torney, Vict., Dr. theol., Geh. Rath.
Stübel, Alphons, Dr. phil., Naturforſcher.
Sulzbach, E., Banquier.
Sulzbach, Rudolf, Banquier.
Swab, Alex, Literat.
Tichatſchek, Joſ. Aloys, k. Kammerſänger.
Winter, F. G., Dr. phil., Hauslehrer. Sch W

Düſſeldorf.

Achenbach, Andreas, Profeſſor.
Bendemann, E. J. F., Director.
Scheuren, J. K. N. Profeſſor.
Schneider, Jakob, Profeſſor.

Dyreham, England.

Herkomer, Hubert, Maler.

Eberswalde.

Brefeld, Oscar, Dr. phil., Professor.

Eisenach.

Damann Adolf, Dr. theol., Kirchenrat, Villa Ulm.

Elberfeld.

Siebel, August, Kaufmann.
Storck, Friedr., Schriftsteller.

Erfurt.

Weißenborn, Hermann, Dr. phil., Professor.

Eutin.

Kürschner, Julius, Professor.

Fiume, Oesterreich.

Merlato, Paul, Hafen-Commissär.

Florenz.

Floerke, Gust., Dr. phil., Gelehrter.
Koltzoff-Maßalsky von, Helene, Fürstin.
Santanelli, Emilo, Professor.

Frankfurt a. M.

Abendroth, Mor., Buch-, und Kunsthändler. G
Ahner, Georg, Kaufmann.
Amberger, Peter, Kaufmann.
Anthes, Georg, Architect.
Astruck, Ferd., Sensal.
Auerbach, Fritz, Kaufmann.
Auffarth, F. B. Buchhändler.
Aumüller, L. A., Kaufmann.
Bachfeld, Fried., Kaufmann.
Baer, Sim. Leop., Buchhändler.. Sz W
Baerwald, Herm. Dr., Director. G
Bary, de J. J., Dr. med.
Bauer, Aug., Rentner.
Bauer, Georg, Lithograph.
Baumann, Adolf, Banquier.
Bautz, O. R. W., Lehrer. G
Bechhold, Hirsch, Antiquar.
Beck, Gottfr., Stadtrat. K
Becker, Joh. Friedr., Lehrer.
Behrends, Ph. Fr., Kaufmann.

Berch, Ernſt, Dr. phil., Oberlehrer.
Berg, Carl Nicol., Dr. jur., Juſtizrat.
Berger, Joſ., Dr. phil., Reallehrer.
Bergmann, B., Fabrikant. Sz W
Beſt-Walte, Carl, Kaufmann.
Beydemüller, Chriſt., Kaufmann.
Beyer, Ch. Fr., penſ. Beamter.
Blumenthal, E., Dr. med.
Blumenthal, Paul, Muſikdirektor.
Böcker, Ewald, Dr. phil., Lehrer. Sch W
Bode, C. H., Kaufmann.
Boch, F. W. A. Bildhauer.
Böhm, Friedr., Weinhandlung.
Bolz, Carl, Kaufmann.
Bonn, Phil., Stadtverordneter.
Bontant, F. J. A., Kaufmann.
Boſch van Otto, Hofphotograph.
Bott, J. D., Buchbinder.
Bottinelli, A. L., Kunſthändler.
Braunfels, Lud., Dr. jur. phil., Conſul.
Braunfels, Otto, Kaufmann.
Breimer, W. H., Rentner.
Brentano, Louis, Dr. jur., Rentner.
Brofft, Theod., Architekt.
Büllt, C. A. E., Lehrer.
Cahn, Moritz, Kaufmann.
Caſpari, Franz, Dr. jur.
Caumont, A. E., Oberlehrer.
Chun, Guſtav, Rector. Sz W
Clauer, H. C., Kunſt- und Handelsgärtner.
Claus, Daniel Andreas, Kaufmann.
Coeſter, Eduard, Obergerichtsanwalt.
Cramer, Friedrich, Beamter.
Craz, Jacques, Kaufmann.
Craz-Junker, Mina Frau.
Creizenach, Ernſt, Kaufmann.
Creizenach, Ignaz, Kaufmann.
Diehn, Julius, Privatier.
Dieſterweg, Moritz, Buchhändler.
Dietz, Fr. Wm., Kaufmann.
Dietz, Fr. Ww., Tonkünſtler,
Donner-von Richter, Hiſtorienmaler. K
Dotzert, J. N. Inſtrumentenmacher.

Dreyfuß, Guſtav, Kaufmann.
Ducca, F. W., Kaufmann.
Ebelsbacher, Jacob, Kaufmann.
Ebert, Georg, Privatier.
Ehinger, Auguſt, Rentier,
Eißenhardt, Joh., Kupferſtecher.
Emmerich, Fried., Subdirector.
Epſtein, J. H., Fabrikant. Sz W
Erlanger, von Ludwig, General-Conſul.
Euler, L. H., Dr. jur., Juſtizrat. G
Eymer, A. J. Ch., Maler.
Eymer, Chriſt., Lehrer.
Fay, Georg. Hotelier.
Fehl, Jean, Lehrer.
Feiſt-Belmont, Carl, Kaufmann.
Feiſt, Wilhelm, Kaufmann.
Fey, Jacob, Bauunternehmer.
Finger, Fried. Ed., Kaufmann.
Fiſcher, Fried. Kaufmann.
Fiſcher, Gottfried, Römer-Inſpector.
Fiſcher, Karl, Dr. phil., Profeſſor. G
Flersheim, Mich., Kaufmann.
Fleſch, Karl Dr. jur., Stadtrat. Sz W
Fleſch, J. G. A., Dr. med.
Flörsheim, Leonh., Wechſelſenſal.
Frank, H., Apotheker.
Fränkel, Peretz, Kaufmann.
Freund, Caſimir, Kapellmeiſter.
Frey, Ph. Conr., Kaufmann.
Fridberg, Robert, Dr. med.
Friedmann, Joſ., Rentner.
Frieß, Ignatz, Kaufmann.
ülling, Guſt., Kaufmann.
Fuld, Sal., Dr. jur., Juſtizrat. N
Gaier, Emil, Kaufmann.
Gail, Karl, Kaufmann.
Gauſchmann, Karl, Schloſſer.
Geiger, Alfred, Journaliſt.
Geiß, Fried., Schneidermeiſter.
Geiſt, George, William, Dr.
Geldmacher, F. W. Photograph.
Gering, Frz. Ant., Privatier.
Gerlach, F. W. M., Uhrmacher.

Geyger, Wilh., Dr. jur., Justizrat.
Gillhausen, Waldemar, Professor. G
Gins, Charles, Kaufmann.
Göckel, Louis, Director.
Goldschmidt, Jos., Dr. Lehrer.
Goltermann, Georg, Kapellmeister.
Gotthold, Joh. Christ., Dr. phil., Pfarrer. Sch W
Gotthold, Joh. Christ., Privatier.
Gramm, Joh., Bauunternehmer.
Grießbauer, Joh., Schreinermeister.
Grotefend, H. Dr., Stadtarchivar. G
Günther, Ferd., Kunsthändler. K
Gundelfinger, Ludw., Kaufmann.
Haas, Ferdinand, Bierbrauer.
Haas, Joh. Conr., Lithograph.
Haase, Wilh., Lehrer.
Hagen, von, Wilh., Telegraphen-Mechaniker.
Hahn, Adolf, Banquier.
Hahn, Moritz, Banquier.
Hahn, Joh. Fried. W., Glasermeister.
Hammeran, Adam, Dr. phil.
Happ, Valentin, Maler.
Harnischfeger, Joh., Lehrer. Sz W
Harth, Matthias, Rentner.
Hartmann, Carl, Kaufmann.
Hauff, Gustav, Geometer.
Hecht, Heinr. Otto, Uhrmacher.
Hecht, Karl, Sensal. Sz W
Hefermehl, Ludw., Lehrer.
Heimbruch v., Baron, G. E. A.
Heister, Ferdinand, Kaufmann.
Helfmann, Phil., Bauunternehmer.
Hengstenberg, Fr. Ww., Privatier.
Henning, Joh. Jacob, Buchdrucker.
Herbst, K. F., Kaufmann.
Hergenhahn, Phil., Fabrikant.
Hetzer, Wilh., Kunstmaler.
Heuer, Ferdinand, Kaufmann.
Heußenstamm, K. J. M. Dr. jur. II., Bürgermeister.
Hirsch, Heinr., Buchhalter.
Hirsch, Bruno, Dr. phil., Apotheker.
Hirsch, Marie, Frau.
Hirschvogel, Emilie, Fräulein, Privatiere.

Hirſchvogel, Jeanette, Frau.
Hoburg, Dr. phil., Robert.
Höchſter, Moritz, Poſtbeamter a. D.
Höfler, Franz, Dr. phil., Lehrer. G
Hoelzle, Otto, Kaufmann.
Hörth, Otto, Redacteur.
Hoff, Karl, Kaufmann.
Hofmann, Julius, Privatier. Sz W
Hohenemſer, Wilh., Kaufmann.
Holdefehr, J. G., Aſſiſtenzchirurg. Sz W
Holler, Heinr., Buchhalter.
Holthof, Ludwig, Dr. phil., Redacteur. Sch W
Holthof, Franz, Hauptmann z. D. N
Hoppe, Friedr., Privatier.
Hottenroth, Joſ., Bildhauer.
Jäckel, Eduard, Oberinſpector.
Jäger, Alex. C., Architekt.,
Janſon, Ph. Jac., Kaufmann.
Jaßoy, Ludw. Ww., Apotheker.
Jordan-de Ronville, Felix, Privatier.
Jordan, Wilh., Dr. phil., Dichter. Sch W
Joſeph, Paul, Lehrer. G
Junker, Albert, Conditor.
Junker, Hermann, Kunſtmaler. K
Junker, Anna Carolina, Frau.
Kahl, Ferdinand, Tonkünſtler.
Kahn, Albert, Kaufmann.
Kahn, Hermann, Banquier.
Kahn, Iſaac, Kaufmann.
Kamp, Otto, Dr. phil Sz W
Kanngießer, Otto, Redacteur. G
Kappus, Jean, Kaufmann.
Katzenſtein, Guſtav, Kaufmann.
Kelchner, Ernſt, Dr. phil. G
Keller, Theodor, Kaufmann.
Keppel, Arnold, Buchhändler.
Keyl, Georg, Albert, Rentner.
Kirchſtein, Joſeph, Kaufmann.
Klippel, Carl, Kaufmann.
Knauer, Chriſt., Buchdruckereibeſitzer.
Knecht, Gottfried, Privatier.
Knopf, Ludwig, Dr. jur., Stadtrat.
Knörk, Ferdinand, Lehrer. Sch W

Köbig, Joh. Balth., Hof-Lithograph.
Köhler, Hermann, Kaufmann.
Kölsch, Jacob, Musiklehrer.
Kösting, Karl Schriftsteller.
Kölle, Wilhelm, Weinhandlung.
Koenitzer, C. E., Buchhändler.
Kohn-Speyer, Sim. Leop., Rentner.
Kopp, Joseph, Fabrikant.
Kotzenberg, Gustav, Kaufmann.
Krepp, Friedrich, Karl, Rentner.
Krieb, Hermine, Lehrerin.
Kümmerer, W. A., Kaufmann.
Kunkel, Gotthold, Gesanglehrer.
Kuhn, Karl Albert, Schreinermeister.
Kunisch, Anna Fräulein, Schauspielerin.
Kunz, Adam, Kaufmann.
Lachner, Ignatz, Capellmeister.
Lang, G. L. H., Rector.
Lauth, senior, Paul, Kaufmann.
Lenz, Karl, Wilhelm, Kaufmann.
Leuchs-Mack, Ferdinand, Stadtverordneter.
Levi, Eduard, Kaufmann.
Linel, Albert, Dr. jur. Sz W
Lion, Benno, Banquier.
Lochmann, Richard, Buchhändler.
Loeb, Adolf, Kaufmann.
Löuholdt, Heinrich, Bauunternehmer.
Loening, Gottfried, Verlagsbuchhändler. Sch W
Löw, Justus, Lithograph.
Lotichius, Heinrich, Kaufmann.
Ludwig, Carl, Kaufmann.
Ludwig, Gottl. Heinrich, Buchbinder.
Maas, Simon, Dr. jun., Rechtsanwalt.
Maas, Hermann, Photograph.
Maas, Meyer, Rechtsconsulent
Mahlau, A., Buchdruckereibesitzer.
Mahr, Gg., Ww., Kaufmann.
Mahr, Gustav, Kaufmann.
Maier, Gustav, Bankdirektor. Sz W
Manes, Hugo, Kaufmann.
Mannheimer, Adolf, Dr., Lehrer.
Manskopf, Nicolaus, Kaufmann.
Martini, G. W. Kaufmann.

Mauß, Friedr., Muſiklehrer.
May, Arthur, Kaufmann.
May, Ed. Guſt., Kaufmann.
Meer, ter Peter Kaufmann.
Mentzel,=Schippel, Frau.
Mentzel, Herm., Gerichtsſchreiber.
Meſſer, Rudolf, Kaufmann.
Meyer, Bernh., Privatmann.
Meyer, Joh. Adam, Kaufmann.
Miquel, Johannes, Dr. jur., Oberbürgermeiſter.
Mommſen, Tycho, Dr. phil., Profeſſor.
Mouſon, Jaques, Kaufmann.
Müller, Gg. Ludwig, Lehrer=Kalligraph.
Müller=Rentz, B., Literat.
Müller, Sigm. Friedr. Dr. jur., Notar.
Munm von Schwarzenſtein, Hermann Gen.=Conſul.
Mylius, Carl Friedr., Photograph.
Nabert, Heinr. Dr. phil., Oberlehrer. Sch W
Nathan, Guſtav, Kaufmann.
Nentwig, Felix, Stenograph, des Oberbürgermeiſter=Amts.
Nentwig, Rudolph, Redacteur.
Neuburger, Ferd., Dr. phil., Lehrer.
Nonne, Heinr. Aug., Apotheker.
Ochs=Martin, G. K., Kaufmann.
Oelsner, Ludwig, Dr. phil., Profeſſor. Sz W
Oliven, Markus, Kaufmann.
Oliven, Moritz, Kaufmann.
Oppenheim, Nath. Markus, Kaufmann.
Oſterrieth=v. Bihl, Aug., Kaufmann.
Oſterrieth, Franz, Kaufmann.
Pape, Heinr., Zimmermaler.
Paul, Chr. Ludwig, Direktor.
Payer von, Julius, Ritter, Hauptmann.
Penas, Aug., Privatier.
Petermann, Ad., Dr. chir. dent., Hofzahnarzt.
Petſch, Karl, Oeconom.
Pettera, Günther, Regiſſeur und Schauſpieler. K
Philippſohn, E. D., Lehrer. Sz W
Philippſohn, Robert, Dr. phil. Sz W
Proelß, Johannes, Redakteur.
Propach, Robert, Kaufmann.
Puls, Otto, Syndikus der Handelskammer. Sz W
Quantz, Otto, Kaufmann.

Quidde, Ludw., Dr. phil. G
Raab, G. A. B., Privatier.
Radunsky, Gust. B., Geschäftsführer.
Rahlf, D. W. H., Glasermeister.
Ranke, Paul, Ingenieur.
Rau, Ferdinand, Kaufmann.
Ravenstein, Simon, Architekt.
Reger, Georg, Bankbeamter.
Rehorn, Karl, Dr. phil., Director. Sch W
Reiff, Friedr., Lehrer.
Reinhardt, Hermann, Postsekretär.
Reis, Moritz Ed., Buchdruckereibesitzer.
Ricard, Louis, Alex., Wechselsensal.
Rießer, Jac., Dr. jur., Rechtsanwalt.
Rinz, Karl, Kaufmann.
Ristenpart, Fr., Kaufmann.
Ritter, Franz, Klaviermacher.
Rittweger, Franz, Redakteur.
Römer, J. J., Dr. jur., Amtsgerichtsrath.
Rössing, J. K., Dr. jur., O.-Landesgerichtsanwalt.
Rößler, Hector, Direktor. N
Rose, Chr., Brauerei-Direktor.
Rosenberger, Ferd., Dr., Lehrer. N
Rosendahl, Jul., General-Agent.
Rosenthal, Emil, Stadtverordneter.
Roth, Franziska, Wwe., Privatiere.
Rothbarth, Karl, Kaufmann.
Rothbarth, Max, Kaufmann.
Rother, C. Ed., Kaufmann.
Rothschild, von, Carl Freiherr, General-Consul.
Rudolph, Joh. Karl, Schneidermeister.
Rübenach, Karl Mich., Steinmetz.
Rümelin, Emil, Beamter.
Ruppel, Wilhelm, Bäckermeister.
Sabor, Adolf, Lehrer. Sz W
Sachs, Julius, Professor der Musik.
Sack, Eduard, Redakteur.
Salinger, Eugen, Schriftsteller.
Sandhagen, F. E. W., Kaufmann.
Sauerländer, Ernst, Kaufmann. K
Sauerländer, Remi, Verlagsbuchhändler.
Saul, Daniel, Redakteur.
Schädel, Franz, Architekt.

Schaefer, Carl Ludw., Rentner.
Schäfer-Hölz, Bernhard, Stadtverordneter.
Schäfer, Johannes, Photograph.
Schäffner, Phil. Maria, Privatier.
Schehl, Wwe., Anna, Frau.
Scheidel, Seb. Alex., Kaufmann. N
Scherer, Georg, Dr. phil., Rector.
Schick, August, Kaufmann.
Schideck, Hilmar, Journalist.
Schiff, Jac. Hermann, Kaufmann. Sch W
Schlötel, Ernst, Kaufmann.
Schmahl, A. W., Kaufmann.
Schmeck, Heinrich, Lehrer. Sz W
Schmidt, Bernhard, Lehrer. Sz W
Schmidt-Knatz, Chr., Architekt.
Schmidt, H. W., Lithograph.
Schmidt, Jean, Graveur.
Schmidt, Joh. Georg, Kaufmann.
Schmidt, Wilhelm, Kaufmann.
Schmidt, Phil. Jacob, Oeconom.
Schmölder, Peter Alfred, Kaufmann.
Schneider, Alex., Kaufmann.
Schneider, Gust., Dr. phil., Oberlehrer. Sch W
Schneider, Peter, Portefeuille-Fabrik.
Schnetter, Paul, Kaufmann.
Schölles, Joh., Dr. med., Arzt.
Schott, C. L. Aug., Dr. med., Arzt.
Schottenfels, John, Kaufmann.
Schramm, Joh. Bapt., Kaufmann.
Schubert, J. K. R., Postsekretär.
Schumacher, Heinrich, Wechselsensal.
Schumann, Clara, Frau Dr., Lehrerin.
Schuppert, Chr. Heinr., Metzgermeister.
Schürmann, Fr. Ad., Juwelier.
Schuster, Recha, Rentnerin.
Schwahn, H. F. D., Kaufmann.
Schwarz, Adolf, Kaufmann.
Schwarzschild-Ochs, David, Kaufmann.
Schwenck, F. G., Dr. med., Arzt.
Seeger, Georg, Architekt.
Seeger, jr. Louis, Brauereibesitzer.
Seiffermann, Gust. Ad., Rentner.
Sewigh, Hugo, Redacteur.

Siebert, J. J., Dr. jur., Rechtsanwalt.
Simon, Georg Math., Privatier.
Sommer, Oscar, Architekt. K
Sonnenberger, Josef, Rechenlehrer.
Speyer, Georg, Banquier.
Speyer, Dr. jur., Rechtsanwalt. G
Spier, S., Privatgelehrter. Sz W
Stachelroth, Ernst, Musiklehrer.
Stadler, G. M., Eisenbahn-Stationsvorsteher a. D.
Steeger, Hermann, Kaufmann.
Steitz, Fr. Wilh., Lehrer.
Stern, Joseph, Dr., Redakteur.
Stettmund, F., Kaufmann.
St. Goar, Hermann, Kaufmann.
Stiefel, Simon, Kaufmann.
Stockhausen, Julius, Professor.
Stössel, Georg Friedr., Architekt.
Storck, Friedr., Kaufmann.
Straub, Aloys, Musiklehrer.
Strauß, Adolph, Stadtrat.
Strauß, Joh. Vitus, Droguist.
Streng, Otto, Beamter.
Strube, Jacob, Hofrat a. D.
Stuckert, Georg, Dr. Zahnarzt.
Tempel, Dr. phil., J. Heinr.
Thaler, Aug., Kaufmann.
Thun, Hermann, Eisenbahn-Secretär.
Trommsdorf, Bernhard, Beamter.
Trost, Otto, Kaufmann.
Ullmann, Elias, Actuar.
Valentin, Veit, Dr. phil., Oberlehrer. K
Varrentrapp, Joh. Albert, Rentner.
Veith, Georg, Dr. phil., Schuldirector.
Vogtherr, Joh. Alb., General-Director.
Volger, Agnes, Fräulein.
Wachsmann, F. J., Musikdirektor.
Wagner, Heinr., Thierarzt.
Wagner, Heinr., Lithograph.
Walther-Adams, Frau Dr. med.
Walther, Otto, Dr. med. Sz W
Weber, Andreas, Stadtgärtner.
Weber, Theophil, Architekt.
Werkenthin, K. W. J., Schauspieler.

Werner, Joſ., Dr., Lehrer. G
Werth, vom, Ewald, Privatier.
Wertheimber, Emanuel, Banquier.
Wertheimber, Louis, Banquier.
Weſtphal, Adolf, Ingenieur-Major a. D.
Wilbrand, Leopold, Dr. med., Kreisphyſikus. N
Wirth, Franz, Redacteur.
Wohl, Jacques, Kaufmann.
Wolff, Adam, Kaufmann.
Wolff, Nathan, Kaufmann.
Wolff, Wilh., Dr. jur., Referendar.
Wolfskehl, H. M., Commerzienrat.
Zahn, Auguſt, Buchhändler.
Zademack, Paul, Schauſpieler.
Zunz, Dav. Adolf, Kaufmann.

Frankenberg.

Heimann, Moritz, Dr. med.

Freiburg i. B.

Odermann, Karl Guſt., Handelsſchul-Direktor a. D.

Freienwalde.

Weiſe, Karl, Volksſchriftſteller.

Friedberg i. Wetterau.

Matthias, Ludwig, Dr. phil., Direktor.

Fröſchweiler, Elſaß.

Dürkheim, Graf von, Ferdinand Eckbrecht.

Fürth Baiern.

Feuſt, Phil., Dr. jur.

Gera.

Elm, Andreas Hugo, Lehrer.
Heims, Wilh., Kaufmann.
Herold, Karl, Kaufmann.
Riecke, K. F. B., Lehrer.

Gießen.

Noack, Ludwig, Dr. phil., Profeſſor.
Rietgen, von Hugo Joſ. Maria, Dr. phil., Profeſſor.
Schlagintweit, von Robert, Dr. phil., Profeſſor.
Wilbrand, F. J. J., Dr. med., Profeſſor.

Ginsheim b. Mainz.

Ohly, Emil, Pfarrer.

Glarus, Schweiz.

Vogel, Jacob, Buchdrucker-Verleger.

Glauchau, Sachsen.

Finsterbuch, Rhld., Kantor.
Kahnd, Rob. Max, Zahnarzt.

Görlitz.

Stavenow, Bernh., Dr. phil.
Strippelmann, Leo, Ingenieur.
Windmüller, Eug., Maler. K

Göttingen.

Goedeke, Karl, Dr. phil., Professor.
Weber, Wilh. E., Dr. phil., Akademiker.

Goslar a. Harz.

Borchers, Eduard, Bergrat a. D.

Gotha.

Berghaus, Herm., Dr. phil.
Georges, K. E., Dr. phil., Professor a. D.
Rohrbach, Karl, Dr. phil.
Wettig, Hermann, Lehrer.

Göteborg, Schweden.

Rydberg, Victor, Professor.

Grabow.

Seydell, Alexander, Schiffsbaumeister.

Graz.

Amschl, Alfred, Landesgerichts-Adjunct. Sch W
Attems-Petzenstein, Graf von, Heinrich.
Carneri, von, Barth., Ritter, Reichstagsabgeordneter.
Ettingshausen, von, Constantin, Dr. med., Professor.
Hofmann, Karl, B., Universitäts-Professor.

Greiz.

Fritz, Heinrich, Hofphotograph.
Zopf, J. L. Th., Dr. med., Arzt.

Greußen, Schwarzburg.

Nicolai, A. J. W., Dr. med.

Groß-Glogau.

Bialonski, Anna, Lehrerin.

Gummersbach.

Siebert, Richard, Spinnereibesitzer.

Haarlem, Niederlande.

Krelage, Jac. Heinr., Horticulteur.

Hagen, Westfalen.

Parrisius, Oscar, Kaufmann.

Halle a. Saale.

Elze, Karl Fried., Dr. phil., Professor. Sch W
Knoblauch, Karl Herm., Dr. phil., Prof., Geh. Reg.-Rat.
Köhler, Carl, Sylvio, Literaturhistoriker. Sch W

Halmstadt, Schweden.

Wallberg, J. And., Reichsrats-Mitglied.

Hamburg.

Andresen, Waldemar, Beamter.
Creifelds, Pet., Dr. phil., Lehrer.
Gaebeler, Alb., Schriftsteller.
Hegemann, Friedr., Schiffscapitän (Seewarte).
Hirsche, Karl, Hauptpastor.
Hoffmann, J. A. Th., Oberlehrer.
Koldewey, Karl, Schiffscapitän (Seewarte).
Lintz, J. J., Kaufmann.
Neumayer, Georg, Dr. phil., Admiralitäts-Rat.
Rootbaar, Joh. Joach., Schriftsteller.
Schwensen, H. F., Seekapitän.

Hanau.

Frey, Daniel, Theaterdirektor.

Hannover.

Herzfeld, Felix, Banquier.
Heß, W., Dr. phil., Docent. N

Heidelberg.

Bunsen, R. W., Dr. phil. et med., Professor, Hofrat.
Fischer, Kuno, Dr. phil., Professor, Geh. Hofrat.
Gruenhaldt, Otto, Kaufmann.

Lobstein, Fried. Eduard, Dr. med.
Schaible, Karl Heinr., Dr. phil. et med., Professor.
Schenkel, Daniel, Dr. theol., Kirchenrat.
Waßmannsdorf, F. W. K., Dr. phil., Lehrer.

Heilbronn.

Betz, Phil. Fried., Dr. med.

Hersfeld.

Meyer, Vict. Amad., Professor.

Hildburghausen.

Humann, Arnim, Dr. jur. et phil., Pfarrer.
Löfecke von, Aug, Georg, Apotheker.

Hildesheim.

Küsthardt, Friedr., Bildhauer.

Höhe, Auf der b. Solingen.

Kemmer, Otto, Schriftsteller. G

Homberg b. Cassel.

Volkmar, W. A. V., Dr. phil., Professor.

Homburg v. d. H.

Strauß, Hermann J., Kaufmann.

Huddersfield.

Dammann, Wilh., Lehrer. N

Jena.

Klopfleisch, Fried., Dr. phil., Professor.
Ried, Fz. Jordan, Dr. med., Geh. Hofrat.

Innsbruck.

Huber, Alphons, Dr. phil., Professor.
Zingerle, Ignaz, Dr. phil., Professor.

Karlsmarkt, Schlesien.

Dzierzon, Johannes, emerit. Pfarrer.

Karlsruhe.

Berlichingen-Rossach, Graf von, F. W. H.
Durm, Joseph, Professor.

Jordan, Wilh., Professor.
Kanoldt, Eduard, Landschaftsmaler.
Lachner, Vincenz, Hof-Kapellmeister.
Lübke, von, Wilhelm, Dr. phil., Professor. K
Prasch, Aloys, Hofschauspieler.
Redtenbacher, Rudolf, Baumeister. K
Scheffel von Jos. Victor, Dr. phil., Hofrat.
Schell, W., Dr. phil., Professor. N
Schroedter, Alwine, Malerin.

Karpfen, Ungarn.

Geschwind, Rud., Forstmeister. N

Kattenhofen, Lothringen.

Gysser, Karl Aug., Steuerbeamter.

Kelsterbach a. M.

Oppenheim, Wilh., Gastwirt.

Kiekell, Estland.

Dehn, von, Frau Maria, Gutsbesitzerin.

Kirchenlaibach, Baiern.

Babinger, Franz, K. Staatsbahn-Assistent.

Klausenburg, Ungarn.

Brassai, Sam., Dr. phil., Professor.

Koburg.

Lotz, Emund, Rentner.

Koschendorf b. Drebkau.

Wackerbarth, Teut., Freiherr, Dr. med. N

Kösen.

Reindorff von Wilh., Oberstlieutenant a. D.

Krakau.

Karlinski, Franz Mich., Professor.

Kreuznach.

Cauer, Robert, Bildhauer.
Neuffer, Dagobert, Hofschauspieler.

Kruppstadt b. Essen.

Krupp, Alfred, Geh. Commerzienrat.

Krzemuſch, Böhmen.

Morczek, Franz, Rechnungsführer.

Laubach, Oberheſſen.

Kern, Aug. Karl, Corrector und Organiſt.

Leipzig.

Biedermann, Karl, Dr. phil., Profeſſor.
Blüthner, Jul., Commerzienrat.
Brockhaus, F. A., Verlagsbuchhandlung.
Ebeling, F. W., Dr. phil., Achivrat.
Hering, Franz, Dr. med., Hofrat.
Kempe, Elias, Verlagsbuchhändler.
Leſſer, Freiherr, von, Ladislaus, Leo, Dr. med.
Mothes, Oscar, Dr. phil., Baurat.
Nagel, Phil., Stadtrat.
Roſcher, Wilh., Dr. jur, et phil., Hofrat.
Scherzer von Karl, Dr. phil., Miniſterialrat.
Schliemann, Heinr., Dr. phil.
Seifert, Fr. Gottl., Dr. phil.
Simſon, Mart. Ed., Dr. jur., Präſ. d. Reichsgerichts.
Spamer, Otto, Verlagsbuchhändler.
Tauchnitz, Freiherr von, Ch. B., Gen.-Conſul.
Uhland, W., Heinr., Ingenieur.
Widmer, Maria Ida, Redacteurin.
Zarncke, Friedr., Dr. phil., Geh. Hofrat.

Leoben, Steiermark.

Höfer, Hanns, Dr. phil., Profeſſor.

Liegnitz.

Waeber, Robert, Seminarlehrer.

Linnich.

Oidtmann, Heinr., Dr. med., Arzt. K

Linz a. d. Donau.

Reiniger, Carl, Kaufmann.

Liſſabon, Portugal.

d'Ornellas, Agoſtinho, Par von, Portugal. G

Lobenſtein, Reuß.

Rönſch, U., Archidiakonus. Sch W

London.

Buchheim, K. A., Dr. phil., Professor.
Hohenlohe, Fürst von, Victor, Graf von Gleichen.
Rommel, Adolf, Kaufmann.
Schmitz, Bernh., Dr. phil. et jur.
Thudichum, J. L. W., Dr. med.

Lübeck.

Gaedertz, Theod., Dr. jur. K
Meier, Adolf, Dr. phil., Schuldirektor.
Wehrmann, Carl, Dr. phil., Staatsarchivar.

Lüttich.

Schwann, Theod., Dr. phil., Professor.

Lyon.

Heinrich, G. A., Professor.

Madrid, Spanien.

Nunnez de Arce, Gaspar.

Magdeburg.

Uhink, Jakob, Feuerversich.-Inspektor.

Mainz.

Lippmann, Jacob, Literat.
Schumacher, A. J., Dr. phil., Professor.

Mannheim.

Hecht, Felix, Dr. jur., Direktor.

Marburg a. d. Lahn.

Fittica, Fr. Bernh., Dr. phil., Privatdocent.

Meiningen.

Chronegck, Ludw., Intendanzrat.
Reinhardt, J. G., Buchdruckerei-Factor.

Melbourne, Australien.

Müller, von, F. J. H., Baronet, Dr. med. et phil.

Meran, Tirol.

Pernwerth, von zu Bärnstein, W., Magistrats-Rat.
Schroeter, Adalbert, Dr. phil. (Villa Lauretta). Sch W

Metz.

Bauer, Gustav, Lieutenant.

Mitterſendling.

Pelkoven, Freiherr von, Max, Kammerjunker.

Moskau.

Anſoul, Carl, Kaufmann.
Kreimann, Franz, Vorſteher.

Mühlhauſen i. Thür.

Ausfeld, Carl, Mechaniker.
Knauth, Franz, Rector.
Pfaff, Aug. Herm., Lehrer.
Zimmermann, H. H., Dr. med., Sanitätsrat.

Mülheim a. Rhein.

Cramer, Franz, Dr. phil., Realſchuldirector.

Münſter, Weſtfalen.

Huyſen, H. W., Conſiſtorialrat u. Oberpfarrer.

München.

Albert, Joſeph, Pof-Photograph.
Barfus, Paul, Kupferſtecher. K
Bauſt, Carl, Stabsauditeur.
Bolhoevener, Carl, Kunſtanſtaltsbeſitzer.
Braun, Frz. Xav., Dr. med.
Brentano, Heinr., Dr., Rector.
Carrière, Moritz, Dr. phil.
Decher, Adolph, Ingenieur.
Defregger, Franz, Maler.
Englert, Dr., Franz, Oberſtabs-Auditeur. Sch W
Englert, Joſ., General-Direktions-Rat.
Förſter, senior, Ernſt, Dr. phil., Profeſſor.
Fries, Sali, Kaufmann.
Frohſchammer, Jac., Dr. phil., Profeſſor.
Haſſelman, Fritz, Architekt.
Holland, Hyacinth, Dr. phil.
Ille, E., Königl. Profeſſor.
Jung, Ludwig, Königl. Rat, Ober-Inſpector.
Lachner, Franz, Dr. phil., General-Muſikdirektor.
Laur, J. G., Kriegsminiſterial-Secretär.
Levi, Eliſe, geb. Henle, Frau.
Lingg, Herm. Lndw. Otto, Dr. med.
Löher, von, Franz, Prof., Dr., Reichsarchivar.
Martin, Aloys, Dr. med., Profeſſor, Medicinalrat.

Miller, von, Ferd., Professor.
Naue, Julius, Historienmaler.
Neustätter, Ferdinand, Hofmusikalienhändler.
Oberländer, Adam, Kunstmaler.
Pernwerth, von Bärnstein, Generaldirekt.-Rat. Sch W
Pettenkofer, Max Joseph, Dr. med. u. phil., Professor.
Piloty von, Karl, Historienmaler, Director.
Possart, Ernst, Hofschauspieler, Professor.
Raab, Joh. Leonh., Professor.
Reichenbach, A., Redacteur.
Riehl, W. Heinr., Dr. phil., Professor.
Sachs, Melchior Ernst, Lehrer.
Schack, Graf von, Adolf Friedr.
Schafhäutl, K. F. E., Dr. phil., Professor.
Scherer, Georg, Dr. phil., Professor. Sch W
Schieder, Albin, K. Obersecretair.
Schmid, von, Wwe., Wilhelmine.
Schober, Mich., Eisenbahn-Beamter.
Schramm, Paul, Dr. phil.
Skitt, Ludwig, Regisseur.
Söltl, Joh. Mich., Dr. phil., Geh. Hofrat.
Stawitz, Jul. William, Ingenieur.
Stieler, Karl, Dr. jur., Archiv-Sekretär.
Teicher, Friedr., Premier-Lieutenant. G
Voltz, Joh. Fried., Professor.
Widumann, Max, Bildhauer, Professor.
Wilferth, Ferd., Postmeister. Sch W
Wüstemann, Max, Dr., Privatgelehrter.
Zeiller, Joh. Paul, Bildhauer.
Zeiß, Karl, Premierlieutenant.
Zimmermann, Wilh., Kaufmann.
Zittel, K. A., Dr. phil., Professor.
Zwengauer, Ant. Georg, Kunstmaler.

Außbach, Pfalz.

Schneider, Phil., Lehrer.

Neapel, Italien.

Dohrn, K. A., Dr. phil., Director der Zool. Station.
Palmieri, Luigi, Prof., Dir. des Vesuv-Observatoriums.

Neubrandenburg.

Naubert, August, Tondichter.

Neu-Ulm.

Hug, Aurel, Dr. med., Medizinalrat.

New-York.

Heß, Bernhard, Dr., Zahnarzt.

Norden, Oſtfriesland.

Doornkaat, Koolmann Jan ter, Commerzienrat.

Nordhauſen.

Früh, Arnim, Muſikdirektor.

Nürnberg.

Eſſenwein, Ottomar, Dr., Direktor.
Grimm, Joh., Lehrer.
Hörmann, von, Eduard, Bezirksgerichtsrat.
Jäger, Carl, Profeſſor.
Mayer, Friedr. Karl, Hofrat, Profeſſor.
Moor, von, Eduard, Oberſt a. D. G
Moor, von, Anna, Frau. Sch W
Ringler, Ed., Muſikliterat.
Schlögel, Rudolf, Lehrer.
Stegmann, Karl, Dr. phil., Direktor.

Oberrad b. Frankfurt a. M.

Oſterloh, M. G., Eiſenbahn-Aſſiſtent.

Oberurſel.

Häußer, Carl, Bahnbeamter.

Ochſenfurt a. M.

Cleſſin, Stephan, Stationsvorſtand.

Offenbach a. M.

Apfelſtedt, Paul, Kaufmann.
Brockman, K. F., Ingenieur.
Müller, Peter, Chirurg.
Petermann, Juſt., Kunſt- und Handelsgärtner.
Schömbs, Jak., Photograph.
Voigt, Karl, Prediger. G
Walther, Hein., Dr. med., Hofrat.

Oldenburg.

Devrient, Otto, Intendant.

Oſterode a. Harz.

Müller, Hermann, Kaufmann.

Oxford.

Müller, Fr. Max, Dr. phil., Professor.

Palermo.

Ventimiglia di Geraci, Graf.

Paris.

Baissac, Jul., Gelehrter.
Geymüller, von, Heinrich, Freiherr.
Oppert, Julius, Dr. phil., Sprachforscher.

Patras, Griechenland.

Lettenbauer, Carl, Kaufmann.

St. Petersburg.

Achilles, Alex., Kaufmann.
Denier, Heinr., Photograph.
Herder, von, Ferdinand, Dr. phil, Hofrat. N
Kepler, F. J. E., Beamter.
Knaap, Ludwig, Kaufmann.
Kokscharow, von, Nicol., General-Major.
Nissen, Hermann, Schauspieler.
Patkanow, Keropé, Dr. phil., Prof., Wirklicher Staatsrat.
Rauch, von, Frau Caroline.
Seamoni, Georg, Heliograph.

Pforzheim.

Müller, senior, Moritz, Fabrikant.

Plauen, Voigtland.

Gast, F. M., Musikdirector.
Loeb, Mich., Kaufmann.
Schneider, Friedr., Hofzahnarzt.

Ploen, Schleswig-Holstein.

Hudemann, Ernst Ed., Dr. phil., Subrector.

Poeßneck.

Weißer, K. F. E., Dr. med. Arzt.

Posen.

Peters, Arnold, Kaufmann.

Potsdam.

Jühlke, Ferdinand, Hofgartendirector.
König, Rudolf, Schauspieler.
Sello, Erich, Dr. jur., Gerichts-Assessor.

Prag.

Arenz, Carl, Director.
Landau, Joſ. Herm., Schriftſteller.

Pragwald, Steiermark.

Hackelberg-Landau, von, Ludolph, Adam.

Raikül, Eſtland.

Keyſerling, von, Alex., F. M. L. N. A., Dr. jur., Graf.

Rasberg, bei Zeitz.

Marks, Jul., Lehrer und Organiſt.

Regensburg.

Winneberger, L., Hauptmann.

Reichenbach, Schleſien.

Weck, Guſtav, Dr. phil., Profeſſor.

Reudnitz.

Wittſtock, A. F., Dr. phil., Schuldirector.

Reutlingen.

Hahn, Otto, Rechtsanwalt. Sch W

Reval, Eſtland.

Dietrich, A. A. H., Kunſt- und Handelsgärtner.

Reykjavik, Island.

Thorſtenſſon, Steingrimus, Gelehrter.

Riga.

Falk, Paul Theod., Regierungsbeamter.

Rom.

Arnim, von, Wilh., Major a. D.

Rudolſtadt.

Benſey, Rud., Privatgelehrter.

Ruhla.

Ziegler, Alex., Dr. phil., Hofrat.

Saargemünd.

Geiger, von, A. Baron.

Saarlouis.

Rudolph, Georg Auguſt, Premier-Lieutenant.

Schleißheim.

Xylander, Wilh., Kunſtmaler. K

Schwanheim a. M.

Kobelt, W., Dr. med.

Schweinfurt a. M.

Oppel, Karl, Dr. phil., Lehrer.

Schwerin.

Wickede, Otto, Geh. Legationsrat.

Simbach a. Inn.

Seuffert, G. K. L., Dr. phil., Ober-Inſpector.

Smyrna, Kleinaſien.

Humann, Karl, Baumeiſter.

Sobernheim.

Plasberg, Albert, Dr. phil., Rector.

Soran, Lauſitz.

Bode, Julius, Major a. D.

Stapelſtein, Oſtfriesland.

Roſt, Dirk Carſtens, Auctionator. Sch W

Stein, bei Nürnberg.

Faber, von, Lothar, Fabrikant.

Stettin.

Januszkiewicz, von, Hans, Literat.
Weiß, Albert, Dr. med., Reg.- und Med.-Rat.

Stockholm, Schweden.

Nordenskjöld, von, Nils. Ad. Erik Freih., Dr. phil., Profeſſor.

Stralſund.

Mehmel, Fried. Alb., Hof-Orgelbaumeiſter.

Straßburg, Elſaß.

Beck, J. J., Privatier.
Mohr, Louis, Buchhändler.

Stuttgart.

Beyer, Joh. Conr., Dr. phil.
Bopp, Carl, Professor.
Cotta, von Cottendorf, Freiherr Carl.
Cotta'sche Buchhandlung.
Doehring, Fritz, Referendar.
Fischer, J. G., Dr. phil., Professor.
Gerok, von, Karl, Oberhofprediger u. Prälat.
Kürschner, Jos., Professor. Sch W
Löwe, Feodor, Dr. phil., Dramaturg.
Moegling, Hch., Kaufmann.
Müller, Adolf, genannt Palm, Redacteur. Sch W
Müller-Berghaus, Elvire, Kammersängerin.
Neher, von, K. J. B., Professor, Director.
Nicolai, H. A., Dr. chir. dent.
Vischer, Friedr. Theod., Dr. phil., Professor.
Wentzel, Adolf, Hofschauspieler.

Stuhlweißenburg.

Szivo, von, Isabella, geb. von Demko-Belanzky, General-Majors Gattin.

Syrgenstein, Bayern.

Waldburg-Zeil-Trauchburg, Hauptmann a. D.

Teplitz, Böhmen.

Cerwinka, Franz, Eisenbahn-Dir. Secretär. Sch W
Heller, Carl, Dr. med., Badearzt.
Langhans, Gust. W., Musikdirector.
Perutz, Adolf, Banquier.

Trier.

Buff, F. W. L., Major a. D.
Viehof, Heinr., Dr. phil., Director.

Tübingen.

Dorn, Karl, Dr. phil., Docent.
Auenstedt, F. A., Dr. phil., Professor.
Weizsäcker, K. H., Dr. phil., Professor.

Tunis, Afrika.

Nachtigal, Gustav, General-Consul, Dr. med.

Twedt, Holstein.

Emeis, Carl, Königl. Forstdirector.

Velden, Hannover.

Morsch, Anna, Fräulein, Lehrerin.

Völkershausen.

Gilsa, von und zu Otto, Freiherr, Kämmerer.

Waldenburg, Sachsen.

Hanschmann, Bruno, Schuldirector.
Leisner, Ernst, Lehrer.

Waltershausen, in Thüringen.

Schwerdt, Heinr., Dr. theol., Kirchenrat und Superintendent.

Warschau.

Szrajber, E. N., Architect.

Weimar.

Gleichen-Rußwurm, von, Ludw., Freiherr.
Liszt, Franz, Dr. phil., Kammerherr, Ehrendomherr.
Loën, von, Aug. Fr. O., Freiherr, General-Intendant.
Schwier, Karl, Photograph. N
Seeber, Heinrich, Hofmusiker.
Seidel, Friedr., Lehrer. Sch W
Sulze, Chr. Bernh., Stadtorganist und Lehrer.
Vulpius, Felix, Dr. med. Arzt.

Wettinshöhe, bei Dresden.

Piper, A. F. L. A., Ober-Stiftshauptmann, Geh. Rat.

Wien.

Bartsch, Franz, Botaniker.
Bruch-Sinn, Caroline, Schriftstellerin.
Colloredo-Mansfeld, Fürst Joseph.
Crenneville, Graf Franz, Oberstkämmerer.
Frankl, Lud. Aug., Ritter v. Hochwart, Dr.
Friedmann, Alfred, Dr., Schriftsteller.
Gollmann, Wilh., Dr. med.
Hanslick, Eduard, Dr., Professor.
Hirsch, Michael, Lehrer.
Huber, Anton, Musikschulinhaber.

Jaeger, Jacques, Journaliſt. K
Kanitz, Phil. Felix, Kunſthiſtoriker.
Kolatſchek, Ad., Dr. phil., Schriftſteller.
Lützow, von, Karl, Dr. phil., Profeſſor. K
Moſchkau, Alfred, Dr. phil.
Pappenheim, Guſtav, Redacteur.
Pfeiffer, Karl, Gutsbeſitzer.
Pfeiffer, Wilhelmine, Frau.
Sachſe, C. A., Herausgeber der Theater-Chronik.
Schmidt, Auguſt, Dr. phil., Director, (St. Veit).
Schmidt, Friedr., Prof., Dombaumeiſter.
Silberſtein, Aug., Dr. phil., Schriftſteller.
Skofitz, Alex, Dr. phil., Redacteur.
Steinhauſer, A. K. K., Regierungsrat.
Thienen-Adlerflycht, von, Karl, Freiherr.
Umlauff, Carl, penſ. Landesgerichtsrat.
Wedl, Carl, Dr. med., Profeſſor.
Weilen, von, Joſef, Profeſſor.
Wilczek, Hans, Graf, Geh. Rat.
Zumbuſch, Kasp., Profeſſor.

Wiesbaden.

Bodenſtedt, Friedr., Dr., Profeſſor.
Carlſchulz, Carl, Privatier.
Freſenius, K. R., Dr. phil., Profeſſor, Geh. Hofrat.
Fricke, F. W., Dr. phil., Rector a. D.
Heeſer, Alexandra, Fräulein.
Rohlfs, Heinr., Dr. med., Arzt.
Rohlfs, Fanny, Frau Dr.
Sodenſtern, von, K. K. R. A. A., Apell-Ger.-Secret. a. D.
Thaulow, G. P., Seekapitän.
Tolhauſen, Louis Charles J., General-Conſul.

Wingershauſen, Oberheſſen.

Briegleb, evangl. Pfarrer.

Witten a. d. Ruhr.

Hoppſtädter, Wilh., Redacteur.

Würzburg.

Adelmann, Heinr., Dr. med., Profeſſor.

Zeitz.

Deuhardt, Clemens, Baumeiſter.

Bell a. Main.

Bauer, Wilh., Fabrikant.
Bauer, Friedr., Fabrikant.
König, Friedr., Fabrikant.
König, Wilh., Fabrikant.

Berst, Anhalt.

Kühne, Aug., Dr. phil., Pfarrer.

Bielenzig.

Hübner, Joh. Friedr., Dr. med. et chirurg.

Bintenhof, Rußland.

Hinrichſon, J. A., Apotheker. N

Bürich.

Fröbel, Karl, Profeſſor, Director.
Scherr, Johannes, Dr. phil., Profeſſor.

Nachtrag:

Blankenburg b. Rudolſtadt.

Heerwart, Frl. Eleonore, Privatiere. Sch W

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Freies Deutſches Hochſtift

zu

Frankfurt am Main.

Haushaltungs-Plan

für

1885/86

nach dem Vorſchlag des Verwaltungs-Ausſchuſſes.

Frankfurt a. M.

Druck von Gebrüder Knauer.

Einnahmen.

Laufende Nr.	Vorjährige Etats-Nr.	Abteilungen	Voranschlag pro 1884/85 M.	₰	Ist Einnahme pro 1884/85 M.	₰	Voranschlag pro 1885/86 M.	₰
		A. Zins-Ertrag.						
1	a.1.2	a) des Müller'schen Legats	20,162	42	19,147	93	20,483	45
2	b.1.2	b) eigenen Vermögens (in Wertpapieren) .	2,349	—	1,550	63	116	—
		B. Ertrag des Goethehauses.						
3	II.a	a) aus dem Fremdenbesuch	6,000	—	6,683	20	6,000	—
4	II.b	b) aus dem Photographie-Verkauf	200	—	120	07	—	—
		C. Mitglieder-Beiträge.						
5	III.a	a) Jahres-Beiträge . .	4,500	—	4,573	—	4,700	—
6	III.b	b) Eintrittsgelder neuer Genossen	200	—	195	—	250	—
		(Außerordentliche Einnahmen.)						
		a) Gewinn an verkauften Wertpapieren . . .	—	—	1,776	29	—	—
		b) Eingänge rückständiger Beiträge aus Vorjahren	—	—	78	—	—	—
		c) Dividende aus d. Mosenthal'schen Werken . .	—	—	30	—	—	—
		D. Reserve-Fonds.						
7		nach Satz 71 zur Verfügung der Hauptversammlung	—	—	—	—	3,500	—
8		**E. Kassa-Saldo.**	—	—	—	—	450	—
			33,411	42	34,154	12	35,499	45

Ausgaben.

Laufende Nr.	Vorjährige Etats-Nr.	Abteilungen	Voranschlag pro 1884/85 M.	₰	Ist Ausgabe pro 1884/85 M.	₰	Voranschlag pro 1885/86 M.	₰
		A. Allgemeines.						
		I. Beamten und Personal.						
1	III.1	Verwaltungsschreiber und Bibliothekar	3,000	—	3,000	—	3,000	—
2	III.2	Bureaugehülfe	1,500	—	1,500	—	1,200	—
3	I.b.3	Bureaudiener u. Fremdenführer	1,080	—	1,080	—	1,080	—
4	I.b.1	Beschließerin	480	—	480	—	576	—
5	II.b.1	Bibliotheksgehülfe . . . (künftig wegfallend)	500	—	500	—	500	—
6	I.a.1	Buchführer und Kassengehülfe des Pflegamts .	600	—	360	—	600	—
7	I.b.2	Billeteur während d. Saison	450	—	450	—	300	—
7a		Hausaufsicht „ „ „	—	—	—	—	300	—
		Summa A. I. .	7,610	—	7,370	—	7,556	—
		II. Laufende Verwaltung.						
		a) Bureau- ꝛc.-Kosten.						
8	I.a.4	Diäten auswärt. Mitglieder eines der Verwaltungs-Körper zu deren resp. Sitzungen	200	—	230	—	200	—
9	I.b.7	Gratifikationen ꝛc. . . .	150	—	120	70	150	—
10	I.a.2 III.5	Bureaubedarf als: Schreibmaterialien ꝛc. .	50 100	— —	692	03	450	—
11	I.a.3	Mobiliar	300	—	285	97	225	—
12	III.3	Inserate	300	—	789	55	800	—
13	III.3	Porti ꝛc.	500	—	407	30	500	—
14		Unkosten . . . . . (Haushaltungsbedürfnisse, kleine Ausgaben)	—	—	843	19	400	—
		Summa A. II. a)	1,600	—	3,368	74	2,725	—

Laufende Nr.	Vorjährige Etats-Nr.	Abteilungen	Voranschlag pro 1884/85 M	₰	Ist Ausgabe pro 1884/85 M	₰	Voranschlag pro 1885/86 M	₰
		b) Haus-Verwaltung.						
15	I.b.11	Bauliche Reparaturen, äußere und innere Herstellung und Einrichtung .	2,000	—	2,299	58	3,500	—
16	I.b.10	Herstellung der Fenstergitter	700	—	700	—	—	—
17	I.b.8	Insatzzinsen	925	71	761	14	—	—
18	I.b.9	Feuerversicherungsprämie .	100	—	24	10	40	45
19	I.b.6	Wassergeld, Steuern und Unvorhergesehenes . .	600	—	165	02	200	—
20	I.b.4	Hausverwaltungs Bedürfnisse ꝛc.	400	—	in pos. 14 inbegriffen		in pos. 14 inbegriffen	
21	I.b.5	Feuerung und Beleuchtung	400	—	379	76	400	—
		Summa A. II. b)	5,125	71	4,329	60	4,140	45
		c) Renten und Pensionen.						
22	IV.1	Rente an Dr. Volger . .	3,000	—	3,000	—	3,000	—
23	IV.2	Rente an L. Altvater . .	1,200	—	1,200	—	1,200	—
24		4% Zinsen von M. 1000 an Sophie Bauer Wwe. in München laut Beschlusses der Hauptversammlung v. 28. Juni c.	—	—	40	—	40	—
		Summa A. II. c)	4,200	—	4,240	—	4,240	—

Laufende Nr.	Vorjährige Etats-Nr.	Abteilungen	Voranschlag pro 1884/85 M.	₰	Ist Ausgabe pro 1884/85 M.	₰	Voranschlag pro 1885/86 M.	₰	
		B. Akademischer Ausschuß.							
25	II.a. 1 u. 2	Lehrgänge	3,200	—	2,058	—	3,000		
		Reisespesen	—	—	—	—	1,000		*)
		Saalmiete ꝛc. . . .	—	—	—	—	500		
26	II.a.3	Förderung wissenschaftl. u. künstler. Bestrebungen .	1,500	—	1,467	02	1,500	—	
27	II.a.4	Goetheschatzvermehrung .	1,000	—	1,250	45	1,500	—	
28		Dispositionsfond . . .	1,000	—			—	—	
29	II.a.6	Bedarf des Lesezimmers .	1,800	—	1,597	35	1,500	—	
30	II.a.7	Monatssitzungen mit Vorträgen	2,000	—	1,370	—	1,600	—	
31	II.a.8	Drucklegung u. Versendung der Berichte	1,500	—	868	05	2,000	—	
32	II.b.2	Bibliothek-Bedarf, Buchbinder ꝛc.	200	—	82	—	188	—	
33		Ausschmückung des Hauses zur Goethe-, Schiller- ꝛc.-Feier	—	—	181	93	200	—	
34		Zur Verfügung des Vorsitzenden d. Akademischen Gesamt-Ausschusses .	—	—	—	—	350	—	
		Summa B . .	12,200	—	8,874	—	13,338	—	

*) Zugleich auch Voranschlag pro 1886/87.

Zusammenstellung.

	Voranschlag pro 1884/85		Ist Ausgabe pro 1884/85		Voranschlag pro 1885/86	
	M.	₰	M.	₰	M.	₰
Summa A. I.	7,610	—	7,370	—	7,556	—
„ A. II. a	1,600	—	3,368	74	2,725	—
„ A. II. b	5,125	71	4,329	60	4,140	45
„ A. II. c	4,200	—	4,240	—	4,240	—
„ B.	12,200	—	8,874	80	13,338	—
Total . . .	30,735	71	28,183	14	31,999	45
Dazu:						
C. Ueberschuß						
laut vorjährigem Etat	2,675	71	—	—	—	—
davon auf Beschluß der Hauptversammlung vom 16. November 1884 verausgabt:						
a) Honorar für gehaltene Vorlesungen	—	—	1,000	—	—	—
b) Beitrag zum Rückert-Denkmal . .	—	—	300	—	—	—
ferner nach Beschluß der Hauptversammlung vom 28. Juni 1885 .						
a) Beitrag zum Grimm-Denkmal . .	—	—	200	—	—	—
b) Beitrag zum Geibel-Denkmal . .	—	—	100	—	—	—
c) an Bauer Wwe. rückständige Zinsen	—	—	366	—	—	—
pro 1885/86 cf. D. Einnahmen . .	—	—	—	—	3,500	—
	33,411	42	30,149	14	35,499	45

Erläuterungen des Pflegamtes.

Einnahmen.

A. Zins-Ertrag

a) Des Müller'schen Vermächtnisses.

Seit dem 1. Juli l. J. ist das Legat des Herrn Kanzleiraths Dr. Müller dem Wunsche des Stifters gemäß in Prima-Insätzen angelegt, welche an Zinsen ergeben:

a)	ℳ 15,428. 57	à $4^1/_2$%	ℳ	694. 30
b)	„ 149,800. —	à $4^1/_4$%	„	6,366. 50
c)	„ 334,785. 71	à 4%	„	13,391. 40
Total	ℳ 500,014. 28	. . . . .	ℳ	20,452. 20
Für ein Vierteljahr kommt noch von ℳ 50,000. — $^1/_4$% mehr in Anrechnung			„	31. 25
ergibt pro 1885/86 ein Zinseinkommen			ℳ	20,483. 45

aus Hypotheken.

Infolge der seitens des Herrn Testaments-Vollstreckers uns seinerzeit bewirkten Überweisung von Insätzen, welche noch zum Guldenfuße konstituirt sind, ergibt sich ein auf Hypotheken-Konto des Freien Deutschen Hochstifts gebuchter Mehrbetrag von ℳ 14. 28.

b) Eignen Vermögens.

In der korrespondierenden Position des vorjährigen Etats sind ℳ 1,150. — Bankguthaben inbegriffen, daher der eigentliche Zins-Ertrag nur ℳ 1,199.—.

Die im vorjährigen Etat noch aufgeführten Effekten wurden zur Anlage in Prima-Hypotheken und Abstoßung der auf dem Goethehause haftenden Kapitalien bis auf ℳ 2,600. — preußische Konsols und ℳ 300. — Hypotheken-Kredit-Verein-Obligationen (wozu einige Augsburger und Mailänder Loose kommen) verwandt.

B. Ertrag des Goethehauses.

a) Erlös aus Fremdenbesuch,

Die Zahl der Besucher betrug für die Zeit:

vom	1.	Oktober	1882	bis	30.	September	1883	6,480	Personen
„	1.	„	1883	„	30.	„	1884	7,265	„
„	1.	„	1884	„	30.	„	1885	6,798	„
						zusammen		20,543	Personen

also im Durchschnitt 6847 Personen.

Wir glauben aber dennoch nur ℳ 6,000. — einstellen zu dürfen, weil dieser Ertrag zu sehr vom Wetter, zufällig herrschenden oder zu befürchtenden Krankheiten, auch politischen Konstellationen abhängig ist.

Das Jahr 1883/84 zeigt auch, wie der Besuch durch besondere Veranstaltungen, wie z. B. die damalige Ausstellung von Goethe-Erinnerungen gehoben werden kann.

Wir geben dem Verwaltungs-Ausschuß anheim, in dieser Richtung geeignete Fürsorge für die Zukunft treffen zu wollen.

b) Erlös aus Photographien.

Dieser Posten soll nach reiflicher Erwägung für die Zukunft wegfallen, da es sich empfiehlt, den Verkauf der Photographien für die Folge dem Hausmeister anstatt der nötig erscheinenden Gehaltsaufbesserung zu überlassen.

Selbstredend wird dieser Verkauf nach wie vor unter Oberaufsicht des Pflegamts statthaben und wird die Begünstigung nur als eine jederzeit widerrufliche erteilt.

C. Mitglieder-Beiträge.

a) Jahres-Beiträge.

Die Heberollen pro 1885/86 weisen auf:

239	auswärtige Genossen	mit	ℳ 1,668. —
438	hiesige	„	„ 2,860. —
		zusammen	ℳ 4,528. —

Die in jüngster Zeit wahruehmbare wesentliche Zunahme gegenüber den Abgängen durch Tod oder Austritt rechtfertigt den Etatsansatz von ℳ 4,700. —.

b) Eintrittsgelder.

Das Eintrittsgeld beträgt à Person ℳ 3. —. Es sind im verflossenen Etatsjahre eingegangen ℳ 195. — von 65 neu aufgenommenen Genossen.

Der Ansatz von ℳ 250. — für etwa 80 bis 90 neu eintretende Mitglieder dürfte entsprechen.

Außerordentliche Einnahmen.

a) Der Gewinn aus den zu dem oben (A. a. b) bezeichneten Zwecke verkauften Effekten beträgt abzüglich der Bankprovision ꝛc. ℳ 1,776. 29.

b) Von Rückständen an Beiträgen aus Vorjahren gelang es uns noch ℳ 78.— beizutreiben.

c) Nach bekannter Bestimmung erhält das Freie Deutsche Hochstift von jedem verkauften Exemplar Mosenthal'scher Werke eine Dividende von ℳ 3.—.

Der vereinnahmte Betrag von ℳ 30.— resultirt nach Mittheilung des Verlegers aus der Ostermeß-Abrechnung von 1884.—.

D. Reserve-Fonds.

Dieser Fonds resultiert aus einem Barguthaben in bezeichneter Höhe bei der Frankfurter Bank, bildet zwar nach Satz 71 einen Reservefonds, steht jedoch zur Verfügung der Hauptversammlung.

Ausgaben.

Die getroffene Abänderung bezüglich der Anordnung der einzelnen Positionen erscheint uns übersichtlicher und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechender als die Ordnung des vorjährigen Etats.

A. Allgemeines.

I. Beamte.

Zu den betreffenden einzelnen Positionen verweisen wir auf das Protokoll des Verwaltungs-Ausschusses vom 14. September a. c., welches bei pos. 4 durch die inzwischen eingereichte motivierte Bitte der Beschließerin eine Abänderung dahin erfahren haben dürfte, daß durch den kurzer Hand dem Pflegamt mitgeteilten jenseitigen Beschluß vom 5. Oktober a. c. eine Gehaltserhöhung der Beschließerin gerechtfertigt erscheint.

Ferner bemerken wir zu pos. 7 „Billeteur während der Saison":

Wir erachten diese Position für nötig und, da sich diese Ausgabe nur bezahlt macht, auch für nützlich.

Erfahrungsgemäß erscheinen die meisten Besucher zu den Mittagsstunden und müßte also unter allen Umständen für diese Zeit für eine Beihülfe bezw. einen Vertreter des Billeteurs gesorgt werden.

Außerdem erweist sich der Betreffende in seiner freien Zeit (durch Adressenschreiben, Anfertigen von Kopialien ꝛc.) nützlich.

II. a) 8. Für das laufende Etatsjahr wurden ℳ 90. — an Präsenzgeldern bezahlt, der Mehrbetrag von ℳ 140. — resultirt aus den Vorjahren.

II. a) 10. Die Annahme von ℳ 150. — für Bureaubedarf und Schreibmaterialien erwies sich als zu niedrig.

In der Ausgabe pro 1884/85 sind für längere Zeit gedeckte Bedürfnisse mit inbegriffen, daher wir nur ℳ 450. — einstellen zu sollen glaubten.

II. a) 12. Wesentlich überschritten ist die Position für Inserate, infolge der zahlreichen notwendigen Bekanntmachungen des akademischen Ausschusses bezw. der einzelnen Sektionen, daher eine Annahme von ℳ 800. — für nächstes Jahr nicht zu gering erscheint.

II. a) 14. In dem entsprechenden Ausgabeposten pro 1884/85 sind ℳ 500. — Prozeßkosten, in den Prozessen gegen und wegen Dr. Volger entstanden, enthalten.

II. b) 15. Die kleine Überschreitung dieses Postens pro 1884/85 findet ihre begründete Rechtfertigung in den dadurch bewirkten Resultaten.

Es sind für das nächste Jahr ℳ 3500. — beantragt, weil sich u. a. die Reparatur des Daches sehr nötig erweist, andererseits die innere würdige Ausstattung des Goethehauses mit Goethe-Erinnerungen ꝛc. ins Auge gefaßt ist.

Mit Rücksicht auf unsere Bemerkungen zu dem Einnahmeposten „Fremdenbesuch" dürfte gegen den Antrag nichts zu erinnern sein, da die Mehrausgabe ihre Kompensation in dem vermehrten Besuch finden wird.

Resumieren wir das Resultat des abgelaufenen Jahres, so haben wir mit Genugthuung zu konstatieren, daß wir in unseren Einnahmen einen Überschuß gegen den Voranschlag erzielt haben, die Ausgaben dagegen noch unter dem ausgeworfenen Gesamtbetrage geblieben sind.

Frankfurt a. M., 10. Oktober 1885.

Das Pflegamt.

Freies Deutsches Hochstift zu Frankfurt a. M.

Einladung

zu der auf

Sonntag, den 22. November d. J., Vormittags 10½ Uhr

anberaumten

Haupt-Versammlung

im

Sitzungssaal der Handelskammer (Neue Börse).

Tages-Ordnung:

1) Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses.
2) Vorlage des Lehrplans für 1885/86 bezw. 1886/87.
3) Rechenschafts-Bericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des vergangenen Jahres mit Vermögens-Nachweisung.
4) Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung beauftragten Mitglieder.
5) Voranschlag der Einnahmen und Ausgaben für 1885/86 resp. 1886/87.
6) Wahl neuer Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses und des Pflegamts an Stelle der nach Satz 47 und 60 ausscheidenden Mitglieder.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Berichte

des

Freien Deutſchen Hochſtiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademiſchen Geſamt-Ausſchuß.

Neue Folge. Zweiter Band.

Jahrgang 1885/86.

Frankfurt am Main.

Druck von Rumpf & Reis.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Jahrgang 1885/86.

Frankfurt am Main.

Druck von Kumpf & Reis.

Inhaltsverzeichnis.

I. **Monatssitzungen mit Vorträgen:** Seite

Dr. Lipps: Der Stil in Architektur und Kunstgewerbe . . . 1
Dr. Bergmann: Spinoza 8
Dr. Schneidewin: Arthur Schopenhauer 13
Dr. Knapp: Der Kampf um Land und Freiheit in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie 65
Professor Weltrich: Schiller und Charlotte von Kalb . . . 67
Dr. Oelsner: Leopold von Ranke 86
Dr. Joseph Werner: Die persönlichen und literarischen Wechselbeziehungen zwischen Goethe und Byron 181
Dr. Eduard Schwartz: Das Weltbürgertum in der griechischen Literatur 191
Dr. Paasche: Über den Einfluß der Währung auf die Preise der Waaren 210
Dr. Heinemann: Die Bedeutung der Frau von Stein für die die deutsche Literatur 210
Dr. Veit Valentin: Adrian Ludwig Richter 233

II. **Berichte aus den Abteilungen:**

Geschichte (G.) 34. 105. 245
Bildkunst und Kunstwissenschaft (K.) 42. 119. 267
Allgemeine Naturwissenschaften (N.) 46. 143. 296
Neuere Sprachen (NS.) 46. 143. 330
Schöne Wissenschaften (SchW.) 48. 146. 341
Soziale Wissenschaften (SzW.) 49. 152. 354

III. **Geschäftlicher Verkehr. Personalien** 62. 162. 380

IV. **Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses an die Hauptversammlung** (22. November 1885) 52

V. **Bericht über die Hauptversammlung** (22. Nov. 1885) . . 155

VI. **Gewinn- und Verlust-Konto** 158

Seite

VII. Bilanz-Konto (30. Sept. 1885) 160

VIII. Einsendungen 168. 386

IX. Anzeigen und Mitteilungen 175. 384

X. Kunstbeilagen:

Lichtdruck:

H. Junker, Kopie des Originalbildnisses der „Frau Rat“ zu Seite 128

Holzschnitte:

Breton, Ad., die Lerche . . . . . zu Seite 44

Rottmann, Olympia 124

Géricault, Der verwundete Kürassier 126

Schadow, Kronprinzessin Louise und Prinzessin Louis . . . 127

Westfassade der Abteikirche zu Seligenstadt 293

Bergfried des Schlosses zu Groß-Steinheim 294

Portal des östlichen Treppenturms des Schlosses zu Offenbach . 295

XI. Nachträge 383

XII. Namen- und Sachregister 394

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Der Stil in Architektur und Kunstgewerbe.

Von Herrn Professor Lipps aus Bonn (21. Juni).

Das Wesen und die Bedingungen des Stils in Architektur und Kunstgewerbe, oder kürzer in den „technischen" Künsten kann ein Vergleich zwischen diesen Künsten und der Poesie verdeutlichen helfen. Das poetische Kunstwerk besteht äußerlich betrachtet aus Worten, Rhythmen, Reimen. Aber nicht diese Inhalte unserer unmittelbaren Wahrnehmung machen das Wesen desselben aus, sondern das der Hauptsache nach seelische Leben, das in ihnen dargestellt wird. Analog ist beim technischen Kunstwerk das, worauf es ankommt, nicht die Form und Farbe an sich, sondern das darin versinnlichte materielle Leben. Die Teile des technischen Kunstwerks haben nicht nur eine gewisse Größe, Richtung, Art der Begrenzung, sondern sie fassen und halten, stützen und tragen sich auch, geben der Schwere nach oder richten sich straff oder elastisch empor, kurz sie erleben und leisten etwas.

Der Gegensatz zwischen diesem materiellen und jenem seelischen Leben ist aber nicht so groß, als man zunächst meinen könnte. Wir können nicht umhin in dem materiellen Leben, wo immer wir solches gewahren, uns oder Seiten unseres Wesens und Lebens zu spiegeln, uns in gewisser Weise damit zu identifizieren, das Materielle zu vermenschlichen. Damit erst wird es uns verständlich und Gegenstand eigentlich menschlichen Interesses. Mythologie und naiver Volksglaube vermenschlichen so, daß sie die Naturkräfte geradezu in menschenähnliche Wesen verwandeln. Wir vermenschlichen unbewußt und ohne diese Form konkreter Wesenhaftigkeit. Es gäbe für uns gar kein materielles Leben, keine materiellen Kräfte und Kraftwechselwirkungen, die Worte verlören allen ihren Sinn, ohne diese Vermenschlichung.

Dies gilt vom materiellen Leben der Natur, wie von demjenigen, das im technischen Kunstwerk verwirklicht erscheint. Auch das technische Kunstwerk hat im letzten Grunde Menschliches und Seelisches zum Inhalt. Eben dadurch wird es erst eigentlich zum Kunstwerk. Der Mensch ist nicht nur der höchste, sondern genau besehen der einzige Gegenstand aller Kunst. Freilich bleibt der Unterschied zwischen poetischem und technischem Kunstwerk, daß jenes Seelisches unmittelbar darstellt, dieses den Gedanken daran mehr oder weniger unbestimmt und zugleich unbewußt in uns anklingen läßt.

Das seelische Leben des Menschen, das sich der Poesie zum Objekte darbietet, wird zum Inhalte des einzelnen poetischen Kunstwerkes, indem und soweit es sich in seinen Elementen und Formen auf naturgemäße und verständliche Weise ausspricht. Damit entsteht erst das poetische Kunstwerk. So entsteht das technische Kunstwerk, indem in seinen Elementen und Formen materielles und darin anklingendes seelisches Leben zum naturgemäßen und verständlichen Ausdruck gelangt. Daraus ergiebt sich das fundamentalste Stilprinzip der technischen Künste. Die Elemente und Formen müssen Bestandteile einer Sprache sein, die materielles Leben zum Inhalt hat, müssen „Symbole" sein, zur Versinnlichung eines solchen Lebens.

Diese Forderung schließt aber drei Hauptforderungen in sich, von denen wiederum jede eine dreifache Anwendung findet. Sie mögen hier mit Ziffern bezeichnet werden.

I. Das seelische Leben, das die Poesie darstellt, ist nicht überall dasselbe. Es ist ein anderes beim Kinde als beim Erwachsenen, beim Gebildeten als beim Ungebildeten ꝛc. Diese Unterschiede muß die Poesie beachten. Ebenso ist das materielle Leben der Stoffe, die der technische Künstler verarbeitet, nicht überall dasselbe. Holz lebt ein anderes Leben, hat einen anderen Charakter, andere Leistungsfähigkeiten, als der bildsame Ton ꝛc. Diese Unterschiede müssen nicht minder beachtet werden.

Dies Beachten ist aber künstlerisches Beachten, Verwerten im Dienste des Kunstwerkes und seiner Schönheit. Darin liegt ein Mehreres.

1. Zunächst die Wahl des für das Kunstwerk geeignetsten Stoffes und die Hervorhebung und womöglich Steigerung, sei's auch nur für's Auge, der an sich und für das Kunstwerk wertvollen Eigenschaften desselben an der Oberfläche des Kunstwerkes. Damit ist die Erzeugung des bloßen Scheines einer Stoffart durch Ueberkleidung oder Nachahmung nicht ausgeschlossen. Sie ist umso berechtigter, je mehr die scheinbaren Eigenschaften an sich wertvoll und für's Kunstwerk bedeutsam sind und je mehr der Stoff, ohne aus der Rolle zu fallen, eben das leistet, was er auf Grund des angenommenen Scheines zu leisten sich anheischig macht.

2. Dazu tritt die zweite Forderung, daß die technischen Prozeduren, die Arten der Bearbeitung, Formung, Zusammenfügung der wirklichen oder scheinbaren Natur des Stoffes gemäß sind und so gleichfalls dazu beitragen das eigentümliche Leben des Stoffes zur Geltung zu bringen. Natürlich setzt dies voraus, daß der Eindruck der Prozeduren, soweit sie jenem Zwecke dienen, unverwischt erhalten bleibe.

3. Endlich müssen der sichtbaren Stoffnatur vor allem die Leistungen entsprechen, welche die einzelnen Teile des technischen Kunstwerkes an ihrer Stelle und im Ganzen vollbringen oder zu vollbringen scheinen.

Diese drei Forderungen begrenzen sich gegenseitig. So darf insbesondere keine stoffliche Eigenschaft hervorgehoben und keine Prozedur betont werden, wenn sie der besonderen Leistung widerspricht, welche der Stoff an der bestimmten Stelle zu erfüllen hat.

II. Die Poesie hat es mit dem seelischen Leben des Kindes und des Erwachsenen, des Gebildeten und des Ungebildeten zu thun; aber nicht mit diesem Leben überhaupt, sondern mit einzelnen Bethätigungen und Äußerungen desselben. Diese gilt es in einer Weise darzustellen, die der Natur der Sache und unserem Sprachverständnis gemäß ist. Ebenso hat der technische Künstler die einzelnen materiellen Lebensäußerungen und Leistungen, durch deren Zusammenwirken erst das technische Kunstwerk entsteht, also das sich Anspannen und Nachgeben in

ſeinen mancherlei Arten und Abſtufungen, das Tragen und ſich Lagern, das Stützen und ſich ſtützen Laſſen, das Faſſen und Halten, ſich Anſtemmen und Emporrichten u. ſ. w. in ſolche ſichtbare Formen zu kleiden, die zur Verſinnlichung und Eindringlichmachung der Leiſtungen naturgemäß geeignet ſind. Daß die mancherlei Formen des techniſchen Kunſtwerkes zu einer ſprechenden Symbolik alles deſſen, was die einzelnen Teile des Kunſtwerkes innerhalb deſſelben thun und leiſten, erleben und erleiden, ſich vereinigen, das iſt kurz geſagt der Inhalt der zweiten Hauptſtilforderung.

Darin liegt aber wieder ein Dreifaches:

1. Zunächſt müſſen die einzelnen materiellen Leiſtungen oder Funktionen, *jede für ſich*, ſprechend zum Ausdruck kommen.

2. Dann muß nicht minder die relative Selbſtändigkeit der Funktionen äußerlich ſichtbar werden. Heben ſich die Formen nicht ohne weiteres von einander ab, ſo haben beſondere Trennungszeichen, den Interpunktionen der Sprache vergleichbar, hinzuzutreten, und zwar wird die äußere Verſelbſtändigung eine umſo entſchiedenere ſein müſſen, je größer die ſelbſtändige Bedeutung der Funktionen iſt.

3. Andrerſeits muß auch die Art der Funktionen, ſich aktiv auf einander zu *beziehen*, die beſondere Weiſe, wie die Leiſtung eines Teiles die eines andern fortſetzt oder in ſie übergeht, der ſpezielle Charakter der Wechſelwirkung verſchieden funktionierender Teile einen entſprechenden ſymboliſchen Ausdruck finden. Vielleicht erfordert oder erlaubt die Natur des Stoffes und Zweckes, daß an die Stelle der bloßen die Art der Beziehung oder Wechſelwirkung von Teilen bezeichnenden Form dieſer Teile ein eigener relativ ſelbſtändiger Träger der Beziehung trete. Dann muß deſſen Funktion wie jede Funktion naturgemäß ſich ausſprechen. Gliedert ſich die Funktion in mehrere Unterfunktionen, ſo tritt auch das Geſetz der ſichtbaren Verſelbſtändigung und gleichzeitigen Verdeutlichung der Art ihrer Beziehung von neuem in Geltung. — Auf dieſe Weiſe kann reicher und reicher gegliedert werden, obgleich der Reichtum

der Gliederung seine Grenzen hat und jedesmal nach der Bedeutung des ganzen Kunstwerkes und schon nach seiner räumlichen Größe sich richten muß. In jedem Falle wiederholt sich immer wieder dieselbe Gesetzmäßigkeit. Ein lediglich dienender und vermittelnder Teil — Nägel und Klammern mögen als Beispiele dienen — kann zu einem relativ selbständigen Kunstwerke werden, ohne doch aufzuhören sich ins Ganze dienend einzufügen.

III. Endlich erfordert, wie das poetische und jedes Kunstwerk überhaupt, so auch das technische seine Einheit.

1. Sie ist zunächst dienende Beziehung der Teile auf einen Hauptteil. Der Hauptteil und die Beziehung, der Gegensatz von Mitte und Peripherie, muß aber nicht nur bestehen, sondern in die Augen springen. Der Grundgedanke des Ganzen darf über dem Einzelnen nicht verloren gehen, die Grundformen müssen sich mühelos als solche darstellen.

2. Diese dienende Beziehung der Teile auf einen Hauptteil können wir auch als innere Zweckmäßigkeit bezeichnen. Zu ihr gesellt sich die äußere Zweckmäßigkeit. Der Hauptteil wird erst recht zum Hauptteil, indem er auf einen Zweck *außerhalb* seiner sich bezieht. In dieser Beziehung liegt eine neue Art materiellen Lebens. Es gilt dies Leben nicht zu verhüllen, sondern künstlerisch zur Darstellung zu bringen. Die technischen Künste haben ihren Ursprung in dieser äußeren Zweckmäßigkeit und sie thun gut, sich jederzeit, auch da, wo der Zweck thatsächlich zurücktritt, dieses Ursprungs recht deutlich zu erinnern.

3. Endlich vollendet sich die gesamte Zweckmäßigkeit des technischen Kunstwerks in der dienenden Beziehung zum Menschen. In dieser Beziehung erscheint das technische Kunstwerk in den Umkreis menschlicher Thätigkeit gestellt und damit in gewisser Weise vermenschlicht. Die Art der Vermenschlichung ist eine andere als die oben besprochene, sie ist aber nicht weniger wichtig. Die freundliche Beziehung zum Menschen zu verhüllen oder, sei es auch nur für's Auge, in eine feindliche zu verwandeln, heißt dem Kunstwerk den besten Teil seines Sinnes rauben.

Digitized by Google

Wir haben jetzt noch einen wesentlichen Punkt in's Auge zu fassen. Von Formen redeten wir im Bisherigen, ohne des die Formen belebenden Ornamentes zu gedenken. Das Ornament hat aber seine hohe stilistische Bedeutung. Es hat auch nur die Aufgabe, vorhandenes materielles Leben zu bezeichnen. Zugleich steigert es seinen Eindruck in mancherlei Stufen, — von der einfachen Betonung bis zur Erzeugung des Scheines der Beseeltheit.

Die unterste Stufe bezeichnet das geradlinige Ornament. Schon einfache gerade Linien, die in einer Richtung verlaufen, heben die in der Richtung thätige Kraft für's Auge hervor und verstärken ihren Eindruck. Sofern sie nur die eine Richtung hervorheben, charakterisieren sie die Kraft als straffwirkende. Der Eindruck der Straffheit tritt zurück beim geradlinigen Ornamentbande, das die Kraft als zugleich in gewisser Breite thätige bezeichnet, und in dem von einem Mittelpunkt ausgehenden Flächenornament, das einer analog sich entfaltenden Kraftwirkung zum naturgemäßen Ausdruck dient.

Im Gegensatz zum geradlinigen eignet dem krummlinigen Ornament ein Charakter größerer oder geringerer Leichtigkeit, Beweglichkeit, Elastizität. Die Elastizität wird zur Schmiegsamkeit im textilen Ornament, das materielle Leben erscheint als Analogon des organischen Lebens im Pflanzenornament. In jedem Falle muß das Ornament nicht nur hinsichtlich der Richtung und Art der Entfaltung, sondern auch hinsichtlich seines Charakters mit der Kraft übereinstimmen, die an der betreffenden Stelle thätig ist, oder thätig gedacht werden kann.

Die letzte Stufe der Ornamentierung bezeichnet das Tierornament. Die Stufe ist für das Wesen der Ornamentik, und des Stiles überhaupt, besonders charakteristisch. Gedacht ist dabei hauptsächlich an die Fälle, in denen Teile eines technischen Kunstwerkes geradezu in tierische oder menschliche Bildungen verwandelt erscheinen. Die Übertragung von Formen, die dem tierischen und menschlichen Körper spezifisch eigen sind, auf das technische Kunstwerk, müßte widersinnig erscheinen, wenn nicht das in dem letzteren wirkende materielle Leben von

vornherein als etwas dem tierischen und menschlichen Leben Verwandtes empfunden würde. Andrerseits zeigen die Gesetze der in Rede stehenden Art der Ornamentik deutlich, daß die Ornamentik nicht in sich, sondern nur in der Bezeichnung des im technischen Kunstwerk vorhandenem oder als vorhanden denkbaren materiellen Lebens ihre Bedeutung hat. Weil sich ihre Bedeutung darauf beschränkt, darum können in jedem Falle nur die tierischen und menschlichen Bildungen verwandt werden, deren wesentliche Funktionen mit den materiellen Funktionen der betreffenden Teile des technischen Kunstwerkes in deutlicher Analogie stehen. Aus gleichem Grunde ist eigentliche Realistik, zu weitgehende Individualisierung, Betonung des zum Materiellen im Gegensatze stehenden Geistigen ausgeschlossen, dagegen die Phantastik wohl am Platze.

So bestimmt nun die Gesetze des Stiles in den technischen Künsten sind, so wenig ist damit doch die Möglichkeit verschiedener Stilarten aufgehoben. Solche ergeben sich schon aus der Verschiedenheit der Stoffe und Zwecke. Außerdem kann wie die Gliederung eine reichere oder weniger reiche, so auch die Ornamentierung eine einfachere oder blühendere sein.

Der eigene Stil eines Volkes oder einer Zeit unterliegt aber noch einer besonderen Voraussetzung. Er führt nur dann den Namen mit Recht, wenn er aus der eigenartigen Denk- und Empfindungsweise des Volkes oder der Zeit herauswächst. So wahr der oben ausgesprochene Satz ist, daß wir nicht umhin können in dem materiellen Leben des technischen Kunstwerkes uns und unser Leben zu spiegeln, so sicher muß die andere Art eines Volkes oder einer Zeit zu empfinden, zu denken, zu handeln, kurz zu leben, in dem Charakter ihrer technischen Kunstproduktion, wenn sie wirklich im vollen Sinne ihr eigen ist, sich ausprägen.

Man kann die Frage stellen, wie es darnach mit dem eigenen Stil unserer Zeit bestellt sei. Von einem solchen kann ohne Zweifel gesprochen werden, insofern unsere Zeit in der technischen Verwertung neuer Stoffe und Erfindung neuer Prozeduren mancherlei leistet und auch neue Zwecke ihr nicht

fehlen. Dagegen kann zweifelhaft erscheinen, ob unser vorzugsweise historisch gerichtetes Zeitalter die selbständige, zugleich genügend ausgeprägte und genügend lebenskräftige Denk- und Empfindungsweise besitzt, die erst den eigenen Stil im vollen Sinne macht. Mag es sich indessen damit wie auch immer verhalten, eines können und müssen wir erreichen: wenn nicht einen eigenen, so doch einen von Widersinn und innerer Unwahrheit freien Stil. Bedingung hiefür ist aber, daß wir den Glauben aufgeben, stilvoll sei, was einem historisch gegebenen Stil angehört, daß wir das Gegebene aufnehmen und verwenden, wie es seinem Sinne und unseren Zwecken entspricht, daß wir solche Kunstwerke uns zum Muster dienen lassen, die nicht einer beliebigen, sondern einer der unsrigen verwandten Denk- und Empfindungsweise zum Ausdruck dienen.

---

2. Zur Feier von Goethes Geburtstag: Spinoza.
Von Herrn Professor Bergmann aus Marburg (30. August).

Der Vortrag gedachte zunächst des Verhältnisses Goethes zur Philosophie etwa mit folgenden Worten:

Das Wort Fichtes: was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist, trifft in besonderem Maaße für ihn zu, dessen Andenken uns hier, an der Stätte seiner Geburt, versammelt hat. Denn Goethe ist nie darauf ausgegangen, aus Thatsachen, die anzuerkennen jedem nach Wahrheit Strebenden zugemutet werden kann, und aus Gründen, die für jedes vernünftige Wesen gültig sind, welches auch immer seine Neigungen und Anlagen sein mögen, eine Weltanschauung abzuleiten, die sich die Zustimmung der wissenschaftlich Denkenden zu erzwingen im Stande sei. Er begnügte sich damit, sich solche Ansichten über Gott, das Ganze der Welt und den Sinn des menschlichen Lebens zu bilden, wie er ihrer zur Pflege, Entwickelung und Bethätigung seiner Eigenart bedurfte. Und die Übereinstimmung solcher Ansichten mit dem natürlichen Zuge seines Geistes, mit der, wie er einmal sagt, ihm angeborenen Anschauungsweise, schien ihm ein hinreichendes

Kriterium ihrer Wahrheit zu sein. Eine objektiv begründete und mit logischer Konsequenz fortschreitende Philosophie hielt er auch für unmöglich, wiederum nicht auf Grund einer eindringenden Untersuchung des menschlichen Erkenntnisvermögens, — sagt er doch von sich

Mein Kind, ich hab es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht,

und bekannte, sich in Kants erkenntnistheoretische Untersuchungen nicht haben zurechtfinden zu können, — sondern weil ihm die Vorstellung, daß es dem Menschengeiste vergönnt sei, ahnend und fühlend in das Rätsel des Daseins einzudringen, mehr zusagte als die andere, welche die Meinungen auch der vornehmsten Geister über die höchsten Fragen dem Urteilsspruche des kalten Verstandes unterwirft. „Er strebt", sagte Kestner von ihm, „nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration." Und er selbst schrieb: „Für Philosophie im eigentlichen Sinne habe ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte." — Wenn nun Goethes philosophische Ansichten in solchem Maaße durch das, was er war, bestimmt worden sind, so darf wohl ein Vortrag, welcher der Feier seines Geburtstages gewidmet sein soll, sich die Darstellung, Erläuterung und kritische Beleuchtung der Grundgedanken desjenigen Systems, von welchem sich Goethe mehr als von allen anderen angezogen gefühlt hat, zu dessen Betrachtung er immer wieder, bis in den Abend seines Lebens hinein, zurückgekehrt ist, und welches, wie er selbst ausgesprochen hat, großen Einfluß auf seine Denkweise ausgeübt hat, des Systemes Spinozas, zum Gegenstande wählen, ohne befürchten zu müssen, daß sich die Stimmung der Hörer fremdartig dadurch berührt fühlen möge. Denn eine Abhandlung über Spinoza ist in demselben Maße, in welchem sie ein Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis der von Goethe gewählten Philosophie ist, auch ein Beitrag

zur Kenntnis und zum Verständnis der Eigenart seines Geistes. Und auch sie kann dazu dienen, die reiche Quelle der Freude, der Erholung und der Erquickung des Gemütes, welche wir in den Werken unseres größten Dichters besitzen, zugänglicher zu machen und versteckte Adern derselben aufzuspüren.

Nachdem der Vortragende sodann auf die leidenschaftliche Abneigung einerseits und die Bewunderung und Begeisterung andererseits, welche das System Spinozas in den zwei Jahrhunderten seines Bestehens erregt habe, hingewiesen hatte, schilderte er, auf die Schrift über die Läuterung des Verstandes Bezug nehmend, die Gemütsbewegung, aus welcher dasselbe hervorgegangen sei, und knüpfte hieran eine Betrachtung über den Abschluß, welchen sich dasselbe mit der Lehre von der Freiheit und Glückseligkeit des Menschen in der Erkenntnis und Liebe Gottes gegeben habe, sowie eine kurze Darstellung der Hauptzüge des mit jener Lehre übereinstimmenden Lebens Spinozas.

Es folgte eine Darstellung der Lehre Spinozas von dem Wesen Gottes und der Natur der endlichen Dinge überhaupt, nebst Betrachtungen über dieselbe. Die letzteren stellten namentlich dem Pantheismus, welcher die im Raume sich ausbreitende materielle Natur für Gott halte, die andere Gestalt der Einheitslehre, welche nur geistiges Dasein anerkenne und die Körperwelt für eine bloße Welt des Scheines erkläre, gegenüber und wiesen auf die Schwierigkeiten hin, welche dem Pantheismus daraus, daß er Gott Ausdehnung zuschreibe, entstehen, sowie auf das Unbefriedigende der demselben unvermeidlichen Auffassung der Einzel-Wesen als flüchtiger Wellen in dem Ozean des allgemeinen Seins.

Zum Schlusse äußerte sich der Vortragende über Spinozas historische Bedeutung und Goethes Stellung zu demselben folgendermaßen:

Darf ich zum Schlusse noch ein Wort über Spinozas historische Bedeutung sagen, so möchte ich dieselbe darin setzen, daß derselbe einen der nicht sehr zahlreichen Grundgedanken, mit welchen die Philosophie Licht in das Rätsel des Daseins

zu bringen versuchen konnte und einmal versuchen mußte, mit seltener Konsequenz und in wahrhaft großartiger Weise zum System entwickelt hat, den Grundgedanken, welcher den Pantheismus mit dem cartesianischen Dualismus von Ausdehnung und Bewußtsein vereinigt, welcher also die alte Idee eines alles Wirkliche in sich fassenden Wesens verbindet einerseits mit dem Glauben an die wirkliche Existenz der Körperwelt, andererseits mit der Einsicht, daß weder die Ausdehnung aus dem Bewußtsein noch das Bewußtsein aus der Ausdehnung hervorgegangen sein kann, — den Grundgedanken, daß nichts sei als Gott und daß Gott Ausdehnung und Bewußtsein als gleich ursprüngliche, sozusagen selbständig nebeneinander hergehende Eigenschaften zukommen. Der Einfluß, welchen Spinoza ausgeübt hat, entspricht dieser seiner historischen Bedeutung nicht ganz. Von denjenigen, die mit einer mehr oder weniger durch ihn bestimmten Denkweise tiefer in die geistige Bewegung ihrer Zeit eingegriffen haben, haben die Meisten sich gerade das nicht angeeignet oder doch nicht festgehalten, was für Spinozas Pantheismus charakteristisch ist: die Einsicht in den Gegensatz von Ausdehnung und Bewußtsein. Diejenigen unter diesen, welche eigentliche Philosophen sein wollten, haben das Bewußtsein als ein Erzeugnis der Materie betrachtet, sei es, daß sie in die Materie eine ursprüngliche Tendenz zum Geistigen hineinlegten, indem sie etwa mit Schelling und Hegel dieselbe als gleichsam geronnenen Geist faßten, der in den Gehirnen der Tiere und Menschen wieder flüssig werde und so zum Bewußtsein gelange, sei es, daß sie sich mehr oder weniger dem groben Materialismus näherten, welcher das Bewußtsein für ein Produkt mechanischer Atom-Bewegungen erklärt. Die Anderen, welchen es um ein tieferes Eindringen in die Probleme der Philosophie nicht zu thun war, haben sich an den allgemeinen Gedanken gehalten, daß Gott und die Welt einander nicht gegenüber stehen können, daß es, wie Herder sagte, mit dem Extra und Supra nicht gethan sei, daß vielmehr Gott das eigentlich Wirkliche in allem Wirklichen, das eigentlich Wirkende in allem Wirkenden sei, ohne daß sie sich eine klare

und bestimmte Vorstellung über das Verhältnis von Ausdehnung und Bewußtsein, Materie und Geist, mithin Körperwelt und Gott gebildet hätten, indem sie sich nur dagegen verwahrten, daß sie, wie wiederum Herder sagte, eine pantheistisch-rohe sinnliche All-Einheit annähmen. — Dies war auch Goethes Stellung zu dem Grundgedanken des spinozistischen Systems. Auch von den Auffassungen, welche die einzelnen Teile desselben beherrschen, hat Goethe sich keine in ihrer ganzen Bestimmtheit angeeignet, einige sogar entschieden zurückgewiesen. Wie er zwar sagte, daß außer Gott nichts Wirkliches sei, aber, nach einem Gespräche mit Eckermann, ihn doch als wirksam nur im Lebendigen, nicht im Toten, als gegenwärtig nur im Werdenden, sich Verwandelnden, nicht im Gewordenen, Erstarrten dachte, so war er auch weit davon entfernt, alles Geschehen in der Natur auf mechanisch zusammenhängende Bewegungen zurückzuführen, weit entfernt auch davon, den Einzel-Wesen die substantielle wesenhafte Realität abzusprechen und sie nur für Verneinungen des Unendlichen zu erklären. Er glaubte an eine göttliche Vorsehung und die persönliche Unsterblichkeit. Die Starrheit des spinozistischen Determinismus ließ er unbeachtet, wenn er es auch liebte, sich Betrachtungen über die Eingeschränktheit des menschlichen Wollens und Könnens und seine Abhängigkeit von den Einflüssen der Außenwelt hinzugeben. Und vollends die egoistische Doktrin war es so wenig, was ihn zu Spinoza zog, daß er vielmehr erzählt, dasjenige, was ihn zunächst an diesen Denker gefesselt habe, sei die gränzenlose Uneigennützigkeit gewesen, die ihm aus jedem Satze desselben hervorgeleuchtet habe. Nichts destoweniger ist der Einfluß des großen Pantheisten auf sein Denken und Dichten ein so tiefgreifender und nachhaltiger gewesen, seine Werke enthalten so Vieles, dessen Erklärung nach Ursprung und Sinn auf Spinozas Ethik zurückführt, daß es durchaus gerechtfertigt ist, wenn Goethes Beziehungen zu Spinoza wiederholt zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden sind. Der gegenwärtige Vortag würde die ihm gesteckten Grenzen überschreiten, wollte auch er noch diesen Beziehungen nachgehen. Er durfte

nur, seiner Veranlassung eingedenk, zum Schluß auf die allgemeine Natur derselben hinweisen.

---

3. Arthur Schopenhauer.

Von Herrn Dr. Max Schneidewin aus Hameln.

Im Anschluß an die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Todestags Schopenhauers (21. September 1860), sowie mit Rücksicht auf die bevorstehende Errichtung eines Denkmals für den großen Denker sollte im September ein kritischer Vortrag über Arthur Schopenhauer stattfinden. Infolge Behinderung des Dozenten mußte eine Verschiebung auf den 4. Oktober eintreten. Da jedoch der Vortrag seiner Bestimmung nach noch in das vorige Quartal gehört, so erfolgt seine Veröffentlichung bereits jetzt. Im Anschluß hieran fand in dem festlich geschmückten Saale eine Ausstellung von Porträten Schopenhauers statt. Es waren uns von ihren Besitzern in freundlichster Weise, wofür wir auch an dieser Stelle unseren Dank aussprechen, zur Ausstellung verstattet worden: Zwei Büsten Schopenhauers, die eine im Besitze des Künstlers, des Bildhauers Herrn Friedrich Schierholz, die andere Herrn Justizrat Dr. Siebert gehörig, das von Lunteschütz gemalte Porträt des Philosophen im Besitze von Bertholdts Erben im „Englischen Hof" hier, und das der Künstlergesellschaft gehörende Bildnis, gemalt von Julius Hamel, ferner sechs Daguerreotypen aus den Jahren 1842 bis 1853. Ferner war das Manuskript des Aufsatzes über Goethes Farbenlehre, Eigentum des Herrn Stadtrats Gottfried Beck hier ausgestellt. — Der Vortrag lautete:

Hochgeehrte Anwesende!

Wenn Kant seine „Metaphysik der Sitten" mit dem Satze beginnt, daß es nur Ein unbedingt und auf alle Fälle um seiner selbst willen löbliches Etwas gebe, d. i. der sittlich gute Wille, so treibt es mich heute, wo mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, zu Ihnen über das Thema „Arthur Schopenhauer" zu sprechen, zunächst dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß es doch etwas Herrlichstes ist im Leben um einen großen

Mann, daß es für das Leben der Seele wohl schwerlich erhebendere Eindrücke und wohlthätigere Einflüsse geben kann als die, welche dem kräftig und klar in sich aufgenommenen Bilde individuell eigentümlicher und doch die allgemeine Menschennatur oder ihre nationale Besonderheit angehender menschlicher Größe entströmen. Immerfort anstoßend an die Beschränktheit unseres eigenen Ich an Kräften des Verstandes, an Fähigkeit des Wirkens und Schaffens, an Fruchtbarmachung der Zeit, und nicht ohne schmerzliche Herabstimmung des jugendlichen Schwunges der Ideale uns bescheidend zu einer eben bescheidenen Rolle auf der großen Bühne des Lebens, schauen wir mit Bewunderung empor zu den Auserlesenen unter Millionen, deren Gesamtheit nun aber doch schon längst die großartigste Gemäldegalerie der Welt bildet, und empfinden mit tiefster Genugthuung an der Ehre unseres Geschlechts die mannigfache Herrlichkeit, zu welcher sich doch bei glücklicher Vereinigung von außerordentlicher Begabung und zielbewußter, energievoller eigener Thätigkeit die menschliche Individualität hat konzentrieren können, indem wir an den edelsten Blumen des Geistes und Gemütes, die wir nicht selbst hätten anpflanzen können, doch in Hingebung uns miterfreuen, indem wir die Früchte der Thatkraft, die wir nicht selbst hätten zeitigen können, doch mitgenießen, und hie und da doch auch vorbildliche Züge nach Maßgabe unseres Könnens zur Förderung unseres Strebens aus den großen Mustern uns aneignen.

Bei dem Reichtum meines Themas, welches schon nicht nur eine, Ihnen wohl größtenteils bekannte, umfangreiche Biographie, sondern auch eine ganze Literatur hervorgerufen hat, in die Zwangslage versetzt, mich auf einen einzelnen, ganz bestimmten Gesichtspunkt seiner Auffassung zu beschränken, habe ich mich entschlossen, hier mit Ihnen eben die Frage zu beantworten zu suchen:

Warum haben wir in Arthur Schopenhauer einen wahrhaft großen Mann zu verehren?

Die Antwort wird sein: erstens, weil er sein ganzes Leben einer Grundidee von allerhöchstem Werte geweiht hat, zweitens,

weil er in der aus jener Grundidee entfließenden geistigen Arbeit — wenn auch keineswegs die allbefriedigende Wahrheit gefunden, so doch — höchst originelle Gedankenschätze in der Einfassung hoher eigenartiger sprachlicher Vollkommenheit ans Licht gefördert hat, drittens, weil er auf das allgemeine geistige Leben einen mächtigen Einfluß gewonnen hat.

Übrigens liegt mir eine unbedingte Verherrlichung Schopenhauers — welche meiner Überzeugung zuwider wäre — fern; die Bedingung sogar der hervorragendsten menschlichen Größe ist doch wieder eine gewisse Einseitigkeit oder ich möchte lieber sagen: Einartigkeit, die manche in andern Persönlichkeiten aufs schönste sich verwirklicht findenden Elemente ausschließt und manchmal recht ausdrücklich vermissen läßt. Doch liegt es heute fern, gewisse ziemlich negative Kehrseiten des Schopenhauerschen Persönlichkeitsbildes, welche eben der gewaltigen Positivität desselben naturgemäß gegenüberstehen, ausdrücklich zu betonen; im zweiten Teile dagegen werde ich sogar nicht umhin können, den kritischen Bedenken einen bedeutenden Spielraum neben der Laudation einzuräumen.

Schopenhauer ist also zunächst groß durch seine Lebensidee und die Durchdringung seiner Erdentage mit derselben. Er steht aber in dieser Beziehung da in einer schauervoll erhabenen Isoliertheit von dem Grund und Boden, auf welchem sich sonst die hohen Gipfel der Menschenwelt erheben, aber gerade in der ganz eigentümlichen Stellungnahme zu der Gesamtheit der Welterscheinung, durch welche die Weihe ächtesten Philosophentums bedingt ist. Alle andere Menschengröße operiert unter Voraussetzung eines gegebenen Weltzustandes: der Philosoph macht die Gegebenheit eben dieses Weltzustandes zum Gegenstand seines Nachdenkens. Etwas spezieller: Der große Staatsmann setzt voraus, nimmt sozusagen aus der Schöpfung an, die Thatsache, daß eben auf der Erde viele, mannigfach geartete Völker existieren, daß für das Beste seines Volkes zu leben ein höchster Lebensinhalt ist, daß sein Volk sich in eben diesen Zuständen seiner inneren Wohlfahrt und Tüchtigkeit und seiner Macht nach außen befindet, die ihm seine scharfe und

umfassende Beobachtungsgabe zeigt, daß diesem wirklichen Zustande ein erreichbarer idealer gegenübersteht, und lebt nun seine Größe dar in der unvergleichlich einsichtsvollen Erfassung und unbeugsamen Verfolgung der Mittel, welche den vorgefundenen wirklichen Zustand dem idealen entgegenzuführen geeignet sind. Der große Dichter nimmt aus der Schöpfung an das Menschenwesen, wie es ausgestattet ist mit seinen Gaben des Geistes, wie es besaitet ist mit den Gefühlen, die sich an dem, was seiner Natur nach ihm gut und übel erscheinen muß, entzünden zu dem Getriebe der suchenden und fliehenden Leidenschaften, wie es sich in der Breite, durch die Vielheit seiner Träger, ausgestaltet zu der in Geschlechter, in Völker, in Stände, in Berufsarten gegliederten Menschenwelt: er kann voraussetzen, daß ein Griff seiner anschauenden Kraft in dieses volle Menschenleben interessant, eine Gestaltung des Ergriffenen nach eben ihm zur Handhabung zu gebote stehenden Gesetzen des Schönen, des Bedeutungsvollen, des vernünftig und sittlich zu Verkettenden entzückend und ergreifend ist. Der große Gelehrte setzt voraus, daß der extensive und intensive Reichtum des Seins von einer Kollectivarbeit menschlicher Intelligenzen in Einzelgebiete des zu Erkennenden gesondert werden und daß die Teilung dieser Erkenntnisarbeit im Laufe der Generationen zu immer tieferer und umfassenderer Ergründung der Wahrheit auf allen jenen Gebieten führen soll, daß ihm nach Maßgabe seiner Befähigung eine bestimmte Beteiligung an der Durchforschung eines begrenzten Kreisausschnittes des unermeßlichen Gesamtmaterials zusteht. — Der Philosoph setzt gar nichts voraus oder möchte wenigstens nichts voraussetzen. Seine Stellungnahme zur Welt liegt, sozusagen, an dem vorweltlichen einsamen Punkte, an dem es sich entschied, daß eine Welt werden sollte und was für eine Welt es werden sollte. Von dort bis zu seiner Gegenwart und bis zu dem sozusagen entgegengesetzten Pol oder bis ins Ungemessene Ursprung, Wesen, Sinn und Ziel des Seins zu erkennen, das ist das philosophische Verlangen der Seele, das ist jene große Schopenhauersche Lebensidee —, obgleich der Korrektheit halber gesagt werden muß,

daß Schopenhauer in seinem Philosophieren Ursprung und Ziel des Seins nachträglich als falsch gestellte Fragen ansah, und in die Erkenntnis des Wesens der Welt die Aufgabe der Philosophie setzte.

Es ist nun in sich selber klar, daß dieses philosophische Erkenntnisideal alle spezielleren oder voraussetzungsvollen Ideale in gewissem Sinne weit hinter, tief unter sich läßt, und das wahrhaftige, das ungekünstelte, das ureigentümliche Durchdrungensein des Schopenhauerschen Geistes von diesem Ideal setze ich als das erste Moment von Schopenhauers Größe.

Man kann dagegen sagen: aber jenes Ideal ist ein übermütig-übermenschliches. Nun ja, sollte es aus eitlem Hochmute, etwas bei vielleicht sonstiger Unfruchtbarkeit ganz Apartes für sich zu haben, gehegt werden, dann wäre es ein häßliches, verwerfliches Gebahren, sich mit ihm zu brüsten. Aber in Schopenhauers Brust wohnte es, wie seine Schriften unverkennbar bezeugen, als ein schlichtes, ehrliches, keusches, übermächtiges Bedürfnis des Geistes und Gemütes. — Ob jenes Ideal aber ein übermenschliches, die menschlichen Kräfte übersteigendes ist, das läßt sich wenigstens nicht von vornherein, ohne gemachte Probe, mit Gewißheit sagen, und hätten es als solches alle diejenigen über Bord geworfen, welche in Indien, in Griechenland, in Deutschland von ihm erfüllt gewesen sind, so würden unter den Hervorbringungen des menschlichen Geistes alle Gedanken des philosophischen Tiefsinns fehlen, der Mensch würde eben untermenschlich geblieben sein.

Man kann ferner aus einer gewissen vorwiegend praktischen Gesinnung heraus sagen: aber die Religion, aber die gesunden Instinkte des Volksgeistes geben ja auf jene Frage eine befriedigende Antwort, welche es gestattet, über sie zur Tagesordnung einer ächt menschlichen Lebensführung überzugehen. Welche Religion? Der Religionen sind viele auf Erden, die Religion der am höchsten stehenden Völker ist in viele Konfessionen, die Bekenner der einzelnen vielfach in mannigfache Meinungen gespalten, da kann das philosophische, unabweisliche Bedürfnis, sich von Grund auf überzeugungsvollst selber klar

zu werden, sich nicht bescheiden lassen, auf Treu und Glauben gerade nach dem nächsten zuzugreifen; und ist ihm also die Prüfung eingeräumt, so macht es von diesem Prüfungsrechte nur den grundtiefsten, den allumfassendsten Gebrauch. — Die volkstümlichen, sich vererbenden und sich neu erzeugenden Meinungen aber über Sinn und Bestimmung des Lebens greift der Philosoph für ihre Sphäre, für das Volksleben, zunächst gar nicht an, nur kann er für sein eigenes Innere absolut nicht die Thatsächlichkeit anerkennen, daß sie bei der Besonderheit seiner Geistesart auch für ihn von vornherein Überzeugungskraft besitzen, er muß eben dem Grundgesetze seiner Natur nach einen Aufbau von Grund auf vollziehen, scheut sich dabei aber keineswegs, später vielleicht mit volkstümlichen Anschauungen zusammenzutreffen, die dann aber für ihn nicht ein durch instinktive Hingebung Wirkendes, sondern ein durch Vernunft Erworbenes und Bestätigtes sein würden.

Ist es denn aber wünschenswert, daß sich Genossen eines Volkes grundsätzlich von allem Bestimmtwerden ihres Innern durch das geistige Gemeingut der Atmosphäre, in der sie leben, lossagen, um von vorn an ihre eigene geistige Welt zu zimmern? Welche Schädigung müßte das praktische, das öffentliche, das nationale Leben davontragen, wenn dieser Trieb allgemeiner würde, wenn der grübelnde Tiefsinn die Signatur eines Volkes würde? Nun, es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; die höchst vereinzelten philosophisch angelegten Individuen können eben nicht anders als für ihre Person ihrem Ideale leben, und die Masse des Volkslebens ist in einem zu gewaltigen Übergewicht, in einem zu naturfesten Panzer gegen des Gedankens Bläße, als daß die Welt der Wirklichkeit, in welcher sich „hart im Raum die Sachen stoßen", durch die in luftigem Äther die letzten Gründe umschwirrenden Gedanken des Philosophen gefährdet werden könnte.

Bisher wäre damit aber Schopenhauers Größe erst aus seiner ganz allgemeinen Eigenschaft als Philosoph abgeleitet und könnte daher als ihm mit einer unbegrenzten Menge von Per-

ſönlichkeiten gemeinſam erſcheinen. Aber erſtens werden vollwichtige Philoſophen ſo ſelten geboren, daß von ihnen aus vielen Jahrhunderten kaum ein Dutzend Namen der Kenntnis allgemeiner Bildung angehören; ſodann aber iſt unter ihnen Schopenhauer wieder im eminenten Sinne ein klaſſiſcher Vertreter der philoſophiſchen Natur, wie wir deren Eigentümlichkeit in dem übermächtigen Bedürfnis, ſich von Grund auf und vorausſetzungslos über das Daſein klar zu werden, erfaßt haben. Andere Philoſophen haben doch die Philoſophie mehr oder weniger betrieben, wie die anderen Wiſſenſchaften betrieben zu werden pflegen: in Anknüpfung an die bereits im Fluſſe befindlichen Leiſtungen der Vorgänger — was freilich im *Laufe* ſeines Denkens auch Schopenhauer nicht im mindeſten verſäumt hat — und in einem gewiſſen Gefühl befriedigten Aeceptierens der Lage der menſchlichen Geſchlechter, von der Schöpfung einem großen Komplex intellektueller Aufgaben gegenübergeſtellt zu ſein; aber das Schopenhauerſche *Erſchüttertſein* von der vorgefundenen Thatſache einer Welt überhaupt und von dem erfahrungsmäßigen Charakter dieſer Welt insbeſondere iſt der Individualität unſeres großen Denkers ganz ſingulär eigentümlich, und, wahrhaftig, ich habe als junger Menſch aus tiefſter Seele empfunden, welcher Unterſchied in der Tonlage des Schopenhauerſchen Philoſophierens und der offiziellen Univerſitätsphiloſophie beſtand, welche letztere unſerer hungernden Seele den — Stein bot, die übrigen Wiſſenſchaften durch die Unterſuchung über ihre Zuſammenhänge ergänzen zu wollen. In dem Bedürfnis, von Grund auf anzufangen, möchte ihm noch Auguſtinus und Carteſius am ähnlichſten ſein; in der Beteiligung des Gemütes, nicht als eines immerhin bedenklichen und leicht fälſchenden Faktors *in* dem Philoſophieren, ſondern als der ſeeliſchen Grundkraft, welche *aus* dem Philoſophieren Befriedigung eines ratloſen Wehgefühls erſehnt, ſteht er ganz einzig da. Die wunderbaren, in ſeinen Werken zerſtreuten Stellen, in welchen die Naturlaute eines um weltumfaſſende Wahrheit und Klarheit bewegten Gemütes ſchlicht und innig durchbrechen, dürften in der ganzen Weltliteratur nirgends ihres gleichen

finden. Lassen Sie mich ihn in dieser Beziehung noch ganz kurz mit den beiden großen Philosophen vergleichen, welche m. E. gegenwärtig leben, mit E. v. Hartmann in Berlin und Adolf Steudel in Stuttgart. Der Erstere, an Fruchtbarkeit und unversieglicher Geistesgewandtheit Schopenhauer bei weitem überlegen, hat doch von früher Jugend auf den Glauben mit zu seiner Philosophie herzugebracht, daß eine göttliche Vorsehung die geschichtliche Geistesarbeit der Generationen mit der allmählich werdenden Wahrheit krönt, und die Zumutung für das Individuum, sich an dem Maße der Einsicht seiner Zeit genügen zu lassen: er hat daher die Schwere des auf der individuellen Vereinsamung wuchtenden ungeheuren Weltganzen nie so seelentief empfunden. Adolf Steudel aber — im äußeren Leben „Ober-Tribunals-Prokurator" — ist seinem großen dreibändigen Werke „Philosophie im Grundriß" zufolge ein wahrhaft philosophischer Geist, sieht aber, mit äußerst empfindlichem Blicke begabt für die Trübungen, welche das Hineinspielen der Wünsche des Herzens und persönlicher Voreingenommenheiten immer wieder im menschlichen Philosophieren zur Folge gehabt hat, das Rätsel der Welt ganz vorwiegend als eine Angelegenheit des nachdenkenden *Verstandes* an.

Haben wir somit der Großartigkeit der Stellungsnahme des Schopenhauerschen Geistes zum Weltphänomen schon eine individuellere Färbung verliehen, so erhebt sich nun andrerseits gerade an diesem Punkte seitens ganzer Gruppen hochgebildeter und tüchtiger Persönlichkeiten das schwere, das vorwurfsvolle Bedenken gegen die Schopenhauersche Eigenart, welches sich kurz so zusammenfassen läßt: aber ist denn die von Anfang an so *tragische* Stellung Schopenhauers zu dem wunderbaren Bau, zu der lebendig reichen Schöne des Kosmos gerechtfertigt? Hochgeehrte Anwesende, ich kann es völlig fassen, wenn viele Gemüter, zumal in unseren thatkräftigen, gestaltungsfrohen, occidentalischen Völkern, so geartet sind, daß sie an dem Schauspiel der Schöpfung vornehmlich von der Seite der wundervollen Mannigfaltigkeit des Seienden und des menschlicherseits in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst, in Technik

und Lebensverschönerung Hinzuzuschaffenden ergriffen werden, daß sie es mit freudiger Befriedigung hinnehmen, wenn die Atome, welche durch die Wirksamkeit der Weltgesetze zur vorübergehenden Konstituierung ihres Ich zusammengeführt und gruppiert sind, diesem Ich den Bethätigungsraum des reich dotierten Menschenlebens zuspielen. Indessen: individuell ist das, und nicht mit zwingender Kraft für jegliche Gemütsveranlagung ausgerüstet. Ich kann es ebensogut begreifen, wenn jemand, aus dämmernder Kindheit erwachend, betroffen und erschüttert wird von der vorgefundenen Situation: zu leben zwischen zwei unendlichen Zeiten des Nichtlebens, zu leben nicht nach eigener Wahl, sondern mit aufgedrängter Existenz, zu leben als nun gerade dieser inmitten lebenbeengender anderer gerade dieser, zu leben mit unaussprechlichem Verlangen nach Glück und Vollkommenheit und sich und die andern nie vollglücklich und unsäglich zurückstehend unter den Vollkommenheitsidealen zu erblicken, zu leben in einer körperlichen Organisation von wunderbarer Feinheit, aber ebenso erschreckender Zugänglichkeit für Schmerz und Leid und Zermalmung durch die Brutalität einer Außenwelt, mancherlei bruchstückartige Kommentare zu diesem allgemeinen Menschenlooſe zu hören und doch keins dieser Worte in tiefster Ehrlichkeit als vollbefriedigende Zauberformel der Lösung anerkennen zu können. Und zwischen jenem optimistischen und sanguinischen und diesem pessimistischen und melancholischen Grundverhältnis zum Sein giebt es unzählige Spielarten, alle, gleichwie die Extreme, von der Natur selber mit Wahrhaftigkeit gesetzt. Diesem Urthatbestande gegenüber hat doch wohl jegliche menschliche Bemängelung des Schöpfungsinventars der Individualitäten aufzuhören; zum Glück zeigt sich aber der psychische Raumgehalt des Daseins derart angelegt, daß das Durcheinanderbestehen aller jener Verschiedenheit diese nicht in einander aufzehrt, daß ein Volk, ohne charakterlos zu sein, wohl aber seinen Sinn zur Schöpfungsweite ausdehnend, neben einem Leibnitz einen Schopenhauer, neben einem Goethe einen Bismarck ehren kann.

Die große Lebensidee Schopenhauers führte denn auch zu

einer entsprechenden großen Lebensgestaltung: nur kleine und zufällige Züge stören das imposante Bild eines „heroischen" Denkerlebens, wie es uns die Gwinner'sche Biographie des Frankfurter Weltweisen entrollt. Das ist eine klassische Vereinigung von unwillkürlichem, selten stockendem und ermüdendem Sichbesessenfühlen vom Denkertriebe und planvollem, im Dienste der Philosophie angelegten vielseitigem Studieren, von unmittelbarer Anschauung des Lebens und studierender Extraktion der Werke der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur, das ist eine lebenskünstlerische Freihaltung der eigenen Zeit von allem, was nicht in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu dem erkannten großen Berufe steht, mag das auch zu schroffen Einseitigkeiten führen, das ist ein Wandeln in den Bahnen des Genius, und nicht kurzsichtiger, nach dem Genuß der Erfolge schmachtender Eitelkeit! Die Frage, ob noch jetzt, bei so außerordentlicher Erweiterung der Kenntnisse und Vervielfältigung der Disziplinen ein Universalgenie, wie es ein Aristoteles und auch noch ein Leibnitz für ihre Zeit waren, möglich sei, hat Schopenhauer durch sein geistiges Arbeitsleben vorbildlich gelöst, dahin: daß zwar die entschiedensten Grenzen laufen zwischen dem Spezialforscher, der unten im Thale botanisiert, und dem Philosophen, dem es auf der Höhe um den allgemeinen Umblick zu thun ist, daß es also eine Verirrung auch für den begabtesten philosophischen Kopf sein würde, mit dem sachlichen Vielwissen des Fachmanns zu wetteifern, daß dagegen ein gewisser genialer Takt den geborenen Philosophen selbst in der Unsumme des modernen Wissens noch zu einer halb instinktiven, halb bewußten Erfassung des in allen Gebieten für die Weltanschauung wesentlichen Materials zu führen weiß. Der Reichtum und die Qualität der Schopenhauerschen durch Studium erworbenen Kenntnisse dürfte gewiß vom Standpunkte der jedesmaligen Fachwissenschaft manche und bedeutende Mängel zeigen, aber in seiner Gesamtheit doch ungefähr das noch Menschenmögliche ausdrücken, wie denn an empirischem Wissen unzweifelhaft außer etwa E. v. Hartmann es kein Philosoph mit Schopenhauer aufnehmen kann.

Ist aber wirklich dies ganze arbeitende Denkerleben von der keuschen Idee, für sich selbst zur Orientierung über den Sinn der Welt zu gelangen, beherrscht, und nicht vielmehr von dem im Verhältnis zu jener keuschen Reinheit doch immerhin eitel zu nennenden Ehrgeiz, unsterbliche Werke zu schaffen? Hochgeehrte Anwesende, ob es einmal ein ähnliches Denkerleben gegeben hat, welches sich in einer Selbstgenügsamkeit eingesponnen hätte, läßt sich ja eben bei der selbstgewählten Obskurität desselben nicht beurteilen, aber der Trieb sich auszuzeichnen ist so sehr mit der gesellschaftlichen Natur des Menschen verwachsen, und mit so segensreichen Folgen des Lebens der Hochbegabten für die Allgemeinheit verbunden, daß es gewiß nicht zu tadeln ist, wenn das Arbeiten aus eigener Geistes- und Herzensnot sich nachträglich unter Einfluß jenes Triebes zu öffentlicher und damit auch der Ruhmbegier dienender Wirksamkeit gestaltet. Und so sehr ich auch in dem Briefwechsel des alternden und seiner vollendeten Lebensarbeit gegenüberstehenden Schopenhauer verletzt werde durch die wirklich krankhafte Eitelkeit, keinen über ihn etwa geschriebenen Buchstaben seiner Kenntnis entgehen zu lassen, so strömen doch seine Werke selbst überall den reinen Eindruck aus, daß das Schreiben für andere nirgends das lautere Bemühen, für sich selber zur Klarheit zu gelangen, getrübt hat.

Schopenhauers Größe beruhte erstens auf dem Geist seiner Individualität, zweitens auf seinen Produktionen. In diesen letzteren lassen sich bekanntlich folgende Hauptgruppen der Philosopheme unterscheiden: die erkenntnistheoretische, die naturphilosophisch-metaphysische, die metaphysisch-ästhetische, die ethische; endlich, außerhalb der strengen Philosophie, die der allgemeinen Lebenskenntnis und Lebensweisheit, an welcher letzteren allbekannte Vortrefflichkeit hiermit erinnert zu haben genügen möge. Unsere kurze Würdigung der einzelnen können wir nicht anders beginnen als mit der erkenntnistheoretischen, trotzdem diese in mancher Beziehung die schwächste von allen sein dürfte.

Schopenhauers erstes Buch des Hauptwerkes in beiden Bänden, dazu die „vierfache Wurzel" und zerstreute kleinere

Abhandlungen über ſeinen Idealismus ſind ja höchſt intereſſant für die Schulphiloſophie und bieten einen prachtvollen Tummelplatz für ſubtiles Geiſtesexerzitium reſp. für die Schwelgerei in tiefſinnigen Phantaſieen, aber ihre Reſultate als wahr anzuerkennen vermag ich abſolut nicht: für die „Weltphiloſophie" ſind dieſelben m. E. eine hohle Nuß. Die kritiſche Begleitung dieſer Erkenntnistheorie (oder, wie Schopenhauer gern ſagte, Dianoiologie) auf ihren gegen Kant vereinfachten, aber immerhin noch ziemlich komplizierten Schritten, iſt, wie angedeutet, eine Sache ſchulmäßiger Spezialunterſuchung und Akribie: hier beſchränke ich mich auf ein paar ganz große Geſichtspunkte. Wer wäre denn das „Subjekt", deſſen Vorſtellung die räumlich-zeitliche Welt ſein ſollte? Wenn der Menſch, ſo hat das nur einen Sinn, falls wir in ihm das bekannte räumlich-zeitliche Erdenweſen denken, deſſen *ideales Produkt* alſo nicht erſt wieder die räumlich-zeitliche Welt ſein kann, aber nicht, wenn wir darunter die Erſcheinung eines unfaßbaren raum- und zeitloſen Etwas denken ſollen; wenn *nicht* der Menſch (oder gar deſſen Gehirn, ein räumlich-organiſches Gebilde), ſo iſt das „Subjekt" eine leere Abſtraktion, die offenbar gerne gewählt wird, um nicht bei jener Verwandlung der Welt in die Schattenhaftigkeit bange zu werden. — Weiter: wenn „die Welt Vorſtellung" ſein ſoll, ſo vergleichen wir einmal, was wir ſonſt „Vorſtellung" nennen in ſeiner paſſiven rein pſychiſchen Weſenheit mit jener angeblichen „Vorſtellung", in deren Weſen es liegen müßte, z. B. die Form von atmenden, eſſenden, beißenden, laufenden, mit uns ſprechenden, uns ärgernden, tötenden u. ſ. w. Geſchöpfen anzunehmen, um uns des ungeheuern Unterſchiedes bewußt zu werden, welcher beſteht zwiſchen einer legitimen *Vorſtellung* und einer durch unſere Vorſtellung, vornehmlich unſere Sinne, nur in Beziehung zu uns geſetzten, an uns herangebrachten Welt, die in der Unwiderſtehlichkeit ihres ſich Geltendmachens von dem in unſer Belieben geſtellten Spiel der Vorſtellungen ſo grundunähnlich iſt. — Daß das zu uns in körperlicher Geſtalt in Beziehung tretende bunte fremde Etwas nun an ſich ein gänzlich unkörperliches Etwas ſein ſollte, welches

nur durch unſere Anſchauung für dieſe zu einem körperlichen Etwas verwandelt würde, iſt freilich an ſich nicht undenkbar, aber höchſt unwahrſcheinlich, denn die ganze inhaltliche Beſtimmtheit aller jener körperlichen Geſtalten, z. B. ein geöffneter Krokodilrachen oder die Lokalität, in der wir uns gerade befinden, iſt ſo ganz und gar mit der Räumlichkeit verwachſen, daß dieſe offenbar nicht nur eine fremdartig darüber geworfene Form iſt und das Weſen, das dahinter ſtäcke, ein ſpezifiſches feindliches oder ein ſpezifiſches freundliches Etwas wäre. Auch iſt gar nicht einzuſehen, wie denn jene Verwandlung ſo ſpielend leicht vor ſich gehen ſollte, wieſo Diffornität anſtatt Konformität zwiſchen Vorſtellung und Seiendem von der Schöpfung beliebt ſein ſollte. Daß nun aber gar das Seiende ein außerhalb aller Zeit ſtehendes unverändertes Etwas wäre, deſſen ewig ſich gleicher Inhalt nur in der Vorſtellung in eine Succeſſion von aufeinander Folgendem umgeformt würde, iſt nicht nur höchſt unwahrſcheinlich, ſondern ganz und gar unmöglich: es müßte ſonſt z. B. alles, was erſt von Menſchen zu dem Beſtande des Seienden hinzugeſchaffen wird — wozu reale Zeit gehört —, z. B. Schopenhauers Werke, Dichtungen, Eiſenbahnen u. ſ. w. ſchon im Urſein als unzeitliches entſprechendes Etwas gelegen haben und nur im ſubjektiven Ablauf der Vorſtellungen — zu dem aber wieder reale Zeit gehört — immer wieder ins Zeitliche transmutiert an die Reihe kommen, was ſinnlos iſt; denn als Goethe 10 Jahr alt war, war ſein Fauſt noch in keinem Sinne da. — Die Widerlegungsarbeit im einzelnen der Argumente des ſubjektiven Idealismus halte ich von Männern wie Trendlenburg, Überweg, E. v. Hartmann, auch ſchon früher von Herder, Feder u. a. vollſtändig gethan und kann mich nicht genug verwundern, daß namentlich durch den Einfluß von F. A. Lange, dem Geſchichtsſchreiber des Materialismus und Entlehner der Schopenhauer'ſchen Ideen, gegenwärtig auf den philoſophiſchen Lehrſtühlen der Univerſitäten der ſubjektive Idealismus ſo ſehr graſſiert und es mit Herabſchauung auf anders Denkende für ein Vorurteil ausgegeben wird, daß eine Welt außer uns exiſtiere: als ob „außer uns" nicht ſchon ein Nebeneinanderbeſtehen, und dieſes eine Welt vorausſetzte!

Die Metaphyſik Schopenhauers hat alſo zunächſt die Berichtigung nötig, daß die Welt nicht als ſubjektiv verzerrte Erſcheinung des Einen Urwillens zum Leben anzuſehen iſt; allein Schopenhauer behandelt auch, nachdem er zum Willen noch nach falſchen idealiſtiſchen Vorausſetzungen als zum Ding an ſich der Erſcheinung gelangt iſt, nachträglich inkonſequenter, aber in ſich viel überzeugungskräftigerer Weiſe den Urwillen als das Eine Weſen und die Welt als den objektiven Stufenaufbau ſeiner (eben objektiven) Erſcheinung. Die erſte Aufzeigung unſeres Willens als unſeres ohne Hülfe der Erſcheinungsformen uns zugänglichen Anſich muß ich als verfehlt erachten, ſchon deshalb, weil unſere Leiblichkeit als räumlich-zeitlicher Organismus, abgeſehen von aller mittelbaren Raumanſchauung uns im Gemeingefühl noch unmittelbarer klar iſt als ſelbſt unſer Wille, den aus dem pſychiſchen Geſamtkomplex loszulöſen ſchon eine Arbeit der Selbſtbeobachtung und Abſtraktion iſt. Sonſt möchte ich, mit E. v. Hartmann und auch ſchon einigen Phyſiologen, die Identität von Wille und Kraft, zu welcher Schopenhauer demnächſt gelangt, geradezu als eine große, ganz beſtimmte Entdeckung Schopenhauers anſehen, welche er mit Recht mit Lavoiſiers Scheidung des Waſſers in Sauerſtoff und Waſſerſtoff in Analogie ſtellt: der Wille, vor ihm als eine einfache Erſcheinung angeſehen und daher auf Menſch und Tier beſchränkt, iſt von Schopenhauer zerlegt in das wahrhaft-ſpezifiſch Willenhafte, welches mit der „Kraft" in der niederen Natur keinen Unterſchied mehr aufweiſt, und die vom Intellekt hinzugethane motivierende Vorſtellung, welcher dann auf niederen Stufen der Reiz (im Pflanzenreich) und die mechaniſche Kauſalität (in der unorganiſchen Natur) entſpricht. Mit dem der Kraft gleichgeſetzten Willen als dem Schlüſſel in der Hand weiß dann Schopenhauer in wunderbarer Weiſe in der zweiten Hälfte des zweiten Buches der „W. a. W. u. V." und ſonſt das Innere der Natur zu erſchließen, den Stufengang der Weſen (nun eben nicht als ſubjektive Erſcheinung, ſondern als Objektivation des Willens) aufzurollen, und wenn nach einer Bemerkung der Rahel Goethe überall groß iſt, wo er von den Sternen, Homer,

wo er vom Waſſer ſpricht, ſo iſt es Schopenhauer, wo er ſich in das Weſen und Weben der ſchaffenden Natur (natura naturans) verſenkt, ganz beſonders, wo er die Objektivation des Urwillens in der Tierwelt belauſcht. Als erſchütterndes Präludium zum vierten Buch wirkt die gegen Schluß des zweiten aufgeworfene ergreifende Frage „wozu das alles, dieſe Welt der auf kurze Zeit dadurch, daß ſie einander freſſen, beſtehenden Weſen?“, auf welche Frage ſchon die furchtbare Antwort herübertönt: alles in der Welt hat einen Zweck, die Welt ſelbſt hat keinen.

Die metaphyſiſch-äſthetiſche Gruppe der Schopenhauer'ſchen Gedanken beſtätigt ſo recht E. v. Hartmanns Ausſpruch, daß Schopenhauers Stärke das Aperçü iſt. Bei ſeinem tief ausgeprägten Sinn für Naturſchönheit und -erhabenheit, ſeiner außerordentlichen Beleſenheit in der poetiſchen Literatur, ſeiner umfaſſenden Kenntnis von Werken der bildenden Kunſt und namentlich der Malerei aus eigener Anſchauung hat er eine große Fülle der treffendſten und anziehendſten Bemerkungen und auch Betrachtungen äſthetiſchen Inhalts in ſeinen Werken ausgeſtreut, die auch beſonders durch ihre männliche Freiheit von aller Süßlichkeit wohlthuend und durch ihre Entſtammung aus einem Geiſte, dem es überall nun die höchſte Erkenntnis des Weltoriginals zu thun iſt, originell und tief wirken: er hat ſo gerade von dieſer Seite ſeiner Produktion her eine große Schaar begeiſterter Leſer unter Künſtlern nnd Schriftſtellern gefunden, darunter z. B. Richard Wagner und Paul Heyſe, aber das Prinzipielle ſeiner betreffenden Anſchauungen iſt weder von der metaphyſiſchen noch von der äſthetiſchen Seite her als richtig anzuerkennen. Von der metaphyſiſchen Seite her: denn der Wille, welcher nun durch die Verwirklichung der Urbilder der Weſen in ſeinen Akten von differenziertem Inhalt erfüllt wurde, war alſo kein blinder, ſondern ein mit einer wenn auch von der unſrigen noch ſo verſchiedenen Vorſtellungsweiſe, in welcher er die Platoniſchen Ideen zu ſeinem Objekte machte, ausgeſtatteter, wodurch er eingeſtandenermaßen zum abſolnten Geiſt hätte werden ſollen. Es hätte ferner, wenn nicht

Schopenhauer noch in der vordarwiniſtiſchen Periode der Deszendenzlehre geſtanden hätte, gefragt werden müſſen, ob nicht vielmehr ein Syſtem der Zwecke der Vorſtellungsinhalt des Urgeiſtes war, innerhalb deſſen ſich die Reihe der Weſen verwirklichte, als ein fertiges Syſtem von konkreten Urbildern der Weſen, da ja ein geſonderter Urſprung der Weſen ſehr zweifelhaft geworden iſt und nur eine gewiſſe Bildungstendenz in Verbindung mit der Anhäufung mechaniſcher Urſachen auf die Entſtehung von Arten hinwirkt. Von äſthetiſcher Seite her aber muß man gegen die betreffende Gruppe Schopenhauer'ſcher Anſchauungen einwenden: die Platoniſche Idee, d. h. das Urbild der Weſen, iſt keineswegs das Objekt der Kunſt. Denn die Kunſt beſteht nicht aus einer Sammlung von bildlichen Verkörperungen der Weſen in fehlerloſen Muſterexemplaren, und wer in eine Gemäldegalerie tritt, ſieht ſehr leicht, daß die Ideeen der Bilder, die ihn dort anblicken, unmöglich mit den Vorbildern des ſchöpferiſchen Urwillens identiſch ſein können: dgl. wird offenbar nicht im Urſein vorgeſtellt, ſondern gehört ganz und gar dem Menſchen an. Die große Mehrzahl der Weſen ſteht viel zu tief, als daß die echt menſchlich fühlende Kunſt ſie zu ihrem Gegenſtande machen könnte: reichte doch Goethe ſeinen Abſchied ein, als ein Hund auf die Bühne gebracht werden ſollte. Von den Darſtellungen der Kunſt iſt ferner, um hier von Symbolik und Allegorie ganz abzuſehen, die große Mehrzahl nicht typiſch, ſondern dramatiſch, eine ganz beſondere Handlung oder Situation eines Komplexes von beteiligten Menſchen fixierend. Iſt nun auch die Idee, (d. h. ungefähr die denkbar ſinngemäßeſte, von Zufälligkeiten befreite Geſtaltung des Gegenſtandes) die Seele jeder ſolchen Darſtellung, ſo iſt doch hier „Idee", auch auf Abſtraktes, wie Handlungen und Situationen, bezogen, etwas ganz anderes als was das Wort im Platoniſch-Schopenhauer'ſchen Sinne bedeutet, und zwar etwas, was den Stoff und das Intereſſe des Menſchenlebens in ſeiner Relation zu dem ſubjektiven künſtleriſchen Geiſte vorausſetzt. — Auch iſt gegen Schopenhauers äſthetiſche Prinzipien noch geltend zu machen, einmal, daß die künſtleriſche

Thätigkeit keineswegs in der bloßen Wiederholung des innerlich Geschauten besteht, da vielmehr das ausgeführte Werk vollkommener zu sein pflegt als die Konzeption, und zweitens, daß die kunstgenießende Rezeption keineswegs in ihrer spezifischen Lust durch den Zustand des „willensfreien Erkennens" erschöpft ist, welchen subjektiven Faktor jener Lust Schopenhauer zu sehr gegen den objektiven, aus dem Gegenstande seine höchst mannigfachen Kräfte auf das Gemüt spielen lassenden Faktor, betont.

Aus den ethischen Anschauungen Schopenhauers, die von einem ganz eigenen tragischen, aber gar keinem rigoristischen Ernste sind, heben sich besonders ab die Lehre von der Unfreiheit der Willensakte in Verbindung mit der Freiheit des Wesens, von dem Mitleid als der Grundlage der Moral und von der Bejahung und Verneinung des Willens. Der Determinismus, also die Lehre von der Notwendigkeit der einzelnen Handlungen des Menschen, hat eine eingehende und glänzende Darlegung gefunden in Schopenhauers gekrönter Preisschrift über die Freiheit des Willens; doch hängt der ganze Nerv der Beweisführung eigentlich allein an der in einer Erkenntnis a priori feststehenden ausnahmslosen kausalen Bedingtheit aller Veränderungen von einem Zustand in den anderen. Mir ist es doch immer vorgekommen, als ob diese nicht wohl abzuleugnende Notwendigkeit eine unschuldige Notwendigkeit wäre, die sich von den besonderen Fällen empfundenen unwiderstehlichen psychischen Zwanges selbst gegen besseres oder schlechteres Wollen, sehr scharf abhebt, wie der unschuldige Druck der auf uns lastenden Luftsäule von dem fortschleudernden und zerreißenden Luftdruck einer Explosion. Die von Schopenhauer so außerordentlich gepriesene Kantische Vereinigung von Freiheit (unseres Wesens als eines außer der Zeit und Kausalität stehenden Dinges an sich) und Unfreiheit (der Handlungen unseres phänomenalen Ichs) fällt mir mit der Verwerfung der Idealität der Zeit gänzlich dahin: der Widerspruch, daß wir unserem Dasein nach unser eigenes Werk sein sollen, also wir, die noch nicht seienden, entspringen aus uns, den also schon seienden,

hat mich ſtets wunder genommen. — Die Mitleidsethik berührt ja ſehr ſympathiſch und iſt hiſtoriſch ein ſehr willkommenes Korrektiv gegen die einſeitige, das fühlende Individuum nur zu oft erbarmungslos behandelnde abſolute Pflichtethik Kants und Fichtes, und Entwickelungsethik Hartmanns, und für die Aufgabe, „edel, hülfreich und gut" zu ſein, entfließen aus der Schopenhauerſchen Anſchauung die ſchönſten und wirkſamſten Motive; aber doch iſt es abſolut klar, daß mitleidig ſein und ſittlich ſein ſich durchaus nicht decken, da der Umfang des ſittlichen Handelns ja viel größer iſt als des mitleidigen Handelns, und das mitleidige Handeln oft aus höheren Rückſichten oder allſeitiger Vernunft ſittlicher Weiſe zurücktreten muß. Die tiefſte Begründung der Schopenhauerſchen Mitleidmotivation aus dem „tat tvam asi", „das biſt du", alſo aus der Behauptung der wirklichen numeriſchen Identität aller Weſen, als des Einen Willens zum Leben, halte ich, in dieſer Auffaſſung, für eine, wieder mit dem falſchen ſubjektiven Idealismus zuſammenhängende Überſpannung: der Gedanke, daß alle Weſen wie das eigene Ich zu behandeln nur von dem Einen zufälligen Standpunkt unſeres Ich eine Thorheit, von jedem anderen, alſo dem univerſellen Standpunkt aber Vernunft iſt, übt dieſelbe gewaltige Motivation zur Nächſtenliebe aus und hält ſich dabei von jener Überſpannung frei. — Die Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens, die Lehre alſo, daß die Welt dem Willen zum Leben, als ſeine Konſequenz, den Spiegel ſeines Weſens vorhält, behufs ſeiner Entſcheidung zum Wollen oder Nichtwollen, habe ich von jeher mit tiefſter Sympathie der Seele begrüßt, bin mir aber ſehr wohl bewußt, daß darin ein ſtarkes Element *individueller* Neigung für den von Schopenhauer als den der Verneinung des Willens beſchriebenen Zuſtand der Seele ſtecken mag. Schopenhauer *verlangt* die Verneinung ja nicht — angeblich weil die wahre Ethik nicht präzeptiv ſein dürfe, in Wahrheit wohl aus der Scheu, ſich mit der Hauptmaſſe der occidentaliſchen Kultur in grellen Widerſpruch zu ſetzen —, aber er ſchildert ſie offenbar mit fromm durchſchauerter Verehrung als das beſſere Teil,

welches sich erwählen läßt, und blickt zu ihren Vertretern, den Heiligen, Büßern und Weltüberwindern, empor als zu der höchsten Erscheinung des Lebens. Die mystische, der Welt und ihrer Lust abgekehrte, über ihre Leiden erhabene, den Eigenwillen durch Askese abtötende, in der seligen Ruhe des erloschenen Willens stehende Richtung der menschlichen Natur, wie sie in vereinzelten Auserwählten unter mannigfachen Formen in verschiedenen Zeiten und Völkern, namentlich im Buddhismus und mittelalterlichen Christentum, gleichsam als ein Protest sich geäußert hat gegen die stets das Leben ans Herz drückende Gesinnung der großen Menge, diese mystische Richtung, als deren gemeinsamen Kern Schopenhauer nicht ganz unzutreffend die Verneinung des Willens ansieht, hat bei keinem Philosophen eine so verständnisvolle Würdigung gefunden als bei ihm. Sie ist von ihm in einen innigen Zusammenhang mit der Zentrallehre seines Systems gebracht, sie ist bei ihm frei geblieben von den trivialen Bemäkelungen der niedrigeren Natur und in einer Charakteristik vor Augen geführt, in welcher den mitfühlenden Leser ein erhebendes Emporgetragenwerden über das ganze Treiben dieser Welt, wie nur nach der erschütterndsten Tragödie, überkommt.

Ich darf Sie nun nicht mehr lange ermüden mit der Lobpreisung der Schopenhauerschen Sprache und Darstellungsart, deren Reiz, Zauber, Interesse und Macht Sie alle an sich empfunden haben. Dieser formelle Vorzug seiner Werke, diese drastische Anschaulichkeit, diese klassische Natürlichkeit, diese kernige Markigkeit, diese klare Bestimmtheit, diese modefreie Reinheit seiner Sprache — wie ich das alles viel lieber sagen möchte als mit E. v. Hartmann von einer Pikanterie seiner Darstellung sprechen — wird bereits allseitig, auch von den entschiedensten Gegnern, anerkannt, und ein Platz unter den allerersten Meistern deutscher Prosa unserem großen Schriftsteller nicht bestritten.

Und so schließe ich denn mit einigen kurzen Hinweisungen auf den Einfluß, den sich die Schopenhauerschen Werke für das Kulturleben errungen haben. Bekanntlich zeigte sich ein

ſolcher lange Jahre in vereinzelten, aber großen Spuren, der kurzen, aber bedeutenden Bezeugung der Großartigkeit ſeines Hauptwerkes durch einen Goethe und Jean Paul. Es kam dann die Zeit, wo Schopenhauer, faſt gleichzeitig in Deutſchland und England, ſozuſagen entdeckt wurde, durch ſeinen eigentlichſten Schüler Julius Frauenſtädt und die Weſtminſter-Review, gegen Anfang der fünfziger Jahre. Es bildete ſich die kleine Schaar der alten Garde ſeiner Verehrer, unter denen hervorragen ein von Doß, Gwinner, Dorguth, Aſcher, Cornill, Lindner und andere; eine junge Garde, darunter die Dichter Albert Möſer und Eduard Griſebach, ſchloß ſich anfangs der ſechziger Jahre daran. Schopenhauer ſelber konſtatiert noch in ſeinen letzten Lebensjahren in ſeinem Briefwechſel mit wirklich kindlicher Freude immer wieder, daß „der Nil in Kairo“ ſei. In Wahrheit aber wuchs die Bekanntſchaft der allgemeinen Bildung mit ſeinen Werken erſt nach ſeinem Tode, in den ſechziger Jahren, und ſteht ſeit der Zeit auf gleicher oder noch wachſender Höhe. Alle höhern Berufsarten ſind mit ſtarken Kontingenten der Schopenhauerverehrung durchſetzt: der Aufruf zu der Gründung eines würdigen Denkmals für ihn in ſeiner geliebten Stadt Frankfurt a. M. zu ſeinem 100jährigen Geburtstage, dem 22. Februar 1888, iſt unterzeichnet von einer Menge hervorragender Namen aus allen Lebensſtellungen. Ganz beſonders zeigt ſich die Publiziſtik bereichert durch ſeine Anregungen und gefördert durch das herrliche Vorbild ſeiner klaſſiſchen Sprache. Aber auch in der eigentlichen Philoſophie hat Schopenhauer das Eis, in welchem ihn die Unzunftgemäßheit ſeines Privatgelehrtentums Jahrzehnte lang umſchloß, gänzlich durchbrochen. Alle namhaften philoſophiſchen Schriftſteller der beiden letzten Jahrzehnte, z. B. ein Bahnſen, Mainländer, Freiherr v. Hellenbach, du Prel, ein Liebmann, Bilharz, Peters zeigen ſich von der Berückſichtigung der Schopenhauerſchen Ideen ganz durchdrungen; hervorragende Vertreter der anderen Fakultäten, z. B. der Juriſt v. Ihering, der (verſtorbene) Phyſiolog Rokitansky, der Theolog Schultz hoſpitieren fleißig in ſeinen Werken. Die wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften Englands und Frankreichs beweiſen

die wachsende Bekanntschaft des Auslandes mit Schopenhauers Schriften. Und alle solche Bekanntschaft pflegt eine in das geistige Leben des Lesers eingreifende zu sein, derartig, daß ihm von seiner Lektüre Schopenhauers eine ganz neue Periode fruchtbaren Blickens in die Welt zu datieren scheint. Der Mann endlich, welcher in der Philosophie über Schopenhauer hinausgegangen ist und dessen übergroßer Produktionsreichthum wahrscheinlich das Nachdenken der folgenden Jahrzehnte mächtig beschäftigen wird, E. v. Hartmann, ist, wenngleich noch durch ganz andere Quellen der eigenen Originalität und der fremden Einflüsse gespeist, doch ohne Schopenhauers Vorgängerschaft kaum denkbar.

Hochgeehrte Anwesende! Einem Manne von solcher Geistesrichtung und Geisteskraft, von einer trotz aller Irrtümer so bedeutenden Stellung neben den ersten Heroen in der Geschichte des menschlichen Denkens, von einer so weit ausgreifenden und tiefgehenden Wirksamkeit auf das geistige Leben der tausende seiner mit ihrem besten Können sich in ihn versenkenden Leser ein würdiges, sichtbares Denkmal zu setzen, das ist ein Gedanke vieler Besten unseres Volkes, welcher, wenn er nicht gefaßt wäre, gar nicht bald genug gefaßt werden könnte, um dem 100sten Geburtstage dieses Sternes unserer höheren Literatur mit Gebühr gegenüber treten zu können. Wenn aber erst die Kolossalbüste vollendet dastehen wird als eine treue Verkörperung dieses einsam-eigenartigen deutschen Genies, so wird sie unzählbare stille Momente tiefer Bewegung in dem sinnenden Beschauer erwecken und eine der bedeutsamsten und schönsten Zierden sein dieser edlen Perle unter Deutschlands Städten, des alten, wunderschönen Frankfurt am Main.

II. Berichte aus den Abteilungen.

Abteilung für Geſchichte (G).

Die zweite wiſſenſchaftliche Zuſammenkunft der Abteilung fand, wie am 22. Mai verabredet, am 26. Juni ſtatt. Der ſtellvertretende Vorſitzende Herr Prof. Fiſcher teilte zunächſt das vom Verwaltungsſchreiber aufgeſtellte Verzeichnis der neu eingelaufenen und in der Sitzung ausliegenden hiſtoriſchen Schriften mit und referierte kurz über „Beiträge zur Geſchichte und Literatur des deutſchen Studententums" von A. Pernwerth von Bärnſtein, welche Schrift einen recht brauchbaren und lesbaren Ueberblick über das im Titel bezeichnete Gebiet gewähre.

Herr Prof. Oelsner hielt darauf den in Ausſicht geſtellten Vortrag über die „Vita Karoli IV", deren Überſetzung für die „Geſchichtſchreiber der Deutſchen Vorzeit" ihm Anlaß zu einigen kritiſchen Unterſuchungen geboten hatte. Einleitend beſprach der Herr Vortragende den Handſchriftenbeſtand und die bisherigen Editionen (die erſte durch Reineccius von 1585, den Wiederabdruck bei Freher von 1602, die verbeſſerte Ausgabe in Böhmer's Fontes Bd. 1. von 1843, die neueſte mit Erläuterungen in czechiſcher Sprache im 3. Bande der Fontes rer. Boh. von 1882), um ſich dann dem Inhalte des Werkes ſelber zuzuwenden. Es iſt die einzige Selbſtbiographie eines deutſchen Kaiſers die hier vorliegt, aber es iſt uns damit nicht etwa eine Darſtellung der Regierung dieſes Kaiſers geboten, ſondern die Erzählung bricht gerade dort ab, wo unſer Intereſſe ſich verdoppelt, im Jahre 1346, dem Jahre der Thronbeſteigung Karls als Böhmiſchen und Römiſchen Königs. Auch iſt nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, die Fortſetzung uns verloren gegangen, ſondern aus verſchiedenen Umſtänden ergibt ſich mit voller Sicherheit, daß das Werk nie weiter gereicht hat; alle Handſchriften ſchließen mit dieſem Jahre: Beneſch von Weitmühl, der die Vita benutzte, deutet unverkennbar an, daß er von 1346 an dieſen Führer entbehren muß, keine Hinweiſung auf Darſtellung ſpäterer Ereigniſſe geht über dieſe Grenze hinaus. Endlich iſt dieſe Be-

grenzung nicht eine blos zufällige, sondern allem Anschein nach eine von Karl beabsichtigte, welche mit der Tendenz des Werkes zusammenhängt. Nicht die Darstellung der politischen Geschichte ist die Aufgabe die Karl vorschwebt — diese überläßt er im allgemeinen den Chroniken; die persönlichen Erlebnisse stehen durchaus im Vordergrund, die Geschichte seiner Lehr- und Wanderjahre, die mit der Thronbesteigung abschließen, will er schreiben und darin die Irrungen und Erfahrungen seines reichbewegten Jugendlebens niederlegen zur Belehrung für seine Leser. Der lehrhafte Zug im Ganzen ist unverkennbar, und dieser Tendenz dient neben der noch zu besprechenden Widmung auch offenbar die in die Erzählung aufgenommene Predigt, welche Karl, wie er berichtet, einstmals im Traume gehalten haben will. Böhmer hat in seiner Ausgabe diese Predigt ausgelassen, aber für den Charakter des Werkes, besonders als Denkmal der Persönlichkeit Karls IV. betrachtet, ist sie gar nicht ohne Interesse, und Herr Prof. Oelsner hat sie deshalb auch in seine Übersetzung mit aufgenommen. — Die Schrift beansprucht historischen Wert aber nicht nur als literarische Äußerung des königlichen Autors, sondern auch durch den Inhalt ihrer Mitteilungen. König Karls Jugendleben war, wie schon angedeutet, ein sehr bewegtes, in Frankreich, Deutschland, Böhmen, Italien hatte es sich abgespielt, und kaum den Knabenjahren entwachsen, hatte Karl schon an den politischen Vorgängen thätig teilgenommen, so 1331, erst 16 Jahre alt, als Vertreter seines Vaters König Johann von Böhmen in Italien. Die Vita berichtet nun über diese Erlebnisse sowohl mit Wahrhaftigkeit wie auch mit einer sich oft auf kleine Details erstreckenden Genauigkeit. Die Vermutung ist deshalb nicht abzuweisen, daß frühzeitig gemachte Notizen der Erzählung zu Grunde liegen, wenn auch die einheitliche Darstellung nicht gestattet, eine Zusammensetzung aus Tagebuchblättern anzunehmen in der Art wie Loserth sich die Entstehung der Schrift zu denken scheint.

Von dem Hauptteile des Werkes wesentlich verschieden in Richtigkeit der Angaben und Sorgfalt der Darstellung sind aber

die letzten Kapitel. Ereigniſſe, auf welche vorher als ſpäter noch in der Erzählung zu berührende Bezug genommen iſt, ſind übergangen, die Darſtellung wird ſprunghaft, und es finden ſich auch auffällige Irrtümer. Es kommt hinzu, daß dieſe letzten Kapitel ſich auch der Form nach ſcharf von den vorhergehenden ſcheiden. Der Stil, vorher ſchlicht und einfach, und in dieſer Einfachheit anziehend, wenn auch manchmal etwas ungelenk, wird im Streben nach Schmuck pomphaft und ſchwülſtig, und zugleich vollzieht ſich, was am meiſten auffällt, ein Wechſel in der äußeren Stellung des Erzählers zu ſeiner Darſtellung; über Karls Erlebniſſe berichtet derſelbe ſtatt, wie bisher in der erſten, fortan in der dritten Perſon. Es kann nach dem allem kein Zweifel ſein, daß in dieſen letzten Kapiteln ein anderer als Karl ſelbſt die Feder geführt und die von ihm unvollendet gelaſſene Schrift zum Abſchluß gebracht hat. Man darf aber nicht glauben, daß dies erſt in ſpäterer Zeit, etwa gar nach Karls Tode geſchehen ſei; allem Anſcheine nach ſind vielmehr dieſe Schlußkapitel ſehr bald auf Karls Veranlaſſung und unter ſeiner Mitwirkung hinzugefügt worden. Beweiſe dafür findet Herr Profeſſor Oelsner in dem Umſtande, daß ſämtliche zahlreiche Handſchriften bis 1346 reichen, ferner in vielen ſich gleichbleibenden Charakterzügen der Schrift, Hervorhebung des Perſönlichen und des Anekdotenhaften, Geſinnung und Urteil über Perſonen und Sachen. Auch hat Beneſch von Weitmühl nach des Herrn Vortragenden Meinung die Vita ſchon in ihrem ganzen Umfange, wie ſie uns vorliegt, benützt. Als Verfaſſer dieſer Schlußkapitel hat man ſich wohl einen Mann aus des Königs nächſter Umgebung, etwa einen federgewandten Beamten ſeiner Kanzlei, vielleicht den Johann von Neumarkt, Karls langjährigen Kanzler, zu denken. Der Stil dieſes Mannes zeigt dieſelben Eigentümlichkeiten, die in dieſem letzten Abſchnitte der Vita zu beobachten ſind. — Was die Zeit der Entſtehung anlangt, ſo deuten verſchiedene Anzeichen darauf hin, daß dieſelbe in König Karls erſte Regierungsjahre zu ſetzen iſt. Es iſt überhaupt auf kein Ereignis, das nach 1346 läge, Bezug genommen, und insbeſondere ſind mehrere Vorgänge aus den Jahren 1354 und

1355, deren Berührung bei Karls ganzer Schreibweise mehr als nahe gelegen hätte, gar nicht erwähnt, nämlich die Erhebung der in der Vita oft erwähnten Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum und die Gründung zweier Klöster, welche im Zusammenhang mit zwei in der Vita erzählten Ereignissen erfolgte. Herr Professor Oelsner stellt nun die Vermutung auf, daß Karl sich im Jahre 1348 in einigen Monaten der Muße an die Niederschrift seines Werkes gemacht und, als er dann bald wieder durch politische Ereignisse in Anspruch genommen wurde, die Vollendung einem Andern, vielleicht dem eben genannten Johann von Neumarkt, übertragen habe. — Es fragt sich nun nur noch, wie man angesichts der wohl ganz sicher anzunehmenden frühen Entstehung der Schrift ihre beiden ersten Kapitel, die Widmung zu deuten hat. In dieser Widmung wendet sich Karl an die Erben seiner beiden Throne, und, da man sich unter diesen Erben Karls Söhne Wenzel und Sigmund dachte, hat man geglaubt, die Abfassung der Widmung in eine spätere Zeit setzen zu müssen. Lorenz wird dadurch trotz der auch von ihm erkannten Gegengründe dazu verführt, Karl die ganze Vita erst gegen Ende seiner Regierung beginnen zu lassen, während Böhmer sich durch die Hypothese zu helfen suchte, daß die Widmung durch Karl erst nachträglich hinzugefügt sei, und Loserth gar annimmt, daß sie überhaupt nicht von ihm herrühre, sondern erst etliche Jahre nach seinem Tode von fremder Hand dem Werke vorgesetzt, eigentlich also eine Fälschung sei. Jede dieser Ansichten nimmt dem Werke etwas von seinem einheitlichen Charakter, ohne doch im übrigen recht einzuleuchten oder auch nur zu befriedigen. Die Schwierigkeit, welche durch sie gelöst werden soll, ist aber in Wahrheit gar nicht vorhanden; denn in der Widmung ist mit keinem Worte angedeutet, daß Karl sich unter den Nachfolgern auf seinen beiden Thronen seine Söhne denkt oder überhaupt bestimmte Persönlichkeiten im Auge hat. Herr Professor Oelsner zeigte, indem er die Stelle (secundis [d. i. sequentibus] sedentibus in thronis meis binis) im Wortlaut vorlegte und besprach, daß in der That Karls Widmung ganz allgemein an seine Nachfolger in Böhmen und

im Reich gerichtet sei. Er fand für dieses Ergebnis, wie überhaupt für seine Ausführungen, allgemeine Zustimmung.

Dem Wunsche des AGA., Vorschläge für die Lehrgänge zu erhalten, wurde durch Ernennung einer Kommission entsprochen, welche die Ermächtigung erhielt, dem AGA. namens der Abteilung geeignete Vorschläge zu machen. In die Kommission wurden die beiden Vorsitzenden und Herr Professor Oelsner gewählt.

Herr Joseph berichtete darauf über die Brakteaten des Odenwalder Fundes, welche auf Grund eines von ihm zuerst beachteten und richtig gelesenen Stückes (mit der Aufschrift Cuno de Liche) und auf Grund der damit zu kombinierenden Urkunde Friedrichs I., welche dem Kuno von Minzenberg die Frankfurter Münze übertrage, in die Wetterau und zwar, soweit Kaiserbrakteaten, nach Frankfurt zu verweisen seien. Es schließt sich damit eine Lücke in der Münzgeschichte Frankfurts. Den Darlegungen des Herrn Vortragenden, welche durch zahlreiche Münzen und Abdrücke unterstützt und erläutert wurden, traten die Anwesenden, welche sich noch zu der Frage äußerten, in allen Stücken bei. Herr Joseph wird seine Untersuchungen in Weyls Berliner Münzblättern veröffentlichen und dort auch zeigen, daß die Kurmainzischen Brakteaten dieses Fundes sehr wahrscheinlich in Amöneburg geprägt sind, während die Dynasten-Brakteaten wohl größtenteils oder alle nach Lich gehören.

Schließlich kam noch die in der vorigen Sitzung erörterte Angelegenheit der Bibliotheca historica zur Sprache. Nachdem der AGA inzwischen den gewünschten Beitrag bewilligt hatte, schlug der Vorsitzende Herr Dr. Grotefend vor, ihn und den Schriftführer zu beauftragen, nun bei der Verlagsbuchhandlung und bei den Vereinen die nötigen Schritte zu thun, und die Abteilung stimmte dem zu.

In der dritten wissenschaftlichen Zusammenkunft am 18. September machte zunächst der Vorsitzende Herr Dr. Grotefend Mitteilungen über den Lehrplan für das kommende Wintersemester, in dem die Geschichte durch Vorträge Herrn Professor Gotheins aus Karlsruhe über „Entwicklung des italienischen

Städteweſens im Mittelalter" vertreten ſei, ſowie über die inzwiſchen in Sachen der Bibliotheca historica geſchehenen Schritte. Eine Beſchlußfaſſung über dieſe Angelegenheit wurde bis zur nächſten Sitzung vertagt.

Anknüpfend an die die geſamte Geſchichtsliteratur umfaſſende Bibliotheca historica berichtete Herr Dr. Grotefend über das von ihm zuſammengeſtellte Verzeichnis von Abhandlungen und Notizen zur Geſchichte Frankfurts aus Zeitſchriften und Sammelwerken, das demnächſt als Beilage zu Bd. VII der Mitteilungen des hieſigen Vereins für Geſchichte und Altertumskunde zur Ausgabe gelangen werde.

Wie der Titel beſagt, enthält das Verzeichnis nur zerſtreute Abhandlungen aus einer teils ephemeren teils ſchwer zu überſehenden Literatnr, die dem Forſcher auf dem Gebiete der vaterſtädtiſchen Geſchichte nur zu leicht entgehen können; ausgeſchloſſen ſind die gleichzeitig erſcheinenden Berichte der Zeitungen und Zeitſchriften ſowie die buchhändleriſch ſelbſtändigen Erzeugniſſe, welch' letztere, wie die Abteilung mit dem Referenten hofft, auch bald Gegenſtand einer ähnlichen Sammlung werden dürften. Die Abteilung erkannte dankbar an, daß Herr Dr. Grotefend mit dieſem nach dem Inhalte der Abhandlungen äußerſt überſichtlich geordneten Verzeichnis, in dem ſich Jedermann ohne Schwierigkeiten zurecht finden wird, einem lang und ſchwer empfundenen Bedürfnis abgeholfen hat, und ſtimmte dem Wunſch des Verfaſſers bei, daß auch andere Städte von geſchichtlicher Bedeutung derartige lokale oder provinzielle Literaturverzeichniſſe zuſammenſtellen möchten, wie ſie Lübeck und jetzt Frankfurt beſitzen.

Sodann referierte der Vorſitzende über zwei Quellenſammlungen von hoher nationaler Bedeutung, die von Dr. Karl Kehrbach in Berlin herausgegebenen Monumenta Germaniae paedagogica und die von dem Direktor des Germaniſchen Nationalmuſeums in Nürnberg, Dr. A. Eſſenwein, angeregten Monumenta iconographica medii aevii und Reliquiae medii aevi. Das erſtere Unternehmen bezweckt eine umfaſſende Sammlung von Quellen zur Geſchichte der Pädagogik in den germaniſchen

Ländern, bestehend aus Schulordnungen, Schulbüchern, pädagogischen Miszellaneen und zusammenfassenden Darstellungen, welche „die gesamte Entwickelung des Deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen literarischen Manifestationen ohne Bevorzugung einer besonderen Schulgattung, eines besonderen Zeitraumes oder einer besonderen Konfession, überhaupt ohne jeden Parteistandpunkt" vorführen soll. Die Arbeiten sind bereits soweit gediehen, daß bald die ersten Publikationen zu erwarten sind, die auf allseitiges Interesse und rege Förderung rechnen dürfen. Den Plan des zweiten Unternehmens legt eine Denkschrift Essenweins eingehend dar, worin der Verfasser eine Dreiteilung der deutschen Geschichtsquellen in schriftliche, bildliche und körperliche aufstellt. Für die ersteren besitzen wir die Publikation der Monumenta Germaniae historica, die beiden letzteren aber sollen unter den oben genannten Titeln veröffentlicht werden. So wichtig für die mittelalterliche Kulturgeschichte die Publikation der Monumenta inconographica wäre, so fragwürdig ist der wissenschaftliche Wert der Reliquiae medii aevi, da dem Forscher das Bild des körperlichen Gegenstandes niemals genügen wird. Die Publikation erfordert so bedeutende Geldopfer, welche Dr. Essenwein von der Reichsregierung erhofft, daß an ein Zustandekommen in dem geplanten Umfang wohl kaum gedacht werden darf.

Der Vorsitzende machte ferner auf das im zweiten Ergänzungsheft der Westdeutschen Zeitschrift erschienene „Rheinische Archiv", einen Wegweiser durch die für die Mittel- und Niederrheinlande wichtigen Archivalien, aufmerksam, dessen erster Teil den Niederrhein berücksichtigt. Die Arbeit giebt eine kurzgefaßte Übersicht der Bestandteile des Düsseldorfer Staatsarchivs und zählt im Anhang die kommunalen und privaten Archive im Gebiete des Niederrheins auf. Ähnliche summarische Inventarien sind vom Herausgeber für die Staatsarchive zu Coblenz und Wiesbaden, sowie für unser Stadtarchiv beabsichtigt. Die Abteilung stimmte dem Referenten zu, daß derartige Verzeichnisse von Archiven, die sich aus ganz heterogenen Teilen zusammensetzen, sehr willkommen sind, daß aber die kurze Inhaltsangabe eines

einheitlich erwachsenen Stadtarchivs, wie des unsrigen, nur von geringem Wert sein kann; mit einer kurzen Übersicht, die den Inhalt der Akten doch nicht erschöpfend genug andeuten kann, ist hier wenig gethan, und wer in städtischer Geschichte arbeiten will, ist doch stets auf die Auskunft des Archivars angewiesen. Dagegen dürfte sich nach Ansicht des Referenten eine Publikation des Kriegk'schen Registers zu der Abteilung Reichssachen des hiesigen Stadtarchives sehr empfehlen, einer Arbeit, die nicht nur der lokalen Geschichtsforschung, sondern noch viel mehr der auswärtigen zu gute käme, da die betreffende Serie sämtliche Akten über die Beziehungen der alten Reichsstadt zum Reich und seinen Gliedern enthält.

Zum Schlusse machte Herr Dr. Speyer darauf aufmerksam, daß es uns noch an einer Darstellung der neueren Geschichte Frankfurts im 17. und 18. Jahrhundert fehlt und brachte dafür die Initiative des Freien Deutschen Hochstiftes in Anregung; es sei, so meinte Redner unter Zustimmung der Abteilung, eine des Hochstiftes würdige Aufgabe, eine wissenschaftliche Durchforschung und Darstellung der Zeit und des Bodens, dem der junge Goethe erwachsen sei, in die Hand zu nehmen. So sympathisch auch sämtliche Mitglieder der Anregung des Herrn Dr. Speyer gegenüberstanden, so sehr mußten sie, zumal die mit den Verhältnissen des hiesigen Stadtarchivs vertrauten, den schwerwiegenden Bedenken des Herrn Dr. Grotefend beipflichten. Derselbe legte dar, daß die Zeit zu einer solchen Arbeit noch nicht gekommen sei, selbst wenn Herr Dr. Speyer seine Wünsche auf das vorige Jahrhundert beschränke. Was der Ausführung entgegensteht, ist zunächst die geringe Übersichtlichkeit des archivalischen Materials. Dieser wird zwar in Bälde dadurch wenigstens teilweise abgeholfen, daß einer der folgenden Bände der Quellen zur Frankfurter Geschichte den vom Redner neu gefundenen dritten Band von Lersners Chronik, sowie mehrere für die Geschichte und Kulturgeschichte unserer Vaterstadt im vorigen Jahrhundert hochwichtige und interessante Tagebücher bringen wird, deren Charakter und Bedeutung Redner kurz skizzierte. Das Aktenmaterial dagegen weist trotz großer Fülle

doch auch einige sehr empfindliche Lücken, besonders auf dem Gebiete der Handelsgeschichte, auf, wie an einigen Beispielen erläutert wurde. Eine aktenmäßige Darstellung des siebenzehnten Jahrhunderts aber ist, wie Herr Dr. Grotefend nachwies, bei dem jetzigen Zustand des Materials zur Zeit noch nicht ausführbar. Trotz alledem hofft die Abteilung, daß das Hochstift nach einiger Zeit dem dankenswerten Vorschlag des Herrn Dr. Speyer stattgeben kann, und es wurde beschlossen, in der nächsten Abteilungssitzung die Angelegenheit nochmals zur Sprache zu bringen.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Am 3. September fand eine wissenschaftliche Sitzung statt. Der Vorsitzende, Herr Dr. Valentin, eröffnete sie mit der Mitteilung, daß die Herren Direktor Dr. H. Weismann und Herr Ingenieur Kühl der Abteilung als stimmberechtigte Mitglieder beigetreten seien. Er legte sodann eine sehr dankenswerte Einsendung des Herrn Architekten Hasselmann in München vor: „Initialen nach den Originalien aus der Kunstsammlung des Herausgebers Architekten Hasselmann in München. Der Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet. 100 Blatt in 10 Lieferungen.“ Die in photographischem Lichtdruck von H. Bruch hergestellte Veröffentlichung bringt größeren Kreisen, welchen der Besitz der Originale fern liegt und denen deren Studium nicht immer leicht möglich ist, eine sehr wertvolle Bereicherung der Anschauung und des Vorbildes auf diesem in der neueren Zeit mit Vorliebe wieder gepflegten Gebiete der Kleinkunst. Es ist daher zu erwarten, daß das Werk eine reiche Benutzung finden wird. Die interessante Sammlung soll in den Räumen des Goethehauses, sobald die erforderlichen Rahmen beschafft sein werden, den Besuchern zur Ansicht gebracht werden.

Hierauf hielt Herr Richard Graul von hier einen Vortrag: „Über einige neue Richtungen in der französischen Malerei, speziell die Naturalisten und die Impressionisten.“

Den Inhalt des Vortrags bildeten in Kürze folgende Bemerkungen, welche der Redner im einzelnen begründete und des

weiteren erörterte, mit beſtändigem Hinweis auf eine reiche Sammlung von Reproduktionen, die, zum teil von der Preſtelſchen Kunſthandlung in bereitwilligſter Weiſe zur Anſchauung überlaſſen, teils ausgeſtellt waren, teils nach dem Vortrag zur Beſchauung herumgereicht wurden.

Unter den Kunſtrichtungen im modernen Frankreich ſteht der Naturalismus oben an. In mannigfaltigen Erſcheinungsformen, als Impreſſionismus, Luminismus und Tachismus hat er in dem Maße überhandgenommen, daß die Gegenbeſtrebungen Einzelner, wie der Neoklaſſiker, alle Tragweite verloren zu haben ſcheinen. Die Keime, aus denen dieſe extremen realiſtiſchen Richtungen ſich entwickelt haben, ſind als Vorbildungen bei einer Reihe von Landſchaftern, von denen Camille Corot mit ſeiner Geburt noch in das vorige Jahrhundert zurückweiſt, erkennbar. Corot hat zuerſt die Strenge akademiſcher Form in den weichen Schmelz der Stimmung aufgelöſt. Die realiſtiſchen Beſtrebungen wurden von ſeinen Nachfolgern und Gleichſtrebenden wie Théodore Rouſſeau, Paul Huet, Louis Cabat, Louis Français u. a. weitergeführt. Aber erſt in François Daubigny bricht der Naturalismus der Auffaſſung derart durch, daß er als der „geiſtige Vater" der modernſten impreſſioniſtiſchen Landſchafter in bedingtem Sinne gelten kann. Er ſuchte zuerſt in bewußter Weiſe das Momentane der landſchaftlichen Erſcheinung, die vorausſetzungsloſe Impreſſion im Bilde feſtzuhalten — überall aber entſprang die Schöpfung einer das Ganze beherrſchenden Stimmung des Künſtlers.

Weit entſchiedener als dieſe Landſchaftsmaler betraten indeſſen die Genremaler naturaliſtiſche Pfade. So hat Jean-François Millet das ſchlichte Leben der Bauern naturgetreu geſchildert, die Laſt ſeines dürftigen Daſeins und ſeine dumpfe Behaglichkeit nach gethanem Tagewerk in mitfühlender Empfindung vorgeführt; gerne ſchlug er dabei den Ton melancholiſcher Schwermut an. Iſt auch die Zahl von Millets unmittelbaren Nachfolgern keine große, ſo fielen doch ſeine Neuerungen auf fruchtbaren Boden, und eine ganze Schar ſelbſtändiger Nachzügler erntete reiche Erfolge auf dem Felde, das er bebaut hatte, ohne ſelbſt

bedeutenden Vorteil daraus gezogen zu haben. Jules-Adolphe Breton ist zur Zeit einer der hervorragendsten Schilderer des Landlebens. Ein Beispiel seiner Art, den einfachen Gegenstand seiner Bilder mit wahrhaft poetischer Empfindung zu umgeben, ist seine „Lerche" aus dem diesjährigen Salon. Der treffliche Holzschnitt von R. Berthold, welcher diesen Bericht ziert, ist dem XX. Bd. S. 228 der Lützow'schen „Zeitschrift für bildende Kunst" (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) entlehnt. Ein jugendliches Bauernmädchen geht am frühen Morgen hinaus aufs Feld zur Arbeit: da schwingt sich eine Lerche auf, ihr Morgenlied in die Lüfte hinausschmetternd. Das Mädchen schaut zu ihr auf, und heller fröhlicher Gesang steigt aus ihrem Herzen hervor, und die selbst eine frohe Lerche, frisch in den Tag und das neuerwachende Leben hineinwandert. — Während bei Breton das eminent persönliche Element vorherrscht, so ist es bei Bastien Lepage fast gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Hier erscheint die Natur mit brutaler Nacktheit wiedergegeben: der forschende Sinn ist an Stelle des poetisch schöpferischen getreten — er hat sich bis in die kleinsten unwesentlichsten Details eingedrängt. Von einem „Lyrismus" der Auffassung keine Spur mehr, und doch war Bastien Lepage nicht der vulgäre, prosaische Mensch, als den man ihn gewöhnlich hinstellt. Sein letztes Hauptwerk, „die Liebe auf dem Dorfe", bezeugt hinreichend, daß eine Wandlung des naturalistischen Systems sich in ihm vollzog. Freilich war es nicht seine Absicht in der Weise Millets, etwa die Formen zu stilisieren, sie größer, gewaltiger zu gestalten — das Heroische in der Erscheinung, das Epische in der Erzählung war ihm fremd —, aber er bekundete deutlich das Streben nach dem Ausdruck einer das Ganze umfassenden Grundstimmung: das ist der ideale Kern in der grobnaturalistischen Schale.

Ebensowenig wie Millet hatte Bastien Lepage direkte Fortbildner: beide waren originale Künstler, und das Originale der Auffassung vererbt sich nicht. Indeß steht Léon Lhermitte zu diesen Meistern in naher Beziehung. In seinen großen Schilderungen (»les vendanges« 1884, besonders »le vin« 1885) liebt er eine

gewiſſe Völligkeit der Formgebung, eine Art von Nobleſſe im Auftreten; ſeine Auffaſſung iſt kernhaft, gediegen. Macht der Künſtler dem Impreſſioniſten auch vielfach Konzeſſionen (die »pleine lumière«), ſo trennt ihn doch eine weite Kluft von ihren auffälligſten Verirrungen.

Der eigentliche Pionier des modernſten Naturalismus war Courbet, der Meiſter von Ornans. Seine Darſtellung iſt von eindringlicher Schärfe in der Beobachtung; oft entſchädigt ein humoriſtiſcher Zug für die verletzende Natürlichkeit der Naturwiedergabe. Aber auch er hat den Gipfel des Naturalismus nicht erklommen: den Impreſſioniſten ſtrenger Obſervanz erſcheint Courbet noch zu plaſtiſch in der Modellirung ſeiner Figuren. Der Impreſſionismus, deſſen bewußter Apoſtel ohne Zweifel Edouard Manet iſt, ſieht in der Natur nur ebene Flächen mit farbigen Flecken. Dieſe Flecken oder taches, deren exakte Wiedergabe die impreſſioniſtiſchen Maler erſtreben, haben ihnen den bezeichnenden Namen „tachistes“ gegeben. Allein die wichtigſte Neuerung Manets war die Malerei en pleine lumière, en plein air (in vollem Licht, im Freien). Ihre Adepten nennen ſich daher auch „Luminiſten“, ohne ſich damit ſtreng von den Tachiſten abzuſondern. (Zur Veranſchaulichung dieſer Malweiſe lagen in guten Reproduktionen vor: Werke von Raffaelli, Lerolle, Duez, Lançon, Manet, Renoir, Dantan, Gervex, Degas und vielen Anderen; zum teil entſtammten die Photogravüren den trefflichen Salonpublikationen von Goupil & Co. in Paris.)

Die Prinzipien des Impreſſionismus hat namentlich Emile Zola zum Gegenſtand eingehender Unterſuchungen gemacht. Sie reſümieren ſich etwa auf folgende Hauptmomente: Das Bild nicht im Atelier zu komponieren, ſondern es an Ort und Stelle vor dem Gegenſtande ſelbſt zu malen, alles Konventionelle und komponierte abzuſtreifen, ſich der Natur alſo direkt gegenüberzuſtellen und dieſe in voller, brutaler Wahrheit — carrément — wiederzugeben, ohne irgendwie ſich an die konventionell anerkannte Anſchauungsweiſe zu halten, den Eindruck, die impression, auf das gewiſſenhafteſte zu erhaſchen, die momentane ſinnliche Empfindung ganz unverfälſcht, wie ſeltſam ſie auch erſcheinen möge,

wiederzugeben. Die neuen Maler lernen nicht den „optiſchen Katechismus", ſie ſehen geringſchätzig auf die maleriſche Geſetzmäßigkeit herab und verzichten auf die Geltendmachung ſubjektiver Stimmung (sentiment): ſie geben, was ſie ſehen, ſo wieder, wie ſie es ſehen, unmittelbar, gut oder ſchlecht, ohne Abzüge, ohne Erläuterung. „Unſere Künſtler", meint Zola, „malen ſyſtematiſch das Häßliche aus Oppoſition gegen das zum Überdruß gewordene Schöne, ſie wählen das Ordinäre, weil ſie das Elegante haſſen, ſie ſind Maler, die mit den Geſetzen gebrochen haben, aber Maler ſind ſie". — Gewiß ſind ſie Maler — Künſtler aber nur in ſoweit ſie dieſe Grillen vergeſſen und, dem Strome ihrer Empfindung folgend, die Materie mit idealem Gehalte erfüllen und ſie durchgeiſtigen.

Zum Schluß machte der Vorſitzende die Mitteilung, daß die nächſte Sitzung am 14. Oktober ſtattfinden, und in dieſer Herr Hofrat Profeſſor Dr. G. Schäfer aus Darmſtadt einen Vortrag über die Denkmäler der bildenden Kunſt des Mittelalters und der Renaiſſance in einem Teile des unteren Maingaues halten werde.

Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

Die Abteilung hat im Laufe des Vierteljahres keine wiſſenſchaftlichen Sitzungen gehalten.

Abteilung für Neuere Sprachen (NS).

Seitens mehrerer Mitglieder des Freien Deutſchen Hochſtiftes war am 19. Juni l. J. eine Einladung zum Eintritt in eine eventuell zu errichtende Abteilung für Neuere Sprachen ergangen, welche lebhaften Anklang gefunden hatte. Eine auf den 4. September in das Goethehaus einberufene Verſammlung der Angemeldeten war denn auch ſo zahlreich beſucht, daß ſie nach eingehender Beratung auf Grund der Sätze 18 und 19 der Satzungen des Freien Deutſchen Hochſtifts ſofort zur Konſtituierung der Abteilung ſchreiten konnte. Mitglieder derſelben ſind:

Baumann, Adolf, Banquier, Hier.
Banner, Max, Dr. phil. Gymnaſiallehrer, Hier.
Berch, E., Dr. phil. Hier.
Caumont, A., Gymnaſial-Oberlehrer, Hier.
Cohn, Oswald, Dr. phil. Hier.
Cuers, H., Dr. phil. Hier.
Dietz, Wilhelm, Lehrer, Hier.
Fiſcher, Aug., Dr. phil. Lehrer, Hier.
Fritſch, A., Dr. phil., Lehrer, Hier.
Hanau, Heinrich, Kaufmann, Hier.
Herz, J., Lehrer, Hier.
Hoburg, R., Dr. phil., Oberlehrer, Hier.
Junker, Dr., Lehrer, Bockenheim.
Kamp, O., Dr. phil., Hier.
Kortegarn, Dr. phil., Direktor der Wöhlerſchule, Hier.
Leveque, Charles, Lehrer, Hier.
Merz, Julius, Lehrer, Bockenheim.
Michel, Ferdinand, Dr. phil., Lehrer der neueren Sprachen, Hier.
Mommſen, Tycho, Gymnaſial-Direktor, Profeſſor Dr. phil., Hier.
Müller, H. L., Lehrer, Hier.
Peliſſier, E., Gymnaſiallehrer, Hier.
Philippſon, Rob., Dr. phil., Gymnaſiallehrer, Magdeburg.
Reichard, Herm., Lehrer, Hier.
Stern, B., Dr. phil., Lehrer, Hier.
Tachau, Ludwig, Dr. phil., Reallehrer, Hier.
Valentin, V., Dr. phil., Oberlehrer, Hier.
Vetter, Fritz, Dr. phil., Lehrer, Hier.

In den Vorſtand wurden gewählt Herr Oberlehrer Caumont als erſter Vorſitzender, Herr Dr. Vetter als zweiter Vorſitzender und Herr Dr. Fiſcher als Schriftführer. Der Vorſtand wurde beauftragt, dem Akademiſchen Geſamtausſchuß die geſchehene Konſtituierung der Abteilung mitzuteilen und um Genehmigung der gefaßten Beſchlüſſe zu bitten. Dieſe Genehmigung iſt in der Sitzung des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes vom 15. September erteilt worden.

Die Abteilung gedenkt jedesmal am letzten Donnerstag eines Monats eine Sitzung im Goethehause abzuhalten, in der eine wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der Neueren Philologie zum Vortrag resp. zur Besprechung kommen soll. Herr Dr. Vetter hat die Reihe dieser Vorträge bereits am 24. September eröffnet und gedenkt am 29. Oktober die Erörterung seines Themas „Die Tristansage" fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen.

Außerdem versammeln sich die Mitglieder wöchentlich einmal (diesen Winter Donnerstag Abends) in zwangloser Weise in einem geeigneten Lokale. Diese Abende sind gemeinsamer Lektüre und der Unterhaltung in englischer oder französischer Sprache gewidmet. Zur Lektüre sind für diesen Winter gewählt Byrons „Marino Faliero" und die dramatischen Dichtungen von Alfred de Musset.

Abteilung für Schöne Wissenschaften. (SchW).

Nachdem die Abteilung für Schöne Wissenschaften in der ersten Hälfte des Sommerhalbjahres längere Zeit durch Krankheit des Vorsitzenden Herrn Dr. Jordan in ihrer Thätigkeit behindert war, nahm sie diese späterhin durch drei Sitzungen wieder auf. In denselben wurden zunächst geschäftliche Angelegenheiten beschlossen; insbesondere wurde festgesetzt, daß in dem kommenden Winterhalbjahr regelmäßig an jedem zweiten Samstage im Monat, abends 8 Uhr, im Goethehause die Abteilung zusammentreten solle; auch wurde für das laufende Geschäftsjahr Herr Dr. Böcker zum Schriftführer der Abteilung erwählt. In der Sitzung vom 29. Juni berichtete Herr Direktor Dr. Rehorn — unter Bezugnahme auf einen Vortrag des Herrn Dr. Philippson über dasselbe Thema — über den neuesten Band des Goethe-Jahrbuchs. Eine lebhafte Diskussion über die zukünftige Stellung des Hochstifts zum Goethe-Jahrbuche knüpfte sich hieran, hervorgerufen durch den Umstand, daß inzwischen die Verlagshandlung mit der neuen Goethe-Gesellschaft in Weimar in ein Vertragsverhältnis eingetreten, welches die Aufrechterhaltung der seitens des Hoch-

ſtifts mit den Verlegern des Goethe-Jahrbuches getroffenen Vereinbarungen in Frage ſtellen mußte. (Vgl. Bericht des AGA an die Hauptverſammlung, Seite 55 dieſes Berichtes.)

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften. (SzW).

Die Abteilung hielt in der bewährten und vom vorigen Bericht (S. 46) näher mitgeteilten Weiſe alle 14 Tage eine Sitzung ab; jedoch ergab ſich die Notwendigkeit, in den Monaten Juli und Auguſt Ferien eintreten zu laſſen. — Hauptgegenſtand der Referate und der Diskuſſion war: „Zur Erkenntnis unſrer ſtaatswirtſchaftlichen Zuſtände" von Rodbertus Jagetzow; 1. Heft: „Fünf Theoreme" (1842), von denen die vier erſten bereits eine eingehende Behandlung ſeitens der Abteilung erhalten haben. Veranlaſſung zu der Wahl dieſes Themas war der wiederholt ausgeſprochene Wunſch, ſich einmal innerhalb der Abteilung über die Grundfragen der Volkswirtſchaftslehre gegenſeitig gründlich auszuſprechen und aufzuklären. Dieſe Wahl hat ſich auch aufs beſte bewährt, inſofern das nicht eben leichte Studium dieſer höchſt inhaltsvollen und gedankenreichen Schrift alle überhaupt an den betreffenden Sitzungen aktiv teilnehmenden Mitglieder zu einem vertieften Eindringen in die wichtigſten Probleme der Nationalökonomie und zu einem höchſt lebhaften Gedankenaustauſch über dieſelben angeregt hat. Es ſoll dabei nicht verſchwiegen werden, daß die Abteilung in ihrer großen Mehrheit mit den Reſultaten der Rodbertus'ſchen Unterſuchungen nicht immer übereingeſtimmt und ihm namentlich Mangel an Konſequenz in ſeinen letzten Folgerungen vorwerfen zu müſſen geglaubt hat. — Von den literariſchen Referaten innerhalb der Abteilung ſind beſonders hervorzuheben: das des Herren Prof. Dr. Oelsner über Maxime Ducamp: »La Charité Privée à Paris« (Paris 1885) und ein anderes desſelben Herrn über Mengers Polemik gegen die hiſtoriſche Schule in der Volkswirtſchaft; endlich das des Herrn Dr. E. Philippſon über die „Geſchichte der Poſt in Frankfurt am Main" von B. Faulhaber.

Endlich wurde ein Abend einer eingehenden Beratung der

Themata gewidmet, welche die Abteilung als zu Vortragszyklen geeignet beim Akademischen Gesamtausschuß für den bevorstehenden Winterlehrplan in Vorschlag zu bringen wünschte. Zu ihrer großen Genugthuung sind ihre Vorschläge in wohlwollendster Weise bei der definitiven Gestaltung des diesmaligen Lehrplans seitens des Akademischen Gesamtausschusses berücksichtigt worden.

Herr Prof. Dr. Oelsner berichtete in der Sitzung vom 1. Juli 1885 über Mengers Polemik gegen die historische Schule in der Volkswirtschaft. *) — Nach einer Charakterisierung der historischen Schule seit Roscher geht der Referent auf Mengers Polemik gegen dieselbe ein; Menger betont der „empirischen" Methode gegenüber die „exakte", welche er die deduktiv-spekulative Methode nennt. Nach ihm ist der historischen Richtung vorzuwerfen, daß sie die Wissenschaft zu sehr beherrsche, während die historische Forschung doch nur Hilfswissenschaft der Nationalökonomie sein dürfe; daß sie ferner das individuelle Leben nicht so erfassen und verfolgen könne, wie es die Volkswirtschaftslehre verlange; daß es endlich ein sehr problematisches Bemühen sei, aus der Geschichte Anwendung auf das gegenwärtige Leben zu gewinnen. — Der Angriff Mengers richtet sich hauptsächlich gegen Schmoller, der im Gegensatze zu Menger behauptet, das die Geschichte nicht blos Hilfswissenschaft, sondern ein vollberechtigter und zwar der deskriptive Teil der Volkswirthschaftslehre sei. Auch der Referent vertritt diese These; die Volkswirtschaftslehre müsse sich die Erkenntnis der wirtschaftlichen Zustände und Ansichten aller Zeiten zur Aufgabe machen; dabei werde die Theorie auch der historisch-statistischen Forschung die Direktive geben und diese wieder als letztes Ziel die theoretische Vertiefung erstreben. Doch sei es gut, daß durch

*) Zur Literatur: Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig 1883. — Schmoller, Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften: Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. 1883, S. 239 ff. — Menger, Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie, Wien 1884, und die kurze Abfertigung dieser Schrift durch Schmoller im Jahrbuch 1884.

ſolche Polemik die philoſophiſche Forſchung neue Anregung und neuen Aufſchwung erhalte.

Herr Dr. E. Philippſon berichtet in der Sitzung vom 31. Auguſt 1885 über die „Geſchichte der Poſt in Frankfurt a. M.“ von B. Faulhaber (Archiv für Frankfurts Geſchichte und Kunſt, herausgegeben vom Verein für Geſchichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M., Neue Folge, Bd. 10, 1883). — In einigen einleitenden Worten hebt Referent hervor, wie entſprechend anderen öffentlichen politiſchen und adminiſtrativen Einrichtungen des Mittelalters auch das deutſche Poſtweſen urſprünglich nicht eine planmäßige geſetzgeberiſche Schöpfung geweſen, ſondern gelegentlich aus lokalen und temporären Bedürfniſſen entſtanden und weiter entwickelt ſei. Ein Zuſammenſtoß ſolcher gleichartigen, nebeneinander ſich bildenden und wachſenden Inſtitutionen ſei die unausbleibliche Folge dieſer Entſtehungsart, und ſo ſei denn auch die Geſchichte der Frankfurter Poſt bis in dieſes Jahrhundert hinein im weſentlichen ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen den entſprechenden kommunalen und kaiſerlichen, reſp. Thurn- und Taxisſchen Poſteinrichtungen. Von dieſem Kampf, der zu gleicher Zeit auch ein getreues Spiegelbild der jeweiligen politiſchen Verhältniſſe des deutſchen Reiches ſei, gebe das vorliegende Werk an der Hand höchſt eingehender archivaliſcher Forſchungen eine anziehende und anſchauliche Schilderung. Der Referent gibt ſodann einen Überblick über den reichen Inhalt des Werkes, indem er ſich dabei an den Gang der Darſtellung in den 11 Kapiteln desſelben hält; er zeigt, wie das ſchon ſeit 1385 urkundlich nachweisbare hieſige ſtädtiſche Botenweſen ſofort mit der ſeit 1516 entſtandenen kaiſerlichen Taxisſchen Poſt in Konflikt gerät, bis es dem energiſchen kaiſerlichen Poſtmeiſter Johann von der Birghden mitten in den Wirren des 30jährigen Krieges gelingt, ſämtliche hier beſtehenden Botenpoſten in ſeiner Hand zu vereinigen; nur die Kölniſche Poſt auf dem Kornmarkte erhält ſich noch bis zum Jahre 1749 und die Heſſen-Kaſſelſche Poſt im Hainerhofe ſogar bis zum Jahre 1808. Die hieſige kaiſerliche Taxisſche Poſt gewinnt trotz der im vorigen Jahrhundert neu

entstehenden selbständigen Konkurrenzlinien immer mehr an Bedeutung, namentlich seitdem der Fürst Anselm Franz von Taxis seine Residenz hier nimmt, gerät aber auch mit der Stadt in neuen Streit in Betreff der Gerichtsbarkeit über die Taxisschen Beamten. Der Fürst Primas hebt sodann 1808 sämtliche fremde Postanstalten in seinem Gebiete auf und belehnt den Fürsten Taxis mit dem Erblandpostmeisteramt für das Großherzogtum Frankfurt; seitdem bleibt dieser in dem auch später von den Bundesakten bestätigten und durch neuen Vertrag mit der wieder frei gewordenen Reichsstadt geordneten alleinigen Besitz des Postregals bis zum 16. Juli 1866, wo nach 350jährigem Bestande die Taxissche Post in preußische Verwaltung genommen wird, um in der Mitternacht vom 30. Juni auf den 1. Juli 1867 definitiv in dieselbe überzugehen. — Zum Schlusse spricht der Referent die Hoffnung aus, durch seine Besprechung die Mitglieder der Abteilung zu eigner Lektüre des interessanten Werkes angeregt zu haben.

III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses an die Hauptversammlung

(22. November 1885).

Der von den Satzungen vorgeschriebene Bericht über die Thätigkeit des AGA hat es diesmal nur mit der Zeit vom 5. Februar d. J. zu thun: an diesem Tage fand seine Konstituierung statt, so daß er die von dem provisorischen Akademischen Ausschuß bis dahin geleiteten Geschäfte übernehmen konnte. Über diese ist bereits in dem ersten, gedruckt vorliegenden Berichte des Jahres 1884/85 S. 10 ff. Mitteilung gemacht worden. Ebenso giebt der inzwischen vom AGA herausgegebene zweite Bericht des abgelaufenen Geschäftsjahres über die Thätigkeit desselben und der ihm unterstehenden wissenschaftlichen Abteilungen ausführliche Kunde betreffs der durch die Satzungen vorgeschriebenen Arbeiten, wie sie seit Februar bis Ende Juni stattgefunden haben, und der vorliegende erste Bericht des Ge-

ſchäftsjahres 1885/86 macht Mitteilung über die Arbeiten von Juli bis Ende September, ſo daß eine Wiederholung im Einzelnen hier unſtatthaft wäre. Es genügt eine ſtatiſtiſche Überſicht, welche ein Geſamtbild zu entwerfen geeignet iſt.

Der AGA hielt 14 Sitzungen: am 5. Februar, 13. Februar, 6. März, 9. März, 11. März, 13. März, 8. April, 8. Mai, 29. Mai, 17. Juni, 1. Juli, 13. Auguſt, 11. September, 15. September.

Die Abteilung G: 5, K: 6, N: 2, SchW: 4, SzW: 14.

Allgemeine Sitzungen mit Vorträgen fanden ſtatt:

23. November, 11. Januar, 17. April, 11. Mai, 17. Mai, 21. Juni, 31. Auguſt, 3. September, 4. Oktober.

Es erübrigt noch, über die innere Thätigkeit des AGA einige Mitteilungen von allgemeinerem Intereſſe zu machen.

Als erſte Aufgabe betrachtete der AGA in Befolgung des Satzes 4A die Feſtſtellung des allgemeinen Lehrplanes: er liegt im zweiten Berichte des abgelaufenen Geſchäftsjahres S. 69 u. ff. vor. Zur Feſtſtellung des dadurch ermöglichten ſpeziellen Lehrplanes bedurfte es zunächſt einer vorgängigen Bewilligung des Etatspoſtens für die Lehrgänge. Die hierzu notwendige Berufung der Hauptverſammlung wurde von dem AGA im Februar beantragt. Sie fand am 28. Juni ſtatt. Hierdurch war die Zeit der Verhandlung mit hieſigen und auswärtigen Lehrkräften nicht nur ſehr kurz geworden, ſondern zugleich in eine ſehr ungünſtige Zeit verſchoben: am 4. Juli begannen die hieſigen großen Ferien, welche die Lehrkräfte vielfach nach auswärts führten; Anfangs Auguſt fingen die auf der Univerſität befindlichen Lehrkräfte an, ihre Wohnſitze zu verlaſſen. Die dadurch ſehr erſchwerten Unterhandlungen ſind jedoch noch rechtzeitig zum Abſchluß gekommen, vor allen Dingen Dank der liebenswürdigen Bereitwilligkeit der Herren Dozenten, ihre Beſchlüſſe in der erbetenen Weiſe möglichſt raſch zu faſſen. So wurde es möglich, den ſpeziellen Lehrplan feſtzuſtellen, welcher den hieſigen und den in nächſter Nähe wohnenden Mitgliedern bereits im September zugegangen iſt und welcher für die entfernter wohnenden Mitglieder dieſem Berichte beiliegt. Mit Freuden

dürfen wir konstatieren, daß, mit einer einzigen Ausnahme, die Herren Dozenten mit vollem Verständnis unseren Bestrebungen entgegenkamen und, soweit sie nicht sachlich abgehalten waren, unserem Rufe mit Freuden folgten, und ebenso dürfen wir hinzufügen, daß von Seiten des Publikums der hier gebotenen Entfaltung reichster geistiger Arbeit mit Teilnahme und Verständnis entgegengekommen worden ist: besonders darf hervorgehoben werden, daß diese Bethätigung des Hochstifts ihm eine große Reihe neuer Freunde und Mitglieder zugeführt hat, die nur darauf gewartet haben, daß das Wort endlich zur That werde, und die eine kräftige Belebung und Förderung der hier in so reichem Maße vorhandenen geistigen Interessen freudig willkommen geheißen haben.

Diese Erkenntnis des ernsten wissenschaftlichen Strebens des Hochstiftes hat eine besondere Bestätigung gefunden, als von einigen Mitgliedern der Akademischen Abteilung die Aufforderung an eine Reihe von Fachgenossen erging, zur Bildung einer Abteilung für Neuere Sprachen (romanische und germanische) zusammenzutreten. Eine größere Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher Kräfte hat sich in Folge davon dem Hochstift angeschlossen und am 4. September konnte die neue Abteilung mit der Zahl von 26 Mitgliedern konstituiert werden, die alle hier am Platze wohnen. Es ergeht auch hier die Aufforderung an alle hiesigen und auswärtigen Förderer und Freunde dieses Studiums, sich den Arbeiten der Abteilung NS durch Erklärung ihres Beitrittes zu ihr anzuschließen. Die Erklärung ist an den AGA zu richten.

Am 14. Juni erhielt das Hochstift eine gedruckte unter Kreuzband verschickte Einladung, sich an der Bildung einer Goethegesellschaft in Weimar zu beteiligen. Am 15. fand eine Sitzung des VA und am 17. eine solche des AGA zur Beratung über die Stellungnahme von Seiten des Hochstiftes statt. Leider konnten beide Sitzungen, bei den erschwerenden Bestimmungen betreffs der Beschlußfähigkeit, zu einer solchen nicht gelangen. Aus dem mündlichen Austausche der Ansichten, die freilich keine offizielle Kraft erlangen konnten, ergab sich, daß es doch nicht wol denkbar sei, in welcher Weise das Hochstift, selbst eine große

Genoſſenſchaft, wie eine Privatperſon Mitgründer einer anderen Geſellſchaft werden ſolle, die zum Teil ähnliche Zwecke wie das Hochſtift verfolge. Es ſei daher abzuwarten, in welcher Weiſe die neue Geſellſchaft, deren Entſtehung mit großer Sympathie begrüßt wurde, zu arbeiten gedenke: erſt dann könne darüber beraten und beſchloſſen werden, in wie weit ein ſachliches Zuſammengehen mit der neuen Geſellſchaft eintreten könne. Es wurde dies um ſo mehr für notwendig gehalten, als aus dem verſandten Proſpekte ſich ergab, daß das Goethe-Jahrbuch, das, wie in der Vorrede des letzten Bandes desſelben mitgeteilt iſt, eben erſt eine namhafte Unterſtützung vom Hochſtift erhalten hatte, und mit welchem eine engere Verbindung vertragsmäßig in Ausſicht genommen war, als Organ der neuen Geſellſchaft für deren Veröffentlichungen bezeichnet wurde, ohne daß die zu dem Hochſtift beſtehende Beziehung berückſichtigt worden wäre. Hierdurch war das Vertragsverhältnis mit dem Hochſtift thatſächlich gelöſt. Im Übrigen ſieht das Hochſtift Eröffnungen der neugegründeten Geſellſchaft darüber entgegen, wie ſie ſich zu der älteren Schweſter zu ſtellen gedenkt. Dieſe verfolgt die Beſtrebungen der jüngeren mit dem größten Intereſſe und begrüßt die Thatſache mit großer Freude, daß die Pflege der Goethephilologie, welche für das Hochſtift doch nur ein einzelner Teil ſeiner umfaſſenden Thätigkeit werden könnte, nun dort in Verbindung mit dem reichen Schatze des Nachlaſſes ein feſtes Zentrum gefunden hat. Das Hochſtift wird, ſoweit es der Verfolg ſeiner anderweitigen ſehr bedeutenden Aufgaben erlaubt, ſicherlich in die Förderung der Beſtrebungen der Goethegeſellſchaft gerne eintreten.

Nachdem ſich die Notwendigkeit der Neubeſetzung der Stelle des Verwaltungsſchreibers und des Bibliothekars ergeben hatte, wurde die Wahl der neuen Beamten einer Kommiſſion übertragen, welcher der ſtellvertretende Vorſitzende des VA ſowie ein anderes Mitglied dieſes Ausſchuſſes, ferner die beiden Vorſitzenden des AGA und der des PA angehörten. Das ihnen zugeſtandene Recht der Kooptation benutzten ſie, um ſich der Beihülfe des früheren Vorſitzenden des Akademiſchen Ausſchuſſes

sowie eines der Verwaltung in keiner Weise angehörigen Mitgliedes zu sichern. Es war ihr die gesamte Ordnung des Beamtenstandes aufgetragen worden. Dieser Aufgabe entledigte sie sich in vier Sitzungen, in welchen die Verhältnisse die eingehendste Beratung fanden. Man kam vor allen Dingen darüber zum Entschlusse, daß die Stellung des Verwaltungsschreibers eine solche sei, daß sie nicht als Nebenthätigkeit, sondern als Hauptthätigkeit ihres Inhabers betrachtet werden müsse, und daß daher die Anwesenheit desselben in den Geschäftsstunden von 9—1 und von 3—6 Uhr unbedingt erforderlich sei; ferner daß die Stelle des Bibliothekars vorläufig noch zu unbedeutend sei, als daß sie eine besondere Amtsthätigkeit ausfüllen könne; sie sei vielmehr mit der des Verwaltungsschreibers in der Weise zu verbinden, daß dieser von seinen Amtsstunden die Zeit von 12—1 täglich der Bibliothek widme. Durch diese Vereinigung sei es möglich, bei Festsetzung des Gehaltes des Verwaltungsschreibers auf Mk. 2000 und des des Bibliothekars auf Mk. 1000, einen wissenschaftlich tüchtigen Mann zu gewinnen, der seine Hauptthätigkeit dem Hochstift widmen könne. Bei den mancherlei Bewerbungen, die eingelaufen waren, mußte vor allen Dingen davon abgesehen werden, als ob die Stelle am Hochstift als eine Art Ruheposten oder Belohnung für literarische Leistungen betrachtet werden dürfe; wir brauchen eine tüchtige Arbeitskraft, welche sich dem Interesse der Anstalt zu widmen entschlossen ist. Es ist die Wahl nach sorgfältigster Erwägung auf Herrn Dr. Pallmann gefallen, der uns durch seine bisherige Thätigkeit auf mehreren Gebieten die Gewähr zu bieten schien, daß er ebenso wissenschaftlich tüchtig wie im Verwaltungsfache geübt und erprobt sei, auf welchen letzteren Punkt ein ganz besonderer Wert gelegt wurde: der neue Verwaltungsschreiber hat die schwere Aufgabe, in der Registratur und dem Gange der Verwaltung die bisher vielfach vermißte Ordnung und die Sicherheit des Verkehrs herzustellen, wie sie für eine große Anstalt eine Lebensfrage ist. Mit Rücksicht auf diese schwierige Aufgabe, die sich noch größer herausgestellt hat als anfangs geglaubt wurde, haben die Kommissionsmitglieder nach-

träglich dem Wunsche des VA zugestimmt, daß der stellvertretende Bibliothekar vorläufig noch beibehalten würde; sobald die Regelung des Geschäftsbetriebes eingetreten sein wird, muß diese Stellung natürlich wegfallen, da die Aufgabe alsdann nicht so groß ist, daß sie nicht von einem Beamten bewältigt werden könnte.

Herr Dr. Pallmann, welcher eine Zeit lang im Buchhandel thätig war und in den Jahren 1879—1881 außer mehreren kleinen Aufsätzen über Geschichte des Buchhandels im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" und in den Mitteilungen des hiesigen Altertumvereins die Vorarbeiten für die vom Börsenverein der deutschen Buchhändler durch Dr. Friedrich Kapp herauszugebende Geschichte des deutschen Buchhandels, soweit diese Bezug auf Frankfurt hat, machte, hat im Jahre 1881: „Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen" geschrieben. Dieses Buch ist als siebenter Band des „Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst" dahier im Verlage von K. Th. Völcker erschienen. Im Sommer dieses Jahres hat er den Preis für die Lösung der von der staatswirtschaftlichen Fakultät zu München gestellten Preisaufgabe erhalten: „Vergleichende Untersuchung der wirtschaftlichen Natur des Kunstgewerbes und der sozialen Stellung der Kunstgewerbetreibenden in der Renaissancezeit und im neunzehnten Jahrhundert." Auf Grund dieser Arbeiten ist Herr Dr. Pallmann von der Leipziger philosophischen Fakultät promoviert worden.

Die in Satz 4 B vorgesehene „Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Bestrebungen" hat ihre Erfüllung in der Weise gefunden, daß von den dem AGA zur Verfügung gestellten Mk. 1500.— für das Goethejahrbuch eine Unterstützung von Mk. 500.—; für das im Erscheinen begriffene Werk von Braun: „Goethe im Urteil seiner Zeitgenossen", um die Herausgabe des letzten (dritten) Bandes zu ermöglichen, von Seiten des Hochstifts Mk. 300.— gewährt wurden, nachdem von Seiten des kgl. Ministeriums gleichfalls eine Beihilfe bewilligt, und die Abteilung SchW eben diese Unter-

ſtützung eingehend geprüft und befürwortet hatte. Ferner erhielt die auf Antrag der Abteilung K vom AGA beſchloſſene Führich-Ausſtellung einen Zuſchuß von Mk. 494.90 und endlich wurde auf Antrag der Abteilung G eine Summe von Mk. 150.— bewilligt, um die wertvolle Bibliotheca historica, welche infolge zu großer Unkoſten vom Verleger aufgegeben worden war, wieder ins Leben zu rufen. Auf dieſe Weiſe glaubte der AGA den Vorſchriften der Satzungen auf verſchiedenen Gebieten wertvolle Beſtrebungen zu unterſtützen und nicht nur ſeinen Mitgliedern, ſondern auch weiteren Kreiſen für Wiſſenſchaft und Kunſt bedeutſame Anregung und Förderung zu gewähren, gerecht zu werden.

Die im Satz 4C vorgeſehene „Erwerbung von wiſſenſchaftlichen Werken, von Kunſterzeugniſſen und Belehrungsmitteln" iſt durch folgende Ankäufe bethätigt worden.

A. Manuſkripte.

1. Das Fräulein ohne Herz. Fragment einer Erzählung, verfaſſet und Amalien von Döring geborene v. Hille gewidmet von dem Vorleſer des Manuſkriptes, Deſſau am 18. April 1785.

   Manuſkript von C. W. Behriſch, 23 unpaginierte Blätter in 4° mit einer Original-Bleiſtiftzeichnung (von Rehberger?).

2. Das Fräulein ohne Herz. Andeß (Deſſau) 1785. (Zu obiger Erzählung gehöriges Gedicht.)

   Manuſkript von C. W. Behriſch. 12 Blätter in 12°, roſa Papier, davon 10 paginieret und doppelſeitig beſchrieben.

3. Brief der Frau Rath vom 24. Juni 1788. Vollſtändig eigenhändiger Brief. 3 Seiten. 4°.

B. Bücher.

4. Neue Lieder in Melodien geſetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn 1770.

   = Goethes erſtes Liederbuch. =

5. Fünf und zwanzig Lieder. In Muſik geſezt von Corona Schröter. Weimar 1786. Annoch bei mir ſelbſt, und in Commiſſion in der Hoffmanniſchen Buchhandlung.
6. Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Ein Schauſpiel. 1773. 206 S. in 8°. Editio princeps.
7. Der Eislauf oder das Schlittſchuhfahren, ein Taſchenbuch für Jung und Alt. Herausgeg. von Zindel. Nürnberg 1825.
8. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter. Sechs Theile in 3 Doppelbänden. Berlin 1833—34.
9. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Sechs Theile in 3 Doppelbänden. Stuttg. und Tübingen 1829.

= Originalausgabe. =

10. Goethe und ſeine Werke. Von Karl Roſenkranz. 2. Aufl. Königsberg 1856.
11. Mittheilungen über Goethe. Von Dr. F. W. Riemer. 2 Bände. Berlin 1841.
12. Goethes Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. 12 Bände. Leipzig, Bibliogr. Inſtitut.
13. Goethes ſämtliche Werke. Vollſtändige Ausgabe in 15 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1881.

Außerdem noch ungefähr 12 Einzelwerke über Goethe.

C. Kunſtwerke.

Goethes rechte Hand, nach dem im Ochsſchen Atelier in Berlin angefertigten Gipsabguſſe in kariſchem Marmor ausgeführt von Bildhauer Weißenbach.

Die in Satz 4 D vorgeſchriebene Anſchaffung von Zeitſchriften ꝛc. hat ſtattgefunden: das Verzeichnis der im Leſezimmer aufliegenden Zeitſchriften zeigt die Berückſichtigung der verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft und Kunſt, welche im Hochſtift gepflegt werden. Sobald die Anſchaffungen für das neue Geſchäftsjahr ſatzungsgemäß feſtgeſetzt ſind, wird ein neues Verzeichnis erſcheinen, das im nächſten Bericht veröffentlicht wird.

Der AGA hat die monatlichen Vorträge (Satz 4 E) als eine beſonders erſprießliche Anregung eifrig gepflegt: Näheres

hierüber liegt in dem letzten Berichte des abgelaufenen Geschäftsjahres für die Zeit bis zum 1. Juni und in dem gegenwärtig ersten Bericht des Geschäftsjahres 1885/86 für die Zeit vom 1. Juni bis zum 30. Sept. 1885 vor. Es wird durch diese Vorträge die Möglichkeit gegeben auch dem weiteren Kreise der Mitglieder, welche den fachgemäßen Arbeiten der Abteilungen nicht folgen, Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand bedeutsamer, allgemein interessierender Fragen zu machen. Deshalb sind die Themata stets im Anschluß an Probleme und Interessen gewählt worden, welche unsere Zeit besonders bewegen oder welche durch bestimmte Veranlassungen hervorgerufen worden sind. Diese Vorträge ermöglichen es, teils einheimische Kräfte hervorzuziehen, auswärtige kennen zu lernen und in beiden zugleich geeignete Männer für die im Winter zu haltenden Lehrgänge zu finden, teils mit hervorragenden Männern der Wissenschaft in Beziehung zu treten und dadurch das Verständnis für die wissenschaftlichen Bestrebungen des Hochstiftes in immer weitere Kreise zu tragen, zugleich aber auch einen dauernden Verkehr mit den maßgebenden Kreisen des wissenschaftlichen Lebens anzuknüpfen und zu pflegen. Gerade diese Vorträge erscheinen daher so wie sie sich jetzt gestaltet haben, ein um so bedeutenderes Glied in der Kette wissenschaftlicher Veranstaltungen des Hochstifts, als die wachsende Teilnahme des Publikums ihnen mit immer steigendem Interesse entgegenkommt. Zugleich aber geben diese Vorträge die Möglichkeit, auch Nichtmitgliedern die Wohlthaten der Stiftung zugänglich zu machen, die im liberalsten Geiste gedacht ist und nicht darauf ausgeht, sich in enge Abgeschlossenheit zu hüllen.

Die Abfassung der Berichte (Satz 4 F) war für den AGA der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Es ist notwendig, daß der inhaltlich bedeutendere Teil, welcher über die Pflege der Wissenschaft und Kunst berichtet, auch äußerlich an die Spitze tritt und daß die geschäftlichen Mitteilungen sich daran anschließen. Es liegt die Absicht vor, die Berichte in Zukunft vierteljährlich erscheinen zu lassen, so daß jedes Heft zu Anfang eines neuen Vierteljahres ausgegeben wird und über das vorhergehende

Vierteljahr berichtet. Am Schluſſe des Jahrgangs ſoll dann ein Inhaltsverzeichnis und Regiſter erſcheinen, ſo daß die in den Berichten niedergelegten Arbeiten leicht zu finden und dadurch für den Gebrauch handlich gemacht werden.

Die nach Satz 4G vorgeſchriebene „Herbeiführung wechſelſeitig anregender Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anſtrebenden Vereinen und Geſellſchaften" iſt, ſo weit es möglich war, eifrig gepflegt worden. So hat der AGA mehrfach Gelegenheit genommen, die Künſtlergeſellſchaft einzuladen. Am Tage vor dem Schluſſe der Führich-Ausſtellung hielt der Vorſitzende des AGA für die mit ihren Familien geladenen Künſtler einen Vortrag über Führich, der dieſen Künſtler beſonders von den für das Fachpublikum intereſſanten Seiten darzuſtellen ſuchte; zu zwei Vorträgen, deren Inhalt gerade für die Künſtler beſonders intereſſant erſchien, fand gleichfalls in ſehr erfreulicher Weiſe zahlreicher Beſuch ſtatt. Andererſeits erfuhren wir mancherlei freundliches Entgegenkommen. So gewährte uns die Polytechniſche Geſellſchaft gegen Zugeſtändnis des freien Eintritts für ihre Mitglieder ihren Saal für die Führichausſtellung unentgeltlich, ein Entgegenkommen, für das wir auch an dieſer Stelle unſeren Dank ausſprechen, nicht minder aber auch dem Kunſtgewerbeverein, ſowie dem hiſtoriſchen Muſeum für die Darleihung der uns noch fehlenden, für die Sicherung der ausgeſtellten Kunſtblätter notwendigen Kaſten und Rahmen. Je mehr es gerade das Hochſtift als ein beſonderes Ziel ſeiner Thätigkeit betrachten muß, ein Zuſammenwirken aller hier der Förderung des geiſtigen Lebens ſich widmenden Kräfte zu erſtreben, um ſo freudiger begrüßt es ſolche entgegenkommende Aeußerungen, die ihm die Erfüllung einer wertvollen Vorſchrift ſeiner Satzungen zu erleichtern geeignet ſind.

So glaubt der AGA die ihm bis zum Schluſſe des Geſchäftsjahres für ſeine Thätigkeit verſtatteten ſieben bis acht Monate in einer dem Geiſte der Satzungen entſprechenden Weiſe verwendet und für die weitere gedeihliche Entwicklung der im Februar neu ins Leben getretenen Einrichtungen einen feſten

Boden gelegt zu haben, auf welchem weiter zu arbeiten ihm selbst und allen Mitgliedern eine Freude sein möge.

IV. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

In den Monaten Juni bis September, also bis zum Schluß des Verwaltungsjahres 1884/85, wurden 2 Sitzungen des Verwaltungs-Ausschusses abgehalten und zwar am 8. Juni und 14. September.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß trat fünfmal zusammen, nämlich am 17. Juni, 1. Juli, 13. August, 11. und 15. September.

Eine außerordentliche Hauptversammlung fand am 28. Juni statt.

Die Kommission für stil- und zeitgerechte Herstellung und Einrichtung des Goethehauses hielt eine Sitzung am 31. August ab.

Von den einzelnen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geschichte am 26. Juni, 18. September.

Kunst am 25. Juni, 3. September, letztere war eine öffentliche Sitzung.

Neuere Sprachen am 4. und 24. September.

Schöne Wissenschaften am 29. Juni, 15. September.

Soziale Wissenschaften am 17. Juni, 1. Juli, 19. August, 31. August, 14. September, 28. September.

Monatssitzungen mit Vorträgen wurden drei gehalten; sie sind unter Nr. I dieses Berichtes ausführlich angegeben.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist vom 1. Juni bis 30. September 159 Eingänge und 76 Ausgänge auf. Hierin ist die große Korrespondenz nicht mit eingeschlossen, welche statt des Verwaltungsschreibers der Vorsitzende des AGA mit Unterstützung seines Stellvertreters zur Organisierung der Lehrgänge des Winterhalbjahres mit den Herren Dozenten zu unterhalten hatte.

In derſelben Zeit wurden 26 neue Mitglieder aufgenommen, 14 erklärten ihren Austritt und 12 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Herr Dr. Max Banner, Gymnaſiallehrer, hier.
2. Fräulein Auguſte Clerck, Inſtitutsvorſteherin, Höchſt a/M.
3. Herr Dr. Oswald Cohn, Lehrer, hier.
4. „ Wilhelm Dietz, „ „
5. „ Dr. Auguſt Fiſcher, „ „
6. „ Dr. Auguſt Fritſch, „ „
7. „ Dr. Auguſt Hahn, „ „
8. „ Dr. Richard Hauſchild, Gymnaſiallehrer, hier.
9. „ J. Herz, Lehrer, hier.
10. „ Jean Hildmann, hier.
11. „ Emil Kaiſer, Kapellmeiſter, Reichenberg i/Böhm.
12. Frau Koch-von St. George, hier.
13. Herr R. Kühl, Ingenieur, hier.
14. „ Charles Levêque, Lehrer, hier.
15. „ Ferdinand Michel, „ „
16. „ Heinrich Ludwig Müller, Lehrer, hier.
17. Fräulein Maria Noack, Inſtitutsvorſteherin, hier.
18. Herr Dr. Heinrich Pallmann, hier.
19. „ Dr. Fritz Rehorn, Lehrer, hier.
20. „ H. Reichard, „ „
21. „ Dr. Richard Schwemer, Gymnaſiallehrer, hier.
22. „ Albert Sieber, Kaufmann, hier.
23. „ Ludwig Simmet, Reallehrer, Augsburg.
24. „ Rudolf Springer, Architekt, Berlin.
25. „ Dr. B. Stern, Lehrer, hier.
26. „ Dr. Fritz Vetter, Lehrer hier.

2. Als verſtorben wurden gemeldet:

1. Dr. Karl Stieler, geſtorben am 12. April zu München.
2. Dr. Ernſt Förſter, geſtorben am 29. April zu München.

3. Dr. Daniel Schenkel, Kirchenrat ꝛc., gestorben am 19. Mai zu Heidelberg.
4. Arthur May, Kaufmann hier, gestorben am 30. Mai.
5. Dr. Ludwig Noack, Professor und Universitäts-Bibliothekar zu Gießen, gestorben am 15. Juni.
6. Ludwig Gundelfinger, Kaufmann hier, gestorben am 17. Juni.
7. Konrad Krause, Pianoforte-Fabrikant zu Berlin, gestorben am 19. Juni.
8. Dr. med. C. W. T. Uhde, Medizinalrat und Professor zu Braunschweig, gestorben am 1. September.
9. Dr. von Baeyer, Generallieutenant, gestorben am 9. September zu Berlin.
10. Johann Albert Varrentrapp, Rentier hier, gestorben am 12. September.
11. Dr. Ludwig Braunfels, kgl. spanischer Consul hier, gestorben am 26. September.
12. Alexander Swab, Journalist, gestorben zu Dresden am 30. September.

Die Mitteilung der Einsendungen folgt im nächsten Berichte.

Die Lerche.

Gemälde von Ad. Breton.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Der Kampf um Land und Freiheit in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie.

Von Herrn Professor G. F. Knapp aus Straßburg i. E.
(25. Oktober 1885).

Unter diesem Titel gab der Vortragende einen Rückblick auf die Gesetzgebung über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, mit Festhaltung des Gesichtspunktes, daß die Regelung jener Verhältnisse die soziale Frage des 18. Jahrhunderts bildete, und daß diese Frage durch die sog. Stein-Hardenbergische Gesetzgebung ihre Lösung gefunden hat.

Zunächst wurde das Rittergut des 18. Jahrhunderts als ein kleines Herrschaftsgebiet geschildert; die im Gebiete wohnenden Bauern sind die Unterthanen des Gutsherrn und zwar sind sie dies durch Geburt. Die Bauernkinder sind persönlich zum Gesindedienst verpflichtet; sie dürfen sich nicht wegbegeben; sie dürfen nur heirathen wenn es der Gutsherr erlaubt (Erbunterthänigkeit). Die Bauern haben an ihren Höfen kein Eigentum, sondern sind Nutznießer an fremder Sache. Vom Bauernhofe aus müssen Frohndienste geleistet werden, theils Spann- theils Handdienste, und zwar ist dies eine dingliche Last.

Der Gutsherr betreibt seine Wirtschaft auf dem Gutsfelde (neben welchem noch Bauernfeld besteht) durch die Gesinde- und Frohndienste der Bauern: dies ist der ökonomische Sinn des geschilderten Verhältnisses.

Entstanden ist diese Verfassung dadurch, daß der Ritter, der früher nur einige Hufen Landes als Nachbar der Bauern hatte, vom 16. Jahrhundert an immer mehr Bauernhufen dazu erwarb und den Rest der Bauern in jene abhängige, dienstpflichtige Stellung brachte, um selber den landwirtschaftlichen Großbetrieb zu begründen.

Die Landesherren haben, erſt als ſie Könige wurden, dieſem Vorgang ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt, aber trotz vieler Verſuche iſt eigentlich nur eine Maßregel von weſentlicher Bedeutung: Friedrich der Große hat das weitere Bauernlegen wirkſam verboten und ſo die Vergrößerung der Rittergüter und den Kampf ums Land zum Stillſtand gebracht.

Erſt die Neuordnung des Staats nach der Niederlage von 1806 hat dann den jüngeren, von den Ideen der franzöſiſchen Revolution mit angeregten, Beamten (beſonders zu nennen iſt Herr von Schön) den Mut gegeben, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit vorzuſchlagen und der Freiherr vom Stein übernahm die ſtaatsmänniſche Verantwortung (Edikt vom 9. Oktober 1807).

Noch blieb aber das ungenügende Beſitzrecht und die dingliche Laſt der Frohnden.

Der Freiherr von Hardenberg ließ die Entwürfe für dieſe Reformen nicht in den Miniſterien ausarbeiten, ſondern durch jüngere Männer, die er in beſondern Kommiſſionen arbeiten ließ. Es waren beſonders Raumer, ein Gelehrter, und Scharnweber, ein Mann von hohem Schwung des Geiſtes und unerſchöpflicher Phantaſie, der es verſtand, den Gutsherren klar zu machen, daß die Beibehaltung des Alten nicht einmal ihr Vorteil ſei.

Die Gutsherren, die in der proviſoriſchen Landesrepräſentation — einem parlamentariſchen Verſuch — Gelegenheit hatten, ihr Intereſſe zu vertreten, gaben den Widerſpruch im Jahre 1811 zwar auf, ſorgten aber für volle Entſchädigung, indem ſie nur gegen Abtretung von Land oder Zuſicherung einer Rente dem Bauern den Reſt ſeines Beſitztums als dienſtfreies Eigentum überließen.

Dieſe Maßregel (Geſetz vom 14. September 1811) iſt demnach ganz im Geiſte des liberalen Individualismus gehalten: der Bauer ſoll gegen Entſchädigung des früheren Herrn, als freier Eigentümer auf ſich ſelbſt geſtellt, ſein Heil ſuchen. Von Kommunismus oder Sozialismus keine Spur.

So dachte ſich jene Zeit die Löſung der damals brennen-

den Frage. Ob der Bauer in seiner neuen Lage werde bestehen können, wurde nicht bezweifelt; an den ländlichen Taglöhnerstand wurde noch nicht gedacht, man dachte eben vorerst nur an den Bauer, denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Sorge habe.

---

2. Zur Feier von Schillers Geburtstag: Schiller und Charlotte von Kalb.

Von Prof. Richard Weltrich aus München (8. November).

Am 12. Mai 1843 starb zu Berlin eine Frau, deren Name aus der Geschichte der deutschen Dichtung nicht mehr ausgelöscht werden wird, Charlotte von Kalb. Die glänzendste Epoche unserer Literatur hatte vor ihren Augen sich abgespielt, den Größten und Besten der Zeit in Freundschaft und Liebe zu begegnen, war ihr vom Schicksal gegeben; aber als dieses Herz den letzten Schlag gethan hatte, da war ein langes, unsäglich leidvolles Leben zu Ende gekämpft. Und doch nicht unfriedlichen Sinnes, nicht in Verbitterung und Groll trug sie die Last der Jahre. „Nach meinen eigenen Erfahrungen", schreibt sie, „wird man im Alter nicht schwermütiger, eher leichter; wohl dadurch, daß man sagen kann: es ist vorüber."

Charlotte Marschalk von Ostheim stammte aus einem alten fränkischen Geschlechte. Sie war geboren zu Waltershausen im Grabfeld am 25. Juli 1761 als die Tochter des Freiherrn Johann Philipp Friedrich Marschalk von Ostheim und seiner Gemahlin Wilhelmine Rosine von Stein. In früher Jugend verlor sie Vater und Mutter; diejenige, welche der Verwaisten sich annahm, eine Frau von Türk in Meiningen, war körperlich leidend; Jahre hindurch kam Charlotte selten vom Krankenbette der Pflegmutter hinweg. Als Frau von Türk starb, wurde Charlottens Aufenthalt das Gut ihres Oheims, des Freiherrn von Stein zu Nordheim. 1782 fiel ihr geliebter Bruder Friedrich, der an der Universität Göttingen studierte, im Duell; 1783 starb ihre geliebte Schwester Wilhelmine, die jugendliche Gattin eines Freiherrn Waldner von Freundstein. Wilhelmine war

wider Neigung vermählt worden. Wider Neigung, ein Opfer finanzieller Rechnung, wurde auch Charlottens Schweſter Eleonore vermählt; der ihr Gatte wurde, war der Weimariſche Präſident Johann Auguſt Alexander von Kalb. Charlottens Eltern hatten ein fürſtliches Vermögen hinterlaſſen, einen ausgedehnten Güterbeſitz; aber nach dem Tode des einzigen Sohnes Friedrich erhob ſich die Frage, ob dieſer Güterbeſitz Allodium oder Mannslehen ſei, und ein langwieriger Prozeß begann am Reichskammergericht. Um ihn mit ausreichenden Mitteln führen zu können, um in der Verwaltung der Güter völlig freie Hand zu gewinnen, plante der Präſident von Kalb die eheliche Verbindung Charlottens mit ſeinem Bruder Heinrich von Kalb, welcher Major in franzöſiſchen Dienſten war. Am 23. Oktober 1783 wurde Charlotte auf Schloß Dankenfeld im Bambergiſchen mit Heinrich von Kalb vermählt.

Dies ſind in den äußerlichſten Umriſſen die Jugendgeſchicke der Frau, mit deren Beziehungen zu Schiller wir uns heute beſchäftigen. Es iſt, wenn man auch nur das Thatſächliche der Dinge ſich vergegenwärtigt, ein düſteres Bild: eine Folge von Erlebniſſen, welche aus dem jähen Verluſte der teuerſten Angehörigen und aus der gewaltthätigen Unterordnung des freien Willens der Zurückbleibenden ſich zuſammenſetzt. Und nirgends ſcheint die Zukunft einen freundlichen Ausblick zu bieten. Es ſind aber nicht ſowohl die Ereigniſſe ſelbſt, welche das Weſen des Menſchen beſtimmen, als vielmehr die Art, in welcher die Seele jene aufnimmt und ſich zurechtlegt. Hier ſchlagen die Fäuſte des Schickſals ein wehrloſes, alles Widerſtandes ſich begebendes aber tieffühlendes Geſchöpf. Charlottens zartbeſaitete Seele ſchrickt zuſammen. Jede Energie des Willens ſcheint in ihr abſterben zu wollen; aber die gewaltige Phantaſie, welche ſie von der Natur empfangen hatte, regt ſich geſchäftig, die Bilder der Trauer feſtzuhalten, und in Träumen und Ahnungen ſpiegelt und ſteigert ſich ihr die ſchmerzliche Wirklichkeit des Tages. Uns ſelbſt, indem wir die Aufzeichnungen über ihre Jugend leſen, überkommt das Gefühl, als wandelten wir mit ihr in einem Hauſe, deſſen Untergang von höheren Mächten uner-

bittlich beſchloſſen iſt. Die Worte, mit welchen ſie den Abſchluß ihres Ehebundes erzählt, bezeichnen die Stimmung, in welche ſie ſich ergeben hatte: „Nicht bedenklicher als jedes andere Ehebündniß war das meine, die äußere Exiſtenz nach aller Meinung dadurch geſichert. Gegenſeitig war es wohl weder Wunſch noch Neigung — der Gleichmut des Leidens; aber daß für die Frau das Bündnis ſo ganz ohne irdiſchen Vorteil, ſchien dem Gemüt die Lichtſeite zu ſein.“

Schiller ſcheint Charlotte bereits zu Anfang des Jahres 1783 geſehen zu haben, als er, ein Flüchtling, zu Bauerbach auf dem Gute der Frau Henriette von Wolzogen lebte: Frau von Wolzogen war eine geborene Marſchalk von Oſtheim, und Beſuche zwiſchen den Verwandten fanden damals ſtatt. Doch erſt als Charlotte von Kalb im Mai 1784 mit ihrem Gatten nach Landau überſiedelte und auf der Reiſe Mannheim berührte, ward die Begegnung bedeutſam. Charlotte gedenkt dieſer Stunde in ihren Aufzeichnungen: „Des andern Tages reiſten wir über Darmſtadt und kamen ſpät nach Mannheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er ſelbſt. — In der Blüte des des Lebens, bezeichnete er des Weſens reiche Mannigfalt, ſein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt . . . Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und ſprach: „Ich muß eilends in das Schauſpielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde dieſen Abend gegeben, und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszuſprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick. — Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachſinnen . . . Im Laufe des Geſpräches raſche Heftigkeit, wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt“.

Charlottens Aufenthalt in Mannheim erſtreckte ſich nur

über wenige Tage. Sie besuchte mit Schiller den Antikensaal, das Schauspielhaus, den an der Stelle des heutigen Ludwigshafen gelegenen Ort Waldheim; dann reiste sie nach Landau, der Garnisonsstadt ihres Mannes. Aber eine Verwandlung war in ihrem Innersten vorgegangen: der erste Lichtstrahl der Liebe war in ihr Herz gefallen, eine Ahnung vom Werte des Lebens hatte sie erfaßt.

Sie blieb in Landau nicht lange. Da es der französischen Sitte entgegen war, daß die Offiziere ihre Frauen dem Wechsel der Garnisonsorte aussetzten, so mietete Heinrich von Kalb für Charlotte Wohnung in Mannheim. Dies geschah im Juli 1784. Bis zum April 1785 lebte Schiller in Mannheim.

Es scheint nicht, daß Schiller von den ersten Begegnungen mit Charlotte einen gleich mächtigen Eindruck empfangen hatte wie diese selbst. Wohl erglühte sein Geist und riß ihn fort zu enthusiastischen Äußerungen, wenn in Gesprächen mit der hochbegabten Frau die innere Welt des Dichters Nahrung fand; wohl zollte er ihrer Schönheit Bewunderung und fühlte sich ergriffen vom Adel ihrer Seele. Aber von sehr verschiedenen Stimmungen und Bedürfnissen herkommend begegneten sich beide. In Charlotte brach ein Vulkan in Flammen aus, als sie zuerst die Seligkeit empfand, ihr verschlossenes Inneres offenbaren, in mitteilendem Wort aussprechen zu können: „wer da kennt die Beseligung des Wortes, der hat empfunden die Offenbarung des Geistes", schreibt sie im Nachgefühl jener Stunden. Denn nur vom Schicksal aufgedrängt, nur eine Folge verstörter Entwicklung und Erziehung, unnatürlich bei ihren Jahren, war jene dumpfe Hingabe, jener apathische Gleichmut. Liebte sie jetzt, so sprengte ihre mißhandelte Jugend stürmisch die Fesseln, so war diese Liebe ihr All. Sehr anders war Schillers Gemütsverfassung. Ihm stand die Dichtkunst, das Gelingen seiner dramatischen Pläne im Mittelpunkt aller Interessen, und sein Genie war ihm die Bürgschaft seines Glückes. Seine Beziehungen zu den Frauen sind in den ersten Jünglingsjahren etwas ungeordneter Natur. Er war ein ziemlich wilder Liebhaber, und Treue war damals nicht eben seine schönste Tugend. Als ein

Dichter, als ein jugendlicher Mann leichtentzündlichen Temperamentes war er ſinnlichen Eindrücken offen, und die Empfindſamkeit des Herzens lag im Pulsſchlag der Zeit. Eben in jenen Jahren, als Charlotte zu Mannheim auf den Schauplatz trat, ſchwankte ſein Herz zwiſchen Lottchen von Wolzogen, Margaretha, der Tochter des Buchhändlers Schwan, und einer Schönheit des Mannheimer Theaters, und wenn dieſe Empfindungen nicht gerade gleichzeitig waren, ſo folgten ſie doch unmittelbar aufeinander.

Aber der leichte Mut, mit welchem Schiller in den Strom des Lebens ſich geworfen hatte, wich bald verdüſterten Stimmungen. Enttäuſchung folgte auf Enttäuſchung. Die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche der Dichter auf die Verbindung mit dem Mannheimer Theater, mit Dalberg, auf die Teilnahme des Publikums geſetzt hatte, ſchlugen fehl; ſeine ökonomiſche Lage wurde eine verzweifelte. „Ich kann nicht mehr hier bleiben", ſchreibt er am 10. Februar 1785 an Körner. „Zwölf Tage hab ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entſchluß aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Konvenienz und Situationen." Dieſes „vielleicht" geht auf ſeine Beziehungen zu Charlotte von Kalb. Gleichgiltigkeit, Selbſtſucht, Wankelmut hatte er von Andern erfahren müſſen; in Charlotte, das fühlte er jetzt wohl, ſchlug ihm ein hingebendes Herz entgegen, berührte ſich ein ebenbürtiger Geiſt mit dem ſeinigen. Sie träumte mit ihm von ſeiner Zukunft, ſie ſtählte in ihm den Glauben an ſeinen Beruf. In ſpäten Jahren, als Beider Wege ſich längſt getrennt hatten, muß Schiller dankbar bekennen, welchen freundlichen und geiſtig fördernden Einfluß Charlotte in jenen Tagen auf ihn geübt hatte. „Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleiſtet hatte", ſchreibt Schiller nach der Aufführung des Wallenſtein an Charlotte, „ſondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leiſten konnte, war ich Ihnen wert.

Ist es mir gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, so werde ich nie vergessen, wieviel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin." Auch in Schillers dichterischen Gestalten spiegelte sich der Eindruck, welchen er in den Mannheimer Tagen von Charlotte empfing: Die hochsinnige, innerlich vereinsamte, in erzwungener Ehe duldende Frau wurde ihm das Vorbild für die Königin Elisabeth im Don Karlos. Er selbst hat nachmals gegenüber Karoline von Wolzogen geäußert, daß der Umgang mit Charlotte von Kalb während der Ausarbeitung des Don Karlos sehr belebend auf ihn gewirkt und daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. In gleichem Sinne spricht Schiller in seinem Briefe an Körner vom 29. Juli 1787 von Stellen im Don Karlos, welche auf Charlotte „gleichsam berechnet" seien.

Ein Bund der Seelen hatte die ersten Blüten entfaltet. Aber Charlottens Ehe hielt Schillers leicht überwallendes Herz in Schranken und legte Beiden Zwang und Zurückhaltung auf. Erst als Schillers Absicht, Mannheim zu verlassen, die Freundin mit jähem Schmerze erschütterte, verriet sie die Glut ihres Herzens in unhemmbar über die Lippen stürmenden Worten. Sie selbst erzählt uns in ihren Aufzeichnungen von dieser Stunde. Lange hatten Beide sich nicht gesehen; jetzt eröffnet ihr Schiller, daß sein Verhältnis zum Mannheimer Theater gelöst sei, daß er dem Rufe Körners nach Sachsen zu folgen gedenke. Charlotte bricht in die Worte aus: „Warum wollen Sie neue Fesseln suchen, mit reichem Segen sind Sie ja geschmückt; der Dichtung vollen Köcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geist, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geist zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein solches Loos schien mir unbedingt das der Frauen. — Ist es Täuschung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart schien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernst und Milde fand ich den Mut der Freudigkeit." Schiller erwidert: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt! Ja, ich war beängstigt,

es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet?“ Er hofft sie zu beruhigen, er sagt ihr, die Harmonie ihrer Seelen werde auch in der Trennung bestehen bleiben: aber Charlotte will von Trennung nichts wissen, und leidenschaftlicher ergießen sich ihre Klagen und Bitten. „Wie sind Sie erregt!“ ruft Schiller ihr zu, „eine solche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechselndem Affekt“. Charlotte dagegen: „Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Nur Momente sind uns im reinen Sinn gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin?“ Jetzt schlägt die entfesselte Glut hinüber in das Herz des Freundes, das erste „Du“ entringt sich seinen Lippen, und in Bangen und Jubel der Seele gibt Charlotte ihm zurück: „Du sagen Sie — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel.“

Das Geheimnis des Herzens ist ausgesprochen. Den „Bund der Wahrheit“ hatte Charlotte ihr Verhältnis zu Schiller genannt; als Bund der Lüge, als Bund der Schmach galt ihr die Ehe mit dem niegeliebten Gatten, dem Vater ihres Kindes. Die Fessel des konventionellen Sittengesetzes war mit diesem Geständnis zerbrochen; die Lawine der Leidenschaft geriet ins Rollen. Aber Schiller besann sich. Er sah in Körners Briefen den Wink des Schicksals, das ihn befreien wollte aus tausendfacher Not, den Ruf seines Genius, der ihn forderte zu größerem Wirken im Geiste. Ihm bangte, daß er in den Qualen ruheloser Liebe, im Kampf mit den „Situationen“ seine Kraft verzehren werde. Er riß sich los. Aber mit blutendem Herzen. In den Gedichten „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“ legte Schiller die Stürme nieder, welche damals, um die ersten Monate des Jahres 1785, in seiner Seele tobten. Sie sprechen eine erschütternde Sprache.

Auch Charlotte hat in ihren Gedenkblättern das Bild jener

bewegten Tage festzuhalten gesucht. Sie verzeichnet die Gespräche, welche sie mit Schiller geführt hat, als sie in seiner Gesellschaft in Waldheim, in Schwetzingen war; sie schildert unter der Aufschrift „das Mahl" eine gastliche Feier, bei welcher Schiller, Heinrich von Kalb und ein Freund desselben zugegen sind und jeder der Teilnehmer eine Geschichte aus seinem Herzensleben zu bekennen hat; sie erzählt den Abschied von Schiller in einer Szene, in welcher der Dichter den Namen „Fimanté" führt, sie selbst den Namen „Maya." Nicht überall in diesen Aufzeichnungen werden wir photographisch treue Abbilder der Wirklichkeit suchen dürfen: das Erlebte ist vielmehr durch einen dichterischen Prozeß hindurchgegangen, und die Sprache und Auffassung ist die individuelle Charlottens. Aber es sind Reflexe der Wirklichkeit von innerer Wahrheit, insofern sie die Gemütszustände der Verfasserin, den Gesichtspunkt, unter welchem sie die Dinge nahm, kennzeichnen. Das letzte dieser Gespräche, das zwischen Maya und Fimanté, erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen; es schließt die Erlebnisse der Mannheimer Zeit ab und gibt zugleich ein fattes Bild der eigentümlichen Denk- und Ausdrucksweise Charlottens.

Maya. „Ist dies der Abschiedskuß, Fimanté?"

Fimanté. „Ich muß dahin, du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken, seine liebende Seele!"

M. „Und du entfliehst?"

F. „So ist mein Loos gefallen, die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst."

M. „Dann wirst du die Liebe nicht mehr verstehen, der Freundin nicht mehr gedenken!"

F. „Warum diese schmerzenden Worte! Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst du verlieren? Du bist so selbstbestimmt, — so dachte ich mir das Weib nicht. Anders erscheint mir nun die Natur, und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen."

M. „Doch begann mein Leben erst in dir."

F. „O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen."

M. „Du haſt meine Seele, dir dieſe Liebe zu bewahren.“

F. „O kühnes Vertrauen! in dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzu früh mit Irrtum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüt erbittert. Da fand mein Genius deine Töne, ſie ſprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, ſo waren unſere Seelen eins. Ich liebte die Begeiſterte und immer wär' ich dein, hätt' ich den Mut für dieſe Liebe. — Nein, ruhig ſei meine Seele, unabhängig von dieſer Macht, die mich gleich ängſtiget und entzückt. Nur der freie Mann beugt die Natur unter ſein Geſetz.“

M. „Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennſt du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgeſinnten; nichts rächt ſich ſchrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.“

F. „O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unſer liebendes Leben, aber auch du biſt nicht von dieſer Liebe ganz erfüllt. Oft erblaſſe ich über ein Lob, was du nur einem Gemälde erteilſt; ich zitt're bei jedem Gegenſtand, ja ſelbſt dein Mitleid beneide ich; ach! ich will nur deine Freundſchaft!“ —

M. „Ich ſehe Thränen in deinem Auge zittern.“

F. „Schweig — und liebe mich.“

M. „Du gießeſt Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebſt wie ich, nur zitterſt du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demut der Liebe! opfere willig Verlangen und Hoffnung.“

F. „Zünde die Lampe, Maya, daß ich dein Auge noch ein Mal ſchauen kann.“

M. „Wenn du nicht weilſt, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finſternis am wenigſten empfunden. Gute Nacht, Fimanté! In ſanftem Schlummer kamen zur Geiſterſtunde ſonſt die lieblichſten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! ſo ziehen ſie dir nach, ſie dienen dir, ſie ſind in deines Zaubers Gewalt, — es ſind Gedanken deiner Seele, ſie beſuchen Keines, was dir nicht angehört; verlierſt du es, giebſt du es auf, ſo ſind ſie auch verſchwunden.“

F. „In Wehmut aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne deine Worte, — die Vergangenheit schwindet. — Nur du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum Letztenmal!"

Die Ereignisse der späteren Zeit, welche auf dem Boden von Weimar sich abspielen, werde ich in gedrängterer Kürze skizzieren dürfen; das Thatsächliche ist hier, im Zusammenhang mit Schillers Verlöbnis und Ehe, Ihnen Allen deutlicher gegenwärtig. Im Juli 1787 sahen Charlotte und Schiller zu Weimar sich wieder. Ein Briefwechsel war zwischen beiden geführt worden; aber Schiller war in Dresden in die Netze des Fräuleins von Arnim geraten, und nur allmählich tauchte aus den Flammen dieser heißen Leidenschaft das reinere Bild Charlottens ihm wieder hervor. Frau von Kalb hatte auf den Wunsch ihrer Angehörigen Mannheim im Jahre 1786 verlassen; sie war zuerst nach Kalbsrieth, dem am Harze gelegenen Landgut des Präsidenten von Kalb, übergesiedelt, später nach Weimar. Dort traf Schiller mit ihr zusammen, der nach Vollendung des Don Karlos der Stadt Wielands, Herders und Goethes seinen Besuch machen wollte. Für den Herbst 1787 war seine Rückkehr nach Dresden beabsichtigt; Charlotte sollte sich anschließen, sollte in den Körnerschen Kreis aufgenommen werden; eine Trennung von ihrem Gemahl war geplant, und des Majors Ankunft in Weimar, welche erwartet wurde, sollte die Entscheidung bringen.

Schiller schildert die Wiederbegegnung seinem Freunde Körner im Brief vom 23. Juli. „Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie gestern verlassen: so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder

an.“ Gegen den Schluß des Briefes kommt er auf ſie zurück: „Charlotte iſt eine große ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiſt, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich, wie ſchöne Partieen in einer weiten Landſchaft, überraſchen und entzücken.“ Charlotte macht den Dichter mit dem Leben zu Weimar bekannt; er bringt täglich mehrere Stunden bei ihr zu; das Verhältnis der Liebenden wird in der Geſellſchaft mit ſo viel Achtung behandelt, daß auch der Hof die Beiden zuſammen einlädt. Indeſſen werden Schillers Mitteilungen an Körner, ſoweit ſie ſich auf Charlotte beziehen, im Laufe der Monate ſpärlicher; er weicht Anfragen aus, vertröſtet auf mündliche Beſprechung. Im Briefe vom 8. Auguſt 1787 bemerkt er, es ſei ihm wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in ihnen beiden vorhanden ſei, aber noch auf Entwicklung warte. In Charlottens Gemüt ſei mehr Einheit als in dem ſeinigen. „Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen.“ Die Ankunft Heinrichs von Kalb verzögert ſich bis Ende November, und als Schiller ihm begegnet war, ſchreibt er an Körner: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich laſſen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir ſchon einige Veränderung, die weiter gehen kann.“

Wenige Tage zuvor hatte Schiller Meiningen und Bauerbach wieder beſucht und in Geſellſchaft Wilhelms von Wolzogen zum erſten Male das Haus der Frau von Lengefeld zu Rudolſtadt betreten. Während des Karnevals des Jahres 1788 verweilte Lottchen von Lengefeld in Weimar; Schiller ſah ſie auf einer Redoute und wiederholt in Geſellſchaft der Frau von Kalb. Im Frühjahr 1788 nimmt Schiller einen Landaufenthalt in Volkſtädt bei Rudolſtadt. Von jetzt an bleibt er in ununterbrochenem Verkehr mit Lottchen von Lengefeld und ihrer älteren Schweſter Karoline von Beulwitz, nachherigen Frau von Wolzogen. Im Auguſt 1789 verlobt er ſich mit Lottchen von Lengefeld.

Und Charlotte von Kalb? Für ſie waren die Tage bitterſten Leidens gekommen. Noch im Frühjahr 1788 hatte ihr Schiller aus Volkſtädt geſchrieben, hatte ihr die Trennung von Allem, was ihre Seele „ertöte", ihr Bewußtſein entſtelle und trübe, die Trennung ihrer Ehe mit eindringlichen Worten ans Herz gelegt. Sie ſolle zu ihm ins Saalthal kommen, im Kreiſe ſeiner Freundinnen ein ſchöneres und freieres Leben beginnen. Charlotte fand in dieſem Schreiben die „freinütige Innigkeit", welche ſie früher an Schiller gekannt, der herzliche Ernſt ſeiner Geſinnung berührte ſie „wie ein Strahl des Himmels"; aber der weibliche Takt ſagte ihr, daß zu einer ſolchen Veränderung des Aufenthalts kein anderer Grund zu finden ſei als des Freundes Name, daß nur Schillers perſönliches Erſcheinen und Auffordern ſie zu einem ſolchen entſcheidenden Schritt beſtimmen dürfe. Sie antwortete ihm mit einem Brief, der „ein kleines Heft" war; denn „ihres Lebens Looſe waren darin enthalten". Wochen und Monate vergingen: Schiller kam nicht, erwiderte nicht. Als ſie die grauſamen Qualen ſolchen Hinwartens bis auf die Neige gekoſtet hatte, als ſie endlich anfragte, ob er ihren Brief erhalten habe, ſchrieb Schiller zurück, er ſei auf manche Weiſe behindert worden, ihn erwägend zu beantworten; in einigen Tagen reiſe er mit Wolzogen nach Franken, vielleicht könne ſie dort mit ihm zuſammentreffen.

Im Herbſt 1788 kam Schiller nach Weimar zurück und überbrachte ihr einen Brief des Fräuleins von Lengefeld, worin dieſe um Charlottens Freundſchaft bat. „Sie war mir ſtets hold erſchienen", ſchreibt Charlotte in ihren Gedenkblättern, „aber wie konnte ich für dieſe zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundſchaft nennt. Ich ſprach zu ihm: ich kann es nicht ausſprechen, wie mich Ihr Entſchluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verſchieden iſt unſere Anſicht für unſere Zukunft, und ſo muß ſich ergeben, daß uns gegenſeitig Briefe überläſtig ſind".

Und herber und herber verwundeten ſie die Pfeile des Schickſals. Sie wußte, daß ſie den Freund verloren habe; jetzt trug das Gerücht, trugen giftige Zungen ihr die Nachricht

von seiner Verlobung zu: er selbst schwieg noch immer. In spärlichen Worten gedenkt sie der Erlebnisse dieser Tage, in abgebrochenen Seufzerlauten des tiefsten Schmerzes: „Der letzte Tagesschein, so tief und klar, soll auch verlöschen? — O Leben! noch mir so hell, reich' mir den letzten Labetrunk! — Das Leid war allzu tief, daher verstummt das Wort!" —

Gegen Weihnachten 1789 kam Charlottens Gatte nach Weimar zurück. Er willigte nunmehr in die Scheidung; aber er verlangte den Sohn. „Diese Trennung", schreibt Charlotte, „empfand ich als unüberwindlich. Und es war also; denn sein Auge, das Wort sprach zu mir: Mutter .... die Schwermut lastete auf mir und man hielt mich für krank, für sehr krank, ich war meiner Tage wenig bewußt." Die Ehe ward nicht gelöst. Bald nachher ging Heinrich von Kalb nach Paris.

Als Schiller von seiner Hochzeit von Jena nach Erfurt reiste, erbat sich Charlotte ihre Briefe von ihm zurück, um sie mit den seinigen zu sammeln und zu heften; sie legte sie in ein schwarzes Kästchen. Aber in einer verdüsterten Stunde ergriff sie ängstliche Scheu, die Zeugen der Vergangenheit zu bewahren; sie fürchtete, daß diese Blätter, deren Verständnis nur ihr und dem Geliebten gegeben sei, höhnendem Mißbrauch in die Hände fallen könnten. So beschloß sie die Vernichtung der Briefe; einen nach dem andern übergab sie den Flammen. Erschütternd, von schwerster Empfindung durchtränkt, hochdichterisch sind die Worte, in welchen sie diese Opferung erzählt: „Kein Zeichen, kein Gedanke, — nur Staub und eitler Schatten ist mir nah. Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß, wo find' ich einst die ernste Ruh? — Mit Wehmut sah ich weinend nach dieser Opferung, und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.

Wie aus dem klaren Himmel fielen diese Blüten nieder —
Nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf."

Wer wäre so herzlos, solchen Schmerz nicht zu ehren, wen ergriffe nicht um der Hoheit und Macht dieses Empfindens willen eine Regung von Sympathie mit der unglücklichen Frau? Und dennoch! Gerade in unseren Tagen will das Urteil über

Charlotte von Kalb ſich verwirren, gerade jetzt werden gehäſſig richtende Stimmen laut, welche die Worte der Bewunderung und Verehrung, mit denen Männer wie Schiller, Herder, Goethe, Jean Paul, Hölderlin, Frauen wie Rahel über Charlotte geſprochen haben, vergeſſen zu machen ſich Mühe geben. Nicht als ob es an Verteidigern, an warmen Freunden unter den Nachlebenden ihr fehlte! Hat doch Emil Palleske, indem er Charlottens Gedenkblätter herausgab, ritterlich tapfer und mit glänzenden Waffen für ſie gekämpft! Aber nachdem zuerſt Stahr uns die Freundin Schillers als eine hyſteriſche Kokette zu zeichnen verſucht hat, iſt neueſtens durch den Mitherausgeber der „Bilder aus der Schillerzeit", durch Hugo Wittmann, eine biographiſche Skizze Charlottens veröffentlicht worden, welche von Anfang bis zu Ende den Charakter einer hämiſchen Schmähung, einer Karikatur trägt. Ich kann in dieſer Stunde eine durchgreifende Kritik des Wittmann'ſchen Aufſatzes nicht geben; aber indem ich auf wenige Andeutungen mich beſchränke, möchte ich vor Allem hervorheben, wie viel Unrecht darin liegt, wenn Schillers Verhalten gegen Charlotte, ſeine Abwendung von ihr das Material liefern ſoll, ihren Charakter zu verunglimpfen.

Wir werden uns hüten, mit Schiller zu rechten, daß er nicht Charlotte von Kalb, ſondern Lottchen von Lengefeld zu ſeiner Lebensgefährtin erwählte. Sicherlich folgte er bei dieſer Entſcheidung der innerſten Stimme ſeines Herzens, und der ganze Verlauf der Ehe beweiſt, daß er zu ſeinem Glück handelte. Stand Lottchen von Lengefeld an originaler geiſtiger Begabung hinter Charlotte von Kalb zurück, ſo war jene doch die harmoniſchere Natur und ſie entſprach mehr dem beſonderen Ideal, welches ſich der Dichter von den Frauen gemacht hatte. Und willig lernte ſie von ihm, bildſamſten Weſens wuchs ſie an ihm heran; ein derart innigzartes Sichanſchmiegen, ſeeliſches Unterordnen lag nicht in der Art der ſtarkgeiſtigen, unruhigen, innerlich ſtürmiſchen, eigenwilligen Charlotte. Schiller ſelbſt ſehnte ſich längſt nach einer „geordneten häuslichen und bürgerlichen Exiſtenz"; er entzog ſich ſchweren Wirren, als er den Bund mit Charlotte löſte. Der Tieferblickende, der ſein Verhalten gegen

dieſe durch alle Stadien verfolgt, muß ſich ſagen, daß Schiller Charlotte niemals wahrhaft, niemals mit ganzer Hingabe der Seele geliebt hat; ſein Grundgefühl war das der Freundſchaft, das der Hochachtung ihres Geiſtes, und nur zeitweiſe, nur flüchtig erfaßte ihn der Wirbel einer leidenſchaftlicheren Stimmung. So wird man den Treubruch, den er an Charlotte beging, verſtehen, wenngleich es ſehr hart, ſehr bitter für dieſe war, daß Schiller, nachdem er ſeit Jahr und Tag ſich entſchieden hatte, der früheren Freundin gegenüber ſchwieg, daß dieſe als die letzte in Weimar von ſeiner Verlobung erfuhr.

Nun liegen freilich ein paar Aeußerungen des Dichters vor, welche den Gegnern Charlottens ungemein willkommen ſind. Im Oktober 1788 ſchreibt Schiller aus Rudolſtadt an Körner, Charlottens Einfluß auf ihn ſei „nicht wohlthätig" geweſen. Darin mochte er in gewiſſem Sinne Recht haben; aber einen Tadel begründet die Stelle um ſo weniger, da Schiller gleichzeitig bemerkt, er widerrufe nicht, was er von Charlotten geurteilt habe: ſie ſei ein edles, geiſtvolles Geſchöpf. Dagegen enthält der Briefwechſel mit ſeiner Braut geradezu abfällige Urteile, und am übelſten lautet Schillers Aeußerung vom 12. Februar 1790: „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen."

Das ſind herbe Worte. Aber ſie verlieren ihr Gewicht, ſobald man erwägt, zu welcher Stunde, unter welchen Umſtänden ſie geſchrieben ſind. Eben damals hatte Schiller die letzten Fäden, welche ihn an Charlotte von Kalb banden, zerriſſen. Mochte er um ſeines Herzensglückes willen dieſen ſchroffen Bruch für notwendig halten, ein unbefangenes allgemeines Urteil über Charlotte auszuſprechen war er jetzt nicht geſchickt. Auch diesmal bewährte ſich die pſychologiſche Regel: eine neue Liebe macht ungerecht gegen die alte. Und im Lengefeld'ſchen Hauſe fehlten eiferſüchtige Regungen nicht; Schillers Mißtrauen wurde genährt. Daß die ſtolze, leidenſchaftliche Charlotte, als ſie ſich verſchmäht ſah, nicht immer den Ton höflicher Grazie bewahrte, iſt menſchlich.

In welchem Zuſtand ſie ſich befand, das haben wir nicht nur aus ihren eigenen Aufzeichnungen erfahren; auch die Gegenpartei gibt uns davon ein Bild, und wahrlich ein ſolches, das Mitleid erwecken ſollte. Am 11. Februar 1790 ſchreibt Lottchen von Lengefeld an Schiller: „Geſtern waren wir bei der Stein. Die Kalb ließ ſich melden. Du haſt keinen Begriff, wie ſie ausſieht und thut; ſie mochte nicht erwartet haben, uns dort zu finden. Wir waren ganz kalt gegen einander. Sie ſah aus, wie ein raſender Menſch, bei dem der Paroxysmus vorüber iſt, ſo erſchöpft, ſo zerſtört, das Geſpräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß ſie noch nie ſo geweſen wäre; ſie klagte über den Kopf, ſie ſaß unter uns, wie eine Erſcheinung aus einem andern Planeten und als gehörte ſie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verſtand. Sie iſt mir ſehr aufgefallen, und hätte ſie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöſe in ihrem Weſen, ſie könnte mein Mitleid erregen. Aber ſo ſtößt mich ſo vieles zurück. Ich beklage ſie wohl, aber ſie rührt mich nicht.“

Zwei Punkte, welche im Streit um Charlottens Charaktereigenſchaften eine bedeutſame Rolle ſpielen, darf ich nicht unerwähnt laſſen. Es wird ihr zur Laſt gelegt, daß ſie einen ihr anvertrauten Brief erbrochen und daß ſie einen anonymen Schmähbrief geſchrieben habe. Wie es ſcheint, hat Schiller, als Charlotte ihre Briefe von ihm zurückverlangte, einen einzigen für ſich behalten: den nämlichen, welcher nunmehr in den „Bildern aus der Schillerzeit“ veröffentlicht worden iſt. Er ſtammt aus dem Mai 1785 und enthält als Poſtſkript die Stelle: „Vielleicht bemerken Sie's, daß Beck's Brief erbrochen war — er iſt's durch mich. Dies Opfer konnt' ich meiner Neugierde nicht bringen. Verzeihen Sie's, mein Beſter, und laſſen Sie ſich ja nichts bei Beck merken. Wär's ein Verbrechen?“ Augenſcheinlich hatte Heinrich Beck, der Mannheimer Schauſpieler und Freund Schillers, Charlotten einen Brief an dieſen zum Einſchluß übergeben; Charlotte hat ihn erbrochen. Gewiß eine unſchöne Handlung, ein wahrer Exzeß weiblicher Neugierde! Aber gewiß auch nur ein übereilter Schritt, nicht ein Charakterzug und nicht

Intrigue ſchlimmerer Art! Bekennt ja doch Charlotte ſelbſt dem Empfänger gegenüber gleichzeitig und freiwillig ihr Unterfangen, und mit eben dieſem Geſtändnis ſchwächt ſie das Bedenkliche der Handlung weſentlich ab. Sie ſcheint in der That einen Augenblick unſicher geweſen zu ſein, ob nicht die Vertraulichkeit des Freundeskreiſes ihren Schritt entſchuldige; und ihre Neugierde wird um ſo verſtändlicher, wenn man weiß, daß Heinrich Beck in Charlotte verliebt war.

Wie aber hat Hugo Wittmann dieſes Vorkommnis ausgebeutet! Er begleitet den Text des Poſtſkriptes mit dem Ausruf: „Alſo Charlotte erbricht die Briefe fremder Leute.“ Die Briefe! Im Handumdrehen iſt der einzelne Fall in einen Pluralis verwandelt! „Ein ganz ſchnöder, heimtückiſcher Zug“, dieſes „Erbrechen fremder Briefe“, heißt es ſpäter. Dabei wird erzählt, Lottchen von Lengefeld habe die Kalb im Verdacht gehabt, daß ſie ihre Briefe irgendwie auffange. Aber dieſer Verdacht, dem Mißtrauen der Eiferſucht entſprungen, gründete ſich auf keine andere Thatſache als auf die, daß ein paar Briefe verſpätet ankamen, und über Unſicherheit der Weimariſchen Poſt haben auch Knebel und Goethe geklagt.

Das zweite Geſchichtchen, welches in Frage kommt, iſt folgendes. Im Jahr 1789 erhielt Lottchen von Lengefeld einen anonymen Brief des Inhalts, ſie ſolle nicht nach Poeten jagen, dergleichen Leute ſeien Phantaſten, ſolle lieber zur Hausfrau ſich bilden u. ſ. w. Ich habe dieſen Brief, der von Urlichs publiziert wurde und heute im Schillerarchiv zu Greifenſtein ob Bonnland verwahrt iſt, in Händen gehabt. Auf dem Kuvert findet ſich eine Bemerkung von der Hand der Tochter Schillers, der Freifrau von Gleichen: ihre Mutter habe ihr oft davon erzählt, aber nie erfahren, von wem der Brief geweſen. „Zwei Vermutungen hatte ſie: Charlotte von Kalb und Mlle S., die beide Schillern liebten.“ Das klingt unſicher genug. Die Handſchrift Charlottens zeigt der Brief nicht. Und die Denkart, welche er verrät, iſt unvereinbar mit Charlottens Geiſt und Charakter. Tauſend Zeugniſſe reden dagegen. Freilich die „Bilder aus der Schillerzeit“ kennen auch hier keinen Zweifel; dieſe

Art von Juſtiz ſpricht das Urteil noch vor dem Verhör. Mit der Bemerkung: „das Verletzen des Briefgeheimniſſes geht faſt immer Hand in Hand mit dem Verleumden und Einſchüchtern durch anonyme Briefe“ iſt die Sache abgethan; in der That eine juridiſche Methode, mittelſt welcher ſich auch beweiſen ließe, Charlotte habe ſilberne Löffel geſtohlen!

Bei einer ſolchen Behandlung der Dinge werden wir uns nicht wundern, wenn Hugo Wittmann Charlottens Liebe zu Schiller eine „alberne Paſſion“ nennt, wenn das Geſpräch zwiſchen Maya und Fimanté als „holder Unverſtand, der ſich ſelbſt anſeufzt“, wenn Charlottens Gedenkblätter als ein „zweihundert Seiten währender Vernichtungskampf gegen Natur und geſunden Menſchenverſtand“ bezeichnet werden. Es iſt ja richtig, Charlottens Weſen eröffnet ſich nicht dem flüchtigeren Blick, und ihre Ausdrucksweiſe hat manches Befremdende. Nur ein liebevoller, ein zum Verſtehenwollen geneigter Sinn wird in die Abgründe und Seltſamkeiten dieſer Natur das Senkblei werfen können. Charlottens Seelenkräfte halten ſich ſchwer im Gleichgewicht und ein krankhafter Zug von Reizbarkeit iſt ihr angeboren. Sie hat kein ſcharfes Auge für die Wirklichkeit; ſie ſieht weniger die Dinge ſelbſt als die Bilder, zu welchen ihr Inneres in immer regſamen Träumen die Wirklichkeit umgewandelt hat. Diejenige Geiſtesfunktion, welche die Uebermacht in ihr hat, iſt die Phantaſie; ihr Denken iſt ein phantaſiemäßiges. Charlottens Stil hat etwas Dunkles, Geſuchtes, Abſichtliches; die Neigung zum Pathetiſchen, Feierlichen, zur Grandezza, das Beſtreben, in jegliches Wort ein ſchwereres, ſeeliſches Gewicht zu legen, auf einen bedeutungsvollen Hintergrund überall durchblicken zu laſſen, formt und verrenkt ihn. Mit der Orthographie ſchaltet ſie höchſt willkürlich; auch ihre Satz- und Wortbildung iſt von Gewaltſamkeiten und individuellen Schrullen nicht frei. Das Verhüllende in der Art ihres Erzählens hat zum Teil auch darin ſeinen Grund, daß ſie die Geheimniſſe ihres Herzens nur widerſtrebend verzeichnet, daß ſie in Dingen, welche ihr heilig ſind, die beſtimmte Nennung von Namen und Thatſachen zartſinnig ſcheut. Aber inmitten all dieſes Ringens, inmitten dieſer

ſprachlichen Unbehilflichkeit und Gezwungenheit überraſcht plötzlich eine hochdichteriſche Anſchauung, ein intuitiver Seherblick, ein blitzartiges Auftauchen von Sprachgewalt, von außerordentlicher Befähigung, die Fülle der Seele in Worte zu faſſen. Wenn eine der Frauen zu Weimar das Prädikat der Genialität verdient, ſo iſt es Charlotte von Kalb.

Den vollen Einblick in ihr Weſen haben erſt ihre von Paul Nerrlich im Jahre 1882 veröffentlichten Briefe an Jean Paul und deſſen Gattin ermöglicht. Niemand darf ſagen, daß er Charlotte von Kalb kennt, wenn er dieſe Briefſammlung nicht geleſen hat. Hier, aus der Zeit von 1796—1821, liegt uns eine Reihe von unmittelbaren, unerkünſtelten, aus dem Augenblick der Empfindung geborenen Aeußerungen vor; hier ſteht Charlotte auf der Höhe ihres Lebens, auf der Stufe reifſter Entwicklung. Nun erſt begreift man ganz, wie Schiller von ihr ſagen konnte: „Es liegt unendlich viel eigenes in ihrer Vorſtellungskraft und ihre Blicke ſind eben ſo ſcharf als tief"; wie Jean Paul von ihr rühmen konnte, daß ſie eine Frau von mehr Geiſtesfreiheit, Tiefe, Kraft und Toleranz ſei, als er je eine gekannt.

Und welchen Heroismus des Duldens verkünden dieſe Blätter! Denn zum Düſteren, zum völlig Troſtloſen wendet ſich ja die zweite Hälfte ihres Lebens. Noch einmal hatte ſie die Hand ausgeſtreckt nach dem unveräußerlichen Rechte des Menſchenherzens, ein gleichgeſtimmtes Weſen zu beſitzen. Aber auch Jean Paul bricht ihr die Treue. „Dahin iſt Jugend und dahin iſt Liebe". Im Jahre 1806 erſchießt ſich zerrütteter Vermögensumſtände halber Charlottens Gatte zu München; 1825 gibt ſich ihr Sohn Auguſt Wilhelm in einer pommeriſchen Feſtung den Tod. Sie ſelbſt, ſeit langen Jahren erblindet, ihres ganzen Vermögens beraubt, von der Arbeit ihrer Hände ſich nährend, lebt, eine Weltabgeſchiedene, im Schloſſe zu Berlin, wo ihr die Prinzeſſin Marianne von Preußen eine Unterkunft gewährt hatte. Ihre Klagen ſind verſtummt. Nur zuweilen zuckt noch ein ſchmerzvolles Wort auf. Im Jahre 1806 ſchreibt ſie an Jean Paul: „Ich las in dieſen

Tagen die Briefe von Hölderlin wieder, die drei, so ich mir bewahrte. Einst gab ich sie Ihnen zu lesen, Sie haben sie nicht geachtet, wie ich meine. Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein Seher, ein von Gott belebter haben kann — ich könnte viel von ihm sagen. Der Mann kann es noch weniger ertragen als das Weib, wenn es seinesgleichen um sein Thun nicht findet, aber ein Jeder wird arm und ist beklagenswert in der Öde und Leere. Ein Chaos wartet auf die Liebe des Geistes."

Es wird die Pflicht der Nachwelt sein, mit dem Andenken an Schiller zugleich das an Charlotte von Kalb zu ehren. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: das Unglück ist heilig.

---

3. Leopold von Ranke.

Festvortrag von Prof. Dr. Ludwig Oelsner, hier.
(20. Dezember 1885).

Im Jahre 1861 starb im Alter von 85 Jahren Friedrich Christoph Schlosser, nachdem er sein langes Leben der Ausarbeitung seiner berühmten Weltgeschichte gewidmet hatte. Im Jahre 1880 trat ein Anderer, ebenfalls 85 Jahre alt, Leopold von Ranke, zum ersten Male mit dem Entschluß hervor, eine Weltgeschichte zu schreiben, und er hat uns seitdem in jedem Jahre mit einem neuen Bande seines Werkes überrascht. Es will mir scheinen, als ob die Persönlichkeit Rankes erst durch dieses letzte Unternehmen wahrhaft populär geworden sei. Erregt schon die Erreichung eines so ungewöhnlichen Lebensalters eine allgemein menschliche Teilnahme, so ist dies in noch ungleich höherem Grade der Fall, wenn sich mit dem Greisenalter eine so staunenerregende Geisteskraft verbindet. Die deutsche Wissenschaft hat in unserem Jahrhundert schon einmal ein solches Phänomen erlebt. Am 10. Mai 1859 traf in Berlin mit der Post der letzte Korrekturbogen des „Kosmos" ein, zur selben Stunde, als man Alexander von Humboldt, vier Monate vor seinem 90. Geburtstage, zu Grabe trug. Ranke vollendet morgen in voller Rüstigkeit sein 90. Lebensjahr. Wir ehren

ihn und uns, indem wir dieſen Tag mit ihm feiern; und ich habe, als einer aus dem engeren Kreiſe ſeiner Schüler, dankend den Auftrag übernommen, die Feſtrede zu halten, ſo ſchwer es bei der Größe und dem Umfang der Aufgabe auch fallen muß, derſelben im Rahmen eines Vortrages gerecht zu werden.

Der Lebensgang Rankes iſt einfach, wie gewöhnlich ein deutſches Gelehrtenleben. Seine Kindheit führt uns nach dem Orte Wiehe, einem thüringiſchen Landſtädtchen der ſog. Goldnen Aue. Dort feierten der Rechtsanwalt Gottlob Israel Ranke und Friederike Lehmike am 17. Februar 1795 die eheliche Verbindung, welche durch ſo hohen Kinderſegen beglückt werden ſollte. Sie hatten fünf Söhne und zwei Töchter; vier von den Söhnen ſind Univerſitätslehrer geworden. Der älteſte, Leopold, wurde am 21. Dezember 1795 geboren; er verbrachte die erſten elf Jahre ſeines Lebens in Wiehe ſelbſt. Im Jahre 1806 ſchickte ihn der Vater nach dem benachbarten Donndorf auf die Kloſterſchule, und er blieb hier bis 1809. Hierauf kam er in die berühmte Lehranſtalt zu Schulpforta und abſolvierte daſelbſt die Gymnaſialſtudien. 1814 ſiedelte er nach Leipzig über, wo er im Jahre 1817, nach Beendigung des Trienniums, zum Doktor promoviert wurde. Schon 1818 erhielt er eine Anſtellung als Gymnaſial-Oberlehrer in Frankfurt a. O.; 1825 wurde er, nachdem ſein erſtes Werk „Geſchichten der romaniſchen und germaniſchen Völker von 1494 bis 1514“ erſchienen war, als außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Berlin berufen, und dieſe Stadt iſt ſeitdem ſein Domizil geblieben: nur vorübergehend iſt zweimal, 1827*) und 1854, von einem Weggange nach München die Rede. Bereits 1832 trat er, an Stelle Niebuhrs, in die Akademie der Wiſſenſchaften ein; 1836 erhielt er die ordentliche Profeſſur. Im Jahre 1845 verehelichte er ſich, ein Fünfziger, mit einer Engländerin; ſeine Gemahlin beſchenkte ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter.

Mit den vorrückenden Jahren folgte dann eine Reihe ehrenvoller Jubelfeſte. Im Jahre 1865 wurde er zur Feier ſeines

*) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel VI, 154.

70. Geburtstages in den Adelstand erhoben. 1867 brachten ihm seine Schüler zu Ehren seines 50jährigen Doktorjubiläums eine großartige Ovation dar. 1882 wurde der fünfzigste Jahrestag seines Eintritts in die Akademie der Wissenschaften durch eine Huldigung gefeiert, mit welcher der König die Erhebung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz verband. Am 31. März 1885 endlich zeichnete ihn die Stadt Berlin, zur Erinnerung an seine vor 60 Jahren erfolgte Niederlassung daselbst, durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes aus.

In seinem Hause — es ist noch dasselbe, das er bei seiner Verheiratung vor 40 Jahren bezogen — ist es inzwischen wieder still geworden. Seine Frau lebt nicht mehr; seine Kinder haben ihren eigenen Hausstand gegründet. Was sein Heim belebt, was seine Seele erfüllt, ist die Arbeit. Nachdem er um 9 Uhr morgens aufgestanden, beginnt um 10 Uhr sein Tagewerk. Von 10—2 Uhr arbeitet er ununterbrochen, indem er sich entweder vorlesen läßt oder diktiert; dann empfängt er Besuche. Von 3—5 Uhr wird spazieren gegangen, und er scheut es nicht, die beschwerlichen zwei Treppen täglich hinunter- und heraufzusteigen. Dann folgt ein wohlbesetztes Diner, hierauf eine Pause, und von 8—12, oft bis 1 oder 2 Uhr nachts wird wieder gearbeitet. So schafft er noch heute durchschnittlich 8—10 Stunden täglich.

Auf diese seine Arbeit einzugehen, ist denn auch die Hauptaufgabe desjenigen, der ein Lebensbild Rankes zu entwerfen hat.

Lassen Sie mich an ein Wort anknüpfen, dessen sich Ranke selbst in seiner Gedächtnisrede auf Johann Friedrich Böhmer, unseren früheren Stadtbibliothekar, den berühmten Verfasser der Kaiserregesten, bedient hat*): „Mit dem Leben ist es einmal nicht anders, das Interesse konzentriert sich meistens im Werden und nimmt ab, sowie das Leben, so zu sagen, zum Geschäft wird" — ein Wort, das wenigstens in seinem ersten Teile auch auf Ranke zutrifft. Schon die Schulzeit weist charakteristische Züge auf. Sein Bruder Heinrich erzählt in

*) Historische Zeitschrift XX, 394.

den „Jugenderinnerungen“,*) wie Leopold in Donndorf nach dreijährigem Unterricht erklärte, hier sei für ihn nichts mehr zu lernen; in Pforta hoffe er weiter fortzuschreiten. Nachdem er in Schulpforta erst fünf Jahre zugebracht, also vor Absolvierung des sechsjährigen Kursus, drängt es ihn auch von hier wieder weg: er könne nicht genug für sich arbeiten, behauptete er, die Unterrichtsstunden seien ihm eine unliebsame Unterbrechung. Auf die Bemerkung, es werde ihm auf der Universität mit den Vorlesungen ähnlich ergehen, meinte er, dort werde er doch ganz sein eigener Herr sein. Wie bezeichnend ist für ihn diese Entschlossenheit, die sich selbst die Direktive giebt, diese Klarheit über seine Ziele! Man meint schon den künftigen Forscher zu hören, der, unzufrieden mit dem Material, das die Bücher ihm liefern, sich auf die Reise begiebt, um in den verschiedensten Archiven Europas sich die Belehrung zu verschaffen, welche ihn zur vollen Erkenntnis führen soll.

Ranke widmete sich ursprünglich der klassischen Philologie. In Pforta war es Sophokles, der ihn am meisten fesselte: mit einem seiner Lehrer rezitierte er privatim die Dramen dieses Dichters; drei derselben übersetzte er schriftlich und verehrte sie schön eingebunden seinem Vater zum Geburtstag. In Leipzig widmete er sich vornehmlich der historischen Literatur, besonders dem Thucydides, unter der Leitung von Gottfried Hermann. Dem persönlichen Einflusse dieses bedeutenden Lehrers entsprach die Einwirkung Niebuhrs durch sein kurz vorher erschienenes Werk über die römische Geschichte, in welchem zum ersten Male die historische Überlieferung auf ihren Wert geprüft wurde. Der dritte Autor, mit dem sich Ranke vorwiegend beschäftigte, war Luther.

Damals waren die Freiheitskriege beendet, und die deutsche Geschichtswissenschaft empfing von ihnen aus eine ganz bestimmte Richtung. Man hatte die Demütigung Deutschlands erlebt und fand es nützlich, sich in die Zeiten deutscher Größe zurück-

*) Fr. Heinr. Ranke, Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben, Stuttgart 1876. S. 16 und 43.

zuverſetzen. So wurde die mittelalterliche Geſchichte mit Begeiſterung erforſcht. Es erſchienen 1824 Raumers „Hohenſtaufen", 1826 begann die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica, 1828 ließ Stenzel ſein epochemachendes Werk über die Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer erſcheinen.

Aber die franzöſiſche Revolution und die Fremdherrſchaft hatten noch eine andere Wirkung auf die deutſchen Studien geübt. Man machte die Schreckensereigniſſe, die man in Deutſchland erlebt, man machte auch die Greuel der franzöſiſchen Revolution dem neuen Geiſte zum Vorwurf, der von der Reformation ſeinen Ausgang genommen hatte. Man ſchwärmte für das Mittelalter, wo Deutſchland in politiſcher und religiöſer Beziehung geeint dageſtanden habe. Es iſt die romantiſche Richtung, die ja auch in der Poeſie ſich ſo bedeutende Geltung verſchafft hat, und als deren Vertreter in der Geſchichtswiſſenſchaft ich den vorhin erwähnten, gleich Ranke im Jahre 1795 geborenen, Böhmer nennen möchte. Er begeiſterte ſich für die reichsbürgerlichen Zeiten, denen ſeine Kindheit noch angehört hatte. Er wandte ſich von der Neuzeit ab und verſenkte ſich mit Liebe in die Tage des Mittelalters. Obwohl Proteſtant, zeigte er doch eine ausgeſprochene Hinneigung zum Katholizismus. Von dem Emporkommen der „Bo-Ruſſen" wollte er nichts wiſſen. Er bewunderte die ältere deutſche Kunſt und Literatur, und dieſer Vorliebe für das Mittelalter entſprachen denn auch ſeine hiſtoriſchen Arbeiten.

Wie ſtellte ſich zu allen dieſen Beſtrebungen Ranke? Er folgte weder jener patriotiſch-deutſchen, noch dieſer romantiſch-ſchwärmeriſchen Richtung, die ich eben charakteriſiert habe. Er wirft der letzteren ihre Einſeitigkeit vor. „Welcher Irrtum, ruft er, eines von allen Jahrhunderten gleichſam als bevorzugte Zeit Gottes zu betrachten." Nach Böhmer müßte man Innocenz III. als den größten Mann der Geſchichte, das 13. Jahrhundert als den Höhepunkt deutſcher Entwickelung anſehen; alles Frühere würde als unvollkommene Vorbereitung, alles Spätere als Abfall erſcheinen. Und wenn Böhmer auf die Poeſie des Mittelalters, deſſen Baukunſt oder deſſen ſcholaſtiſche Philoſophie hin-

weiſt, ſo hält Ranke ihm entgegen, daß dies zum großen Teile nicht original-deutſche Schöpfungen ſind; das mittelalterliche Kaiſertum aber iſt kaum jemals zu wirklicher Macht gelangt. Die Reformation iſt nach Ranke unſer wichtigſtes vaterländiſches Ereignis; die deutſche Philoſophie des 18. Jahrhunderts iſt ihm ein echteres Produkt des deutſchen Geiſtes, als das Syſtem irgend eines deutſchen Scholaſtikers. Noch in Raukes Studienzeit fiel die 300jährige Jubelfeier der Reformation, und er trug ſich damals mit dem Plan, ein Leben Luthers zu ſchreiben.

Allein ſeine Gedanken gingen weiter. Er ſuchte nach umfaſſenderen Geſichtspunkten, nach dem lebendigen Momente jener Zeiten, nach den eigentlichen Trägern der allgemeinen geſchichtlichen Entwickelung. Er konnte ſich auf das deutſche Vaterland nicht beſchränken. Er fand, daß die Weltgeſchichte ſeit dem Ende des römiſchen Reiches ſich in einer großen Völkergenoſſenſchaft vollzieht, welche von ſechs romaniſchen und germaniſchen Völkern gebildet wird: den Spaniern, Italienern und Franzoſen auf der einen, den Deutſchen, Engländern und Skandinaviern auf der anderen Seite. Dieſe ſechs Völker haben im Laufe des Mittelalters ſich im Innern gleichartig entfaltet und nach außen in drei gemeinſchaftlichen Unternehmungen, von denen andere Nationen nur wenig berührt wurden, ihre Einheit und Zuſammengehörigkeit bethätigt: in der Völkerwanderung, den Kreuzzügen und den Pflanzungen jenſeits der Meere, gleichſam drei großen Atemzügen des unvergleichlichen Vereines. Der letzte Ausdruck dieſes romaniſch-germaniſchen Gemeinweſens iſt zu Ende des Mittelalters die ſpaniſch-öſterreichiſche Monarchie des Hauſes Habsburg. Gegen ſie aber erhebt ſich Frankreich, und gleichzeitig lehnt ſich Nordeuropa gegen die Herrſchaft des Papſttums auf; auf dieſen Gegenſätzen, auf dieſem politiſch-religiöſen Weltkampfe beruht die ganze neuere Geſchichte.

Ranke faßte nun den Plan, zuvörderſt den wichtigen Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zur Darſtellung zu bringen. Es reizt ihn, die Endpunkte ſolcher Entwickelung einander gegenüber zu halten; z. B. wie im Jahre 1495 der franzöſiſche König Karl VIII. nach Italien zieht, um gegen die Türken

zu kämpfen, und 41 Jahre ſpäter Franz I. von Frankreich mit eben dieſen Türken ſich gegen das Haus Habsburg verbindet. Durch ſolche Kontraſte wird das zu behandelnde Thema am deutlichſten präziſiert.

So hat der 30jährige Mann jetzt ſeine Lehrzeit vollbracht. Von der hohen Warte, die er erklommen, überblickt er die ganze neuere Geſchichte und hat nun die Aufgabe gefunden, der er für ſein weiteres Leben angehört. Wir finden ihn daher in jener inneren Agitation, wie ſie der Genius empfindet, wenn ſich ihm ſein Beruf offenbart, jener „Agitation von größter Gewalt und Tiefe", von welcher ein Mohammed ergriffen ward, als ihm eine neue Gotteserkenntnis aufging.*) Wir haben auch hierüber Mitteilungen ſeines Bruders Heinrich. Dieſer hatte inzwiſchen die Univerſität Halle bezogen. Von dort ging er oft nach Frankfurt und fand Leopold ſtets in das eifrigſte Studium vertieft. Es war gewöhnlich nicht Rankes Art, ſich über ſeine Arbeiten auszuſprechen; aber wenn er ſich des Abends mit Heinrich an der Oder erging, da enthüllte er ihm doch gern die Fülle ſeiner Gedanken. Ihn beunruhigte freilich auch die Unvollkommenheit ſeines Werkes; namentlich waren die wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel, welche ihm zur Verfügung ſtanden, nicht immer ausreichend, um eine feſte Anſicht zu begründen. „Es giebt ein erhabenes Ideal; ich weiß, wie weit ich davon entfernt geblieben. Man bemüht ſich, man ſtrebt, am Ende hat man's nicht erreicht. Daß nur niemand darüber ungeduldig werde!"

Die Welt urteilte minder ſtreng. Sein im Oktober des Jahres 1824 erſchienenes Buch wurde mit Auszeichnung aufgenommen und veranlaßte gleich im nächſten Frühjahr ſeine Berufung nach Berlin. Es war von einem zweiten Werke als Beilage begleitet: „Zur Kritik neuerer Geſchichtsſchreiber." Hier führt er uns in die Quellen ein, aus denen er geſchöpft hat, und unterzieht dieſelben einer ſtrengen Prüfung. Er geht namentlich ſechs Schriftſteller durch, zwei Italiener, zwei Deutſche, einen Spanier und einen Franzoſen, durch deren Kritik

*) Ranke, Weltgeſchichte V, 1. 57.

er beweiſt, wie wenig berechtigt es iſt, den Berichten ſolcher Autoren zu vertrauen, denen keine originale Kenntnis beiwohnt, und wären ſie ſelbſt den Ereigniſſen gleichzeitig, die ſie erzählen. Er erſehnt die Zeit, wo es möglich würde, die neuere Geſchichte aus den Berichten der Augenzeugen, aus den Darſtellungen der Mitwirkenden aufzubauen. Er weiß recht gut, welche Schätze, bis dahin unbenutzt, in den verſchiedenſten Archiven verborgen liegen. Seine Sehnſucht iſt, ſelbſt einmal dieſe Schätze heben zu können. Wir müſſen ſtaunen, wie er dieſe in dem Abſchnitt „Von dem, was noch zu thun ſei", bis ins Einzelne charakteriſiert. Alle folgende Thätigkeit Rankes und ſeiner Schule erſcheint als die Erfüllung jenes Programmes von 1824.

Die wiſſenſchaftliche Welt war voll des Lobes für ſein Werk, das darſtellende ſowohl als auch das kritiſche. Es gereicht mir zur hohen Freude, das Urteil meines zweiten ausgezeichneten Univerſitätslehrers hier anführen zu können. Guſtav Adolf Stenzel in Breslau äußerte ſich im zweiten Bande ſeiner Fränkiſchen Kaiſer (1828): „Bei der ſich täglich mehrenden Menge von Geſchichtsbüchern aller Art ſind wir doch kaum imſtande, noch Einen außer Ranke zu nennen, der ſich um das Studium der Quellenſchriften unmittelbar beſonderes Verdienſt erworben hätte. Ja, man muß geſtehen, daß Ranke mit einer umfaſſenden Kenntnis und großem Scharfſinne eine ſo meiſterhafte Beurteilung der Glaubwürdigkeit einzelner Schriftſteller gegeben hat, daß ſie jüngeren Freunden der Geſchichte als Muſter vorgelegt werden ſollte." Wer weiß, wie zurückhaltend Stenzel in ſeinem Lobe war, wer das herbe Urteil kennt, welches er über Raumers „Hohenſtaufen" gefällt hat, wird dieſe knapp gehaltene und doch ſo warme Anerkennung Rankes um ſo höher anſchlagen.

Aus den erſten Berliner Jahren des jungen Profeſſors möchte ich noch mit einigen Worten ſeiner innigen Beziehungen zu zwei berühmten Frauen gedenken: zu Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen von Enſe. Wir hören, wie er eines Tages Bettina in einer Geſellſchaft kennen lernt. Während der ganzen Abendunterhaltung läßt ſie ihn nicht von ihrer Seite;

ſie verſchmäht den Wagen, welcher ſie nach Hauſe fahren ſoll: Ranke muß ſie begleiten. Die Unterredung iſt am Hauſe noch nicht erledigt; ſie gehen weiter, kommen wieder zurück und gehen abermals weiter. Das unerſchöpfliche Geſpräch dauerte fort, bis darüber der Tag anbrach. Sie blieben ſeitdem in regem und immer regerem Verkehr: Ranke „liebt Geiſt und bedarf Geiſt", urteilte Rahel; „dieſes Üben hat er nötig, ſeine Feierſtunden zu bewegen." *) Er empfand für Bettina ohne Frage eine größere Zuneigung als für Rahel, doch beſuchte er dieſe ebenfalls häufig, und auch ſie fand ſeinen Verkehr außerordentlich feſſelnd. Bald ſchickte er ihr eine intereſſante Dichtung,**) bald ſprach er mit ihr über „Ehe; Geſchichte; was ſie ſei, warum er ſie treibe. Alles gedankenvoll". ***) Seine Briefe ſind „ſo vortrefflich, ſo rein vornehm geſchrieben, wie alles von ihm". †) Zwiſchendurch jedoch läßt ſich eine gewiſſe Gereiztheit bemerken, ſei es Empfindlichkeit darüber, daß Ranke ihr Bettina vorzog, ††) ſei es ſelbſt eine Art Eiferſucht auf die höhere Herrin, die Wiſſenſchaft, der Ranke vor allen andern ſeine Dienſte weihte. Als ſie einmal von Wien aus ein Schreiben des Freundes empfängt, beklagt ſie ſich, der Brief ſei vorwiegend geſchäftlichen, d. h. auf ſeine Studien bezüglichen Inhalts und bringe nur ſo viel Anderes, daß man das Erſtere nicht geradezu behaupten könnte. †††) Ranke war eben ſeines ſchriftſtelleriſchen Strebens

*) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel VI, 173.

**) So im Auguſt 1826 (Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. III. 243—245), das „indiſche Gedicht", das wohl weder ſinnbildlich, noch als Rankes eigner Verſuch aufzufaſſen iſt (Wegele, Geſch. d. deutſchen Hiſtoriographie 1046), da Rahel es ſonſt nicht zurückgeſchickt, noch durch indiſche Bilder ergänzt hätte. — Ein Gedicht Rankes an Rahel ſ. „Briefe v. Stägemann, Metternich, Heine u. Bettina v. Arnim" (1865) S. 279.

***) Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel, VI, 105.

†) Buch des Andenkens III, 328. Ähnliches S. 346. 350. 538. 550. 576; Briefwechſel S. 221. 267.

††) Vgl. Briefwechſel VI, 132: „er glaubt an ſie . . . es iſt ein Glück, das ich ihm gönne". Ähnlich S. 140. 173 (ſchon im „Buch des Andenkens" S. 303—304 gedruckt, doch mit Weglaſſung der Namen) und 175.

†††) Buch des Andenkens III, 327—328.

voll; er brachte ihm Jahre hindurch ſogar ſeine Univerſitätsthätigkeit zum Opfer.

Es iſt hier am Platze, ein Wort über die ſogen. „Venetianiſchen Relationen“ zu ſagen, auf denen ein großer Teil der Ranke'ſchen Werke beruht, die daher für unſere Betrachtung von hoher Bedeutung ſind. Venedig nahm ſeit dem Ende des Mittelalters nicht mehr die hohe Stellung ein, welche es in früheren Jahrhunderten behauptet hatte. Wohl aber ſuchte es nach außen hin ſein ehemaliges Anſehen ſo lange als möglich zu erhalten und glaubte dies dadurch zu erreichen, daß es mit den größten Höfen beſtändig in geſandtſchaftlicher Verbindung blieb, vornehmlich mit Rom, Madrid, Wien, Paris und Konſtantinopel. Nun war es Vorſchrift, daß jeder Geſandte von dieſen Orten aus regelmäßige Berichte ſchickte. Gewöhnlich machte man alle fünf Botſchafterpoſten durch, indem man auf jedem etwa drei Jahre blieb. Hatte man dieſe 15 Jahre abſolviert, ſo trat man zu Venedig in den Senat ein, um von hier aus die Politik der Vaterſtadt leiten zu helfen. Wie man gewöhnlich alle 14 Tage von dem betreffenden Geſandtſchaftspoſten aus an die Stadt ſchreiben mußte, ſo hatten die Heimkehrenden über das Geſamtergebnis jeder dreijährigen Periode einen umfaſſenden Bericht anzufertigen. Dieſe ſogenannten „Relationen“ wurden vor dem Senat verleſen, in welchem ſämtliche regierende Perſönlichkeiten vereinigt waren und ein hochanſehnliches Auditorium bildeten. Manchmal zog ſich die Verleſung einer ſolchen Relation durch mehrere Abende. Während die vierzehntägigen Berichte mehr dem Laufe der Begebenheiten folgten, hatten die Schlußrelationen eine Charakteriſtik der Perſonen und Zuſtände des fremden Landes zum Gegenſtande. Sie boten eine Analyſe des damaligen geſchichtlichen Lebens, wie ſie der Hiſtoriker ſich nicht beſſer wünſchen kann. Und alle dieſe Schätze waren bis dahin, man könnte ſagen, ungehoben.

Wie wurde Ranke auf ſie aufmerkſam? Dies erklärt ſich aus zwei weiteren Umſtänden. Es war im 16. und 17. Jahrhundert ganz allgemein üblich und erregte nicht den geringſten Anſtoß, daß die Geſandten die öffentlichen Papiere teilweiſe im

Privatbesitz behielten. So kam es, daß die vornehmen Familien, aus deren Kreisen die Staatsämter gewöhnlich besetzt wurden, eigene Kabinette für solche Manuskripte von unschätzbarem Werte besaßen. So in Venedig; ähnlich in Rom. Denn auch die Berichte der römischen Gesandten blieben mehr oder weniger im Besitze der Botschafter selbst. Beim Bau der Paläste pflegte man von vornherein einige Säle des oberen Stockwerks für die Aufbewahrung dieser Dokumente zu bestimmen. Man legte außerdem Wert darauf, solche Handschriften anzukaufen oder sich mindestens Abschriften der Originale zu verschaffen. Wer Geld und Mühe daran wandte, konnte dies mit bestem Erfolge thun. Die Abschriften wurden dann zu Bänden vereinigt, ohne Ordnung und Plan, ganz wie man sie zufällig zusammengekauft hatte. Solche Sammlungen „politischer Informationen", wie man sie zu nennen pflegte, finden sich auch außerhalb Italiens. Wer die Pariser Bibliothek durchforsche, sagt Ranke, brauche Italiens Archive nicht mehr. Eine Sammlung dieser Art war denn auch nach Berlin gekommen und bis auf einen flüchtigen Einblick, den einst Johannes Müller genommen, noch nie verwertet worden. Ranke hatte dieselbe gleich in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes entdeckt, und sein zweites, 1827 erschienenes Werk, „die Osmanen und die spanische Monarchie",*) der erste Band der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", beruht zumeist auf diesem Material.

Aber nun zog es ihn unwiderstehlich nach Italien und er erhielt hierfür einen nicht weniger als vierjährigen Urlaub, von 1827—1831. Der Weg führte ihn zuerst nach Wien, dann nach Venedig, Florenz und Rom.

Mit diesen italienischen Forschungen, die die wesentliche Grundlage seiner späteren Werke geworden sind, hat sich Ranke jedoch nicht begnügt.

Als er an die Darstellung der deutschen Ereignisse ging, richtete sich sein Auge auf die deutschen Handschriftenschätze. Wahrscheinlich hat Böhmer ihn zuerst auf das Frankfurter Archiv hingewiesen, nicht direkt, sondern in dem Urkundenbuch

*) Hieran schloß sich 1829 „die serbische Revolution": eine Gelegenheitsschrift.

der Stadt Frankfurt a. M., welches im Sommer 1836 erſchienen iſt, woſelbſt es heißt: „Welcher reiche Inhalt mag in den Reichsverhandlungen verborgen liegen, die ſeit dem Konſtanzer Konzil bis zum Jahre 1806 in ununterbrochener Folge Hunderte von Folianten füllen?“ Im Herbſt 1836 war Ranke hier und von 96 Bänden, welche die Reichstagsakten von 1414—1613 umfaſſen, benutzte er die erſten 64 Bände, die man ihm der Bequemlichkeit halber nach Berlin ſchickte.

Hier ſei an einem bezeichnenden Beiſpiele ſeine Forſchungsmethode dargethan. Die reichsſtädtiſchen Berichte des Frankfurter Archivs reichten ihm nicht aus. Der Reichstag hatte außer dem ſtädtiſchen Kollegium noch zwei andere, das Kurfürſten- und das Fürſtenkollegium. Es ſchien wünſchenswert, auch die Berichte kurfürſtlicher und fürſtlicher Geſandten an ihre Höfe zu leſen. Anfangs 1837 durchforſchte er daher in dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin die kurfürſtlichen Geſandtſchaftsberichte; dann ging er nach Dresden, denn das jetzige Königreich Sachſen war in den erſten Jahrzehnten der Reformationszeit noch Herzogtum; zuletzt auch nach Weimar, um die innere Entwickelung der evangeliſchen Partei aus dem dortigen Archive kennen zu lernen.

In ähnlicher Weiſe wandte er ſeine Schritte ſpäter, als es ſich um die Geſchichte Frankreichs und Englands handelte, nach Paris und London, und benutzte ebenſo noch mehrere kleinere Archive.

Der Hinweis auf dieſe Fundgruben der geſchichtlichen Belehrung gehört zu den Hauptverdienſten des Geſchichtsforſchers Ranke; er ſelbſt ſchöpft aus ihnen eine Fülle neuer Thatſachen und neuer Anſchauungen, die ſeitdem herrſchend geblieben und durch ſpätere Entdeckungen nur beſtätigt worden ſind. „Man bedauere den nicht“, ruft er einmal in der Freude an ſeinem Thun, „der ſich mit dieſen anſcheinend trockenen Studien beſchäftigt und darüber den Genuß manches heiteren Tages verſäumt. Es iſt wahr, es ſind tote Papiere, aber ſie ſind Ueberreſte eines Lebens, deſſen Anſchauung dem Geiſte nach und nach aus ihnen emporſteigt.“ „Deutlich wiederzuerkennen iſt doch allein derjenige Teil der Vergangenheit, der in Schriften aufbewahrt worden.“

So entstand allmählich die Reihe klassischer Werke, die ich bei der Kürze der Zeit nur nennen kann. Zuerst als Fortsetzung der „Fürsten und Völker von Südeuropa" in den Jahren 1832—36 „die römischen Päpste" — wie es in der neuen Auflage heißt — „während der letzten vier Jahrhunderte." Im Jahre 1839 begann er dann die „Geschichte der Deutschen im Zeitalter der Reformation", 1852 die „französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert", 1859 die „englische Geschichte." Daran schlossen sich noch weitere Schriften über die deutsche und speziell preußische Geschichte der neueren Zeit, so die „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", die „Geschichte Wallensteins", „der Ursprung des siebenjährigen Krieges", „die deutschen Mächte und der Fürstenbund", „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" u. a. m.

Man hat das durch Ranke wesentlich begründete archivalische Studium vielfach bemängelt. Kein Geringerer als Gervinus hat daran Anstoß genommen, indem er behauptete, man überschätze das Ungedruckte gar zu leicht, weil es den Reiz der Neuheit habe; die Diplomatie sei unwahr, eine Welt der schleichenden Kabale; die Masse des archivalischen Stoffes endlich sei geeignet, die einfachen Gesichtspunkte zu verwirren.*) Ein solcher Vorwurf mag wohl manchen jüngeren Historiker treffen, Ranke aber gewiß nicht. Er hat allezeit Kritik zu üben gewußt und sich in der Masse des Stoffes keineswegs verloren. Er erwehrt sich oft selbst des allzu großen Andranges, um die Einheit des Gedankens festhalten zu können, der sich ihm aus den bisherigen Studien erhoben hatte. Seine Meinung ist, eine einigermaßen umfassende, wahrheitsbeflissene Forschung in den echten Denkmalen reiche hin, um zu einer objektiven Auffassung des Thatbestandes zu gelangen.

Die allgemeinen Gesichtspunkte und Ideen geben seinem Fleiße den inneren Antrieb, und bei dem minder Bedeutenden wenig verweilend, hat er das weltgeschichtlich Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht.

*) Gervinus, F. C. Schlosser, ein Nekrolog. S. 24.

Selbſt wo er deutſche Geſchichte ſchrieb, wo daher vaterländiſche Sympathie die Neigung hervorrufen konnte, auf lokale oder provinzielle Spezialitäten einzugehen, beſchäftigte ihn immer nur die univerſalhiſtoriſche Betrachtung. Wie viel mehr, wenn er der italieniſchen, engliſchen, franzöſiſchen Geſchichte ſich zuwendet. Er unterſcheidet zwiſchen dem nationalen und dem welthiſtoriſchen Berufe großer Völker und Staaten, daher auch zwiſchen der nationalen Geſchichtsſchreibung, die er den einheimiſchen Meiſtern überläßt, und der univerſalen, die weit über die Schranken der Nationalität hinaus das in die Bewegung der Welt Eingreifende ins Auge faßt.

Die Geſchichte des Papſttums iſt ihm nur ein Spiegel der allgemeinen Weltgeſchicke, und mit dem kirchlichen und lokalen Detail befaßt er ſich nicht. In Frankreichs neuerer Geſchichte ſieht er ein weſentliches Moment der allgemeinen Entwicklung der Menſchheit, ebenſo in derjenigen Englands eine weltbeherrſchende hiſtoriſche Region. Man hat daher mit Recht geſagt, Ranke habe nie etwas anderes als Weltgeſchichte geſchrieben, und ſeine neueſte Schöpfung bilde nur die notwendige Ergänzung, den Unterbau ſeiner früheren Werke.*) Er ſucht hier den Zuſammenhang der Dinge, den Gang der großen Begebenheiten auf, welcher alle Völker verbindet und beherrſcht. Denn eine ſolche Gemeinſchaft beſteht; eine bloße Sammlung von Völkergeſchichten iſt keine Weltgeſchichte.

Dabei zeigt ſich Ranke keineswegs gleichgiltig gegen das Detail, aber er verfolgt es nur bei denjenigen Ereigniſſen, die eine allgemeine Bedeutung in Anſpruch nehmen. Solche Hauptbegebenheiten der Weltgeſchichte können nicht eingehend genug behandelt werden.

Schon in ſeinem erſten Werke bezeichnet er als das Ideal der Darſtellung: „Die Begebenheit in ihrer menſchlichen Faßlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle.“ Daher das Intereſſe, mit dem er z. B. eine wichtige Schlacht ſchildert oder ſich in die Erfaſſung bedeutender Perſönlichkeiten vertieft. Es iſt ja be-

*) Jaſtrow: Deutſche Rundſchau 26, 269.

kannt, wie Hervorragendes Ranke gerade in Charakterſchilderungen geleiſtet hat. Er ſagt ſich wohl: der Einzelne iſt nur ein Kind ſeiner Zeit, allenfalls ein Repräſentant derſelben, nur da, um zu beginnen, nicht um zu vollenden; wieviel gewaltiger erſcheint dagegen das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt. Aber er verkennt nicht, daß die kraftvolle Perſönlichkeit doch auch mächtig und oft beſtimmend in das Ganze eingreift und daß die Biographie ſich alsdann zur Geſchichte erweitert. In ſeinem Intereſſe für wichtige Begebenheiten beteiligt er ſich ſelbſt an kleineren Fragen der Chronologie oder der Quellenkritik. So ſucht er z. B. zu konſtatieren, an welchem Tage des Oktober 732 die Schlacht bei Tours ſtattgefunden. Die Gründung des Kirchenſtaats feſſelt ihn in allen ihren Einzelheiten; in kurzen tief eindringenden Bemerkungen wägt er die fränkiſche und die römiſche Tradition gegen einander ab; man wird von der Schärfe des Blickes frappiert, und kein künftiger Forſcher wird an ſeiner eigentümlichen Beurteilung des Metzer Annaliſten vorbeigehen können.

So vereinigt Ranke gleich einem gewiſſenhaften Naturforſcher die exakte Einzelbeobachtung mit umfaſſenden Geſichtspunkten. Sein Studium aber bildet das eine und vielleicht wichtigſte Forſchungsobjekt: das genus homo, der Menſchheitsgeiſt.

Zwei Dinge ſchließt Ranke von ſeiner Darſtellung aus. Er kennt erſtens keine Teleologie in der Geſchichte: „Wollte man für die Entwicklung der Kultur ein beſtimmtes Ziel angeben, ſo würde man die Zukunft verdunkeln und die ſchrankenloſe Tragweite der welthiſtoriſchen Bewegung verkennen.“

Sodann hält er ſich fern von aller Tendenz. Er weiß nichts von einer Weltgeſchichte, die das Weltgericht ſei. Man habe der Hiſtorie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemeſſen; ſo hoher Ämter unterwinde er ſich nicht; er wolle blos zeigen, wie es eigentlich geweſen. Darin liegt das Weſen der vielbeſprochenen Rankeſchen Objektivität. Er hat den vollen Mut der Meinung und ſteht namentlich den Beſtrebungen der eigenen Zeit nicht gleichgiltig gegenüber; das hat er in ſeiner „hiſtoriſch-

politiſchen Zeitſchrift" (1832—35) und bei Behandlung zeitgenöſſiſcher Stoffe bewieſen. Aber dabei kann doch das Weſen der Unparteilichkeit gewahrt bleiben. Die Pflicht des Geſchichtsſchreibers iſt die allſeitige Würdigung der verſchiedenen Standpunkte. Es kommt darauf an, die agierenden Mächte in ihrem beſondern Selbſt anzuerkennen; ſo treten ſie einander gegenüber und ringen miteinander; in der Wechſelwirkung des Entgegengeſetzten bewegt ſich das Leben des Menſchengeſchlechts.

Wer in der Hiſtoriographie ſeinen politiſchen Parteiſtandpunkt geltend macht, verliert allzu leicht die erforderliche Leidenſchaftsloſigkeit, wie ſie Ranke ſchon ſeit ſeinen jungen Jahren ausgezeichnet hat.*) Wenn Dahlmann einmal ſagt: „Am Ende gehört die Vergangenheit der Gegenwart an und die Schrift dem Leben", wenn Gervinus häufig die Anſicht wiederholt, daß die Wiſſenſchaft in das Leben eingreifen ſolle, ſo findet das Ranke wohl ſehr wahr, doch müſſe ſie, um zu wirken, vor allen Dingen Wiſſenſchaft ſein; ſonſt ſei zu fürchten, daß das Leben auf die Wiſſenſchaft, nicht die Wiſſenſchaft auf das Leben wirke. „Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derſelben zunächſt abſehen und uns zu der freien objektiven Wiſſenſchaft erheben . . . Die Muſe der Geſchichte iſt eiferſüchtig auf ihren Dienſt; Intereſſen der Gegenwart in die hiſtoriſche Arbeit hineintragen, hat gewöhnlich die Folge, deren freie Vollziehung zu beeinträchtigen." Als Ranke bei ſeinem Doktorjubiläum im Jahre 1867 ſich zu ſeiner eigenen freudigen Überraſchung von einer ſo großen Zahl verehrungsvoller Schüler umgeben ſah, da reichte er jedem derſelben die Hand als dem Mitgliede einer „großen hiſtoriſchen Familie", wie er ſich ausdrückte, die „zuſammengehalten ſei durch den gemeinſamen Kultus der Wahrhaftigkeit."

---

*) Sehr merkwürdig hierfür iſt, wie er 1819 die That Karl Sands auffaßte, die damals allgemeine Teilnahme fand, die z. B. Böhmer im Grunde ſeiner Seele bewunderte (Hiſtoriſche Zeitſchrift 20, 398). Ranke ſprach nur mit tiefſtem Ernſte: „Du ſollſt nicht töten! Das iſt Gottes Gebot." (Jugenderinnerungen 105).

Die Schüler Rankes! Ja, es giebt eine Rankesche Schule, und ich muß wenigstens mit einigen Worten auch diese Seite seiner Wirksamkeit berühren. Ranke hatte als Universitätsredner keinen großen Erfolg; seine Vortragsweise war so eigentümlich, daß das Auditorium sich im Laufe des Semesters mehr und mehr lichtete. Es machte wohl, wie es einer seiner Zuhörer im Jahre 1853 schildert,*) den Eindruck, daß er nicht vorher Überdachtes vortrug, sondern sich erst auf dem Katheder selbst inspirieren ließ und, das Gesicht gespannt nach der Decke gerichtet, seine Gedanken gleichsam in dem leeren Luftraum haschte. So sprach er denn erst einen langsam intonierten Satz laut vor sich hin und ließ ihm alsdann mit leiserer Stimme einen Strom halb unverständlicher Worte folgen. Aber eben jene lichtvollen, überraschenden Gedankenblitze, mochten sie auch Eingebungen des Augenblicks sein, fesselten wie mit einem Zauber die kleine Gemeinde verständnisinniger Jünger, indem sie ihnen weite geschichtliche Perspektiven eröffneten und so zur unvergeßlichen Anregung ihres Denkens gereichten.

Noch einflußreicher war seine Wirksamkeit im engeren Kreise seiner „historischen Gesellschaft". Er widmete ihr nicht viel Zeit: eine Stunde in der Woche; und doch, wie mächtig war der Eindruck! Denn er bestrebte sich die Schüler zur Beteiligung an der Forschung zu erziehen; ein Verfahren, das damals oft anerkannt wurde**) und seitdem eine löbliche Verbreitung auf den Universitäten gefunden hat. Wie als erste bedeutende Frucht dieser Lehrthätigkeit Rankes die von Waitz, Giesebrecht und anderen bearbeiteten „Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause" anzusehen sind, so darf das Insleben-treten der Münchener „Historischen Kommission" im Jahre 1859 als die letzte und umfassendste seiner Schöpfungen auf diesem Gebiete gelten. Sie besteht größtenteils aus Rankes Schülern, und die umfangreichen Arbeiten dieser Kommission sind zumeist seiner Initiative zu verdanken.

---

*) Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften III, 89.

**) So z. B. von Böhmer a. a. O. III, 187. 192.

Mit einem Worte: Ranke ist der Vater der modernen deutschen Historiographie, er ist ihr Lehrer sowohl in der Forschungsmethode wie in der Darstellungskunst, und er ist in beidem ihr unübertroffener Meister geblieben.

Man hat wohl einmal bemerkt, Ranke sei ein Historiker für Historiker*), etwa wie Tocqueville von sich sagt: Je parle sur l'histoire et ne la raconte pas; und es ist vielleicht wahr, daß man für die Lektüre Rankes erst sachlich und geistig genügend vorbereitet sein muß. Es läßt sich auf ihn anwenden, was er selbst von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus sagt: „Auf unmittelbare Popularität ist es nicht abgesehen. Die Sprache selbst ist von dem Gedankenreichtum angehaucht, in welchem der Autor lebt. Nur für das einsame Nachdenken ist sie recht verständlich.“ Aber wer möchte solchem Studium nicht eine Geistesanstrengung widmen, die sich so reich belohnt? Und wahrlich, auch das trifft auf Ranke zu, was er weiter über Tacitus äußert: „Seine Werke sind nicht allein Geschichtsbücher, sie sind selbst eine historische Erscheinung.“

Nach dem Vortrage verlas Herr Dr. Valentin eine dem Gefeierten gewidmete Adresse des Hochstifts; sie lautete:

„Das Freie Deutsche Hochstift, das in seiner neuen Organisation sich mehr und mehr zum Sammelpunkte alles geistigen Lebens in Frankfurt gestaltet, möchte unter den Glückwünschenden nicht fehlen, die wohl aus allen Teilen des Vaterlandes sich am heutigen Tage um Ew. Excellenz zusammenscharen.

An unsere Stadt knüpft sich in Ihrem Leben eine freudige Erinnerung. Als Sie mit den Vorarbeiten zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ beschäftigt waren, wollte das Glück Ihnen (wie Sie erzählen) so wohl, daß Sie im Herbst 1836 eine Sammlung, eben wie Sie sie brauchten, in dem Stadtarchive zu Frankfurt am Main fanden und mit erwünschter Bequemlichkeit benutzen durften.

---

*) Scherr: Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur IV, 197.

Sie haben die Gabe unſerer Stadt durch eine unvergängliche Gegenleiſtung erwidert. Sie haben die toten Papiere mit dem Hauche Ihres Geiſtes belebt und unſerer Nation, der ganzen gebildeten Welt, eine der wichtigſten Epochen der Weltgeſchichte in wahrheits- und lebensvollem Bilde vorgeführt.

Nicht immer fand Ihre univerſale Betrachtungsweiſe, Ihre objektive Auffaſſung bei den zeitgenöſſiſchen Vertretern der Wiſſenſchaft vollen Widerhall: die Befangenheit der romantiſchen Richtung und die tendenziöſe Einſeitigkeit haben, nicht ohne Kraft und Erfolg, dem erhabenen Geiſte vorurteilsfreier Forſchung entgegengeſtrebt.

Um ſo mehr drängt es uns, Ihnen, hoher Meiſter, in dieſer feierlichen Stunde zu bekunden, daß Ihre unvergleichlichen Werke, auf ihrem Triumphzuge durch die Welt, auch unſere Geiſter und Herzen erobert haben: wüßten wir doch alle, ob Fachmänner oder Laien, nicht beſſer, als durch inniges Verſenken in Ihre Schöpfungen, unſer geſchichtliches Denken zu bilden und zu vertiefen.

So bringen wir Ihnen denn zur Feier des heutigen Tages, als den Ausdruck unſerer Dankbarkeit und Verehrung, den tiefgefühlten Wunſch dar, daß es Ihnen vergönnt ſein möge, in unverminderter Kraft fortzuwirken und vor allem das große Werk zu Ende zu führen, das auf lange hinaus für die weltgeſchichtliche Anſchauung unſerer Nation beſtimmend ſein wird!"

Frankfurt a. M., 21. Dezember 1885.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geſchichte. (G.)

In dieſe Fachabteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:

Herr Ludwig Simmet, Augsburg.
„ Profeſſor Dr. Schaible, Heidelberg.
„ Dr. med. Edinger, hier.
„ Dr. phil. L. Neuſtadt, hier.
„ Dr. phil. J. Goldſchmidt, hier.

b) ohne Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Dr. phil. Th. Schlegel, hier.

In der ſechſten Sitzung, welche am 16. Oktober ſtattfand, brachte der Vorſitzende, Herr Dr. Grotefend, die Angelegenheit der Bibliotheca historica*) zur Sprache. Der AGA hat beſchloſſen, 150 Mark vom vorjährigen Etat dem Vorſitzenden der Abteilung G zur Ermöglichung der Wiederherausgabe dieſes Werkes zur Verfügung zu ſtellen. Da das Unternehmen nach Mitteilung des Verlegers einen noch bedeutenderen Zuſchuß erfordert als man urſprünglich annahm und da die Ausſicht, von den hiſtoriſchen Vereinen wirkſame Beihülfe zu erlangen, recht gering iſt, ſtehen der Verwirklichung des von Herrn Prof. Oelsner angeregten Projektes noch erhebliche Schwierigkeiten im Wege.

Herr Dr. Quidde berichtete über die Hauptergebniſſe ſeiner Studien zur Geſchichte des Rheiniſchen Landfriedensbundes von 1254. Zweierlei glaubte Referent in den Vordergrund ſtellen zu ſollen. Erſtens ſei der urſprüngliche Mitgliederbeſtand des Bundes anders als bisher beſtimmt und dadurch die ganze äußere Entwicklung des Bundes in ein neues Licht getreten, zweitens ſei die reichsgeſetzliche Grundlage des Bundes und der Inhalt des Bundesgelöbniſſes, den Landfrieden

*) Vgl. Berichte des Hochſtifts Jahrg. 1884—85, S. 34—36.

aufrecht zu erhalten, im Reichsgesetze Friedrichs II. von 1235, dem sogenannten Mainzer Landfrieden, gefunden worden. Was zunächst den ersteren Punkt anlangt, so besaß nach den neuesten Untersuchungen*), welche allgemeine Annahme gefunden haben, der Bund gleich bei seiner Gründung eine Ausdehnung von Basel bis Metz, Trier und Köln. Alle fünf Rheinischen Freistädte, die drei Rheinischen Erzbischöfe und mehrere Bischöfe sollen von Anfang an seine Mitglieder gewesen sein. Nach Ansicht des Referenten dagegen lernen wir die ursprünglichen Mitglieder durch einen völlig zuverlässigen Bericht der Wormser Annalen kennen. Es sind dort namhaft gemacht die Städte Worms, Oppenheim, Mainz, Bingen, Oberwesel, Boppard, Frankfurt, Gelnhausen, Friedberg, Wetzlar und neben ihnen als einziger Fürst der Erzbischof von Mainz. Wie sehr diese Angabe alle innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wie die ursprünglichen Grenzen des Bundes ein verhältnismäßig enges Gebiet umfassen, dessen Mittelpunkt in Mainz liegt, wie durch diese Thatsache erst der rechte Zusammenhang mit der früheren Entwicklung des Städtebundwesens hergestellt wird und wie nun zugleich die weitere Ausbreitung des Bundes das verständliche Bild einer zwar überraschend schnell, doch ganz organisch Schritt für Schritt sich vollziehenden Entwicklung gewährt, wurde vom Referenten nur kurz berührt. Näher eingegangen wurde dagegen wieder auf die zweite Hauptfrage, welche dem Ausgangspunkte der inneren Entwicklung des Bundes gilt. Die »pax generalis«, welche die Bundesgenossen zu beobachten gelobten, muß, so führte Referent aus, einen genau bestimmten für jeden Beteiligten feststehenden Inhalt gehabt haben, und da dieser Inhalt weder gewohnheitsrechtlich feststand, noch auch durch die Bestimmungen der Bundesurkunde gegeben war, so muß er aus der Reichsgesetzgebung ergänzt werden; das letzte einschlägige Gesetz ist der Mainzer Landfriede Friedrichs II. von 1235,

*) Weizsäcker, der rheinische Bund 1254. — Hintze, das Königtum Wilhelms von Holland. — Vergl. auch Bussion, zur Geschichte des großen Landfriedensbundes deutscher Städte.

und daß dieſer in der That unter der »pax generalis« verſtanden werden muß, wird durch verſchiedene Umſtände beſtätigt, insbeſondere dadurch, daß das Amt des Hofrichters, das durch dieſes Reichsgeſetz von 1235 erſt geſchaffen, dann aber faſt zwei Jahrzehnte lang unbeſetzt geblieben war, durch König Wilhelm eben damals wieder ins Leben gerufen wurde, als er zu Anfang des Jahres 1255 den Rheiniſchen Landfriedensbund beſtätigte. Erkennt man in der Durchführung des Mainzer Landfriedensgeſetzes von 1235 den Zweck des Bundes, ſo ergeben ſich daraus für die Beurteilung ſeiner inneren Entwicklung wichtige Konſequenzen, auf die Referent aber nur kurz hindeutete, indem er ſich auf die Ausführungen ſeiner genannten Schrift bezog. — Aus den Unterſuchungen, auf welchen dieſe Ergebniſſe beruhen, hob dann Referent noch einen Punkt hervor, der in ſeiner Schrift nur flüchtig berührt worden iſt. Die irrige Anſicht von dem urſprünglichen Mitgliederbeſtand des Bundes ſtützt ſich auf den uns erhaltenen Text der Gründungsurkunde. Daß dieſe Urkunde im authentiſchen Wortlaut vorliegt und nicht etwa wie andere Bundesakten, welche mit ihr zuſammen zu einer Art Aktenſammlung vereinigt ſind, eine Ueberarbeitung erfahren hat, ſchien durch den Abdruck ſichergeſtellt zu ſein, welchen Pertz bei ſeiner Reſtitution der Wormſer Annalen in den Monumenten gegeben hat. Die Urkunde tritt hier in einer Geſtalt auf, welche durch Fehlen des Anfangs und Hinzutreten eines Datums ſo eigentümlich iſt, daß man glauben mußte, Pertz habe für dieſen Abdruck eine freilich unbekannte Vorlage benutzt, welche von der ſonſtigen Überlieferung (in der Aktenſammlung) unabhängig zu ſein ſchien. Trotzdem ſtimmt, von den angegebenen zwei Abweichungen und einer ganz geringfügigen Variante (ac ſtatt et) abgeſehen, der Text, den Pertz hier bietet, wörtlich mit demjenigen überein, welcher in der erwähnten Aktenſammlung vorliegt; folglich, ſo durfte man wohl weiter ſchließen, iſt dies der unveränderte und authentiſche Wortlaut der Urkunde. Das entgegengeſetzte Zeugnis des Wormſer Annaliſten glaubte man dadurch beſeitigen zu können, daß man zeigte, wie der Bericht deſſelben über die ganzen Vorgänge ein höchſt verwirrter ſei.

Dem gegenüber führte nun Referent aus, daß sowol die Abweichungen im Abdruck der Gründungsurkunde wie die Verwirrung im Bericht der Wormser Annalen auf die Rechnung einer fehlerhaften Edition zu setzen seien. Böhmer hat in seiner Ausgabe der Wormser Annalen*) das Bündnis zwischen Mainz, Worms und Oppenheim, das dem Landfriedensbunde vorangeht, nicht wörtlich abgedruckt, sondern nur durch die Anfangs- und Schlußworte angedeutet; Pertz**), der nicht wieder auf die Handschrift zurückging, ergänzte diese Andeutungen fälschlich zu zwei Urkunden statt zu einer, nämlich erstens zum Bündnis der drei genannten Städte und zweitens zum Rheinischen Landfriedensbunde, nahm nun aber, um Böhmers Zitate mit dem Texte der letzteren Urkunde in Einklang zu bringen, dieser den Kopf und gab ihr einen ihr nicht zukommenden Schweif mit dem »actum anno domini 1254«. Das Unglück wollte, daß Pertz obendrein die Bestandteile der (nur durch Ableitungen uns noch erhaltenen) Wormser Annalen falsch aneinanderreihte, so daß nun wirklich ein wüstes Durcheinander von Nachrichten entstanden ist, während dieselben, richtig aneinandergefügt, eine völlig klare und mit allen sonstigen Quellen im Einklang befindliche Erzählung ergeben. Unter Vorlegung der Ausgaben von Böhmer und Pertz wurde diese Editionsfrage noch näher erläutert.

Herr P. Joseph legte darauf vor: Adolph Meyer, Albrecht von Wallenstein (Waldstein) Herzog von Friedland und seine Münzen (Wien 1886). Referent betonte besonders, wie die Prachtliebe Wallensteins auch in seinen Münzen zu erkennen sei; der Herzog habe hervorragend schöne und vollwertige Goldmünzen schlagen lassen.

Die Diskussion einer von Herrn Dr. Schlegel aufgestellten Frage nach dem Ursprung der Namen der Wenden wurde bis nach genauerer Orientierung seitens der Mitglieder zurückgestellt. Der nächste Bericht wird voraussichtlich darauf wieder zurückkommen.

*) Böhmer, Fontes 2, 188 f.

**) M. G. SS. 17, 55—58.

In der siebenten Sitzung am 1. Dezember legte Herr P. Joseph eine angeblich in Siebenbürgen gefundene römische Silbermünze vor, welche etwa aus der Mitte des dritten Jahrhunderts stammt und in der Umschrift einen imperator Sponsianus nennt. Die Ächtheit des Stückes scheint Herrn Joseph nicht zweifelhaft, obschon dasselbe nicht geprägt, sondern gegossen worden ist. Von einem Kaiser Sponsian weiß die Geschichte sonst nichts; nur eine Goldmünze mit seinem Namen existiert im Wiener Cabinet, und auch sie soll in Siebenbürgen gefunden worden sein. Referent meint, daß man sich unter Sponsian wohl einen in diesem Grenzgebiet erhobenen Soldatenkaiser zu denken habe. — Herr Dr. Grotefend fragte nach dem Fundbericht. Herr Joseph bedauerte, darüber keine Auskunft geben zu können und bezog sich auf die geringe Zugänglichkeit der ungarischen Publikationen; die Goldmünze befinde sich aber schon seit langer Zeit im Wiener Münzkabinet und es sei daher wohl ausgeschlossen, daß sie von einem Fälscher zur Herstellung des vorliegenden Stückes benutzt sei. — Gegenüber der Klage des Herrn Joseph über die Schwierigkeit der Benutzung ungarischer Publikationen verwies Herr Dr. Neustadt auf verschiedene Zeitschriften, speziell auf die Ungarische Revue, die es sich zur Aufgabe gemacht habe, den Verkehr zwischen der ungarischen und der deutschen Wissenschaft zu vermitteln; auch seien in den Quellenpublikationen, welche in ungarischer Sprache erscheinen, meist nur die Titel, Überschriften ꝛc. magyarisch, die Texte in der Sprache des Originals, also meist lateinisch. — Herr Joseph knüpft daran Bemerkungen über seine Ungarn berührenden Münzstudien; seine Ausführungen, daß gewisse Gulden von Ludwig und Karl den deutschen statt den gleichnamigen ungarischen Königen zuzuschreiben seien*), hätten in Ungarn allerdings Wiederspruch — wie er glaubt, ohne Grund — gefunden. — Herr Dr. Neustadt machte für das Studium ungarischen Urkundenmaterials auf den zu Fejérs

*) Vgl. des Referenten Schrift: Historisch-kritische Beschreibung des Bretzenheimer Goldmünzenfundes.

Codex diplomaticus durch die ungarische Akademie publizierten Registerband sowie überhaupt auf die Urkundeneditionen der Akademie aufmerksam.

Herr Dr. Quidde referierte darauf über die Handschriften und die neueste Ausgabe der Goldenen Bulle. Es existieren sieben Originalausfertigungen der Urkunde, die böhmische, die vier der vier Rheinischen Kurfürsten, die Frankfurter und die Nürnberger (diese mit Wachs- statt mit Goldsiegel). Harnack, der in Folge eines Preisausschreibens die Goldene Bulle im Anhang zu seiner Schrift über das Kurfürstenkolleg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ediert hat, kann das große Verdienst beanspruchen, zuerst erkannt zu haben, welche Bedeutung der lange verschollenen böhmischen Ausfertigung für den weitaus größeren ersten Teil der Urkunde (die Beschlüsse des Nürnberger Reichstages) zukommt. Das böhmische Exemplar ist die einzige Separatausfertigung dieses ersten Teiles, während überall sonst die Nürnberger und die nachfolgenden Metzer Beschlüsse zu einer einzigen Urkunde vereinigt sind; dasselbe bietet außerdem, was für die Edition wichtiger ist, die beste Textesüberlieferung für diese Nürnberger Beschlüsse dar. Höchst seltsam und eigentlich ganz undiskutierbar ist dagegen Harnacks Gedanke, auch die dem böhmischen Original des ersten Teiles angeheftete Abschrift der Metzer Beschlüsse als eigentliches Original derselben zu betrachten und demgemäß seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Dieser Mißgriff hat dann, da die Abschrift recht schlecht und flüchtig ist, Fehler im Textabdruck verursacht, und obendrein haben noch manche ärgerliche Druckfehler 2c. denselben entstellt. Lindner, der selbst eine Ausabe der Goldenen Bulle vorbereitet hatte, hat Harnacks Arbeit eingehend beurteilt und zugleich versucht, das Verhältnis der Handschriften unter einander sowie die Regeln für eine künftige neue Ausgabe festzustellen*). Die fünf kurfürstlichen Exemplare, das böhmische eingerechnet, stimmen in sehr verwickelter Weise manchmal in dieser, manchmal in jener Gruppierung mit

*) S. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung V, 96 ff.

einander überein und gehen wieder auseinander, so daß es sehr schwer ist, das Verwandtschaftsverhältnis zu bestimmen. Lindner findet eine Erklärung für diesen Thatbestand in der Hypothese, daß bei den Verhandlungen die kurfürstlichen Räte jeder ein Exemplar des ersten Entwurfes vor sich hatten und in dieses die beschlossenen Zusätze, Abänderungen ꝛc. eintrugen, natürlich ohne immer im Wortlaut ganz genau übereinzustimmen, so daß mehrere Entwürfe entstanden, die in Kleinigkeiten von einander abwichen. Die Originale der vier rheinischen Kurfürsten, die sicher nicht in der kaiserlichen Kanzlei geschrieben sind, sollen dann auf Grund dieser Entwürfe in den kurfürstlichen Kanzleien entstanden und in der kaiserlichen mit dem Siegel ꝛc. versehen sein. Das Frankfurter und das Nürnberger Original sind gleich dem böhmischen in der kaiserlichen Kanzlei, aber erst geraume Zeit später angefertigt worden (das Frankfurter 1366, das Nürnberger noch später, aber doch auch noch zu Karls IV. Lebzeiten); die Abschrift des zweiten Teiles dagegen, welche dem böhmischen Original des ersten angeheftet ist, entstand vermutlich in der Zeit, die zwischen diesen beiden nachträglichen Ausfertigungen liegt, und sollte wol das verdorbene böhmische Original des zweiten Teiles für den Kanzleigebrauch ersetzen. Das Frankfurter Original giebt für den zweiten Teil der Urkunde den besten Text, da es auch für diesen entweder auf das verlorene Konzept der kaiserlichen Kanzlei oder auf das ebenfalls verlorene in der kaiserlichen Kanzlei geschriebene böhmische Original zurückgeht. Soweit Lindners Ausführungen, an die sich noch eine ziemlich gereizte Polemik zwischen ihm und Harnack angeschlossen hat*). Über das Verhältnis der Handschriften läßt sich ohne eingehendes Studium der ganzen Variantenmasse kein selbständiges Urteil gewinnen; doch ist Lindners Hypothese, soweit Referent urteilen kann, sehr gewinnend, und Harnacks Entgegnungen (auch noch die letzte in den Forschungen z. D. Gesch. Bd. 25) scheinen zu beweisen, daß er den eigentlichen

*) S. Forschungen z. Deutschen Geschichte Bd. 24 u. 25.

Kernpunkt der Lindnerſchen Anſicht überhaupt nicht verſtanden hat. Ohne auf dieſe Polemik näher einzugehen, bezeichnete Referent es als den Grundfehler Harnacks, daß er nach verfaſſungsgeſchichtlichen Geſichtspunkten das eigentliche und einzige Original der Goldenen Bulle beſtimmen wollte und es in dem Exemplar der kaiſerlichen Kanzlei glaubte ſuchen zu müſſen, während es in Wahrheit mehrere Originale giebt, von denen das böhmiſche (ſo richtiger als „kaiſerliche") ein gleichberechtigtes unter anderen iſt, und daß er die Frage der Textgeſtaltung in der Hauptſache nach den angedeuteten formalen Kriterien entſcheiden wollte, während es darauf ankommt, wo der beſte Text überliefert iſt. Durch Harnacks und Lindners Unterſuchungen iſt die Frage jetzt jedenfalls ſo gefördert worden, daß man von der nächſten Edition, ob ſie nun einer dieſer beiden oder ein dritter beſorgt, eine endgiltig befriedigende Löſung der Aufgabe mit Sicherheit erwarten darf. — Herr Dr. Schlegel glaubte ſich zu erinnern, daß ein Original der Goldenen Bulle früher in Görlitz exiſtiert habe, aber abhanden gekommen ſei. Herr Dr. Grotefend erläuterte dieſe Erinnerung dahin, daß es ſich dabei um die Schleſien betreffende Urkunde Karls IV. von 1355, die ebenfalls mit Goldbulle verſehen ſei, handeln werde (Böhmer-Huber Nr. 2268 vom 9. Okt. 1355). — Herr Pfarrer Enders warf die Frage auf, worin es begründet ſei, daß im Cap. II der Goldenen Bulle bei Beſtimmung der Eidesformalitäten ein Unterſchied zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Kurfürſten gemacht werde, indem letztere die Hände auf das Evangelium, erſtere aber auf die Bruſt legen ſollen. Herr Dr. Grotefend erwähnte, daß die Sitte der Eidesleiſtung mit der rechten Hand auf der linken Bruſt für Frauen in Hannover noch bis zur Einführung der neuen Gerichtsverfaſſung beſtanden habe, konnte Urſprung und Begründung der Sitte aber nicht angeben.

In der achten Sitzung am 11. Dezember legte Herr P. Joſeph eine Suite byzantiniſcher Goldmünzen vor und gab dazu — z. T. auch Fragen der Anweſenden beantwortend — Erläuterungen über byzantiniſches Münzweſen. Bei Be-

trachtung der Sammlung, welche von Arkadius und Honorius (c. 400) bis zu Johannes II. (1118—1143) reicht und höchst wertvolle Stücke enthält, fällt zunächst auf, wie das Gepräge allmählich vom römischen zum byzantinischen Stil und vom heidnischen zum christlichen Charakter übergeht, wobei zugleich eine immer weiter fortschreitende Verwilderung Platz greift. Auf den ersten der vorgelegten Münzen sieht man noch die römisch-heidnische Viktoria; dieser wird dann bald ein Kreuz in die Hand gegeben, und später fällt die Viktoria ganz fort und nur christliche Symbole bleiben. Gleichzeitig wird die Legende allmählich Buchstabe für Buchstabe aus einer lateinischen zu einer griechischen und die Form der Münzen immer dünner und breiter, schließlich brakteatenartig. Viel Streit hat das Sigel CON OB hervorgerufen, das sich auf den Goldmünzen findet; es kann aber wohl kein Zweifel sein, daß CON auf Konstantinopel zu deuten ist und daß die auch allein vorkommenden beiden Buchstaben OB als griechische Zahlzeichen = 72 zu lesen sind; letztere sollen andeuten, daß 72 der Goldsolidi auf ein Pfund gehen. Die Goldwährung war unter Konstantin eingeführt worden und die Solidi waren die größte Münzsorte. Neben ihnen wurden aus Gold noch halbe und drittel Solidi (letztere Trienten genannt) geprägt. Der Gehalt dieser Münzen blieb bei aller Änderung und Verschlechterung des Gepräges meist ein guter; minderhaltig sind manchmal Nachahmungen, welche man Vandalen, Westgoten oder Ostgoten zuschreibt. Für den Kleinverkehr hatte man Erzmünzen, die an Form (auch bei gleichem Wert) oft sehr verschieden waren; ihr Gepräge zeigte Buchstaben zur Wertbestimmung, später fielen diese fort. Silbermünzen waren im allgemeinen selten; Beachtung verdienen aber gewisse große Silbermünzen, welche durch die Muhammedaner eingeführt wurden. Es kam wol vor, daß man sie — oft nur sehr oberflächlich — umprägte, da man an dem heidnischen Gepräge Anstoß nahm. Auf diese großen Silbermünzen ist schließlich der Stammbaum der Groschen (grossi) zurückzuführen. Viele Münzen sind durchlöchert, weil sie als Schmuckstücke ꝛc. getragen wurden.

Herr Dr. Quidde brachte drei während der letzten Monate erschienene wichtige Hilfsmittel des Studiums deutscher Geschichte zur Vorlage, nämlich v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus, Oesterley, Wegweiser durch die Literatur der Urkundensammlungen Bd. I, und Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts Bd. I, dritte Auflage. Die Geschichtsquellen sind Jedem, der im späteren Mittelalter arbeitet, ein alter Bekannter; die neue Auflage hat Plan und Charakter der zweiten völlig beibehalten, nur im Einzelnen Veränderungen erlitten, für die, wie man voraussetzen darf, die inzwischen erschienenen Untersuchungen und Editionen durchgehends verwertet sein werden. Für die Abteilung ist im Hinblick auf Herrn Prof. Oelsners frühere Mitteilungen der Abschnitt über die Vita Karoli IV. von besonderem Interesse. Derselbe wird nach des Referenten Meinung Herrn Prof. Oelsner keinerlei Veranlassung geben, seine Ansichten zu modifizieren, wird vielmehr nach diesen zu berichtigen sein. Neue Erscheinungen sind die beiden andern erwähnten Bücher. Oesterleys Wegweiser will sämtliche Publikationen aufführen, welche Urkunden, Briefe ꝛc. des Mittelalters, zu Gruppen von mindestens drei Nummern vereinigt, abdrucken oder verzeichnen. Er ordnet die Literatur nach dem Inhalt der Urkunden, beginnt mit der allgemeinen europäischen Geschichte in verschiedenen Gruppen und schließt daran die Geschichte Deutschlands, stellt hier wieder die allgemeineren Sammlungen, Gesetze, Kaiserurkunden und -briefe ꝛc. voran, ordnet dann die große Masse der Literatur zur Spezialgeschichte alphabetisch nach den Namen der einzelnen Territorien, Städte ꝛc. Der zweite Band ist für die übrigen europäischen Staaten bestimmt und soll bald dem ersten folgen. Ein derartiges Werk ist natürlich jedem Forscher hochwillkommen; wenn mancherlei Lücken bleiben, so wird jeder billige Beurteiler zugeben, daß das bei einem ersten Unternehmen dieser Art unvermeidlich ist; nach zufälligen Beobachtungen des Referenten scheint es allerdings, daß im vorliegenden Bande sich manche Lücken und Ungenauigkeiten etwas bedenklicher

Natur vorfinden. Wegeles langerwartete Geſchichte der Hiſtoriographie, ein Beſtandteil des großen Unternehmens der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland, eine Frucht mühſäligſten Fleißes, giebt dem Hiſtoriker die oft ſchmerzlich vermißte Gelegenheit, ſich über die Geſchichte ſeiner eigenen Wiſſenſchaft in einer zuſammenfaſſenden Darſtellung zu orientieren. Manche mehr oder minder berechtigte Anſprüche und Wünſche ſcheinen freilich, ſoweit Referent nach fremden Berichten und eigener teilweiſer Lektüre urteilen kann, nicht ganz erfüllt zu ſein; insbeſondere mag bezweifelt werden, ob das Werk in „den Gebildeten der Nation", für die es nach der Vorrede in erſter Linie beſtimmt iſt, ein größeres über die Fachkreiſe hinausreichendes Publikum finden wird. Über den Ausſtellungen aber, die möglich ſind, darf das große Verdienſt des Buches und der Dank, den die Geſchichtswiſſenſchaft dem Verfaſſer ſchuldet, nicht vergeſſen werden. Übrigens iſt Ausſicht vorhanden, daß in der Abteilung noch von anderer Seite das Werk ausführlicher beſprochen werden wird.

Herr Dr. Quidde berichtete ſodann noch über den jüngſt erſchienenen Band der Deutſchen Reichstagsakten. Referent kennzeichnete zunächſt den Stand des Unternehmens (von dem jetzt die Bände 1—5. 7. 8, d. i. die Jahre 1376—1405 und 1410—1426 vorliegen, Bd. 9 im Druck befindlich, Bd. 6 druckfertig iſt, während für Bd. 10 ff. hier in Frankfurt gearbeitet wird) und ging dann auf Bearbeitung und Inhalt des vorliegenden Bandes ein. Es iſt ein ſehr reiches Material zur Reichsgeſchichte, das hier, wie überhaupt in den drei Ruprecht-Bänden (4–6), dargeboten wird; wenn der Inhalt nach der Meinung mancher Fachgenoſſen teilweiſe die Grenzen der „Reichstagsakten" bedenklich überſchreitet, ſo liegt dafür, wenn nicht die Rechtfertigung, doch eine Entſchuldigung in den beſonderen gerade bei dieſen Bänden obwaltenden Verhältniſſen. Die Beſchaffenheit des Materials und der Charakter der Regierung Ruprechts führten dazu, daß auch bei Innehaltung der in Wenzels Periode beobachteten und bewährten Arbeitsmethode die fertigen Ruprecht-Bände ein weſentlich anderes Bild ge-

währen, als ihre Vorgänger. Referent, der neben E. Bernheim und dem Hauptherausgeber J. Weizsäcker an der Bearbeitung des Bandes beteiligt war, bestritt indessen nicht, daß in manchen Mitteilungen auch unter den angedeuteten Verhältnissen größere Beschränkung thunlich und ratsam gewesen wäre, und bekannte, daß gerade ihn selbst die Schuld für verschiedene solche Ausschreitungen träfe. Der reichsgeschichtliche Inhalt des Bandes läßt sich nach ihm kurz wie folgt skizzieren. Im September 1401 tritt Ruprecht seinen seit dem Frühjahr vorbereiteten italienischen Zug an. Ziel und Zweck desselben sind die Kaiserkrönung in Rom und die Wiedergewinnung der verlorenen Reichsrechte, besonders gegenüber dem durch Wenzel zum Herzog von Mailand erhobenen Johann Galeazzo Visconti. Das Unternehmen endigt mit einem völligen Mißerfolg; die Macht Johann Galeazzos bleibt ungebrochen, der König kommt nicht über Padua hinaus und erreicht vom Papste nicht einmal die Anerkennung seiner Wahl. Eine umfangreiche Sammlung von Briefen und Akten zur Geschichte dieses italienischen Zuges, großen Teils italienischen Archiven entnommen, eröffnet den Band, legt die Gründe des Mißerfolges klar und gewährt einen Einblick in die ganze Misere der Stellung Ruprechts, besonders gegenüber den Venetianern und Florentinern. Der unglückliche Ausgang des Romzuges bewirkte nun zunächst eine Wendung Ruprechts in seinem Verhältnisse zum Papste, er drohte mit veränderter Stellungnahme zum Kirchenschisma und versuchte eine Annäherung an Frankreich. Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien (1402) legte er diese Politik einem Kurfürstentage in Mainz und einem Fürsten- und Städtetage in Nürnberg vor, indem er seine bisherige Bereitwilligkeit zu Zugeständnissen an den Papst einfach verleugnete. Diese Phase der Ruprechtischen Politik war aber nicht von langer Dauer; er kam zu keinem Einverständnisse mit Frankreich, im Gegenteil, es erwuchsen ihm von daher durch den Herzog von Orleans noch ernste Schwierigkeiten; der Papst dagegen knüpfte nach Johann Galeazzos Tod wieder Verhandlungen an, und im Herbst 1403 erfolgte durch ihn die Bestätigung der Wahl. Die Beziehungen

zum Papſt und zu Italien, auch das beſonders im Jahre 1404 ſehr ernſthaft erwogene Projekt eines zweiten Romzuges kommen in den Akten des Bandes dann noch mehrfach vor; auch die Kirchenfrage wird berührt, ohne daß ihre Löſung ernſthaft in Angriff genommen wurde. Das geſchah erſt im Jahre 1408, und im zweiten Teile des 6. Bandes wird ſie deshalb auch im Vordergrunde des Intereſſes ſtehen. — Eine zweite unmittelbare aber ſehr viel folgenreichere Wirkung des italieniſchen Zuges war es, daß ſich König Ruprecht, um ſeiner finanziellen Bedrängnis abzuhelfen, auf dem ſchon erwähnten Nürnberger Tage von 1402 mit einer Steuerforderung an die Reichsſtädte wandte. Der Krieg, den Ruprecht fortgeſetzt an der böhmiſchen Grenze gegen ſeinen abgeſetzten Vorgänger zu führen genötigt war, ſteigerte noch die finanziellen Schwierigkeiten, und auf einem Mainzer Tage Ende 1404 wiederholte ſich das Schauſpiel einer an die Reichsſtädte gerichteten allgemeinen Steuerforderung. Für dieſe reichsgeſchichtlich ſo wichtigen Vorgänge und überhaupt für Beurteilung der finanziellen Verhältniſſe, vornehmlich bei dem italieniſchen Zuge, iſt das freilich recht dürftige und doch vielfach ſehr intereſſante Material möglichſt vollſtändig zuſammengetragen worden. Die Steuerforderungen König Ruprechts waren einer der Gründe, welche zu einem Zerwürfnis zwiſchen ihm und den Schwäbiſchen Reichsſtädten führten und dieſe veranlaßten ſich an der Gründung des Marbacher Bundes (Sept. 1405) zu beteiligen. Die Verhältniſſe, welche dieſem Bunde ſeine übrigen Mitglieder zuführten, ſind ebenfalls bis in die Zeit des Nürnberger Tages zurückzuverfolgen. Verſchiedene Fürſten und Herren ſtellten ſich ſchon damals feindlich zu König Ruprecht und traten gleichzeitig in Verbindung mit dem Herzog von Orleans. Mit dem Markgrafen von Baden kam es ihm Frühjahr 1403 zu offenem Kampfe, und am bedenklichſten war, daß der Mainzer Erzbiſchof Miene machte für dieſen Partei zu ergreifen. Nur Ruprechts ſchnelle Erfolge gegen den Markgrafen und ſeine Bereitwilligkeit, dieſem dann trotzdem gewiſſe Zugeſtändniſſe zu machen, verhinderten wohl, daß dieſe Wirren damals eine größere Ausdehnung annahmen. Der Gegen-

ſatz aber blieb beſtehen, und der Mainzer Erzbiſchof wie der Markgraf nahmen dann am Marbacher Bunde Teil, deſſen Spitze deutlich gegen etwaige Zumutungen des Königs gerichtet war. Außer ihnen und den Schwäbiſchen Städten waren noch der Graf von Würtemberg und die Stadt Straßburg daran beteiligt. Die Urſachen der Unzufriedenheit, die in dieſem Bunde zum Ausdruck kommt, waren ſehr verſchiedenartige. Die Steuerforderungen Ruprechts wurden ſchon erwähnt; daneben iſt ſeine Territorialpolitik in Betracht zu ziehen, für die der Band manches beibringt. Durch dieſe war er beſonders Straßburg zu nahe getreten; auch mit Baden und Würtemberg hatte er wohl vorwiegend territoriale Händel, während für das Verhältnis zum Mainzer Erzbiſchof neben ſolchen auch die Fragen der Reichspolitik mehr berückſichtigt werden müſſen. Daß die Motive der Beteiligten ſchon völlig klar gelegt ſeien, glaubte Referent nicht behaupten zu können, obſchon der vorliegende Band manche Beiträge dafür geliefert hat. Hervorzuheben iſt, daß auf die Entſtehungsgeſchichte der Bundesurkunde und den Verlauf von bisher ganz unbekannten Vorverhandlungen durch Veröffentlichung einiger wichtiger Aktenſtücke, darunter dreier Vertragsentwürfe unerwartetes Licht fällt. Der Marbacher Bund hat dann in Ruprechts Regierung noch eine große Rolle geſpielt. Verſuche ihn aufzulöſen oder lahm zu legen ziehen ſich durch die nächſten Jahre, und dieſe Verhandlungen werden den Hauptinhalt der erſten Hälfte des nächſten Bandes bilden. Neben den Verwicklungen, welche zum Marbacher Bunde führen, ſind es während der Jahre, die der vorliegende Band umfaßt, hauptſächlich noch zwei Fragen, welche Ruprecht Schwierigkeiten machen, einmal das Verhältnis zu dem abgeſetzten König Wenzel und überhaupt zu den Luxemburgern, dann aber der Mainziſch-Braunſchweigiſch-Heſſiſche Streit, der aus der Tötung Herzog Friedrichs von Braunſchweig (1400) entſprang, König Ruprecht manche Verlegenheiten ſchuf, auch die Stellung des Mainzer Erzbiſchofs zu ihm beeinflußte und erſt im Jahre 1405 beigelegt wurde. Mit beiden Angelegenheiten berührt ſich als dritte die Anerkennung König Ruprechts im Reich, und

für alle drei wird man im vorliegenden Bande schätzbares Material beisammen finden. Neben dieser Entwicklung der politischen Verhältnisse läuft noch die Behandlung zweier Fragen einher, welche, mehr zur Reichs-Verwaltung gehörig, gleichsam stehende Themata von Reichstagsverhandlungen und also auch der Reichstagsakten bilden, die des Münzwesens und der Landfriedenswahrung. Die Goldmünzfrage kommt auf zwei Kurfürstentagen vor, dem schon erwähnten Mainzer von 1402 und einem Bopparder von 1404; das Material gruppiert sich um König Ruprechts Münzgesetz vom Juni 1402 und den (auch die Silbermünze betreffenden) Münzvertrag der Rheinischen Kurfürsten vom März 1404. — König Ruprechts Bestrebungen für den Landfrieden sind über den engen Rahmen provinzieller Organisationen für Franken (1403 und 1404, verlängert 1407) und für die Wetterau (1405) kaum hinausgekommen. Für diese beiden Landschaften bringt der 5. Band wertvolle, bisher unbekannte Akten. Dieselben sind nicht auf einzelne „Tage" verteilt, sondern zu einer großen Abteilung zusammengefaßt und nach den drei zu stande gekommenen Landfriedenseinungen gruppiert. Zu der Einleitung dazu ist auch auf alles verwiesen, was sonst noch von verwandten Bestrebungen aus König Ruprechts Zeit anzuführen ist.

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Zu diese Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Justizrat Dr. Berg, hier.
„ Robert Eckhard, „
„ Theodor Klauer, Offenbach.
„ Ricard-Abenheimer, hier.
„ Oberlehrer Dr. Theodor Schlegel, hier.
„ Rudolf Springer, Berlin.

b. ohne Stimmrecht:

Niemand.

Am 14. Oktober fand eine öffentliche wissenschaftliche Sitzung statt. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen legte der Vor-

ſitzende, Herr Dr. Valentin, die ſoeben erſchienenen „Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers. Selbſtbiographie nebſt Tagebuchniederſchriften und Briefen von **Ludwig Richter**. Herausgegeben von Heinrich Richter (Frankfurt a. M. Johannes Alt, 1885) vor. Er wies auf die Bedeutung des liebenswürdigen Buches für die Kunſtwiſſenſchaft hin, indem die Entwicklungsgeſchichte des Malers charakteriſtiſch für die Entwicklungsgeſchichte der neueren deutſchen Malerei überhaupt ſei: hier zeige es ſich an einem authentiſchen Beiſpiele, mit welchen Kämpfen jene Loslöſung von der akademiſchen Schablone und Feſſel verbunden geweſen ſei, aus welcher der neue Lebenskeim der neueren Malerei hervorgegangen wäre. Ganz beſonders bedeutungsvoll ſei für Richter, eben ſo wie für die andern großen Meiſter dieſer Richtung, der Aufenthalt in Rom geweſen, der daher auch die wichtigſte Partie des Buches bilde. Dazu komme dann als ein neues Moment hereinführend die Entdeckung des Wertes und der Bedeutung der deutſchen Landſchaft, wodurch Richter auch nach dieſer Seite als nationaler Künſtler ſich bewährt habe. Schließlich ſei es von Intereſſe zu verfolgen, wie ſich aus der kräftigeren Betonung und ſorgfältigeren Behandlung der Staffage allmählich die Fähigkeit zu der figürlichen Darſtellung herausgebildet habe, die dann nur noch eines äußeren Anſtoßes bedurft hätte, um Richter zu dem Meiſter des figürlichen Holzſchnittes zu machen, als welcher er dem deutſchen Volk wie kaum ein anderer Meiſter durch ſeine Innigkeit und ſeinen herzgewinnenden Humor lieb geworden ſei.

Sodann ſprach H. Hofrat Prof. Dr. G. Schaefer aus Darmſtadt „Über die Denkmäler der bildenden Kunſt des Mittelalters und der Renaiſſance in einem Teile des unteren Maingaues.“

Der Vortragende ging in der Einleitung ſeines Themas von der Bedeutung des Rheinlandes als Wurzelſtätte der bildenden Kunſt in Deutſchland aus. Hier habe die niedergehende Kunſt der Römer die aufkeimende deutſche Kunſt bedingt, worauf durch alle Stadien der Entwickelung der Folgezeit ein künſtleriſches Schaffen

ſich entfaltet habe, das von keiner andern deutſchen Landſchaft übertroffen werde. Was von der Kunſtbewegung unmittelbar am Rheinſtrom, das gelte auch von ſeinen Nebenflußthälern und nicht zum mindeſten vom unteren Maingau. Einen beträchtlichen Teil dieſer Landſchaft hat der Redner während einer Wanderung von Ort zu Ort auf den kunſtgeſchichtlichen Tatbeſtand geprüft, und zwar im Intereſſe der von ihm verfaßten erſten Abteilung eines im Entſtehen begriffenen Prachtwerkes über die Kunſtdenkmäler im Großherzogthum Heſſen.*) Die Darlegungen des Vortragenden gipfelten in den denkmälerreichen Orten Seligenſtadt, Großſteinheim, Offenbach, Henſenſtamm und ließen erkennen, daß in der geſchilderten Mainlandſchaft keine Epoche der Entwicklung, zumal im Gebiet der Architektur, unvertreten iſt. In Seligenſtadt allein haben Römertum und Karolingertum, Romanik, Übergangſtil und Gotik, Frührenaiſſance, Mittel- und Spätrenaiſſance nachhaltige Spuren in teilweiſe großartigen Schöpfungen hinterlaſſen. Hier erhob ſich eines der bedeutenderen, mit Bädern ausgeſtatteten Römerkaſtelle in demjenigen Teile der Limesbefeſtigungen zwiſchen Donau und Rhein, der von Miltenberg an als Grenze des Dekumatlandes auf dem linken Mainufer thalwärts zog, um gegenüber von Klein-Krotzenburg, wo im verfloſſenen Sommer bei Baggerarbeiten im Flußbett die Trümmer einer Römerbrücke zu Tage traten, die römiſche Reichsgrenze durch die Wetterau nach dem Rhein hin fortzuſetzen. In der Karolingerära ſah Seligenſtadt die in anſehnlichen Bauteilen noch heute vorhandene Einhard-Baſilika entſtehen, worauf Tranſept und Chor dieſer ſtattlichen Abteikirche ſowie das hohenſtanfiſche Palatium

*) Die Publikation hat ſoeben unter folgendem Titel die Preſſe verlaſſen: „Kunſtdenkmäler im Großherzogthum Heſſen. Inventariſirung und beſchreibende Darſtellung der Werke der Architektur, Plaſtik, Malerei und des Kunſtgewerbes bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu dieſem Zweck beſtellte Kommiſſion. Mit Abbildungen. A. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, von Dr. Georg Schaeſer. Darmſtadt 1885. Kommiſſionsverlag von Arnold Bergſtraeßer.“

im romaniſch-gotiſchen Übergangsſtil folgten und die Gotik ſelbſt auf verſchiedene kirchliche wie weltliche Gebäude ihre Einwirkung äußerte, während der monumentale Stadtthorturm die reinere Renaiſſance, die Abteigebäude dagegen in ihren Hauptteilen die Stadien des Barokko und Rokoko ausdrucksvoll vertreten. Großſteinheim zeichnet ſich aus durch die zierliche Gotik des Chores ſeiner Pfarrkirche und durch eine kraftvolle mittelaltrige Wehrarchitektur, in welchem Betracht Dreieichenhain durch ſeinen Burgbau und ſeine Beringung ein ähnliches Bild in beſcheidenerem Maßſtabe darbietet. Offenbach ſeinerſeits glänzt in der Geſchichte der deutſchen Renaiſſance durch das loggiengeſchmückte Schloß der Iſenburger, während die bauluſtigen Schönborn zu Heuſenſtamm eine Kirche im Rokokoſtil errichteten, deren Deckengemälde von dem Augsburger Freskomaler Scheffler zu den bedeutendſten Werken monumentaler Dekorationskunſt am ganzen Mittelrhein gehören, wo dieſer Kunſtzweig um die Mitte des 18. Jahrhunderts in hoher Blüte ſtand. Dieſe wenigen Hinweiſe mögen genügen, um ein Bild von der Reichhaltigkeit des Stoffes zu geben, welchen der Redner nach der geſchichtlichen, ſtiliſtiſchen und äſthetiſchen Seite hin in einſtündigem Vortrag entwickelte, an deſſen Schluß er zum Beſuch der ſo zu ſagen vor den Thoren Frankfurts gelegenen denkmälerreichen Landſchaft mit den Worten Goethes in dem Gedicht „Erinnerung" aufforderte:

„Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah."

In der öffentlichen Sitzung am 2. Dezember legte der Vorſitzende zunächſt einige neue Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſtwiſſenſchaft vor. Er wies darauf hin, wie unſerer Erziehung, beſonders der gelehrten, noch immer der Mangel einer reicheren bildlichen Anſchauung anhafte, welche geeignet ſei, der einſeitigen Denkausbildung und der Arbeit mit abſtrakten Formen und Formeln ein Gegengewicht zu bieten. So ſei auf den höheren Schulen, welche in das Studium des Altertums einführen ſollten, die Kunſtgeſchichte des Altertums noch ein unbekannter Gegenſtand im Lehrplan, und

falls nicht, wie es jetzt allmählich häufiger vorkomme, der gerade unterrichtende Lehrer Interesse und Verständnis für die bildkünstlerische Seite des Altertums mitbringe, so höre die Jugend zwar von den großen Meistern des Altertums, sehe aber nichts von deren Werken. So bleibe die wichtige Seite der Ausbildung der Anschauung vernachlässigt, die Fähigkeit des Sehens, das Sehenlernen im künstlerischen Sinne, ungeübt. Diesem Mangel entgegenzuarbeiten seien die beiden zur Ansicht aufgelegten Werke besonders geeignet. Das eine sei die jetzt erschienene Handausgabe der bekannten „Kunsthistorischen Bilderbogen" von Seemann, welche in kurzer Zusammenfassung die große Entwicklung der Kunst des Altertums darlege. Dieser erste Teil sei als zweite Auflage von Menge's „Kunst des Altertums" erschienen, bilde aber zugleich den ersten Teil einer Handausgabe der „Kunsthistorischen Bilderbogen" überhaupt; der zweite Teil (Mittelalter), der dritte Teil (die Renaissance bis 1520) und der vierte Teil (die neuere Zeit) würden in den nächsten Monaten erscheinen. Dieser erste Teil zeichne sich nicht nur durch die Handlichkeit seines Formats, sondern ganz besonders durch die hier zuerst durchgeführte streng sachliche Zusammenstellung der Werke der einzelnen Epochen und Richtungen aus, so daß mit einem Blick die Ueberschau eines Ganzen gewonnen werde. („Kunsthistorische Bilderbogen. Handausgabe. Die Kunst des Altertums. 34 Tafeln. Zusammengestellt von R. Menge. Leipzig, E. A. Seemann. 1885").

Ein zweites Werk, welches besonders geeignet sei das Privatstudium zu unterstützen und in der Hand aller derer, welche sich mit dem Altertume beschäftigen, sich sehr nützlich erweisen werde, sei der in demselben Verlage erschienene kulturhistorische Bilderatlas des Altertums („Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Altertum. Bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Schreiber. Hundert Tafeln mit erklärendem Texte. Leipzig 1885. E. A. Seemann"). Gar häufig wird schon die Jugend durch Illustrationen, die der Phantasie des modernen Zeichners entsprungen sind, fehlgeleitet. Im Gegensatze hierzu sind hier in sorgfältigster Auswahl über 1000 Abbildungen gegeben, welche wirklich existierende Werke

des Altertums wiedergeben und somit dessen Anschauungsweise unverfälscht erkennen lassen. Das reiche Anschauungsmaterial

Karl Rottmann: Olympia. Enkaustisches Gemälde.

ist unter bestimmte Gesichtspunkte gestellt, welche uns durch das ganze reiche Gebiet des antiken Lebens führen. Wir finden:

1. Theaterwesen (Taf. 1—6). 2. Musik (Taf. 7). 3. Plastik, Malerei, Architektonik (8—10). 4. Kultus (11—19). 5. Oeffentliche Spiele (20—33). 6. Kriegswesen (34—45). 7. Marine 45—48). 8. Stadtleben, Wohnhäuser, Gärten u. s. w. (49—56). 9. Wegebau, Wasserleitungen, Bäder (57—60). 10. Handel, Kalenderwesen, Verkehrsmittel (60—62). 11. Gewerbe (63—75). 12. Mahlzeit (75—76). 13. Unterhaltungsspiele, Jagd (78—80). 14. Hochzeit, Frauenleben (81—83). 15. Trachten (84—85). 16. Hausgeräte (86). 17. Öffentliches Leben (87—89). 18. Schrift- und Unterrichtswesen (90—93 und eine Hilfstafel). 19. Bestattung (94—100). Ein besonderer Vorzug ist der, daß die meisten Abbildungen nicht Wiederholungen aus anderen Werken sind, sondern eigens für diesen Zweck angefertigt wurden, so daß hier eine große Bereicherung des landläufigen Anschauungsmaterials geboten ist.

Ein drittes, für die Jugend besonders geeignetes Werk, das den Unterricht in hervorragender Weise zu unterstützen geeignet erscheint, ist die nun schon in dritter Auflage vorliegende „Mythologie der Griechen und Römer. Unter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten als Leitfaden für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Otto Seemann (3. Auflage unter Mitwirkung von Dr. A. Engelmann neu bearbeitet. Mit 93 Holzschnitten. Leipzig, E. A. Seemann. 1886)". Das bereits bewährte, trefflich ausgestattete Buch ist durch Einfügung eines Sagenstoffes sowie durch eingehendere Behandlung der Odyssee erweitert und in dem mythologischen wie dem archäologischen Bestandteile einer sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen worden. Auch wo kein systematischer Unterricht in der Mythologie gegeben wird, für welchen es ein sehr geeigneter Leitfaden ist, wird es in der Hand des Lehrers wie des Schülers zur Belebung des Unterrichtes gute Dienste leisten.

Zum Schluß legte der Vorsitzende noch den in zwei Abteilungen erschienenen Band I der „Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts" vor, für die Abteilung K noch dadurch von besonderem Interesse, daß zwei ihrer Mitglieder

ſich unter den Mitarbeitern befinden. Das Werk behandelt, wie das bereits fertig vorliegende vorhergehende Werk „Kunſt

Géricault: Der verwundete Küraſſier.

und Künſtler des Mittelalters und der Neuzeit“ und wie dieſes unter der Leitung von **R. Dohme** heraus-

gegeben, das gesamte Gebiet der Kunst, und zwar so, daß die Charakteristik der einzelnen Meister solchen Männern zur Bearbeitung anvertraut war, deren Studien eine eingehende

J. G. Schadow: Kronprinzessin Louise und Prinzessin Louis.

Vertrautheit mit den besonderen Gebieten erwarten läßt. Es sind zur Behandlung gekommen: Schinkel von **R. Dohme;**

Canova, Thorwaldsen und Carsteus von **H. Lücke**; Schadow und Rauch von **K. Eggers**; Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich von **V. Valentin**; Rottmann von **C. A. Regnet**; A. Koch von **Th. Frimmel**; David d'Angers, Prud'hon, Ingres von **A. Schmarsow**; Rude, Géricault, Delacroix, Vernet, Delaroche, Leopold Robert von **A. Rosenberg**; Gros von **R. Graul.** Das Werk in seiner vornehmen Ausstattung und mit seinen zahlreichen vortrefflichen, meist neu hergestellten Illustrationen*) befriedigt ebensosehr den Leser, welcher sich erfreuen will, wie es dem Forscher mancherlei neue Gesichtspunkte bietet und durch die sachgemäße Behandlung eine bleibende Stellung in der Kunstwissenschaft einnimmt.

Darauf ergriff Herr Maler Hermann Junker das Wort zu einer Mitteilung über die Bildnisse der Frau Rat und seine im November d. J. gemalte Kopie nach dem Originalbilde im Besitze der Frau Heuser-Nicolovius in Cöln.

Nach einleitenden Worten über den Wert des Quellenstudiums berichtete Herr Junker etwa folgendermaßen. Wir wußten, daß ein Originalbild der Frau Rat existiere, wir wußten, daß es in Cöln am Rhein sich befinde und eine zwar nicht gerade sehr vollkommene Photographie nach demselben gab doch einen Begriff, wie ganz anders das Antlitz sein müsse

---

*) Das freundliche Entgegenkommen des Verlegers, Herrn E. A. Seemann, ermöglicht es, unseren Mitgliedern einige schöne Holzschnitte aus Dohme, Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts, mitzuteilen. Der eine zeigt die durch die neueren Ereignisse besonders interessante Landschaft Olympia von Karl Rottmann, nach einem enkaustischen Gemälde aus dem in der neuen Pinakothek ausgeführten Bilderkreise griechischer Landschaften. Der zweite läßt uns den jugendlichen Géricault in seinem Bestreben sehen, sich aus den Fesseln der akademischen Zeichnung zu lösen und der Naturwahrheit einen maßgebenden Einfluß zu gestatten. Sein „verwundeter Kürassier", der im Louvre sich befindet, läßt auch seine Freude an der Darstellung des Pferdes erkennen. Das dritte Bild zeigt die liebliche Gruppe der beiden Prinzessinnen, der Kronprinzessin, späteren Königin Luise, und ihrer Schwester, der Prinzessin Louis, aus der Zeit, als beide in vollster Jugendblüte um Weihnachten

im Vergleich zu den im Kunſt- oder Buchhandel kurſierenden Bildern. Man hatte früher direkt oder indirekt verſucht, einmal dieſes Originalbild der Frau Rat ins Goethehaus zu bekommen, allein alle Verſuche derart ſcheiterten begreiflicher Weiſe daran, daß ſich die Beſitzerin des Bildes, die Ur-Ur-Enkelin der Mutter Goethes, Frau Marie Henſer-Nicolovius in Köln, nicht entſchließen konnte, dieſen Familienſchatz auch nur auf ganz kurze Zeit zu miſſen. Wie bekannt, heiratete Cornelie, die Schweſter Goethes, den Rat Schloſſer, aus welcher Ehe eine Tochter Maria Anna Louiſe Schloſſer hervorging; dieſe heiratete den Georg Heinr. Ludwig Nicolovius, wovon Goethe in ſeinen Annalen vom Jahr 1795 folgendermaßen Kunde gibt: „Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familienereignis habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heiratete, die Tochter Schloſſers und meiner Schweſter.“

Der erſte Sohn von 5 Kindern, welche dieſes Paar hatte, der nachmalige General-Prokurator Franz Nicolovius, verheiratete ſich mit Klara Henriette Goſſen; von ihm ſagt Goethe in den Annalen von 1819 (Weimar und Jena): „Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt ſich länger auf und gab Raum, eine vielverſprechende Jugend zu kennen und zu ſchätzen.“

Dieſer hatte zwei Töchter; davon iſt die erſtgeborene die eben jetzt in Köln lebende Ur-Ur-Enkelin der Frau Rat, welche dem Stadtrate Robert Henſer angetraut iſt. Die Be-

1793 ihren Einzug in Berlin gehalten und durch „Liebreiz und Schönheit einen allgemeinen Rauſch des Entzückens und der Bewunderung hervorgerufen hatten“. Da ſchuf Schadow zunächſt zwei Büſten und ſpäter dieſe Gruppe in Marmor, die ſich jetzt im königlichen Schloſſe in Berlin befindet. „Es iſt kein anmutigeres Bild der Schweſternliebe denkbar. In wunderbarer Schönheit der Formen und der geſamten Linienführung kommt auch der ideale, ethiſche Inhalt in dem Zuſammenwirken und dem gegenſeitigen Stützen der beiden jugendlichen Frauengeſtalten zum ſprechendſten Ausdruck. Bis auf die Sandalenbekleidung der Füße, das einzige idealiſierende Beiwerk, iſt die Gewandung getreu nach der Natur gebildet, mit nachbeſſernder Hand maleriſch drapiert. Selbſt das unter das Kinn geſchlagene Kopftuch fehlt nicht, welches von der Kronprinzeſſin wegen eines Halsübels vorübergehend getragen und deshalb zeitweilig allgemeine Modetracht ward“.

ziehungen der Familie Goethe-Nicolovius waren, wie aus Briefen hervorgeht, sehr innige. So ist das erwähnte Bild ein ganz unanfechtbares Bild der Frau Rat, und zwar ist es das einzige Bild, welches diesen Anspruch erheben kann. Und in der That entspricht es vollständig den von ihr bekannten Charakterzügen. Lewes schreibt über sie:

„Sie ist eine der angenehmsten Erscheinungen in der deutschen Literatur, und ihre Gestalt hebt sich mit größerer Lebendigkeit heraus als fast alle andern. Ihre einfache, herzliche, vergnügliche und liebevolle Natur machte sie allen teuer. Sie war das Entzücken von Kindern, der Liebling von Dichtern und Fürsten. Ihr Enthusiasmus und ihre mit großer Schlauheit und Menschenkenntnis gemischte Einfachheit bis ans Ende sich bewahrend, war Frau Aja (so nannte man sie) zu gleicher Zeit ernst und herzlich, würdevoll und einfach, u. s. w."

Gerade so schaut uns das Bild an, welches Ausgangs der 70er oder Anfangs der 80er Jahre gemalt sein muß, da es die Frau Rat als hohe Vierzigerin darstellt. Es ist gesagt worden, Angelika Kauffmann habe das Kunstwerk geschaffen: allein diese war zu jener Zeit in England. Es könnte vielleicht Tischbein in Betracht kommen, dessen enge Beziehungen zu Goethe bekannt sind. Er reiste um 1779 von Kassel durch die Schweiz nach Rom. Es wäre nicht unmöglich, daß er auf der Durchreise in Frankfurt das Porträt gemalt hätte. Leider ist keine Inschrift auf dem Gemälde, weder auf der Bildfläche noch auf dem Rahmen an der Rückseite.

Unzweifelhaft hat es ein Pendantbild gegeben, welches den Herrn Rat darstellte. Es geht das aus einem Briefe hervor, den der letztgestorbene Enkel Goethes, Walter von Goethe, an die Frau Heuser geschrieben, und in welchem er das Vorhandensein eines solchen Porträts zugesteht. Es wäre recht wünschenswert, wenn durch die Auffindung dieses Bildes die Zeichnung Lavaters, die den Zwecken entsprechend, für welche sie gefertigt wurde, den Charakter des Herrn Rat einseitig übertreibend wiedergibt, auch die Vorstellung von dem Antlitz des Vaters Goethes korrigiert würde.

Es ist bezeichnend für die Frau Rat, daß sie sich ohne jeden Schmuck hat darstellen lassen: von den vielen und reichen Geschmeiden, die als fürstliche Geschenke an sie kamen, ist keine Spur auf dem Bilde zu entdecken. Auch die Einrahmung des Bildes ist sehr bescheiden, ohne Gold, nur von poliertem Birnbaumholz, viereckig mit ovaler Einlage.

Was nun die Nachbildungen dieses merkwürdigen Porträts angeht, so ist es nicht zu begreifen, daß gerade die Frau Rat, die doch gewiß Anspruch hatte auf das sorgfältigste in betreff der Wiedergabe ihres Antlitzes behandelt zu werden, so übel weggekommen ist.

Die erste Nachbildung ist eine Lithographie in Kreidemanier, von der ein Abdruck mit eigenhändigen Widmungszeilen von Seiten der Ottilie von Goethe geb. von Pogwisch, der Frau des Sohnes Goethes, an die Frau Konsul Koch in unserem Besitze sich befindet: dieses wertvolle Blatt verdankt das Hochstift der Schenkung der Frau Koch-von St. George, der Schwiegertochter der Frau Konsul Koch. Die Widmung lautet:

„Die Mutter Goethes liebte Sie; —
Der Vater hätte Sie geliebt,
Und die Tochter liebt Sie mit inniger Dankbarkeit."

Vergleicht man diese Zeichnung mit dem Original, so ist eine Verflachung des Ausdrucks, der sich zunächst in den wenig ausdrucksvollen Augen zeigt, auffallend. Im Originale sind gerade die Augen und die buschigen gewölbten Augenbrauen von fesselnder Lebendigkeit. Die Nase wie das ganze Gesicht bei der Lithographie ist rund und dick, es fehlt die fein sich zuspitzende Form der Kinnlade des Originals. Der schelmische Mund auf dem Originalbilde, der, fein gezeichnet, so charakteristisch dem Wesen der Frau Rat entspricht, hat in der Nachbildung diese Feinheit des Ausdrucks verloren. So ist auch die ganze Haltung des Kopfes, welche auf dem Originale leicht und graziös ist, steif kleinbürgerlich geworden.

Nach dieser ersten lithographischen Nachzeichnung des Originalbildnisses ist dann eine zweite Steinzeichnung in das Fest-

album übergegangen, welches zur Enthüllung des Goethe-denkmals in Frankfurt erſchien: ſie zeigt das Antlitz weiter verändert und den Ausdruck noch mehr abgeſchwächt. Von da ab exiſtieren eine ganze Reihe von Photographien dieſer Reproduktionen, Holzſchnitten u. ſ. w., die immer noch ſchlimmer mit dem Geſichte verfuhren, ſo daß zuletzt das Bild eines Herrn Wolf entſtehen konnte, welches bisher im Goethehauſe im Zimmer der Frau Rat hing und welches geradezu als ein abſchreckendes Beiſpiel von unkünſtleriſcher Mache und Entſtellung gelten kann. Beim Vergleich des Originalbildes der Frau Rat mit dem Bilde ihrer Mutter, der Frau Stadtſchultheiß Textor, iſt die Ähnlichkeit von Tochter und Mutter frappierend; nur iſt bei der Mutter Alles härter und matronenhafter.

Frau Heuſer-Nicolovius hatte vor einigen Jahren auf Drängen von einigen Intereſſenten und Freunden eine kleine Anzahl Photographien von dem Originalbilde machen laſſen und verſchenkte dieſe. Von ihnen bekam auch der Verleger Hirzel einen Abdruck; nach dieſem iſt das Porträt der Frau Rat in die Literaturgeſchichte Königs in nicht gelungenem Holzſchnitt übergegangen, zudem mit der falſchen Angabe, das Originalbild befinde ſich in Hirzels Beſitz.

Nachdem nun neuerdings die Kommiſſion für Erhaltung und Herſtellung des Goethehauſes dem Vortragenden den ehrenvollen Auftrag erteilt hatte, bei Frau Heuſer-Nicolovius anzufragen, ob ſie wohl geſtatte, daß eine Kopie von dem Originale genommen werden dürfe, und dieſe dann in freundlichſter Weiſe ihre Zuſtimmung gegeben hatte, reiſte er Anfangs November nach Köln um eine ganz genaue Nachbildung des Originals in Paſtellfarben gleich dem Original vorzunehmen. Um jedem Zweifel an die Übereinſtimmung der Zeichnung zu begegnen, nahm derſelbe eine auf Gelatinepapier auf das getreuſte übertragene Pauße von dem Originale, welche der Kopie zu Grunde gelegt wurde und jetzt die ſchärfſte Gewähr für die Gleichheit der Zeichnung zwiſchen Urbild und Nachbild nachweiſt, wie denn andrerſeits die Farben gerade ſo, wie das Original ſie jetzt

zeigt, in allen Teilen, selbst in der genauen Nachahmung des Verblaßten, authentisch zu nennen sind.*)

Die öffentliche wissenschaftliche Sitzung am 16. Dezember eröffnete der Vorsitzende, Herr Dr. Valentin, indem er das neu erschienene verdienstvolle Werk des Geh. Hofrats Professor Dr. Georg Schaefer vorlegte, welches einen Teil des größeren Werkes: „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zweck bestellten Kommission" bildet. Der vorliegende Teil „Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach" ist von Professor Schaefer bearbeitet und eröffnet das Werk in vielversprechender Weise. Es soll die im hessischen Staatsgebiete vorhandenen Denkmäler der Architektur, Plastik, Malerei und des edleren Kunstgewerbes, insoweit dieselben in kunst- oder kulturhistorischer Beziehung von Wert sind und den unserem Jahrhundert vorangegangenen Epochen angehören, in Beschreibung und bildlicher Darstellung zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigen. Das Werk wird sonach die Inventarisierung aller derjenigen Kunstdenkmäler des Großherzogtums umfassen, die durch ihr Alter, ihre Darstellung, Formen, Schicksale eine historische Bedeutsamkeit beanspruchen, gleichviel ob dieselben im Besitze des Staates, von Gemeinden, Korporationen, Vereinen oder von Privaten sich befinden. Die achtzehn Kreise der drei Provinzen werden jeder in einer besonderen Abteilung behandelt; innerhalb jedes Kreises erfolgt die Aufzählung der Orte in alphabetischer Folge, so daß die Auffindung leicht erfolgen kann. In der Reihenfolge der Monumente haben die Werke der Sakralarchitektur den Vortritt vor denen der Profanarchitektur, innerhalb dieser letzteren die Palatialbauten vor den Festungsbauten und den übrigen Werken der Ingenieurkunst.

---

*) Frau Heuser-Nicolovius hat uns verstattet eine neue Photographie in Lichtdruck diesem Berichte beizugeben, wofür wir ihr zu erneutem Danke verpflichtet sind, den auch an dieser Stelle auszusprechen, uns zu besonderer Freude gereicht: wir können so unsern Mitgliedern eine getreue Wiedergabe der Mutter des großen Dichters vorlegen. Der AGA.

In der Plaſtik geht die monumentale Rundfigur und die figürliche Sepulkralplaſtik dem Relief und der Dekorativſkulptur vor. In der Malerei iſt die Folge: Wandgemälde, Staffeleibilder, Miniaturen, Glasmalereien; im Kunſtgewerbe folgen den plaſtiſchen Erzeugniſſen die maleriſchen, dann die feine Nadelmalerei, Stickerei, Weberei. Beſondere Sorgfalt iſt den Inſchriften, Wappen, den Steinmetzzeichen, den Monogrammen, den Orts- und Werkſtattzeichen auf Geräten und Gefäßen, den Gießerzeichen auf Glocken und Gußwerk jeder Art zugewendet. Den Schluß bildet bei jedem Artikel die Literatur des Ortes.

An der Hand dieſes feſten Gefüges gelingt es dem Verfaſſer von den einzelnen Orten ſcharf gezogene Bilder zu entwerfen. Es iſt geradezu überraſchend zu verfolgen wie ſelbſt an kleinen Orten ſich viel Beachtenswertes findet und nun in den Kreis der wiſſenſchaftlichen Kenntnis und Verarbeitung hereingezogen wird. Zudem iſt die hier behandelte Gegend eine alte Kulturſtätte, auf welcher ſich die Merkmale der einander ablöſenden Kulturepochen vielfach und oft in bedeutender Weiſe erhalten haben. So geſtaltet ſich die Betrachtung und Schilderung zu einer Kunſtgeſchichte, wie ſie ſich im Zuſammenhang mit der kulturellen und politiſchen Umgeſtaltung der Orte zugleich in ihrer inneren Notwendigkeit entwickelt. Das Hauptintereſſe des Leſers wird ſich den Orten Heuſenſtamm mit ſeiner merkwürdigen Kirche und ihren intereſſanten, in ihrer Art großartigen Deckenmalereien aus der Rokokozeit zuwenden, dann Großſteinheim mit ſeiner Pfarrkirche und ihren Grabdenkmälern derer von Hutten und von Henneberg, mit ſeinem Bergfried, der ein derberer Bruder des Frankfurter Eſchenheimer Turmes iſt, ferner Offenbach mit ſeinem ſchönen Schloſſe, und beſonders Seligenſtadt, das eine Fülle bedeutſamer Werke der wichtigſten Epochen bietet. Der Forſcher aber wird auch in den Beſchreibungen der kleineren Orte wertvolles Material finden. Sucht doch gerade unſere Zeit, nachdem die großen Wege in der Kunſtgeſchichte gebahnt ſind, mit Hilfe der Einzelforſchung nun auch all die Seitenpfade klar zu legen, welche ſchließlich zu den großen Entwicklungsmomenten hinführen und

andrerſeits von ihnen ihren Ausgang nehmen. Gerade hierfür iſt eine ſolche Inventariſierung des Kunſtbeſtandes bedeutungsvoll, woneben wir auch die praktiſche Seite der dadurch geförderten Erhaltung von Denkmälern und Bewahrung vor verderblichen Reſtaurationen nicht gering ſchätzen wollen. Das Buch iſt trefflich mit vielen Holzſchnitten und elf Tafeln in Lichtdruck ausgeſtattet, welche der Anſchauung auf beſte zu Hilfe kommen. Für Frankfurt hat es noch den beſonderen Wert, daß es ein zuverläſſiger Führer für alle die iſt, welche die Umgegend nicht nur in bezug auf landſchaftliche Schönheit durchſtreifen.

Hierauf ſprach Herr Dr. Pallmann über die „Anfänge der Holzſchneidekunſt.“ Der Inhalt des Vortrages war im weſentlichen folgender: Die Frage wann, wo und von wem die Holz- oder Formſchneidekunſt erfunden ſei, könne nicht mit Beſtimmtheit beantwortet werden. Man fände zwar ſchon bei den Kulturvölkern des Altertums Trockenſtempel, welche in weiche und ſpäter zu erhärtende Maſſen gepreßt wurden, allein es fehlte überall diejenige Anwendung der Stempel, welche ſpäter das Weſen der Formſchneidekunſt beſtimmte, der Farbdruck. Mit Sicherheit kann derſelbe zuerſt im Orient nachgewieſen werden und zwar dürften die Chineſen dasjenige Volk geweſen ſein, welches ihn zuerſt gekannt hat. Vom Orient aus nahm er ſeinen Weg nach Italien. Früher glaubte man, daß die Anfänge dieſer Kunſt mit der Einführung der Spielkarten zuſammenhinge. Ein im Jahre 1849 zu Sitten gemachter Fund, eine mittels Zeugdruck hergeſtellte Tapete, welche nach Zeichnung und Koſtüm aus dem 14. Jahrhundert ſtammt und auf Italien hinweiſt, zeigte der Forſchung neue Bahnen. So nimmt man denn jetzt allgemein an, der Holzſchnitt in ſeiner heutigen Bedeutung als Illuſtrationsmittel ſei aus dem Zeugdruck hervorgegangen, welcher aus dem Orient nach Italien gekommen ſei. Von hier habe er durch den ſteten und regen Handelsverkehr ſeinen Weg nach Süddeutſchland genommen und hier hätten wahrſcheinlich zuerſt Mönche ſich der Erfindung für den Druck auf Papier bemächtigt, um Heiligenbilder zum Verkauf an Wallfahrtsorten ꝛc. herzuſtellen. Man kann dies aus

dem häufigen Vorkommen von sehr alten Holzschnitten, welche in Klöstern jener Gegend gefunden wurden, schließen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß auch gleichzeitig in den Niederlanden der Holzschnitt Aufnahme und dort durch das lebendige künstlerische Leben reiche Nahrung fand, welche sich in späterer Zeit durch eine sehr fortgeschrittene Technik bekundet. Diese den Niederlanden eigene Technik, welche sich besonders durch feine und scharfe Umrisse kennzeichnet, hat Veranlassung zu einer Streitfrage gegeben, welche heute noch nicht entschieden ist und welche vielleicht niemals entschieden wird, ob alle Formschnitte älterer Zeit von Holzstöcken oder auch von Metallplatten, welche nach Art der ersteren bearbeitet wurden, gedruckt worden sind. Nachdem der Vortragende die für und wider aufgestellten Gründe geltend gemacht hatte, glaubte er nach seinen eigenen Forschungen den Metallschnitt nicht gänzlich verwerfen zu müssen, wie es neuere Forscher thun, zumal man auch in älteren Pergamenthandschriften Vordrucke für Initialen finde, welche nicht von Holzstempeln gemacht sein könnten.

Man könne annehmen, daß die Anwendung des Formschnitts zur Vervielfältigung auf Papier nicht vor Mitte des 14. Jahrhunderts geschehen sei. Kennzeichen des hohen Alters von Holzschnitten seien breite Umrisse ohne jede Schattengebung, da die ältesten Holzschnitte bis ungefähr zur Mitte des 15. Jahrhunderts für die Bemalung bestimmt waren. Der blasse, gelbliche Druck, der früher für die ältesten Holzschnitte in Anspruch genommen wurde, weise auf die spätere Zeit des Reiberdruckes hin. Die älteste Zeit kenne nur den Preßdruck mit einer tief schwarzen Farbe. Der Reiberdruck sei mit dem Auftreten der Eyckschen Schule, mit der knitterigen, verwirrten Faltengebung gekommen, die älteren Holzschnitte zeigten leichte, flüssige Fältelung der Gewänder. Diese selbst gäben auch einen Anhaltspunkt für das Alter der Holzschnitte, doch habe man dabei einige Vorsicht in der Bestimmung der Jahre anzuwenden.

Ueber die Herkunft entscheide außer der mehr oder weniger mangelhaften Technik, welche freilich kein allzu sicheres Merkmal

abgebe, das Kolorit. Man nehme jetzt darnach vier Schulen: die ſchwäbiſche, fränkiſche, bayeriſche und niederrheiniſche an.

Der älteſte datierte Holzſchnitt ſei der heilige Chriſtoph vom Jahre 1423. Zwei angeblich ältere von 1407 und 1418 ſeien in die Jahre 1507 und 1458 oder 1468 zu verweiſen.

Die dargeſtellten Gegenſtände ſeien vorwiegend religiöſer Natur, doch kämen auch in ſpäterer Zeit vereinzelt politiſche und genrehafte Darſtellungen vor, beſonders ſei dies der Fall in der Zeit, da man angefangen habe, den bildlichen Darſtellungen einen in Holz geſchnittenen Text beizugeben. Hieraus hätten ſich dann die ſogenannten Blockbücher entwickelt, die unmittelbaren Vorläufer der Buchdruckerkunſt, mit welcher die Holzſchneidekunſt in ein anderes Stadium ihrer Entwicklung getreten ſei.

Nach dieſem Vortrage ergriff Herr Dr. Ernſt Kelchner das Wort zu folgender Mitteilung.

Von Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg, Goethes ſchöner Seele, kannte man nur ein Bild, welches uns Goethe ſelbſt beſchreibt, und welches ſie in Kloſtertracht darſtellt, in Waſſerfarben gemalt. Aber es lag im Goetheſchen Familienarchive vergraben und war Niemandem ſichtbar. Als der Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg im Jahre 1849 ſein bekanntes Buch: „Reliquien der Fräulein Suſanna Katharine von Klettenberg ꝛc.“ ſchrieb, wünſchte er gerne das Bildnis ſeinem Buche als Titelkupfer beizugeben. Er wandte ſich an die Enkel nach Weimar, wurde aber mit ſeiner Bitte abgewieſen.

Lappenberg ſpricht in ſeinem Buche von der Exiſtenz von zwei Bildniſſen der Klettenberg. Er glaubt nämlich ſeine Vermutung darauf zu ſtützen, daß er ſich auf eine Stelle in Goethes Wilhelm Meiſters Lehrjahren verläßt, die erzählt, daß der Oheim nach Verheiratung der Schweſter der Klettenberg, ſie ſelbſt als Stiftsdame in ein Stift eintreten läßt und ihr das Ordenskreuz des Stiftes, kunſtmäßig und ſchön gearbeitet und emailliert, an einem Brillantſchmuck befeſtigt, überreicht. Dieſe Begebenheit ſoll in dem Schloſſe des Oheims geſchehen ſein. Lappenberg glaubt, daß dieſes Kreuz nur erſonnen ſei, um das Porträt

der „schönen Seele" später an dem Ordenskreuze leichter von Wilhelm Meister in dem Schlosse des Oheims erkennen zu lassen. Hierin irrt aber Lappenberg, denn Fräulein von Klettenberg ist nie Stiftsdame gewesen, weder im von Cronstettischen Damenstifte (in welches nur Mitglieder der Ganerbschaft Alten-Limburg aufgenommen werden), noch war sie Konventualin des St. Katharinen- oder Weißfrauenklosters. Das Bildnis der Klettenberg an diesem Ordenszeichen zu erkennen, ist nicht möglich, so lange nicht die ganze Ordensüberreichung im Schlosse des Oheims selbst historisch begründet ist, was wohl schwerlich geschehen wird. Also das Bild mit Hilfe dieses Ordenszeichens zu suchen, ist nicht ausführbar. Das andere Bildnis ist das oben schon erwähnte in Wasserfarben gemalte. Dieses schenkte sie selbst einer Jugendfreundin, Fräulein von Wunderer (geb. 1722), als jene im Jahre 1767 in das von Cronstettische Stift eintrat. Rücksichtlich des gewählten Kostüms äußerte sie, „daß sie dabei den Scherz beabsichtigt, zu beobachten, ob die Freundin sie auch in dieser Tracht ähnlich finden werde". Nachdem Fräulein von Wunderer im Jahre 1786 als Pröbstin des Stiftes gestorben war, gelangte dieses Porträt an Fräulein von Humbracht, welche es zwar wert hielt, doch in edler Gesinnung dem im Jahre 1815 zu Frankfurt verweilenden Goethe durch Vermittelung des Pfarrers Passavant — weil sie selbst keinen Dank suchte — als Geschenk zustellen ließ. Dieses Bildnis ist dasjenige, welches sich im Goetheschen Familienarchive zu Weimar befindet und auch von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt wird.

Während Lappenberg nicht mit seiner Bitte bei den Erben Goethes durchdringen konnte, gelang es dagegen dem Professor Dr. Franz Delitzsch in Leipzig, der das Bildnis der „schönen Seele" in einer allerdings sehr schlecht ausgeführten Photographie der dritten Auflage (1878) seines Buches: „Philemon oder von der christlichen Freundschaft. Aufzeichnungen des Fräulein S. K. von Klettenberg und ihres Freundeskreises" als Titelbild zugeben konnte. Es hatten jedoch die Verhandlungen etwa zwanzig Jahre hindurch gedauert, bis es Professor Delitzsch gelang, das Original zum Zwecke der Vervielfältigung zu er-

langen, und erſt am 27. Juni 1877 brachte Walter von Goethe es ſelbſt zum Hofphotographen Hertel in Weimar. Er blieb bei der Reproduktion gegenwärtig und nahm die ihm heilige Reliquie ſofort wieder mit. Obgleich nun Herrn Hertel nur eine flüchtige Beſichtigung des Originals vergönnt war, ſo konnte er doch folgende Beſchreibung geben: „Das Bild iſt ſehr gut erhalten, es iſt mit dem einfachen ſchwarzen Rahmen, in den es gefaßt iſt, nach meiner Schätzung 4½ Zoll breit und 5½ Zoll hoch. Es iſt nicht Paſtell, ſondern Aquarell. Das Kleid iſt weiß, das Geſicht blaß und die Wangen ſtark gerötet, der Kopf mit vielem Fleiß fein ausgeführt; der Hintergrund, die Säulen und der Vorhang ſind dunkelfarbig gehalten, um den Eindruck des Geſichtes nicht zu ſtören und die Figur ſchöner hervortreten zu laſſen.“ Und Delitzſch fügte hinzu: „Trotz dieſes künſtleriſchen Wertes des Originals bereitete mir das ſichtlich gelungene Abbild keine geringe Enttäuſchung. Das Geſicht erſcheint zwar, je länger man es anſieht, deſto feiner, lieblicher und ſinniger, aber die leicht mißzudeutende Nonnenkleidung iſt ſtörend.“

Vor etwa 22 Jahren nun fand ich bei einem hieſigen Trödler ein ſtark verwahrloſtes Bild; ich erſtand es für eine Kleinigkeit eben wegen dieſes Zuſtandes. Da ich verſchiedene Merkmale daran fand, die mich darauf ſchließen ließen, daß es ein wertvolles Ölgemälde ſein könnte, gab ich es einem mir bekannten Bilderreſtaurator. Ich hatte mich nicht getäuſcht, es ſtellte ſich als ein ſehr gut gemaltes Bild von Franz Lippold (1688—1768) dar. Dieſer Maler lebte von 1720—1768 in Frankfurt am Main, malte eine große Anzahl hervorragender Perſonen aus den Kreiſen der hieſigen Patrizier und der angeſeheneren Bürger und zwar meiſtens in Lebensgröße, von denen unſer ſtädtiſches Muſeum und die hieſige Stadtbibliothek noch heute viele aufbewahrt. Gwinner in ſeinem Buche: „Kunſt und Künſtler in Frankfurt am Main“ ſagt über Lippolds Arbeiten: „Lippolds Porträte, die er faſt ohne Ausnahme mit ſeinem Namen zu bezeichnen pflegte, ſprachen nicht nur durch große Ähnlichkeit, ſondern auch durch ihre lebensfriſche

Färbung, den markigen Pinsel, die besonders schönen Hände und die sorgfältige, geschmackvolle Behandlung der Stoffe und Beiwerke so allgemein an, daß, wer nur irgend sein Bild zu verewigen wünschte, einen besonderen Wert darauf legte, daß solches durch Lippolds Hand geschehe. In der That machen alle seine Arbeiten einen so angenehmen Eindruck, daß sie auch heute noch neben unseren nüchternen modernen Porträtmalereien, selbst in den Fällen, wo die letzteren etwa einen höheren Kunstrang einnehmen, ihren ehrenvollen Platz behaupten."

Diese Charakteristik trifft in allen Stücken bei unserem Bilde zu, und selbst der Name des Malers fand sich da, wohin er ihn gewöhnlich zu setzen pflegte, auf der Rückwand des Ölgemäldes. Leider aber wurde diese Aufschrift bei der Rentoilierung des Bildes zerstört, und ich kann sie nur als von mir seiner Zeit gesehen bezeugen.

Nachdem das Bild vollkommen hergestellt mir wieder zukam, beschäftigte mich nun die Frage: Wen stellt es vor? Und ich kann nicht sagen, wodurch veranlaßt der Gedanke in mir rege wurde, daß es wohl die „schöne Seele", Fräulein von Klettenberg, sein könnte. Erste Veranlassung gab mir allerdings die Tracht der dargestellten Dame und es lag nahe, daß ich die Sache nach dieser Hinsicht prüfte.

Goethe gibt uns kein genaues Bild von ihr. Doch sagt er: sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutischer Frauen. Die letztere Mitteilung paßt vollkommen auf unser Bild. Es ist keine Ordenstracht, denn sie ist halb weltlich und halb geistlich zu nennen. Der Umstand daß das Bildnis von Lippold herrührt, welcher auch viele Mitglieder ihr befreundeter und verwandter Familien, ja sogar ihren eigenen Vater, den Schöffen Seiffert von Klettenberg gemalt hat, berechtigt wohl zu dem Schluß, daß auch die Tochter von demselben Maler gemalt sein könne, und zwar um so mehr, als bekannt ist, daß sie sich in ihrem 34. Jahre hat malen lassen: dies stimmt mit dem Aufenthalte Lippolds in hiesiger Stadt voll-

kommen überein, denn Fräulein von Klettenberg iſt 1723 geboren und Lippold ſtarb hier 1768.

Ich konnte mich aber mit oben angeführten Gründen für die Beſtimmung der Perſönlichkeit meines Bildes noch nicht beruhigen, und da ich wußte, daß das Goetheſche Familienarchiv ein Bild der Klettenberg enthalte, ſo wandte ich mich verſchiedene Male nach Weimar, um den Anblick des Bildes zu erhalten, aber vergeblich. Als nun nach längerer Zeit mein Freund, Herr Archivrat Dr. Könnecke in Marburg, der zur Herausgabe ſeines ſoeben im Erſcheinen begriffenen „Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur" ein Porträt der Klettenberg brauchte und durch Zufall erfuhr, daß ich ein Oelbild beſitze, welches höchſt wahrſcheinlich die Klettenberg darſtelle, ſo wandte er ſich an mich mit der Bitte um Erlaubnis, dasſelbe abbilden zu dürfen. Ich ſprach ihm mein Bedenken offen aus und ließ meine Behauptung der Aechtheit davon abhängen, daß mein Porträt Aehnlichkeit mit dem in Weimar befindlichen haben müſſe, ſonſt könnte ich es als das Bildnis der Klettenberg nicht ausgeben. Dieſe Aehnlichkeit aber zu beweiſen ſei mir zur Unmöglichkeit geworden: ich könne das Weimarſche Exemplar mit dem meinigen nicht vergleichen.

Herr Archivrat Könnecke hatte die Freundlichkeit mich auf das oben erwähnte Delitzſche Werk aufmerkſam zu machen, und mit deſſen Hilfe konnte ich die Aehnlichkeit wenigſtens einigermaßen feſtſtellen. Allein die Photographie iſt eine ſehr ſchlechte, und die verſchiedenartige Aufnahme der Bilder, ſowie die verſchiedene Tracht macht der Vergleichung einige Schwierigkeiten. Indeſſen läßt ſich bei ganz genauer ſorgfältiger Vergleichung eine große Aehnlichkeit nicht leugnen, und es muß zugeſtanden werden, daß ein und dieſelbe Perſon auf beiden Bildern dargeſtellt ſein kann.

Unterdeſſen war der letzte der Goetheſchen Enkel geſtorben und das Goetheſche Familienarchiv geöffnet worden, und ich konnte mich nun aufs neue nach Weimar wenden. Mein Freund, Herr Muſeumsdirektor Hofrat Ruland dorten, hatte die Freundlichkeit, eine Vergleichung der beiden Bilder vorzunehmen und

erklärte ebenfalls die Aehnlichkeit als eine auffallende; doch machte er mir zugleich die Mitteilung, daß in dem s. Z. aufgenommenen Inventar über den Goetheschen Nachlaß (1842) stehe: „1 Aquarell Fräulein von Günderrode als Nonne darstellend" und zwar nach der Angabe der Goetheschen Erben. Dieses aber ist ein Irrtum und kann nur ein einfacher Schreibfehler sein, denn wie würden die Goetheschen Erben dazu gekommen sein, Herrn Professor Delitzsch in Leipzig auf seinen Wunsch jenes Bildnis für sein Buch Philemon als dasjenige der Fräulein von Klettenberg zu geben, wenn sie nicht ganz bestimmt gewußt hätten, daß es jene darstellt? Ferner teilt mir Herr Hofrat Ruland noch mit, daß das Weimarsche Aquarell auf der Rückseite die Buchstaben S. C. V. K. fecit trägt, was wohl auf Susanna Catharina von Klettenberg deuten dürfte; es scheint demnach das Weimarsche Bild ihre eigene Arbeit zu sein, wodurch sich das Dilettantenhafte erklären würde, denn die Ausführung soll sehr mangelhaft sein.

Auch der als Goethe-Forscher und -Kenner bekannte Professor Dr. Zarncke in Leipzig schreibt mir, daß die Aehnlichkeit beider Bilder unverkennbar sei, doch hatte er des Rosenkranzes wegen, den die Klettenberg auf dem weimarischen Bilde in Händen hat, als ganz speziell eine katholische Nonne darstellend, etwas Bedenken und riet wegen der Darstellung des Fräulein von Günderrode eine genaue Vergleichung mit deren Porträt an. Das erstere Bedenken scheint mir jedoch von keinem Belang zu sein, denn die Klettenberg wollte als Nonne erscheinen, und da durfte wohl der Rosenkranz nicht fehlen. Dagegen hat die Vergleichung mit dem Porträt der Fräulein von Günderrode stattgefunden. In dem von Friedrich Götz herausgegebenen Werke: „Geliebte Schatten, Mannheim 1858", sowie in den von demselben herausgegebenen: „Gesammelten Dichtungen der Karoline von Günderrode, Mannheim 1857" befinden sich genaue und authentische Porträts. Diese Vergleichung hat eine vollständige Unähnlichkeit der beiden Porträts ergeben, womit dieser Irrtum im Goetheschen Nachlaß-Inventar gehoben ist.

Außerdem kann aber mein von Lippold, also vor 1768 ge-

maltes Bild die erſt 1780 geborene von Günderrode nicht darſtellen, und ferner hat mir die Familie von Günderrode auf meine Anfrage die Antwort zugehen laſſen, ihr ſei es nicht bekannt daß je ein Mitglied derſelben ſich als Nonne haben malen laſſen, noch daß eines zum Katholizismus übergetreten ſei; daher könne das vorgelegte Bildnis kein Mitglied der Familie darſtellen.

Nach allen obigen Auseinanderſetzungen bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß das in meinem Beſitze befindliche Gemälde von Franz Lippold das Porträt der Fräulein von Klettenberg, Goethes „ſchöner Seele", darſtellt.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

In die Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften wurden im Laufe des letzten Vierteljahres als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. Rauſenberger, hier.
„ Dr. Paul Bode, „
„ Dr. Theobald Epſtein, „
„ Regierungsbaumeiſter Wilh. Selle, hier.
„ Dr. Joſeph Berger, hier.
„ Dr. Auguſt Hahn, „
„ Profeſſor Dr. Fittica, Marburg.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Theodor Klauer, Offenbach.
„ Dr. med. Walter-Krauſe, hier.

Dieſe Abteilung hielt im Laufe des verfloſſenen Vierteljahres keine wiſſenſchaftliche Sitzung ab; in der am 29. Dezember 1885 ſtattgefundenen Sitzung wurden nur geſchäftliche Angelegenheiten verhandelt.

4. Abteilung für Neuere Sprachen (NS).

In die Abteilung für Neuere Sprachen wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
Herr Adolf Baumann, hier.
„ Dr. Ludwig Tachau, „
b. ohne Stimmrecht:
Herr Jakob Schiff, „
„ Philipp Aronstein, „
„ Dr. E. Philippson, „

Diese Abteilung hielt drei Sitzungen; in der ersten am 29. Oktober brachte Herr Dr. Vetter seinen am 24. September begonnenen Vortrag über „die Tristansage" zum Abschluß. In der am 26. November 1885 stattgefundenen Sitzung gab Herr Dr. Banner mit der ausgesprochenen Absicht, eine Diskussion über sein Thema herbeizuführen, eine Darstellung der Lehre vom französischen Pronomen als Probe einer Grammatik, wie er sie als Grundlage für den Unterricht des Französischen an höheren Schulen eingerichtet zu sehen wünscht. — In den einleitenden Worten hob er namentlich folgende Punkte hervor: Den Schülern höherer Lehranstalten soll eine Grammatik in die Hand gegeben werden, welche von der untersten bis zur obersten Stufe als einheitlicher Leitfaden im Unterrichte zu dienen geeignet ist; ein solches Lehrbuch werde einen beständigen Ueberblick über das ganze Gebiet gewähren, jederzeit das Zurückgreifen auf bereits Gelerntes und das Hinweisen auf noch zu Lernendes ermöglichen, endlich das Behalten des einmal Aufgenommenen durch die Verwertung der memoria localis unterstützen; ein solches Lehrbuch könne zugleich auch den formalen Bildungswert hervortreten lassen, den das Französische in so hohem Grade aufzuweisen imstande ist, insbesondere aber auch in denjenigen Schulen, in denen die alten Sprachen gelehrt werden, die dem Schüler so fühlbare Kluft zwischen dem Unterricht in jenen und demjenigen in der französischen Sprache wenigstens einigermaßen ausfüllen. In der Abfassung des Lehrbuchs soll gedrängte Kürze ohne Beeinträchtigung der Vollständigkeit und Klarheit erstrebt werden; die Kürze kann durch ausschließliche Berücksichtigung des mustergiltigen Sprachgebrauchs für die Aufstellung der Regeln, durch geschickte Ab- und Zusammenfassung derselben,

endlich durch die unmittelbare (manche ſonſt unentbehrliche Wiederholung vermeidende) Aufeinanderfolge von Formenlehre und Syntax bei jedem einzelnen Redeteile erzielt werden; die Vollſtändigkeit wird nicht mangeln, wenn etwa am Schluſſe eines jeden Kapitels kurzweg in Beiſpielen alle jene Einzelerſcheinungen aufgeführt werden, welche als nicht regelbildend bei Aufſtellung der Sprachgeſetze unbeachtet geblieben ſind; die Klarheit der Regeln endlich mag durch vorangeſchickte prägnante Beiſpiele gefördert werden, die ja doch auch der ausführlichſten Regel zuhilfe kommen müſſen. Das Verhalten gegenüber herrſchenden wiſſenſchaftlichen oder pädagogiſchen Methoden ſoll in der Art geregelt werden, daß die Darſtellung weder eine derſelben ausſchließt noch auch andrerſeits beſtimmend einwirken läßt; ſo wird die Grammatik dem Schüler den geſamten Lernſtoff geben, dem Lehrer aber nur ein Leitfaden ſein für jede Art des Unterrichts, gleichviel ob und in welchem Umfange derſelbe etwa lautphyſiologiſchen oder ſprachhiſtoriſchen oder ſynonymiſchen Erörterungen Raum geben will. — Im Einzelnen führte ſodann der Vortragende noch weſentlich Folgendes an: die Reihenfolge der Regeln ſei derartig gewählt, daß dieſelbe ſich leicht behalten und wiedergeben laſſen; der Inhalt jedes Paragraphen ſei zum Zweck der Orientierung und Ueberſicht am Rande kurz angedeutet; die Beiſpiele ſeien mit ihrer Bedeutung ſo aufgeführt, daß ſie zum Selbſtabfragen dienen können; in den Beiſpielen ſei nach Möglichkeit der notwendigſte Wortvorrat und zwar, bei der vorherrſchend praktiſchen Tendenz des neuſprachlichen Unterrichts, vorwiegend derjenige der Umgangsſprache verwendet. — Hierauf erörterte der Vortragende noch, inwieweit vorhandene Grammatiken in dieſem Sinne gearbeitet ſeien, und ſchließt daran die Vorleſung eines Kapitels des von ihm ausgearbeiteten Abſchnittes über das franzöſiſche Pronomen. — Dem Vortrage folgte eine längere Debatte, in welcher erörtert wurde, ob man zugunſten der Uebereinſtimmung mit dem Deutſchen, Lateiniſchen, Engliſchen und anderen an höheren Schulen betriebenen Sprachen auch im Franzöſiſchen von einem Genetiv und Dativ ſtatt von einem mit de und einem mit à gebildeten régime indirect reden

dürfe, und im Zuſammenhang damit, ob man die Pronominal-Adverbien en und y als Kaſus des neutralen Perſonal-Pronomens il bezeichnen dürfe, ferner ob man die Benennung betontes oder verbundenes reſp. unbetontes oder unverbundenes Perſonal-Pronomen wählen ſolle, und im Anſchluß daran, ob man die Anwendung des zuletzt genannten Pronomens dahin fixieren dürfe, daß daſſelbe der Regel nach überall dort gebraucht werde, wo das perſönliche Pronomen ſich nicht an das Verbum lehnen kann. Dieſe und andere einſchlägige Fragen wurden äußerſt lebhaft diskutiert, aber nicht zum Austrag gebracht, wie das in all den Fällen zu geſchehen pflegt, wo Theorie und Praxis einander ſchroff entgegentreten.

In der Sitzung am 3. Dezember kamen nur geſchäftliche Angelegenheiten zur Sprache.

5. Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (Sch W).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
   Herr Dr. Fritz Rehorn, hier.
   „ Philipp Aronſtein, „
b. ohne Stimmrecht:
   Herr Dr. phil. L. Neuſtadt, hier.
   „ Oberlehrer Dr. Th. Schlegel, hier.

Die Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften hielt in dem verfloſſenen Vierteljahre regelmäßig monatlich eine Sitzung im Goethehauſe.

Am 10. Oktober referierte Herr Dr. Böcker über die Dichtungen des Grafen Fr. Ad. von Schack. Referent erzählte in knapper Zuſammenfaſſung, bei einigen Hauptwerken auch in ausführlicherer Darſtellung, den Inhalt der Dichtungen, hob den tiefen Eindruck, den er überall durch die Lektüre erhalten, ſowie die großen unverkennbaren Vorzüge hervor, die den Dichter weit über die Mehrzahl der zeitgenöſſiſchen Autoren ſetze und betonte deſſen wohlberechtigten Anſpruch darauf, in den weiteſten Kreiſen des deutſchen Volkes nicht nur, wie es

bisher geschehen, als Gelehrter, Übersetzer und Kunstmäzen, sondern auch als Meister der Dichtkunst vollste Anerkennung zu finden. Die Abteilung nahm die Ausführungen des Referenten mit ungeteiltem Interesse entgegen und drückte den Wunsch aus, daß der Vortragende Gelegenheit erhalten möge, auch in einer der öffentlichen Sitzungen des Hochstiftes die Werke des Grafen von Schack zu besprechen. —

Am 14. November sprach Herr Direktor Dr. Rehorn über das Buch des Jesuitenpaters Alex. Baumgartner: „Goethe. Sein Leben und seine Werke. Band 1: Jugend, Lehr- und Wanderjahre." Er hob unter Mitteilung mehrerer, besonders charakteristischer Stellen die Tendenz des Verfassers hervor, das Lebensbild des gefeiertsten Dichters unserer Nation zu entwürdigen und wies namentlich auch auf den Zusammenhang des vorliegenden Werkes mit einer großen Reihe anderer Schriften hin, die, von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu verfaßt, mit fanatischem Eifer die eine Absicht verfolgen, das katholische Deutschland von der Einwirkung der modernen Bildungsschätze, wie sie namentlich in unserer klassischen Literatur gegeben sind, loszureißen und ihm alle diese Erzeugnisse des modernen Geistesleben als protestantisch-ketzerisch und unmoralisch zu verdächtigen.

In der Sitzung vom 9. Dezember wurden zunächst die eingelaufenen literarischen Zusendungen an die Mitglieder zur näheren Kenntnisnahme, beziehungsweise zur Berichterstattung verteilt, und es ward hierbei der Wunsch geäußert, daß seitens der Verleger mehr noch als bisher das Hochstift mit Zusendung namhafter neuer Erscheinungen bedacht werden möge, da die Abteilungen als solche eine ihrer wichtigsten Thätigkeiten darin erblicken müssen, nicht nur von solchen Erscheinungen Kenntnis zu nehmen, sondern auch eine beurteilende Besprechung derselben zu veranlassen. Darauf berichtete Herr Dr. Böcker über eine neueste lyrisch-epische Dichtung aus dem Verlage von Liebeskind in Leipzig: „Werner von Kuonefalk" von Max Martersteig. Nachdem er den Inhalt der Dichtung erzählt und die mannigfachen Vorzüge derselben hervorgehoben, trug er eine längere Stelle aus der Dichtung

ſelbſt vor, und die Abteilung verfehlte nicht ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß ihr auf dieſe Weiſe die Bekanntſchaft mit einem neuen, zu ſchönen Hoffnungen berechtigenden Dichtertalente vermittelt worden ſei.

Endlich legte Herr Dr. Pallmann noch der Abteilung eine alte ſogenannte Kurfürſtenbibel vom Jahre 1703 vor, welche im Jahre 1875 dem Hochſtifte von Frau Karoline Eiſenhard geb. Grünewald geſchenkt ward und bisher wegen ihrer ſchlechten Erhaltung keine Beachtung gefunden zu haben ſcheint. Dieſelbe ſtammt aus dem Beſitze des Zinngießermeiſters Hermann Jakob Goethe und enthält von deſſen Hand mancherlei Eintragungen über Ereigniſſe in der Familie Goethe.

Herr Dr. Pallmann verwies dabei auf den vor Kurzem erſchienenen Aufſatz: „Zur Genealogie der Familie Goethe“ von Dr. L. Holthof in den Mitteilungen des Vereins für Geſchichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. (Bd. VII, Heft 6, S. 227 u. ff.) und gab zu den einzelnen Familiennachrichten einige Erläuterungen und Ergänzungen, welche er aus den Büchern der hieſigen Standesbuchführung geſchöpft hatte. Wenn die Eintragungen auch nicht von hervorragender Bedeutung ſind, ſo mögen ſie doch als ein kleiner Beitrag zur Kulturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts hier ihren Platz finden.

„Anno 1748 den 19. Auguſti*) Dingſtag Nachmittag umb 1 uhr, Iſt Mein Bruder Johan Caspar Göthe als Keiſerlicher Hoffrath, mit deß Herrn Stattſchultheiſen von (sic!) Textor Fräulein Jungfer Tochter in des Herrn Hoff-Rath von Lohnen (sic!) garten, vor dem St gallen Tohr, unten an der wind Mühlen gelegen, durch Herrn Pfahrer Freſenius, in dem ſchönen garten Hauß, getrauet und Copulieret worden, und iſt mit einem Conſert, eine abend Mahlzeit gehalten worden, worzu der aller Höchſte Gott Jhnen ſeinen Gnaden reichen Seegen hier zeitlich und dort Ewig verleihen wolle. Dobey

*) Der 19. Auguſt war ein Montag, die Trauung aber war am Dienſtag, wie das „Copulationsbuch“ ausweiſt und wie Herr Dr. Ludwig Holthof in dem erwähnten Aufſatz S. 232 richtig angiebt.

Herr Pfahrer Freſenius vor der Copulation eine ſchöne und wohl außgearbeite zirliche orration (sic!) gethan hat und wohl auf den Zuſtand gerichtet war.

Anno 1722 den 18. May bin Ich alhier in ffurth Meiſter geworden, und den 19. May*) bin Ich burger geworden. . . . . .**) 28. May Dingſtag Nachmittag umb ½ drey uhr habe Ich mich verſprochen mit Jungfer Anna Eliſabetha Hoppein, Ihr Vatter war Herr Johan Dietrich Hoppe Burger, und Schneider Meiſter, Wohnhafft auf der friedburgergaß gegen der Conſtabler wacht über Neben . . . . . .***) Wein Wirth, und dem ſchmidt.

. . . . . †) Juny mitwogen haben wir Hochzeit gehalten, und hat uns Herr Pfahrer Schild in der barfüßer Kirchen Copulieret Vormittag und Nachmittag Iſt die Mahlzeit bey Meinem Vatter Friedrich Göthe Gaſthalter Im Weidenhoff Nachmittag umb 4 gehalten worden, gantz ſtill und ohne Muſiccanten und hat gedaueret biß abends umb 10 uhr do wir alle ſchon zu hauße waren. Der geladenen gäſte wahren 40 Perſohnen die da Komen ſind, den andern tag ſind wir alleſämlich wieder in einem grünen ††) ſchiff den Mayn hinunter auf den goldſtein gefahren, da wir das überbliebene mit Gutem frieden verzehret, und Muſiccanten aldorten gehobt (!) und gedanzet, Worzu noch von Meinen ledigen Cammeradten bey 6 Kutſchen voll baar Weiß ohn gebeten gefahren Komen, und inns folgend luſtig Machen helffen, Abend ſind Wir alle Mit ein ander in Kutſchen wieder hinder ein ander herein und Nacher Hauß ein jeder gefohren, ſo hatte das hochzeit feſtin ein end.

Den 17. Auguſtij Sind Wir in die ſchnurgaß Neben die geiſtgaß (sic!) in deß Herrn Schilde Goldarbeiters behauſung gezogen,

---

*) Nach dem Bürgerbuch XI, 435 verso ſchwor er am 29. Mai 1722 den Bürgereid.

**) Die im Original abgeriſſene Jahreszahl iſt mit 1722 zu ergänzen.

***) Fehlt im Original.

†) 1722 am 30.

††) Bezieht ſich wol auf den Schmuck des Schiffes mit Laub.

und haben das halbe hauß vom unterſten Stockwerck an inen gehabt, und alJährlichen 150 fl darvor hauß Zinß geben, und ſolches bewohnet biß 1730 den 1. May da ſind wir darneben, in unſer gekaufftes Hauß gezogen.

1724 den 22. octobris Sambſtag*) abend um ½ neun uhr hat uns der liebe Gott das Erſte mahl geſegnet, mit einer Jungen Tochter, welche Dingſtags drauf als den 24. octobris zur hl. Tauff gebracht, und in der barfüßer Kirch getauffet worden, Ihr Frau Göth**) Iſt geweßen Frau Anna Eliſabetha Hoppein als Frau ſchwieger Mutter.

1726 den 6. July Sambſtag Vormittag umb ½ Eilff uhr hat uns der liebe Gott aber Mahl geſegnet mit einer Jungen Tochter, welche den andern Tag als Sontags den 7. July in der barfüßer Kirch Nachmittag zur hl. Tauff gebracht und Cornelia den Nahmen bekomen, Ihr Frau Göth war Meine ſtieff Mutter Cornellia göthin gaſtwirthin im Weidenhoff eine gebohrne ſchneiders Tochter von Ihrem Vatter Herrn Walter ſchneider Meiſter alhier."

Darunter ſteht von anderer Hand geſchrieben:

„Anno 1761 den 22. Mertz in der Heilligen oſtern Sambſtag Nacht, früh umb . . . . .***) gegen den Sontag iſt ſie verſchieden und iſt alt 33½ Jahr." †)

---

*) An Stelle des urſprünglich dageſtandenen Sonntag, welcher durchſtrichen iſt, wurde Samſtag geſetzt, dadurch iſt aber eine Unrichtigkeit hergeſtellt worden, denn der 22. Oktober 1722 war ein Sonntag.

**) Frankfurter Provinzialismus für Patin.

***) Nicht mehr lesbar.

†) Dieſe Mitteilung kann ſich nicht auf die 1726 geborene Cornelia, ſondern nur auf ihre Schweſter Sophie Margaretha (geb. 1731) beziehen, welche laut Totenbuch des Jahres 1761 am 24. März 1761 beerdigt wurde. Die Geburt dieſes Kindes Sophie Margaretha iſt in der Bibel nicht mehr vermerkt. Vergl. Dr. H. Grotefend in den Mitteilungen des Frankfurter Altertumsvereins VI, S. 237, wo der Begräbnistag richtig angegeben iſt, während Dr. Holthof an der oben erwähnten Stelle (S. 232) angiebt, Dr. Grotefend habe die Todestage der beiden Gatten verwechſelt. (Vergl. auch Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. VII, S. 130.) Cornelia ſtarb als Witwe des Weinhändlers Scherer im Jahre 1799 (begr. 16. Mai).

„Anno 1728 den 15. 7bris hat uns der liebe Gott aber mahl geſeguet mit einem Jungen Sohn, mitwochs vormittag um ½ zwo, und iſt den 16. 7bris Donnerſtag Nachmittag in der barfüßer Kirch zur hl. Tauff gebracht worden und hat den Nahmen Johan Friedrich bekomen, ſein Herr Petter*) war mein Rechter leiblicher Vatter Gaſtwirth im Weidenhoff, und eben am heutigen Tag war mein Vatter 71 Jahr alt worden**), dieſer mein Sohn Johan Friedrich aber hat ſein zeitliches leben nicht höher gebracht als 5 Jahr, weilen er 1733 den 5. octobris Morgens umb 9 uhr im Herrn Seelig entſchlaffen, und ſein gehabte Krankheit die ohrſchlechten 8 Tage währten.

Anno 1730 den 10. Februarij Freitag abend um ½ zehen uhr Iſt mein leiblicher Vatter Johan Friedrich***) Göthe burger und Gaſtwirth zum Weidenhoff alhier in Ffurth In dem Herrn Seelig Entſchlaffen und ſein zeitliches leben gebracht auf 72 Jahr 5 Monath . . . . . .“

Auf der Rückſeite des Titels der Bibel ſteht von der Hand des Hermann Jakob Goethe ferner geſchrieben:

„1749 den 27. 8bris Montags Abend Iſt der Herr Nachbar ſtreng an der Borngaß Johan Tohmas†) daß Erſte mahl zu mir ins hauß kommen und hat umb meine Tochter Cornelia gleich angehalten. Iſt Ihm auch gleich willfahret worden, und den 30. 8bris Donerſtag drauf hat er abends unter 18 guten freunden das Ja wort geholt, und den 2. 9bris Sontags drauf iſt er mit Ihr aufgebothen worden, und 14 Tage hernach den 17. 9bris Iſt die Hochzeit geholten worden. und montags früh in der barfüßer Kirch, vorhero gantz allein

---

*) Wenn dies richtig, kann er nicht am 7. September 1657 getauft ſein, wie allgemein angegeben wird, es dürfte deshalb wol 17. Sept. heißen.

**) Wie oben „Göth“ ſtatt Patin, „Petter“ ſtatt Pate.

***) Nach der obenſtehenden Notiz, daß er am 16. September 1728 71 Jahre alt war, müßten hier 24 Tage ergänzt werden.

†) Der Vorname war bekanntlich Friedrich Georg, nicht Johann Friedrich.

††) Nach dem Kopulationsbuch des Jahres 1749 iſt ſein Vorname Ulrich Thomas geweſen; Dr. Holthof nennt ihn Ullrich Theodor Streng.

durch Herrn Pfahrer Schmidt Copuliret, und nachmittag umb 2 uhr die Hochzeit im König von Engeland nur einen abend unter einer taffel muſic vom gantzen Cor, von 12 Muſiecanten, wo bey biß früh 4 uhr gedanzt, geholten worden. Gott verleihe Ihnen ſeinen Seegen"

Als Ergänzung zu der mehrfach angeführten Goethe-Genealogie von Dr. L. Holthof ſei nach den Büchern der hieſigen Standesbuchführung noch erwähnt, daß Johann Chriſtian Goethe aus Friedberg am 31. Mai 1724 mit Anna Chriſtina Tochter des Bierbrauers und Benders Johann Thomas (nicht Nikolaus, wie Dr. Holthof angiebt) Wiederhold von Friedberg getraut wurde.

Sein Sohn Johann Andreas, Großuhrmacher zu Frankfurt, von welchem die Standuhr auf dem Vorplatze des erſten Stockwerks im Goethehauſe gefertigt iſt, wurde am 25. Mai 1762 mit Maria Sophia, Tochter des verſtorbenen hieſigen Bürgers und Spezereihändlers Karl Ludwig Otto getraut. Nachdem ihm ſeine Frau im Dezember (begr. 29. Dez.) 1767 geſtorben war, ging er eine zweite Ehe am 11. April 1768 mit Anna Barbara Schupp, Tochter des Johann Heinrich Schupp, Bürgers und Schuhmachermeiſters zu Friedberg, ein. Er ſtarb im Jahre 1788 (begr. 13. Dez.); Nachkommen hinterließ er keine; aus jeder ſeiner Ehen hatte er je zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, aber keines der Kinder überlebte ihn.

6. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1885 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Auguſt Schlimbach, hier.
" Dr. jur. Wilhelm Leſer, hier.
" Heinrich Friedmann, "
" Dr. jur. Jakob Rießer, "
" Dr. med. Walther-Krauſe, hier.
" Samuel Uhlfelder "

b. ohne Stimmrecht:

Herr Dr. phil. L. Neustadt, hier.
„ Theodor Klauer, Offenbach.

Die Abteilung ist seit dem Erscheinen des vorigen Berichtes bis gegen Ende des Monats Dezember 1885 zu vier wissenschaftlichen Sitzungen zusammengetreten; an einem der sonst ihrer Thätigkeit gewidmeten Abende fand das wohlgelungene Stiftungsfest des Volkswirtschaftlichen Vereins, dessen Mitglieder zumeist auch der Abteilung SzW angehören, statt.

In der Sitzung am 26. Oktober gab Herr Stadtrat Dr. K. Flesch ein ausführliches Referat von den Beratungen des Armenpflegertages in Bremen; von dem reichhaltigen Programme der betreffenden Verhandlungen teilte er namentlich das die Fürsorge für verwahrloste Kinder Betreffende mit; auch über die Armenstatistik in größeren Städten, Arbeiterkolonien, Armenhäuser, Einrichtung von Arbeitsnachweis für Beschäftigungslose, Teilnahme der Frauen an den praktischen Aufgaben der Armenpflege wurden interessante Mitteilungen gemacht. Sodann referierte noch Herr K. Hecht über die der Abteilung zugekommene Brochüre des Herrn Dr. Hecht: „Über die Geschäftssteuer auf Grundlage des Schlußnotenzwanges."

In der Sitzung am 9. November sprach Herr J. Epstein über „die Konkurrenz der Gefängnißarbeit mit der freien Industrie". Nachdem der Redner, namentlich an der Hand des hierfür Epoche machenden Werkes von J. Howard: The state of the Prisons in England and Wales, II. Ed. 1753, einige historische Bemerkungen über die allmähliche Entwickelung der Gefängnisarbeit in den Kulturstaaten und die in neuerer Zeit sich dagegen erhebenden Klagen seitens der freien Industrie gegeben hatte, zeigte er zunächst die Notwendigkeit einer nützlichen Beschäftigung der Sträflinge in moralischer, disziplinarischer und administrativer Beziehung. Eine Konkurrenz mit einigen Zweigen der freien Industrie sei dabei unvermeidlich, werde aber einerseits von den Vertretern der letzteren sowohl der Quantität als der Qualität nach bei weitem überschätzt und

müſſe andrerſeits dem höheren allgemeinen Intereſſe gegenüber geduldet werden.

In der Sitzung am 23. November gab Herr L. Opificius als Gaſt ein eingehendes Referat über „Unterſuchungen über die ſozialen Zuſtände in den Fabrikbezirken des Nordöſtlichen Böhmen von Dr. J. Singer, Leipzig 1885."

In der Sitzung am 7. Dezember wurde an Stelle des aus der Abteilung ausgeſchiedenen Herrn Rektor Chun Herr Dr. E. Philippſon zum ſtellvertretenden Vorſitzenden gewählt. Sodann hielt Herr Syndikus Puls einen Vortrag über „Frachttarife mit beſonderer Berückſichtigung der Frankfurter Verhältniſſe."

III. Bericht über die Hauptverſammlung.

(22. November 1885).

Die am 22. November 1885 ſtattgefundene ordentliche Hauptverſammlung lieferte den erfreulichen Beweis, daß die Neugeſtaltung des Hochſtiftes und die daraus ſich entwickelnde Thätigkeit desſelben bei den Mitgliedern allgemeine Zuſtimmung gefunden und ſomit feſten Boden gewonnen hat. Der Haushaltungsplan nach dem Vorſchlage des VA, welcher den Mitgliedern 14 Tage vor der Hauptverſammlung zugeſandt worden war, wurde ohne weitere Debatte genehmigt, ebenſo fanden der Bericht der AGA, der Rechenſchaftsbericht des PA und der Bericht der Reviſoren Gutheißung der Verſammlung.

Ueber das innere Leben in der Verwaltung gab ein Bericht des VA Aufſchluß. Nach demſelben wurden in dem abgelaufenen Verwaltungsjahre 1884/85 ſieben Sitzungen des VA abgehalten; ferner fanden zwei außerordentliche Hauptverſammlungen, am 16. November 1884 und am 28. Juni 1885 ſtatt. Eine am 16. Februar 1885 abgehaltene gemeinſame Sitzung des VA und PA hatte die ſtil- und zeitgerechte Erhaltung und Ausſtattung des Goethehauſes zum Zweck. Man wählte hierzu eine Kommiſſion, beſtehend aus den Herren:

Maler Hermann Junker als Vorſitzendem,
Maler Donner-von Richter,
Kunſthändler Ferdinand Günther,
Profeſſor Oskar Sommer,
Paul Schnetter als Vorſitzendem des PA; kooptiert wurde Herr Konſervator Otto Cornill.

Über ihre Thätigkeit berichtete die Kommiſſion im allgemeinen Folgendes. Es wurde die Aufnahme eines ausführlichen Situationsplanes beſchloſſen, zu deſſen Ausarbeitung Herr Profeſſor Sommer ſich freundlichſt erbot. Eine am 8. März ſtattgehabte gründliche Beſichtigung des Hauſes ergab die Notwendigkeit, die weſtliche Faſſade neu anzuſtreichen und im Hofe kleinere Herſtellungsarbeiten vorzunehmen. Ferner wurde das im erſten Stocke befindliche Leſezimmer in den Parterreſtock verlegt und die drei Zimmer im erſten Stockwerke einer gründlichen Wieder-

herſtellung unterzogen. Dabei wurden die Decken und Ofennischen mit zeit- und ſtilgemäßen Stuckverzierungen, nach den Muſtern anderer Zimmer des Hauſes, verſehen. Für die notwendige Beleuchtung behielt man die Gasleitung bei, doch wurden ſämtliche eiſerne Rohre in den Verputz gelegt, ſo daß ein dem Stile der Zeit angepaßter Gaslüſter und eben ſolche Wandleuchter mit Kerzenimitationen den Schein einer Kerzenbeleuchtung erwecken könnten. Die Wände wurden mit Papiertapeten nach Muſtern des vorigen Jahrhunderts bekleidet. Die Thüren- und Holzverkleidungen wurden von der dicken Farben- und Lackſchicht befreit und in ihrer urſprünglichen Geſtalt d. h. in Naturholz mit Firnisüberzug hergeſtellt. Gleichzeitig mit dieſen größeren Arbeiten wurden verſchiedene kleinere vorgenommen, ſo Renovierung ſämtlicher Schloſſer- und Schreinerarbeiten, ſoweit Fenſter- und Thürverſchlüſſe (namentlich in benutzten Räumen) in Betracht kamen.

Mit dankenswerter Bereitwilligkeit ſtellte der Vorſtand des Hiſtoriſchen Muſeums dahier drei eiſerne Originalöfen, welche aus dem d'Orville'ſchen Hauſe ſtammen, zur Verfügung, ſo daß die alten Heizeinrichtungen wieder hergeſtellt werden konnten.

An Erwerbungen für das Hausinventar iſt der Ankauf eines aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtammenden Schrankes zu erwähnen, der in ſeinem Charakter ſehr wohl zu der Geſamtſtimmung des Hauſes paßt und praktiſch zur Aufbewahrnng eines Teiles der Kunſtſammlungen verwertet wird.

Das Tagebuch des Verwaltungsſchreibers weiſt während des ganzen Verwaltungsjahres 563 Eingänge auf, denen 195 Ausgänge gegenüber ſtehen.

Über Bewegung der Mitgliedſchaft iſt zu erwähnen, daß 75 neue Mitglieder aufgenommen wurden und zwar 60 hieſige und 15 auswärtige. Ihren Austritt aus der Genoſſenſchaft haben 8 hieſige und 31 auswärtige, im ganzen alſo 39 Mitglieder erklärt. Nach eingegangenen Meldungen und Mitteilungen in Zeitungen haben wir den Verluſt von 32 Mitgliedern, 9 hieſigen und 23 auswärtigen, durch den Tod zu beklagen.

Aus dem VA hatten durch das Loos auszuscheiden und sind vor Ablauf eines Jahres nicht wieder wählbar, die Herren:

Professor Dr. Roquette,
Justizrat Dr. Euler,
Dr. Hammeran,
Justizrat Dr. Berg,
Dr. Jordan,
Dr. Wilbrand.

Da außerdem Herr Dr. Hirsch wegen Krankheit aus dem VA geschieden und Herr Dr. Braunfels gestorben war, so war eine Neuwahl von acht Mitgliedern des VA nötig. Dieselbe ergab folgendes Resultat: von 73 als giltig abgegebenen Stimmen fielen auf die Herren: Dr. Valentin 62, Dr. jur. Rieſſer 55, Dr. Oelsner 55, Dr. Quidde 51, Privatier Gering 43, Rektor Lang 43, Privatier Knecht 40, Professor Oskar Sommer 38.

Als Ersatzmänner des VA wurden gewählt die Herren: Ferdinand Günther mit 55, Lehrer Otto Bautz mit 48, Direktor Hektor Rößler mit 45, Maler Eymer mit 44, Rechtsanwalt Dr. Ludwig Hecht mit 39, Lehrer Schmeck mit 38 Stimmen.

Als Mitglieder des PA wurden wieder gewählt die Herren Paul Schnetter und Moritz Cahn, Stellvertreter wurden die Herren Elias Ullmann, Paul Müller-Stern, Th. Kotzenberg.

Am Schlusse der Versammlung forderte Herr Hofrat Professor Dr. G. Schaefer aus Darmstadt die Anwesenden auf, zu Ehren des aus dem Amte scheidenden Vorsitzenden des VA, des Herrn Justizrats Dr. Berg, sich von den Sitzen zu erheben und ein dreifaches Hoch auszubringen.

Soll IV. Gewinn- und Verlust-Conto

HB. fol.					Mk.	Pf	Mk.	Pf.
	An	**Lesezimmer-Conto**						
49		Herrichtung		663. 30				
		Jahresbedarf		934 05	1597	35		
112	„	**Bibliothek-Conto**						
		Buchbinderarbeiten			82	—		
125	„	**Vorlesungen und Lehrgänge**						
		Verausgabt incl. Saalmiete		2160. —				
		Erlös für Eintrittskarten		102. —	2058	—		
128	„	**Conto für besondere Festlichkeiten**						
		verausgabt			181	95		
131	„	**Conto für Monatssitzungen**						
		desgl.			1370	—		
140	„	**Conto für Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen**						
		a) Kosten der Führich-Ausstellung		1040. 02				
		Erlös an Karten und Katalogen	523. —					
				517. 02				
		b) Diversa		950. —	1467	02		
146	„	**Drucklegung ꝛc. der Berichte**			868	05		
39	„	**Conto des Goetheschatzes**			1250	45	8874	82
150	„	„ **der Präsenzgelder**			230	—		
136	„	„ **des Bureaubedarfs**		403. 18				
60	„	„ **der Schreibmaterialien**		288. 85	692	03		
66	„	„ **der Mobilien** (Neuanschaffungen)			285	97		
62	„	„ **der Inserate**			789	55		
67	„	„ **der Porti**			407	30		
58	„	„ **der Prozeßkosten**			500		2904	85
75	„	„ **diverse Ausgaben**					1137	77
82	„	„ **Feuerung und Beleuchtung**			420	91		
		Ab vom Tiefbauamt auf Reklamation erstattetes Wassergeld			55	92	364	99
92	„	„ **für Gehalte und Gratifikationen**					7528	20
132	„	„ **für Pensionen: Dr. Volger**			3000	—		
8		**L. Altvater**			1200	—	4200	—
144	„	„ **Reparaturen, äußere und innere Herstellung des Hauses**					2299	58
154	„	„ **für Beiträge zu Denkmälern**					600	—
26	„	„ **der Feuerversicherung**					24	10
28	„	**Zinsen-Conto d. Passiv-Capital**					761	14
56	„	**Bauer Hoffmann-Beistiftung**					40	—
62	„	**Capital-Conto** (Reserve)					6340	28
		(Überschuß aus 1884/85).						
							35075	73

per 30. September 1885. **Haben**

HB. fol.			Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
10	Per	**Conto für rückständige Beiträge**				
		Eingegangen	78	—		
11	„	**Conto für laufende Beiträge**				
		Eingegangen	4573	55	4651	55
28	„	**Conto für Eintrittsgelder**				
		Eingegangen			195	—
32	„	**Conto für Besuchsgelder**				
		Eingegangen			6683	20
41	„	**Conto für Photographien**				
		Eingegangen			120	07
51	„	**Conto für den Rosenthalschen Verlag**				
		Eingegangen			30	—
64	„	**Eigene Effecten-Conto**				
		Gewinn an verkauften Werten			205	72
43	„	**Effecten-Conto des Müllerschen Legats**				
		Gewinn an verkauften Werten			1610	85
61	„	**Zinsen-Conto**				
		(incl. laufende Zinsen bis heute)			20854	81
62	„	**Gewinn aus dem Vorjahre**	4826	20		
		Abzüglich daraus bezahlter Honorare für Leistungen aus Vorjahren	4101	67	724	53
					35075	73

Activa **V. Bilanz-Conto per**

				Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	A. Unbewertbares Vermögen.						
1	**Mobilien-Conto**			1805	97		
2	**Einrichtungs-Conto**			1840	—		
3	**Bücherei-** „			10509	—		
4	**Bilder-** „			28468	—		
5	**Kunstblätter-** „			2947	—		
6	**Handschriften-** „			1410	—		
7	**Plastische Werke-Conto**			6700	—		
8	**Erinnerungsgegenstände-Conto**			10455	—		
9	**Altertümer-Conto**			1008	—		
10	**Sammlungen-** „			1051	—		
11	**Münzensammlungs-Conto**			335	55		
12	**Verlagswerke-** „			—	—		
13	**Betriebsmaterial** „			135	82		
14	**Feuerversicherungs-** „			421	78		
						67087	12
	B.						
HB. fol. 1	An **Immobilien** (Goethehaus)					121666	—
57	„ **Hypotheken-Conto** (**Müllersches Legat**)					500000	—
58	„ „ Eigene					14	28
64	„ **Effecten-Conto**						
	2600 M. Pr. Konsols		2689. 36				
	3 Hypoth. Kredit Prior.		300. —				
	4 Augsburger 7 fl. Loose		48. —				
	5 Mailänder 10 Fr. Loose		40. —	3077	36	3077	36
61	„ **Zinsen**						
	laufende Hypothekzinsen bis heute			5692	09		
	„ Effectenzinsen „ „			29	—	5721	09
52	„ **Debitoren**						
	Guthaben bei der Frankfurter Bank					3500	75
53	„ **Caſſa-Conto**					451	65
						633931	13

30. September 1885. **Passiva**

		Mk.	Pf.	Mk.	Pf.
	Per **Conto des unbewertbaren Vermögens** . .			67087	12
				67087	12
HB. fol.					
57	„ **Emanuel Müllersches Legat**			500000	—
58	„ **Hypotheken-Conto, Eigene**			14	28
56	„ **Bauer-Hoffmann-Beistiftung**			1000	—
21	„ **Möbel-Aktien-Conto**			788	54
9	„ **Conto L. Altvater lfde. Rente**			230	—
11	„ **Vortrag von Mitglieder-Beiträgen** pro 1885/86			26	—
40	„ **Capital-Conto**			125532	03
62	„ **Capital-Reserve-Conto** (Überschuß aus 1884/85)			6340	28
				633931	13

Frankfurt a. M., den 30. September 1885.

Das Pflegamt des Freien Deutschen Hochstifts.

Paul Schnetter,
Vorsitzender.

J. Craz,
Kassierer.

VI. Geſchäftlicher Verkehr. Perſonalien.

In den Monaten Oktober bis Dezember 1885, dem erſten Vierteljahre des Verwaltungsjahres 1885/86, wurden ſechs Sitzungen des Verwaltungs-Ausſchuſſes abgehalten, nämlich am 5. Oktober, 20. Oktober, 28. Oktober, 17. November, 26. November, 15. Dezember. In der konſtituierenden Sitzung am 26. November wurde zum Vorſitzenden gewählt: Herr Dr. jur. Otto Speyer, zum Stellvertreter deſſelben Herr Dr. jur. Jakob Rießer.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß trat eben ſo oft zuſammen: am 8. Oktober, 13. Oktober, 17. Oktober, 20. Oktober, 13. November, 11. Dezember.

Die ordentliche Hauptverſammlung fand, wie oben ſchon erwähnt, am 22. November ſtatt.

Nach Konſtituierung des Verwaltungs-Ausſchuſſes wurde auch die Kommiſſion für ſtil- und zeitgerechte Herſtellung und Einrichtung des Goethehauſes neu gebildet; ſie hielt am 23. Dezember ihre erſte Sitzung ab.

Von den einzelnen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geſchichte: 16. Oktober, 1. Dezember, 11. Dezember.

Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft: 14. Oktober, 2. Dezember, 16. Dezember (Sämtliche Sitzungen waren öffentliche.)

Naturwiſſenſchaften: 29. Dezember.

Neuere Sprachen: 29. Oktober, 26. November, 3. Dez.

Schöne Wiſſenſchaften: 10. Oktober, 14. November, 9. Dezember.

Soziale Wiſſenſchaften: 26. Oktober, 9. November, 23. November, 7. Dezember.

Monatsſitzungen mit Vorträgen fanden drei ſtatt: am 25. Oktober, 8. November und 20. Dezember.

Das Tagebuch des Verwaltungsſchreibers weiſt vom 1. Oktober bis 31. Dezember 498 Eingänge auf, denen 611 Ausgänge gegenüberſtehen.

In derſelben Zeit wurden 134 neue Mitglieder aufgenommen, 16 erklärten ihren Austritt und 8 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Fräulein Helene Adler, Privatiere, hier.
2. Herr Philipp Aronſtein, Kandidat des höheren Schulamts, hier (SchW., NS.).
3. Fräulein C. Auger, Lehrerin, hier.
4. Herr Dr. Chr. Baier, Gymnaſial-Oberlehrer, hier.
5. „ Dr. Berthold Baer, Rechtsanwalt, hier.
6. Fräulein Adelheid Becker, hier.
7. Herr Adolf Beer, Kaufmann, hier.
8. „ Carl Blecken, Direktor, hier.
9. Fräulein Roſalie Blum, Inſtitutsvorſteherin, hier.
10. Herr Dr. Paul Bode, Realgymnaſiallehrer, hier (N).
11. „ Ferdinand Bodesheim, Kaufmann, hier.
12. „ Wilhelm Böhmer, Landgerichts-Präſident a. D., hier.
13. „ Guſtav Boeſche, Gymnaſiallehrer, hier.
14. „ Wunibald Braun, Kaufmann, hier.
15. „ Ph. G. Emil Buch, Kaufmann, hier.
16. „ Wilhelm Buecking, Kaufmann, hier.
17. „ Dr. jur. Julius Burghold, Referendar, hier.
18. „ Sebaſtian Cahn, Kaufmann, hier.
19. „ Heinr. Cahn-Blumenthal, Kaufmann, hier.
20. „ Leopold Dann, Kaufmann, hier.
21. „ Adolf Detloff, Buchhändler, „
22. „ Julius Deutz, hier.
23. „ Martin Deutz, „
24. „ Carl Drehwald, Kaufmann, hier.
25. „ Anton Eberhardt, Muſiker, „
26. „ Franz Eberhardt, Direktor, „
27. „ Robert Eckhard, Kaufmann, „ (K).
28. „ Dr. med. Ludwig Edinger, prakt. Arzt, hier (G).
29. „ Dr. phil. Theobald Epſtein, Lehrer, hier (N).
30. „ Carl Fabel, Kaufmann, hier.
31. „ Wilhelm Fechner, Landgerichtsrat, hier.
32. „ G. H. Fenger, Rechnungsrat, hier.
33. Frau Anna Fiſcher-Dückelmann, hier.

34. Herr Albert Flersheim, Kaufmann, hier.
35. Frau Auguste Friedleben geb. Andreae, hier.
36. Herr Heinrich Friedmann, Kaufmann, hier (SzW).
37. „ Jakob Fulda, Kaufmann, hier.
38. „ Dr. phil. Eugen Gantter, Redakteur, hier.
39. „ Gustav Gerheuser, geh. Kriegsrat, München.
40. „ Dr. Gustav Getz, Justizrat, hier.
41. „ Frz. von Geyso, Premierlieutenant, hier.
42. „ Emil B. Goldschmidt, Kaufmann, „
43. „ Dr. Herm. Goldschmidt, Referendar, hier.
44. „ Felix Gottschalck, Hauptmann u. Platzmajor, hier.
45. „ Jakob Greiff, Lehrer, hier.
46. Frau Pauline von Guaita, Privatiere, hier.
47. Herr Adolf L. A. Hahn, Bankier, hier.
48. „ Dr. Emil Hanau, Referendar, hier.
49. Frau Elise Hartwig, Privatiere, „
50. Herr Dr. Georg Hassel, Referendar, hier.
51. Frau Adolfine Hecht, Privatiere, hier.
52. Herr P. J. Heimpel, Kaufmann, „
53. Fräulein Anna Helmsdörfer, Lehrerin, hier.
54. Herr Heinrich Henkel, Musikdirektor, „
55. Fräulein Sophie Henkel, hier.
56. Herr Dr. jur. Gustav Hertz, Kaufmann, hier.
57. „ Martin Hetzer, Privatier, hier.
58. „ H. F. Heyden, Kaufmann, hier.
59. „ Heinrich Hirschfeld, Kaufmann, hier.
60. „ Ludwig Hirschfeld, Fabrikant, hier.
61. „ Otto Höchberg, Kaufmann, „
62. „ Heinrich Hohenemser, Bankdirektor, hier.
63. „ Dr. phil. Karl Israel-Holzwart, Realgymnasial-Oberlehrer, hier (N).
64. „ Dr. Heinr. Jungblut, Gymnasiallehrer, hier.
65. Fräulein Sophie Kästler, hier.
66. Herr Ludwig Kathariner, Zivil-Supernumerar, Kassel.
67. „ Hermann Katz, Kaufmann, hier.
68. „ Theodor Klauer, Photograph, Offenbach. (K, N, SzW).

69. Fräulein Thereſe Klink, Lehrerin, Offenbach.
70. Herr Ernſt Köhler, Buchhändler, hier.
71. Fräulein Toni Kölſch, Lehrerin, „
72. Herr Guſtav Kömpel, Kaufmann, „
73. „ Dr. Hermann Koob, Gymnaſiallehrer, hier.
74. „ Otto Kraft, Buchhalter, hier.
75. „ Wilhelm Landauer-Donner, Kaufmann, hier.
76. Fräulein Emmy Langlois, Privatiere, hier.
77. „ Pauline Langlois, Opernſängerin a. D., hier.
78. Herr Otto Lattmann, Kaufmann, hier.
79. Fräulein Marie Lender, Privatiere, hier.
80. Herr Dr. jur. Wilhelm Leſer, Referendar, hier. (SzW.)
81. „ Hermann Lindner, Kaufmann, hier.
82. „ Georg Lomb, Privatier, hier.
83. Fräul. Babette Löwenthal, Inſtitutsvorſteherin, hier.
84. Herr J. Lutz, Kaufmann, hier.
85. „ Hermann Maier, Kaufmann, hier.
86. „ Alfred Mayer, Kaufmann, „
87. „ Hermann Mayer, Kaufmann, „
88. „ Max Mendelſohn, Kaufmann, hier.
89. „ Victor Moeſſinger, Kaufmann, „
90. „ Dr. phil. Louis Neuſtadt, Privatgelehrter, hier. (G, SchW, SzW.)
91. Frau Clementine Nöther, Privatiere, hier.
92. Herr Albert Paehler, Landesgerichts-Sekretär, hier.
93. „ Dr. jur. F. Panthel, Regierungsrat, hier.
94. „ Auguſt Parrot, Privatier, hier.
95. Fräulein Helene Pfeiff, Lehrerin, „
96. Frau Emma Philippi, Wwe., hier.
97. Herr Albrecht Rau, Reallehrer, München.
98. „ Dr. O. Rauſenberger, Lehrer, hier. (N.)
99. Frau Lina Reidt, Doktorswitwe, Privatiere, hier.
100. Herr Dr. Alexander Rieſe, Profeſſor am Gymnaſium, hier.
101. Frau Dorothea Rieſe, Privatiere, hier.
102. Herr Charles Ad. Risdorf, Kaufmann, hier.

103. Frau Marie Rößler geb. Andreae, Privatiere, hier.
104. Herr Emanuel Rovelli, Kaufmann, hier.
105. „ Julius Rueff, Apotheker, hier.
106. Frau Bertha Scheid, Doktors-Witwe, hier.
107. Fräulein Roſalie Schellhorn, hier.
108. Herr Daniel Scheyer, Bankier, hier.
109. „ Dr. Th. Schlegel, Oberlehrer, hier (K, G, SchW).
110. „ Auguſt Schlimbach, Oberlehrer hier (SzW, K).
111. „ Ferd. Ed. Schwarzſchild, Kaufmann, hier.
112. „ Dr. med. Heinrich Seligmann, prakt. Arzt, hier.
113. „ Wilhelm Selle, kgl. Reg.-Baumeiſter, hier (N).
114. „ Oskar Stahel, Buchhändler, hier.
115. Frau Emilie Stern, Lehrerin, hier.
116. Herr Carl Theodor Storck, Kaufmann, hier.
117. „ Alexander Strauß, Kaufmann, hier.
118. „ Alexis Stülpnagel, Buchhändler, hier.
119. „ Dr. Ludwig Tachau, Reallehrer, hier. (NS.)
120. „ Wilhelm Tetſch, Direktor, hier.
121. Frau E. Textor, Privatiere, hier.
122. Herr Dr. Guſtav Türk, Lehrer, hier.
123. „ Samuel Uhlfelder, Privatier, hier. (SzW.)
124. „ Johann Valentin, Fabrikant, hier.
125. Frau Louis Valentin, hier.
126. Herr Georg Völcker, Buchhändler, hier.
127. „ Julius Wallach, Kaufmann, hier.
128. „ Dr. med. Walther-Krauſe, prakt. Arzt, hier. (SzW, N.)
129. Frau Laura Walther-Krauſe, hier.
130. Herr Julius Warnecke, Kaufmann, hier.
131. Frau K. Weiſenburger, Privatiere, hier.
132. Herr Dr. Gottfried Wirth, Gymnaſiallehrer, hier.
133. „ Dr. jur. Leo Wurzmann, Referendar, hier.
134. Fräulein Marie Zaubitz, Lehrerin, hier.

2. Als verſtorben wurden gemeldet:

1. Friedrich Wilhelm Heugſteuberg, Privatier hier, geſtorben am 17. Oktober.
2. Friedrich Reiff, Lehrer a. D. hier, geſtorben am 14. November.
3. Dr. Heinrich Ludwig Euler, Juſtizrat hier, geſtorben am 17. November.
4. Karl Theodor Völcker, Buchhändler hier, geſtorben am 30. November.
5. Otto Quantz, Kaufmann hier, geſtorben am 1. Dezember.
6. Julius Kürſchner, Profeſſor in Eutin, geſtorben am 21. Dezember.
7. Rudolf Redtenbacher, Architekt in Karlsruhe, geſtorben am 22. Dezember.
8. Philipp Schneider, Lehrer in Mußbach, geſtorben am 22. Dezember.

VII. Einsendungen.*)

Bis zum 31. Dezember 1885 gingen folgende Bücher ein. Den geehrten Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Philosophie.

*Frohschammer, J., Über die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas. München, Theodor Ackermann, 1879. 8°.

*— Monaden und Weltphantasie. München, Theodor Ackermann, 1879. 8°.

*— Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München, Adolf Ackermann, 1883. 8°.

*— Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie. München, Adolf Ackermanns Nachfolger, 1884. 8°.

*— Über die Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, soziales Leben und Erziehung. München, A. Ackermanns Nachfolger, 1885. 8°.

Geschichte.

*Eggers, H. K., Aus dem Familienkreise der Eggers. Die Münter, Burret, Reddelien. Bremen 1883. 8°. (Sep.-Abdr.).

*— Bremens Geschlechter. Bremen 1884. 8°. (Sep.-Abdr.).

*— Der Stadt Lübeck Bürgermeister und Rathsherrn, sowie auch von den verschiedenen Syndici und Sekretäre des Raths von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Bremen 1884. 8°. (Sep.-Abdr.)

*— Genealogische Collectaneen. Bremen. (Druck von H. M. Hauschild). 1885. 8°.

*— Aus alten Papieren. (Häuser und Hausnamen). Bremen (Druck von H. M. Hauschild) 1885. 8°.

*— Eggersche Stamm- und Ahnen-Tafeln. Bremen (Druck von H. M. Hauschild). 1885. 8°.

*Schneider, Dr. J., Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken. IV. Heft. Mit einer Karte. Leipzig (T. O. Weigel). 1885. 8°.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte nnd Alterthumskunde. Jahrgang 49 u. 50. Schwerin 1884 u. 1885 8°. — Zeitschrift des historischen Vereins für Nieder-Sachsen. Jahrg. 1884. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1884. 8°. — Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Band 14. Kiel, Universitätsbuchhandlung, 1884. 8°. — Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Jahrg. 7. Hamburg, N. Mauke Söhne, 1885. 8°. Eingesandt von Herrn Premierlieutenant H. K. Eggers in Harburg.

*) Die mit * bezeichneten Bücher sind Geschenke der Verfasser bezw. der Uebersetzer.

Oeynhauſen, J. Graf von, die Familie Kotzebue. (Sep.-Abr.). 8°. Ebenſo.

Herrmann, Paul, Unterſuchungen aus dem Gebiete der Zuckerarten. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Eingeſandt von Herrn Profeſſor Dr. Stern in Bern.

Lieſegang, Erich, die Parochialgerichte der Stadt Köln. Inaug.-Diſſert.-Bonn 1885. 8°. Ebenſo.

Reeſe, Rudolf, die ſtaatsrechtliche Stellung der Biſchöfe Burgunds und und Italiens unter Kaiſer Friedrich I. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Ebenſo.

Weiland, Ludwig, Friedrich Chriſtoph Dahlmann. Rede zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages am 13. Mai 1885 im Namen der Georg-Auguſt-Univerſität gehalten. Göttingen 1885. 4°. Ebenſo.

Historia Schmalcaldica oder hiſtoriſche Beſchreibung der Herrſchaft Schmalkalden. Heft 3. Herausgegeben von Joh. Conr. Geishirt. Schmalkalden u. Leipzig, Theodor Williſch, 1885. 8°. Eingeſandt von dem Verein für Hennebergiſche Geſchichte und Landeskunde in Schmalkalden. (Schriftenaustauſch).

Jahresbericht, 42. des hiſtoriſchen Vereins von Mittelfranken. Ansbach, Brügel & Sohn, 1883. 8°. Eingeſandt vom Verein. Ebenſo.

Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. XXIII. Jahrgang. No. 1—4. Prag. 1885. 8°. Ebenſo.

Die Chronik der Stadt Eger. Hrsg. im Auftrage des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen von Heinrich Gradl. Prag 1884. 8° Ebenſo.

Mittheilungen des Nordböhmiſchen Excurſions-Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler und Prof. J. Münzberger. Achter Jahrgang, Heft 2—4. Böhm. Leipa, Selbſtverlag des Vereins, 1885. 8°. Ebenſo.

Münzberger, Joſef, aus dem B. Leipaer Stadtarchive. II. Abſchnitt. Nachrichten zur Geſchichte Leipas vom Jahre 1660 bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts. Böhm. Leipa o. J. (1885). gr. 8°. (Sep.-Abdr.) Ebenſo.

Paudler, A., Graf Joſeph Kinsky, Herr auf Bürgſtein und Schwoyka. Leipa 1885. 8°. (Sep.-Abdr.) Ebenſo.

Mittheilungen des Vereins für Geſchichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Siebenter Band, ſechſtes (Schluß-) Heft. Frankfurt a. M., K. Th. Völckers Verlag, 1885. 8°. Ebenſo.

Grotefend, H., Verzeichniß von Abhandlungen und Notizen zur Geſchichte Frankfurts aus Zeitſchriften und Sammelwerken. Frankfurt, K. Th. Völckers Verlag, 1885. 8°. (Beilage zu Bd. VII Heft 6 der Mittheilungen). Ebenſo.

Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Stadt Meißen. Des I. Bandes 4. Heft. Meißen 1884. 8°. Ebenſo.

Zeitſchrift der hiſtoriſchen Geſellſchaft für die Provinz Poſen. Redigirt von Dr. B. Endrulat. Jahrgang I, Heft 1 u. 2. Poſen 1885. 8°. Ebenſo.

Literatur und Sprachwiſſenſchaft.

*Braun, Julius, W., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und Gothe und deren Werke betreffend aus den Jahren 1773—1812. 2 Bde. Leipzig 1882. 8°.

*— Schiller im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und ſeine Werke betreffend aus den Jahren 1801 – 1805. Berlin 1882. 8°.

*— Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen Goethe und ſeine Werke betreffend aus den Jahren 1802—1812. Berlin 1885. 8°.

*— Leſſing im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen Leſſing und ſeine Werke betreffend aus den Jahren 1747—1781. I. Bd. 1747—1772. Berlin 1884. 8°.

* - Gedächtnißſchrift auf Chriſtiane Charlotte von Bismarck geb. von Schönfeld von Carl Alexander von Bismarck. Berlin 1885. 8°.

*Büchner, Alexandre, Shakespeare ou Bacon? Extrait de la revue Britannique. Paris (Bureaux de la rev. Brit.) 1885. 8°.

*Engel, Karl, Zuſammenſtellung der Fauſtſchriften vom 16. Jahrh. bis Mitte 1884. Oldenburg, Schulzeſche Hofbuchhandlung 1885, 8°.

*Hahn, Otto, König Maximilian I. in Reutlingen. Ein Volksſchauſpiel. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1885. 8°.

*Heims, Wilhelm, Wie erlernt man fremde Sprachen? Winke für den Selbſtunterricht, zugleich ein Beitrag zur Methodik des Studiums fremder Sprachen. Gera, Kanitzſche Buchh., 1885. 8°.

*Jaeger, Jacques, Reiſe-Momente in Oſten. Wien, Halm & Goldmann, 1886. 8°.

*Monner Sans, Ricardo, fé y amor. Coleccion de poesías, con un prólogo de D. José Selgas. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1878. 8°.

*— las justicias del rey santo. Tradición toledana. Poema. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1883. 8°.

*Rößler, Julius, Erläuterungen zu Goethes Fauſt I.—II. Theil. Berlin, E. Mecklenburg, 1885. 8°.

*Rudolf, Georg Auguſt, verſchiedene kleinere literarhiſtoriſche Aufſätze.

*Seidel, Friedrich, Album-Sprüche. Eine Blumenleſe der ſchönſten Geiſtesblüten aus deutſchen, franz. und engl. Dichtern und Proſaikern, von den Klaſſikern bis zur Gegenwart. Fünfte verb. Auflage. Weimar, Bernhard Friedr. Voigt, 1886. 8°.

*Seydell, Alexander, eine Seereiſe von Köln nach Stettin im September 1846. S. 345—352 des Novemberheftes (No. 11) des „Ahoi" Zeitſchrift für deutſche Segler. Hrsg. v. G. von Glaſenapp.

*(Viſcher, Fr. Th.), Myſtifizinsky, Deutobald Symbolizetti Allegoriowitſch, Fauſt der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiſte des zweiten Theils des Goetheſchen Fauſt gedichtet. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, Lauppſche Buchhandlung, 1886. 8°.

*Wartenburg, Charles, les acteurs de l'empereur. Comédie-drame en trois actes, traduit de l'allemand par Guillaume Heims. Manuscrit pour les théâtres. Gera, librairie Kanitz, 1885 8°.

*Weber, Robert, Novellen. Zweite Auflage. Theil 4. Baſel, Robert Webers Selbſtverlag, 1886. 8°.

Jacobus, Johann, Geſammelte Schriften. 2 Bände. (Als Manuſcript gedruckt.) Frankfurt a. M. 1884. 8°. Geſchenkt von Herrn B. Tromsdorff hier.

Goethe, die Leiden des jungen Werther.

— Torquato Taſſo.

— Egmont.

*— Fauſt I. Theil

Alle in ſerbiſcher Ueberſetzung. Eingeſandt von Dr. Milan Savic in Neuſatz (Ungarn).

Reittler, Anton, Conrad Ferdinand Meyer, eine literariſche Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. 2. Aufl. Mit einem facſimilirten Briefe Meyers an den Verfaſſer. Leipzig, H. Haeſſel, 1885. 8°. Eingeſandt durch die Jägerſche Buchhandlung hier.

Kunſt und Kunſtwiſſenſchaft.

*Stegmann, Carl von, ausgewählte Anſprachen, Reden und Vorträge. Nürnberg, Carl Schrag, 1886. 8°.

*Stegmann, Hans, die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künſtleriſcher Schmuck. Kunſtgeſchichtliche Studie. München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1885. 4°. Mit 6 Photographien.

Bildnis der Frau Rat Goethe. Lithographie mit handſchriftlicher Widmung von Ottilie von Goethe geb. von Pogwiſch. (Siehe Seite 131 dieſes Berichtes). Geſchenkt von Frau Koch-von St. George hier.

Photographie nach einem im Beſitze des Herrn Apothekers R. Braun in Berlin befindlichen Goethebildniſſes von Kolbe, bez. unten links: Kolbe ſ. 1822. Geſchenk des Herrn R. Braun zu Berlin.

Porträt-Sammlung von ungefähr 500 Nummern. Geſchenk des Herrn Dr. Aug. Schmidt in St. Veit, Oeſterreich.

Staatswiſſenſchaft.

*Monner Sans, Ricardo, cuatro palabras sobre la cuestión naviera. Madrid y Sevilla, Fernando y Hijos de Fé, 1883. 8°.

*— El reino de Hawaii, apuntes geográficos, históricos y estadísticos Barcelona, Juan Llordachs, 1883. 8°. Mit Abbildungen.

*Monner Sans R., Liberia apuntes históricos, geográficos y estadisticos. Barcelona, Juan Llordachs, 1884. 8°.

*Reichenbach, A., die Religionen der Völker. München, M. Ernſt, 1885. 8°.

Jahresbericht, ſiebenter, des Vorſtandes des Vereins für Volkserziehung in Augsburg über ſeine Thätigkeit vom Oktober 1884 bis Oktober 1885. 8°. Eingeſandt von Herrn Carl Merker in Augsburg.

Zehn Jahrgänge der Berichte der Handelskammer in Caſſel. Eingeſandt von H. Bromeis, Sekretär der Handelskammer in Caſſel.

Handſchriftliches Material zur Armenpflege in Barmen-Elberfeld und Leipzig. Geſchenkt von Frau Koch- von St. George hier.

Programm der Vorleſungen der Gehe-Stiftung. Eingeſandt von der Stiftung.

Naturwiſſenſchaften.

*Herder, F. von, Verzeichniß von G. Forſters icones plantarum in itinere ad insulas maris australis collectarum. Nach dem in der Bibliothek des kaiſerlichen botaniſchen Gartens zu St. Petersburg befindlichen einzigen Exemplar zuſammengeſtellt und erläutert. St. Petersburg 1885. 8°.

*Koksharow, Nikolai von, Materialien zur Mineralogie Rußlands. Bd. 7—9. Petersburg 1885. 8°.

*Mueller, Ferd. Baron von, descriptive notes on papuan plants. (Melbourne 1885.) 8°. (Sep.-Abdr.)

*Schomburgk, Richard, Report of the progress and condition of the botanio garden and governement plantations during the year 1884. Adelaide, E. Spiller, 1885. Fol.

Apel, W., Beitrag zur Anatomie und Hiſtologie des Priapulus caudatus Laur. und des Halicryptus spinulosus v. Sieb. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Geſchenk des Herrn Profeſſor Dr. Stern in Bern.

Gattermann, Ludwig, über einige Derivate des m-Nitro-p-Toluidins. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1885. 8°. Ebenſo.

Graul, Joſeph, die tertiären Ablagerungen des Sollings. Inaug.-Diſſert. Stuttgart 1885. 8°. Ebenſo.

Prüſſing, Paul, über die Einwirkung von Phenylcyanat auf aromatiſche Kohlenwaſſerſtoffe. Inaug.-Diſſert. Göttingen 1884. 8°. Ebenſo.

Aus dem Archiv der deutſchen Seewarte. VI. Jahrgang: 1883. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1885. 4°. Geſchenkt von Herrn Dr. Georg Neumayer in Hamburg.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Sous la redaction du docteur Renard. Année 1884. Nr. 3. (Avec 5 planches.) Moscou 1885. 8°. Eingeſandt von der Geſellſchaft. (Schriftenaustauſch.)

Jahrbuch des Siebenbürgiſchen Karpathen-Vereins. Jahrgang 5. Hermannſtadt, Selbſtverlag des Vereins, 1885. Ebenſo.

Mittheilungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern, redigirt von Dr. phil. J. H. Graf. Jahrgg. 1884, Heft III, Jahrgg. 1885, Heft I. (Nr. 1092 bis Nr. 1118.) Ebenſo.

Die Vergangenheit und Gegenwart der königl. ungariſchen naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft. Aus dem Ungariſchen überſetzt. Budapeſt 1885. 8°. Ebenſo.

Appendix to the Memoir No. 5 of Tôkiô daigaku. Measurement of the force of gravity and magnetic constants eh Ogasawarajima (Bonin Island) reported by A. Tanakadate. Tôkiô 2545 (1885). 4° Eingeſandt von der Univerſität zu Tokio.

Bericht, 24. u. 25., des Offenbacher Vereins für Naturkunde vom 4. Mai 1882 bis 11. Mai 1884. Offenbach, C. Forger, 1885. 8°. Eingeſandt vom Verein.

Jahresbericht, dreiunddreißigſter, der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Hannover für das Geſchäftsjahr 1882/83. Hannover, Hahnſche Buchhandlung, 1884. 8°. Eingeſandt von der Geſellſchaft.

Programm der herzogl. techniſchen Hochſchule Carolo-Wilhelmina zu Braunſchweig für das Studienjahr 1885/86. Braunſchweig 1885. 8°. Eingeſandt von der Hochſchule.

Pädagogik.

*Peter, Carl Wilhelm, Leitfaden für die Erziehung der Kinder zur Beſchützung der Thiere. Köln 1885. 8°.

*— wie kann die Pflicht des Thierſchutzes bei der Jugend geweckt und von ihr geübt werden? Dresden 1883. 8°.

*Seidel, Friedrich, deutſche Schulreden, herausgegeben unter Mitwirkung verſchiedener Schulmänner. Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1886. 8°.

*Wettig, Hermann, Kleine Heimatskunde des Herzogtums Gotha mit einer Kritik von Fr. Pollack. Gotha, Karl Glaeſer, 1885. kl. 8°.

Muſik.

Jubiläum, das, fünfundzwanzigjährigen Beſtehens der Frankfurter Muſikſchule am 4. Oktober 1885. Zur Erinnerung für Lehrer, Schüler und Freunde der Schule herausgegeben von dem Direktorium. Frankfurt a. M., Druck von F. Eichhorn, 1885. 4°. Eingeſandt vom Direktorium.

*Sulze, Bernhard, Thüringer Marſch über das Volkslied: „Ach wie iſts möglich dann." Leipzig, R. Sulzer.

Varia.

Meyer, Ludwig, Feſtrede im Namen der Georg-Auguſt-Univerſität zur akademiſchen Preisvertheilung am 4. Juni 1885. (Über die Zunahme der Geiſteskrankheiten.) Göttingen 1885. 4°. Eingeſandt von Herrn Profeſſor Dr. Stern in Bern.

Zwei Dokumente mit den Unterſchriften Friedrich Goethes, des Großvaters des Dichters und verſchiedener Mitglieder der Familien Goethe, Textor und Schloſſer. Geſchenk des Herrn Juſtizrat Dr. Getz hier.

*Grünhaldt, Otto, die künſtliche Geflügelzucht. Dritte Auflage. Mit 11 Holzſchnitten. Dresden, H. Schönfelds Verlag, 1885. 8°.

(Sondheim, M.) Den Freunden des Hauſes Joſeph Baer & Co. Zur Erinnerung an das hundertjährige Jubiläum der Firma den 29. Auguſt 1885 dargebracht. Frankfurt. Als Manuſcript gedruckt. gr. 8°. Geſchenk des Herrn Joſ. Baer.

Antiquariatskataloge wurden eingeſandt von:

Joſeph Baer & Co., hier. — Buchholz & Werner, München. — Albert Cohn, Berlin. — A. Einsle, Wien. — Oskar Gerſchel, Stuttgart. — Otto Harraſſowitz, Leipzig. — Caspar Haugg, Augsburg. — Karl W. Hierſemann, Leipzig. — J. Hiller, München. — Joſeph Jolowicz, Poſen. — K. F. Köhlers Antiquarium, Leipzig. — W. H. Kühl, Berlin. — Lehmann & Lutz, hier. — E. von Maack, Kiel. — G. Priewes Antiquariat, Berlin. — Roſenſtein & Hildesheimer, Berlin. — Ludolph St. Goar, hier. — J. A. Stargardt, Berlin. — Karl Theodor Völckers Verlag & Antiquariat, hier. — Friedrich Wagner, Braunſchweig. — J. Windprecht, Augsburg. — v. Zahn & Jaenſch, Dresden.

Anzeigen.

Der unterzeichnete Ausschuß teilt mit, daß eine größere Anzahl von Mitgliedern des Hochstiftes eine Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik sowie daß eine andere Reihe von Mitgliedern eine Abteilung für Alte Sprachen zu bilden geneigt sind. Ferner hat sich zu einer Unterabteilung der Abteilung für Soziale Wissenschaften eine Anzahl von juristisch gebildeten Mitgliedern vereinigt. Es werden hiermit die hiesigen und auswärtigen Mitglieder des Hochstiftes, welche befähigt und geneigt sind, sich an den Arbeiten einer dieser Abteilungen in der im § 16 unserer Satzungen vorgesehenen Weise zu beteiligen, eingeladen ihren Beitritt durch Zuschrift an den Herrn Verwaltungsschreiber zu erklären.

Der Satz 16 heißt: „Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen, bilden eine besondere Akademische Abteilung."

Diese Akademische Abteilung gliedert sich in Fachabteilungen, von welchen bis jetzt bestehen: die Abteilungen für Geschichte, für Bildkunst und Kunstwissenschaft, für Naturwissenschaft, für Neuere Sprachen, für Schöne Wissenschaften, für Soziale Wissenschaften. Auch zum Zutritt zu diesen Abteilungen werden die Mitglieder des Hochstiftes, welche nach Satz 16 sich an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen wollen, hiermit erneut eingeladen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

Richterausstellung.

Das Freie Deutsche Hochstift wird im Mai dieses Jahres eine Ausstellung von Werken Ludwig Richters veranstalten. Es steht hierfür, besonders für die Druckwerke, sehr reiches Material zur Verfügung. Ebenso ist bereits eine Reihe von Originalwerken zugesagt. Es ergeht hiermit an die Mitglieder und Freunde des Hochstiftes das ganz ergebene Ersuchen, etwa

in ihrem Besitze befindliche Originalwerke dem Freien Deutschen Hochstift für die Dauer der Ausstellung (drei bis vier Wochen) freundlichst zur Verfügung zu stellen und zu diesem Behufe mit dem unterzeichneten Ausschusse zeitig in Verbindung treten zu wollen. **Der Akademische Gesamt-Ausschuß.**

Lesezimmer.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß erachtet es für seine Pflicht, die geehrten Mitglieder des Hochstiftes auf das Lesezimmer im Goethehause, ebener Erde, links, aufmerksam zu machen. Dasselbe steht den Lesern an Werktagen von morgens 9 bis abends 8 Uhr, an Sonntagen von morgens 9 bis nachmittags 1 Uhr, offen. An Zeitschriften und Zeitungen liegen die nachfolgenden auf und zwar die wöchentlich erscheinenden sechs Wochen, die monatlich und vierteljährlich erscheinenden ein Vierteljahr lang.

Literatur, Revuen.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland, hrsg. von der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig. (52 Nrn.)
2. Göttingische gelehrte Anzeigen. (24 Nrn.)
3. Literarisches Centralblatt. (52 Nrn.)
4. Deutsche Litteraturzeitung, hrsg. von Roediger. (52 Nrn.)
5. Archiv für Litteraturgeschichte, hrsg. von Schnorr von Carolsfeld. (4 Hefte.)
6. Preußische Jahrbücher. (12 Hefte.)
7. Fortnightly Review. (26 Nrn.)
8. Deutsche Rundschau. (12 Hefte.)
9. Deutsche Revue. (12 Hefte.)
10. Unsere Zeit. (12 Hefte.)
11. Neue Zeit. (12 Hefte.)
12. Revue des deux mondes. (24 Hefte.)
13. Die Grenzboten. (52 Hefte.)
14. Athenaeum. (52 Nrn.)

Recht, Volkswirtschaft und Handel.

15. Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart, hrsg. von Grünhut. (4 Hefte.)
16. Zeitschrift für das gesamte Strafrecht, hrsg. von Frz. von Liszt und K. von Lilienthal. (6 Hefte.)
17. Centralblatt für Rechtswissenschaft, hrsg. von Kirchenheim. (12 Hefte.)
18. Annalen des deutschen Reichs, hrsg. von Hirth und Seydel. (12 Hefte.)
19. Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung, hrsg. von Schmoller. (4 Hefte.)
20. Zeitschrift für Handelsrecht, hrsg. von Goldschmidt 2c. (4 Hefte.)
21. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. (4 Hefte.)
22. Jahrbücher für Nationalökonomie, gegründet von Hildebrand, hrsg. von Conrad. (12 Hefte.)
23. Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, hrsg. von Wiß. (4 Hefte.)
24. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, hrsg. von Fricker, Schäffle und Wagener. (4 Hefte.)
25. Deutsche Colonialzeitung. (24 Nrn.)
26. Hansa, hrsg. von Freeden. (26 Nrn.)
27. Journal des économistes. (12 Hefte.)
28. Oesterreichisches Handelsjournal. (52 Nrn.)
29. Der Oesterreichische Oekonomist. (52 Nrn.)
30. Oesterreichisch-ungarische Montan- und Metall-Industriezeitung. (52 Nrn.)
31. Oesterreichisch-ungarische Müller-Zeitung. (52 Nrn.)
32. Zeitung für Feuerlöschwesen. (26 Nrn.)

Geschichte.

33. Germania, hrsg. von Bartsch. (4 Hefte.)
34. Zeitschrift für deutsches Alterthum, hrsg. von Steinmeyer. (4 Hefte.)
35. Forschungen zur deutschen Geschichte. (4 Hefte.)
36. Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung. (4 Hefte.)

37. Sybels hiſtoriſche Zeitſchrift. (4 Hefte.)
38. Weſtdeutſche Zeitſchrift, hrsg. von Lamprecht. (4 Hefte.)
39. Vierteljahrsſchrift für Kultur und Literatur der Renaiſſance (4 Hefte.)
40. Archiv für Literatur- und Kirchengeſchichte des Mittelalters, hrsg. von Denifle und Ehrle. (12 Hefte.)
41. Zeitſchrift für allgemeine Geſchichte, Kultur-, Literatur- und Kunſtgeſchichte, hrsg. von H. von Zwiedineck-Südenhorſt. (12 Hefte.)
42. Anzeiger des germaniſchen Nationalmuſeums. (12 Hefte.)

Kunſt.

43. Archäologiſche Zeitung, hrsg. vom deutſchen archäologiſchen Inſtitut. (4 Hefte.)
44. Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft, hrsg. von Janitſchek. (4 Hefte.)
45. von Lützow's Zeitſchrift für bildende Kunſt, nebſt Kunſtgewerbeblatt und Kunſtchronik. (12 Hefte.)
46. Jahrbuch der Kgl. preußiſchen Kunſtſammlungen. (4 Hefte.)
47. Gazette des beaux arts avec chronique. (12 Hefte.)
48. Deutſche Photographen-Zeitung. (52 Nrn.)

Geographie, Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Medizin.

49. Ausland. (52 Nrn.)
50. Globus. (48 Nrn.)
51. Petermann's Mittheilungen. (12 Hefte.)
52. Gaea. (12 Hefte).
53. Kosmos. (12 Hefte.)
54. Revue der Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften (12 Hefte.)
55. Deutſche Seewarte. (12 Hefte.)
56. Zoologiſcher Garten. (12 Hefte.)
57. Leopoldina. (24 Nrn.)
58. Acta mathematica. Zeitſchrift, hrsg. von Mittag-Leffler. (4 Hefte.)
59. Journal für reine und angewandte Mathematik, begr. von Crelle, hrsg. von Kronecker und Weierſtraß. (4 Hefte.)

60. Geſundheit, Zeitſchrift für öffentliche und private Hygiene, hrsg. von Reclam. (24 Nrn.)
61. Vegetariſche Rundſchau. (12 Hefte).
62. Memorabilien, Zeitſchrift für rationelle praktiſche Aerzte, hrsg. von Betz. (12 Hefte.)
63. Der Volksarzt, hrsg. v. Schulze. (12 Nrn.)
64. Der Irrenfreund, redigiert von Broſius (12 Nrn.)

Sprachwiſſenſchaft, Pädagogik.

65. Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft, hrsg. von Lazarus und Steinthal. (4 Hefte.)
66. Anglia, Zeitſchrift für engliſche Philologie, hrsg. von Wülker, mit Anzeiger von Trautmann. (4 Hefte.)
67. Romania, publ. par Meyer et Paris. (4 Hefte.)
68. Zeitſchrift für romaniſche Philologie, hrsg. von Gröber. (5 Hefte.)
69. Reform der Rechtſchreibung, hrsg. von F. W. Fricke. (12 Nrn.)
70. Kindergarten, hrsg. von Friedrich Seidel. (12 Hefte).
71. Knabenhort, hrsg. von Holzer. (12 Nrn.)
72. Frankfurter Schulzeitung. (24 Nrn.)
73. Klavierlehrer, hrsg. von Emil Breslaur (12 Nrn.)

Unterhaltungsſchriften, Theater.

74. Vom Fels zum Meer. (12 Hefte.)
75. Weſtermann's Monatshefte. (12 Hefte.)
76. Illuſtrirte Zeitung (Leipzig). (52 Nrn.)
77. Ueber Land und Meer. (52 Nrn.)
78. The Graphic. (52 Nrn.)
79. Helvetia, hrsg. von Robert Weber. (12 Hefte.)
80. Frankfurter Latern (52 Nrn.)
81. Hausfrauenzeitung hrsg. von Lina Morgenſtern. (52 Nrn.)
82. Bühnen-Moniteur, hrsg. von Fränkel. (52 Nrn.)
83. Deutſch-Oeſterr. Theaterzeitung. (52 Nrn.)
84. Wochen-Rundſchau, hrsg. von Anton Bing. (52 Nrn.)

Tagesblätter.

85. Allgemeine Zeitung (München).
86. Frankfurter Zeitung.
87. Kleine Presse.
88. Frankfurter Journal.
89. Frankfurter Beobachter.
90. Frankfurter Intelligenzblatt.
91. General-Anzeiger.
92. Öffentliches Börsen-Coursblatt.

In Folge eines mit der hiesigen Stadtbibliothek getroffenen Abkommens wird eine Mappe aufgelegt, in welche regelmäßig alle vierzehn Tage die inzwischen gemachten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek eingetragen werden. Die Stadtbibliothek ist bereit bis auf Weiteres diese Neuanschaffungen im Lesezimmer des Hochstifts auszulegen. Dahin gehende Wünsche sind durch den Herrn Verwaltungsschreiber an den AGA zu richten, auf dessen Antrag sodann die Auflegung von Seiten der Stadtbibliothek erfolgt.

Eine andere Mappe wird die Übersicht wenn möglich sämtlicher von hiesigen öffentlichen Bibliotheken gehaltenen Zeitschriften unter Angabe der betreffenden Bibliothek und der Erscheinungstermine enthalten.

Lehrgänge.

Die vierte Gruppe der Lehrgänge umfaßt:

1. Herr Dr. Rosenberger von hier: Die Entwickelung der modernen Physik. Montag, den 15., 22. Februar, 1., 8., 15. März.
2. Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Schaefer von Darmstadt: Über die Malerei in deutschen Landen während des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts. Donnerstag, den 18., 25. Februar, 4., 11., 18. März.

Wegen Verhinderung des Herrn Dr. Braun findet der für die entsprechenden Samstage vorgesehene Lehrgang „Der moderne Sozialismus" im Mai statt, worüber nähere Mitteilung erfolgen wird. **Der Akademische Gesamtausschuß.**

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Die persönlichen und literarischen Wechselbeziehungen zwischen Goethe und Byron.

Von Herrn Dr. Joseph Werner hier (24. Januar 1886).

„Die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit eines Menschen, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung.“ Die Wahrheit dieses Schillerschen Ausspruches finden wir deutlich bestätigt bei einem Überblick über den Lebensgang jenes britischen Dichtergenius, welcher in der modernen Literatur Englands ebenso eine hervorragende Stellung einnimmt, wie sein großer Zeitgenosse Goethe als der Fürst deutscher Dichtung gepriesen wird. War Lord Byron mit den seltensten geistigen Vorzügen, mit eminenter ureigener Dichterkraft und schwungvoller Phantasie, in wahrhaft verschwenderischer Weise ausgestattet, so sehen wir bei ihm gerade in der Zeit der Charakterentwickelung ein unglückliches, überreiztes Temperament mit ungünstigen Lebensverhältnissen vereinigt, um nicht nur jede sittigende Einwirkung jener Fähigkeiten zu verhindern, sondern dieselben mittelbar sogar zur Quelle mancher sittlichen Verirrung bei ihm werden zu lassen. Wenn man nun die Beziehungen dieses so wunderbar gearteten Dichterheros zu dem deutschen Dichterfürsten einer näheren Betrachtung unterziehen will, so liegt die rechtfertigende Begründung hierfür vor allem darin, daß jeder, der sich mit den Werken Beider vertraut macht, leicht eine Ähnlichkeit erkennen wird, welche zwischen den dichterischen Anlagen Beider, namentlich in Bezug auf ihre lyrischen Erzeugnisse, besteht, wie andererseits auch einer aufmerksamen Betrachtung die Verschiedenheit der Lebenswege nicht entgehen wird, auf welchen Beide von dem Schicksale geleitet wurden. Jene unverkennbare Kongenialität in künstlerischer

Begabung, zusammengehalten mit dem Gegensatz, der sich in der Lebensempfindung und der Lebensanschauung Beider offenbart, das ist es, was zunächst unsere Betrachtung fordert und wozu wir den Schlüssel ganz besonders in den verschiedenen Lebensverhältnissen Beider zu suchen haben. Denn wenn gleich der Charakter unabhängig von den äußeren Umständen sich entwickelt, so hängt es doch nur von den Lebenserfahrungen ab, ob eine heitere und lebensfrohe, oder eine düstere und trübe Stimmung in dem Wesen des Menschen den Grundzug bilden sollen, und namentlich darf den Jugenderlebnissen dieser Einfluß zugeschrieben werden. Welcher Art waren nun die Eindrücke, unter denen der deutsche und der englische Dichter ihr Erziehungsalter zurücklegten?

Goethe selbst hat in der bekannten Stelle der „Zahmen Xenien" die Erbschaft charakterisiert, welche er von Vater und Mutter übernommen und durch sein ganzes Leben treu bewahrt hat. Namentlich kann der erziehliche Einfluß der Mutter nach der ganzen Schilderung, welche der Dichter selbst wie auch andere ihr nahe stehende Personen von dem Wesen und dem Charakter dieser Frau entwerfen, nur der allergünstigste gewesen sein. Aber auch der Vater hat bei allen Fehlern, die von ihm berichtet werden und die besonders auf den geselligen Verkehr mit ihm recht nachteilig einwirkten, doch als achtbarer und tüchtiger Charakter so manche Eigenschaft auf den Sohn vererbt, welche diesen in seiner Entwicklung nicht wenig fördern mußte. — Wie ganz anders nehmen sich Beispiel und Erziehung aus, welche Byron in dem elterlichen Hause erhielt! Das treffende Wort Goethes: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären" hat in Byron eine höchst traurige Bestätigung gefunden. Ihm schadete am meisten der Umstand, daß er in seiner frühen Jugend einer konsequenten sittlichen Leitung ganz und gar entbehrte. Da er noch im zartesten Kindesalter stand, trat bereits ein Zerwürfnis zwischen den Eltern ein, welches mit gänzlichem Bruche endigte, so daß der Knabe ausschließlich der Obhut der Mutter anvertraut war. Diese aber war am wenigsten befähigt, ihn

zu leiten. Durch ihre unbändige Leidenſchaftlichkeit wurde das Pietätsgefühl des Knaben bereits im Keime erſtickt, wie ſie ſeine Achtung ganz beſonders durch die Verkehrtheit ihres Erziehungsverfahrens, den Knaben abwechſelnd zu verziehen und zu erbittern, verſcherzte. Und — um dieſe Parallele auch in Bezug auf den Einfluß des väterlichen Beiſpiels zu vervollſtändigen — ſo zeigt ſich bei Byrons Vater das gerade Gegenteil von „des Lebens ernſtem Führen“, welches der deutſche Dichter als väterliches Erbgut bezeichnete. Im Gegenſatz zu der an Geiz ſtreifenden Sparſamkeit von Goethes Vater vernehmen wir von Captain Byron, daß er kurze Zeit nach ſeiner Vermählung das geſamte Heiratsgut ſeiner Frau zur Deckung ſeiner Schulden veräußert hatte, wie überhaupt ſeine zerrütteten Vermögensverhältniſſe die erſte Veranlaſſung zur Trennung der Gatten gegeben zu haben ſcheinen. Dieſe unglückſeligen Umſtände, unter welchen Byron ins Leben eingeführt wurde, müſſen wohl beachtet werden, wenn das Urteil über ihn nicht ungerecht ausfallen ſoll. Denn wer möchte ſich vermeſſen zu berechnen, was bei einer ſorgfältigen Pflege ſeiner Jugend aus ihm geworden wäre, und wer möchte es mit Beſtimmtheit verneinen, daß unter veränderter Leitung ſeine moraliſchen Anlagen zu eben ſo herrlicher Blüte ſich entfaltet haben würden, wie die Gaben des Verſtandes und der Phantaſie? Ohne die Vorteile einer planvollen Erziehung genoſſen zu haben, trat Byron in das bürgerliche Leben ein und wurde nunmehr von der Welt nicht minder launiſch behandelt, als vorher von ſeiner Mutter, bald mit übertriebener Vorliebe, bald mit den ungünſtigſten Vorurteilen, und man findet es daher vollkommen gerechtfertigt, wenn ihn Macaulay in ſeinen Eſſays „das verdorbene Kind der Mutter, das verdorbene Kind der Natur, das verdorbene Kind der Geſellſchaft“ nennt. Wurden Goethes erſte dichteriſche Erzeugniſſe ſogar von den Geguern des Sturmes und Dranges mit verdienter Anerkennung aufgenommen, ſo wird dem engliſchen Dichter, der, noch in jugendlichem Alter ſtehend, in den Tempel des literariſchen Ruhmes eintreten möchte, die Freude an ſeinen erſten Gedichten durch

eine hämiſche Kritik verleidet, welche dieſe, obgleich ſchwachen Verſuche nicht verdient hatten. Dieſe Verachtung, auf welche er gleich beim Beginn ſeiner literariſchen Laufbahn ſtieß, ließ eine peſſimiſtiſche Bitterkeit in ſeinem Gemüte zurück, welche auch die überſchwänglichſten Lobeserhebungen der Folgezeit nicht zu tilgen vermochten. Der auf dieſe Weiſe eingeſogene Menſchenhaß ſteigerte ſich noch durch ſeine leichtſinniger Weiſe und nur aus äußerlichen Nützlichkeitsrückſichten geſchloſſene Ehe mit Lady Milbanke; nach kurzer Zeit war der letzte Schein ehelichen Glückes für ihn geſchwunden; für die bald erfolgte Trennung wurde er allein von der einſeitig urteilenden Welt verantwortlich gemacht, und Byron verließ voll Wut und Erbitterung hierüber ſein Vaterland. — So dürfte denn die aus dieſer Vergleichung ſich ergebende Verſchiedenheit der Lebensverhältniſſe genügen, um den Gegenſatz zwiſchen der Zerriſſenheit und dem Weltſchmerz des engliſchen und der lebensfrohen Denkart des deutſchen Dichters zu erklären, ohne daß man dabei eine innere Verſchiedenheit ihrer Geiſtesanlagen oder auch nur ihrer Geſinnungen zu Hilfe nehmen muß. Als Beiſpiel dafür, wie Beide, namentlich den großen Anliegen der Zeit gegenüber, unabhängig von einander zu den gleichen Urteilen gelangten, ſei die Art und Weiſe erwähnt, wie ſie über die franzöſiſche Revolution und die Ereigniſſe, welche derſelben folgten, ſich ausſprachen. Beide zeigten ſich dem revolutionären Prinzipe abhold, daß die wahre Freiheit durch eine abſolute Gleichheit aller Stände bedingt ſei. Goethe erblickt in dieſem Prinzip einen Verſtoß gegen das Naturgeſetz, welches allenthalben eine ſolche abſolute Gleichheit auszuſchließen ſcheine, und er nennt die franzöſiſche Revolution eine „Tyrannei der Menge über die Menge“. Ganz in demſelben Sinne urteilt darüber Lord Byron, der, indem er auf die Geſchichte ſeines eigenen Landes exemplifiziert, ganz beſonders die Thatſache hervorhebt, daß die engliſche Freiheit ihrer geſchichtlichen Entſtehung nach gerade aus der Verſchiedenheit der Stände hervorgegangen ſei, indem die Freiheiten und Rechte der Great Charter faſt ausſchließlich von den Lords und der höheren Geiſtlichkeit für das Volk erkämpft wurden.

Wenden wir uns zu der Art ihrer dichterischen Produktion, so finden wir auch hier eine Ähnlichkeit, die als Beweis für die Verwandtschaft ihrer poetischen Neigungen gelten darf: es ist die Subjektivität, welche in dem Einflechten persönlicher Erlebnisse und Verhältnisse in ihren Dichtungen zum Ausdruck kommt. Goethe selbst bezeichnet es als die Richtung seines ganzen Lebens, „was er irrte, was er strebte, was er litt und was er lebte" in ein Bild oder Gedicht zu verwandeln. Auch abgesehen von seinen lyrischen Produkten muß uns Goethe als rein subjektiver Dichter erscheinen, wenn wir bedenken, daß selbst solche Charaktergestalten wie Werther, Faust, Tasso zum Teil als die reflektierten Bilder seiner eigenen Seelenstimmung sich darstellen. Freilich erscheint diese Subjektivität bei Goethe dadurch gemildert, daß diese seelischen Zustände, wenn gleich aus des Dichters eigener Brust gegriffen, doch erst dann von ihm geschildert werden, wenn bereits eine gewisse Beruhigung darin eingetreten ist. Außerdem aber sind jene Charaktere so geartet, daß sie bei aller Exzentrizität im Einzelnen doch durch ihr ganzes Denken und Handeln uns menschlich nahe gebracht sind. Anders verhält es sich mit der Subjektivität bei dem englischen Dichter. Auch bei ihm wird, wie bei Goethe „Glück und Unglück zum Gesang". Auch er ist bis zu einem gewissen Grad identisch mit seinen Helden. Aber wie die Schilderungen derselben uns dadurch abstoßen, daß sie unter dem Einfluß der noch völlig ungebändigten Leidenschaft entstanden sind, so stehen wir ihnen auch sonst noch fremd gegenüber, weil ihr Empfinden und Thun nicht mehr normal menschlich ist.

War nun Goethe bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer gern und neidlos anzuerkennen, und betrachtete er, wie er selbst sagt, diese Anerkennung als das sicherste Mittel zu eigener Bildung, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er das Talent und die Leistungen Byrons, dem er sich in seinen poetischen Anlagen so nahe verwandt fühlte, mit ununterbrochenem Interesse begleitete. „Er folgte, nicht geirrt durch die Lebensweise des genialen Dichters, mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben

und Dichten in aller ſeiner Exzentrizität, die freilich um deſto auffallender ſein mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen". Von Goethes Bewunderung für den engliſchen Dichter zeugt zur Genüge eine Stelle in Eckermanns Geſprächen, wo er zum Erlernen der engliſchen Sprache rät, nur Lord Byrons wegen, „deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz ſei, wie ſie nicht da geweſen und wohl ſchwerlich wieder kommen werde". „Eine wunderbare mich nah berührende Erſcheinung", ſchreibt er 1817, „war mir das Trauerſpiel Manfred von Byron. Dieſer ſeltſame Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und hypochondriſch die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen. Er hat die ſeinen Zwecken zuſagenden Motive auf eigene Weiſe benutzt, ſo daß keins mehr dasſelbige iſt und gerade deshalb kann ich ſeinen Geiſt nicht genug bewundern." Mit dieſer briefflichen Äußerung ſtimmt auch die Anzeige des „Manfred" in „Kunſt und Altertum" vom Jahre 1820 überein. Sehr bald gründeten ſich auf das Drama allerlei Vermutungen von geheimen Verbrechen, über welche Byron hier ein verſtecktes Bekenntnis abgelegt haben ſollte. Auch Goethe giebt in der angeführten Anzeige nicht undeutlich zu verſtehen, daß er dieſes „märchenhafte Ereignis" von einem doppelten Morde, veranlaßt durch Byrons Leidenſchaft für eine Dame in Florenz, für wahrſcheinlich hält.

Durch jene Bemerkung von der Nachahmung des „Fauſt" und die ſchwere Anſchuldigung wegen eines der Dichtung zu Grunde liegenden Verbrechens in höchſtem Grade aufgeregt, beſchloß Byron ſich durch eine ſpottende Widmung an Goethe zu rächen, welche dem Marino Faliero vorgedruckt werden ſollte; doch gelang es dem Verleger, ihn von dieſer Thorheit abzubringen. Daneben wurde Byron als der Verfaſſer einer ſehr tadelnden Kritik von „Dichtung und Wahrheit" genannt, ohne daß Byron je zu der Autorſchaft derſelben ſich bekannt hätte, oder die Richtigkeit der Behauptung ſonſt irgendwie ſich erweiſen ließe. Eine Bemerkung Byrons in Medwins „Lord Byrons Geſpräche", daß in Goethes „Fauſt" manche Spuren von

Nachahmung Shakespeares und Calderons wahrzunehmen seien, ist in dieser Allgemeinheit gewiß nur auf die gereizte Stimmung, in welche der englische Dichter durch jene Anzeige des „Manfred" geraten war, zurückzuführen. Sehr bald trat jedoch die Hochachtung, welche Byron für Goethe besaß, wieder in ihr volles Recht ein, und sie gab sich ganz besonders in der Dedikation des Trauerspiels „Sardanapal" an Goethe zu erkennen, von welcher er das Originalblatt dem Dichter zusandte, mit der Anfrage, ob sie dem gedachten Stücke vorgedruckt werden dürfe. In dieser Widmung ist Goethe als der erste aller damals lebenden Autoren bezeichnet, welcher die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die von Europa erleuchtet habe. Aber auch diese Widmung wurde damals nicht gedruckt, sondern nur in wenigen Exemplaren lithographiert. Erst das letzte der Byronschen Dramen erschien mit der vorgedruckten Widmung an Goethe.

Die Artigkeit, welche Goethe in dieser Widmung erblickte, ließ er auch nicht unerwidert. Byron hatte damals den Entschluß gefaßt, an den Bestrebungen der Philhellenen thätigen Anteil zu nehmen und die Griechen in ihrem verzweifelten Kampfe gegen die türkische Herrschaft um so mehr zu unterstützen, als er darin recht eigentlich den Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei erblickte. Bereits war er in Livorno angelangt, um seine Überfahrt nach Griechenland zu bewerkstelligen, da erhielt er noch vor seiner Abreise durch Vermittlung eines jungen Engländers als eine ihn hoch erfreuende Sendung von Goethe das bekannte Sonett „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern". Byron dankte in einem sehr verbindlichen Schreiben, an dessen Schluß er die Absicht aussprach, wenn er jemals von Griechenland zurückkehre, Weimar zu besuchen, um Goethe als Einer der vielen Millionen seiner Bewunderer persönlich seine Huldigung zu bringen. Diese Hoffnung sollte sich indessen nicht erfüllen. Der Kummer über das gänzliche Fehlschlagen seiner Pläne und die übermäßigen Anstrengungen, welche er sich auferlegen mußte, zehrten rasch seine Lebenskraft auf und zogen ihm eine Krankheit zu, welcher er am 13. April 1824 erlag. Die Nachricht von dem Ableben

des engliſchen Dichters erfüllte Goethe mit tiefem Schmerze, zumal er gehofft hatte, „nach vollbrachtem großem Bemühen den vorzüglichſten Geiſt, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menſchlichſten Sieger perſönlich zu begrüßen.“ Er knüpft an dieſe Erwähnung von Byrons Tod den Ausdruck der Überzeugung, daß die engliſche Nation aus dem teilweiſe gegen ihn aufbrauſenden, tadelnden, ſcheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche ſich auch der Beſte hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig geweſen, wogegen der ſtaunenswürdige Ruhm, zu dem er ſein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in ſeiner Herrlichkeit grenzenlos und in ſeinen Folgen unberechenbar bleibt. Wie ſehr Goethe den engliſchen Dichter und ſeine Leiſtungen ſchätzte, das zeigt ſich ganz beſonders auch in der Anerkennung, welche er ihm bei der Anzeige von deſſen Dichtungen, bei der Anzeige von „Cain“, „Don Juan“ und „Manfred“ zu Teil werden ließ, von welch letzterem er ſogar einige Partien ins Deutſche übertrug, um dem deutſchen Publikum eine Probe von dem eminenten Talente des Dichters zu geben. Er bewundert am „Don Juan“ die ſich darin offenbarende grenzenloſe Genialität, in welcher der Dichter bald menſchenfeindlich bis zur herbſten Grauſamkeit ſich verſteige, bald wieder menſchenfreundlich in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenke. Er rühmt am „Cain“ den glühenden Geiſtesblick des Dichters, welcher das Vergangene ſowohl als das Gegenwärtige und im Gefolge deſſen auch das Zukünftige zu durchdringen verſteht. Und was die Nachahmung des „Fauſt“ betrifft, von welcher Goethe in der Anzeige des „Manfred“ ſpricht, ſo räumt ja der Dichter gleichzeitig ein, gerade deshalb den Geiſt Byrons ſo ſehr bewundern zu müſſen, weil trotz der Nachahmung doch alles originell und neu, alles knapp, tüchtig und geiſtreich ſei.

Will man der ganzen Frage näher treten, ſo iſt zunächſt hervorzuheben, daß damals, als „Manfred“ erſchien, die Fauſtdichtung noch nicht ins Engliſche überſetzt war und Byron das Stück

nur daher kannte, daß ihm ein Freund dasſelbe mündlich vorüberſetzt hatte. Die Ähnlichkeit der erſten Szene des „Manfred" mit der erſten Szene des „Fauſt" iſt von geringer Beweiskraft, da ſich dieſelbe eben ſo wohl aus dem ja auch von Goethe gekannten Marloweſchen „Fauſt" herleiten läßt, wie ſpeziell aus dem Goetheſchen Werke. Und ſollten auch einzelne Übereinſtimmungen der beiden Stücke recht auffallend erſcheinen, ſo bleiben doch die Charaktere Manfreds und Fauſts innerlich durchaus verſchieden. Beiden iſt der ungezügelte Wiſſensdrang und die daraus hervorgehende Beſchäftigung mit der Magie gemeinſam. Während jedoch Manfred nur deshalb in die Tiefen der Erkenntnis ſich ſtürzen will, um ſich von der quälenden Erinnerung an ein vergangenes Erlebnis und von der Verzweiflung darüber zu befreien, ſehen wir Fauſt von vorhinein ohne jede Nebenrückſicht von dem reinſten Streben nach Erkenntnis der Wahrheit erfüllt; dieſes Streben wird nur dadurch unheilvoll für ihn, daß er die dem menſchlichen Forſchen geſetzten Schranken gewaltſam durchbrechen will; erſt hierdurch verfällt er der Macht des Böſen und lädt zuletzt die Schuld auf ſich, in welche Manfred unabhängig von ſeinem Forſchungstrieb und noch lange vor der Exiſtenz desſelben geraten iſt. Eben ſo verſchiedenartig ſind die Wirkungen, welche das Schuldbewußtſein auf beide ausübt. Bei Manfred erzeugt es eine Selbſtquälerei, welche jedes Streben und jede Kraft zu nützlicher Thätigkeit untergräbt, eine Reue, ſo voller Verzweiflung, daß ſie jede Möglichkeit einer Wiedererhebung ausſchließt. Auch Fauſt wird ſich der ganzen Größe ſeiner Schuld bewußt, aber nicht um ſich in nagendem Renegefühl zu verzehren, ſondern vielmehr um ſich dadurch zu raſtloſer, menſchenbeglückender Thätigkeit ſpornen zu laſſen. Eine Bergfee, welche dem Manfred erſcheint, vermag nicht, ſein von Schuld und Schmerz ſchwer gepreßtes Herz zu heilen; die Elfen im „Fauſt" haben ſchnell und gründlich an Fauſt die Aufgabe vollbracht, welche ihnen Ariel ſtellt: „Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe, beſänftiget des Herzens grimmen Strauß, entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile, ſein Inneres reinigt von erlebtem Graus".

Manfred begrüßt den Tod als Befreier von dem qualvollen Daſein, welchem er durch ſeine Schuld verfallen iſt; Fauſt ſchließt, frei von jedem Lebensüberdruß, den Rückblick auf die Bahn ſeines irdiſchen Wirkens mit den Worten: „Zum Augenblicke dürft' ich ſagen: Verweile doch, du biſt ſo ſchön!" —

Hatte ſich Byron durch Goethes Behauptung, daß Fauſt im Manfred wiederholt ſei, in ſeiner Dichterehre ſchwer verletzt gefühlt, ſo hat Goethe ſpäter gleichſam die Manen des dahingeſchiedenen Dichters durch das Ehrendenkmal zu verſöhnen geſucht, welches er demſelben in der Geſtalt des Euphorion im „Fauſt" geſetzt hat. In Byron, der, wie er gegen Eckermann bemerkt, als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen ſei, feiert er die höchſte Blüte der Poeſie, welche aus der Verbindung der dem Ideale der Schönheit zuſtrebenden Romantik und der antiken Klaſſizität entſpringt. Er ſchildert ganz beſonders die jeder weiſen Leitung entbehrende Jugendzeit des Dichters, in welcher der Grund zu dem ſchmerzensreichen Daſein der Folgezeit für ihn gelegt wurde. Es folgt darauf der Hinweis auf eine ihn quälende Schuld, die ſich ihm überall in den Weg ſtellt, wo er ſein Herz der Freude öffnen möchte. Nur in der Ausübung ſeiner poetiſchen Kunſt findet er einige Erleichterung von dem tiefen Schmerz, der ſein Inneres durchwühlt. Endlich weiht er ſich der Sache der griechiſchen Freiheit und findet hierin das lange vergebens geſuchte würdige Ziel für ſeine Thätigkeit:

Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht. —

Hiermit ſchließt die Reihe der Goetheſchen Kundgebungen über Byron ab, ſoweit uns dieſelben eine klare Vorſtellung von der Bedeutung gewinnen laſſen, welche der deutſche Dichter ſeinem engliſchen Kunſtgenoſſen und deſſen Leiſtungen beigemeſſen hat. Wenn Goethe einmal gegen Eckermann äußert, eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, ſei weder bequem noch ratſam, aber gelegentlich ihn zu ehren und im Einzelnen

auf ihn hinzuweiſen, werde er nie unterlaſſen, ſo hat er getreulich Wort gehalten. Seine Dichtwerke hat er mit der verdienten Anerkennung und Auszeichnung — ſeine Perſönlichkeit mit der Schonung beurteilt, wie ſie der von der Schickſalslaune ſchwer verfolgte Byron wohl beanſpruchen darf. Und wiederum geben Byrons Äußerungen Zeugnis von der unbegrenzten Hochachtung und Huldigung, mit welcher Byron das Talent und die Leiſtungen des deutſchen Ranggenoſſen in der Poeſie würdigte, eine Verehrung, welche nur auf ganz kurze Zeit zurückgedrängt wurde, um ſich dann deſto offener und rückhaltloſer kundzugeben. Kaum dürfen wir hiernach bezweifeln, daß bei einer längeren Lebensdauer Byrons ſeine Beziehungen zu Goethe ſich immer inniger und für die Kunſt fruchtbringender geſtaltet haben würden. Goethe und Byron bilden das Doppelgeſtirn in der Weltliteratur, von welchem ſich mit Beſtimmtheit behaupten läßt, daß es noch weit in die Zukunft hinein hell leuchten und jene poetiſche Kraft bewahren werde, welche in dem „Euphorion“ der Chor mit den ſchönen Worten feiert:

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern.
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch
Und vernimmt ſie gern.

---

2. Das Weltbürgertum in der griechiſchen Literatur.

Von Herrn Privatdozent Dr. Ed. Schwartz aus Bonn (21. Februar 1886).

Als Thema des heutigen Vortrags iſt Ihnen angekündigt: der Kosmopolitismus (oder das Weltbürgertum) in der griechiſchen Literatur. Ich habe den Titel um der Kürze willen gewählt und muß Ihnen gleich von vornherein die Erwartung zu nichte machen, daß Sie eine Darſtellung des antiken Kosmopolitismus erhalten würden in ſeiner ganzen Ausdehnung, mit allen ſeinen Verzweigungen und Folgen. So intereſſant dieſelben namentlich nach der religionsgeſchichtlichen Seite hin ſind, in der kurzen Zeit einer Stunde laſſen ſie ſich nicht in faßlicher

und übersichtlicher Weise darstellen. Ich begnüge mich damit Ihnen in großen Zügen ein ungefähres Bild zu entwerfen von den Voraussetzungen, unter welchen der Kosmopolitismus entstand und von den Formen, in welchen er sich ausbildete, als er zum ersten Mal die Herrschaft der Welt antrat.

Was ist Kosmopolitismus? Sie können es sich an Ihrer eignen Erfahrung ohne Weiteres vergegenwärtigen. Wenn Sie ein Literaturwerk des 18. Jahrhunderts lesen, so fühlen Sie, bewußt oder unbewußt, sofort die tiefe Kluft, welche unsere Denkart von der dort niedergelegten trennt. Die politischen Ereignisse unseres Jahrhunderts, die immer mehr sich ausbreitende historische Anschauungsweise zwingen heutzutage jeden zu einer möglichst hohen Schätzung der Nationalität: dem heutigen Geschlechte geht mehr und mehr die Wahrheit in Fleisch und Blut über, daß auch das genialste Individuum nur dann seine Kräfte voll und ganz und wohlthätig entfaltet, wenn es dieselben nicht einer unbegrenzten Weite preisgiebt, sondern sie wachsen und gedeihen läßt in dem nie versagenden, allnährenden Boden der Heimat. Unsere Vorväter würden zu solcher Gesinnung den Kopf schütteln. Sie lebten des Glaubens, daß die politischen, die nationalen Schranken etwas zufälliges, etwas unwesentliches seien, sie wollten denken und empfinden lediglich als Menschen, nicht als Deutsche, Franzosen, Italiener: daß von Natur alle Menschen gleich seien, galt ihnen als ein heiliger, unumstößlicher Satz.

Diese Ansicht oder besser diese Gesinnung ist nicht die natürliche. Sie geht nicht hervor aus wirklicher, auf Thatsachen beruhender Erfahrung von der Natur des Menschen, sie beruht vielmehr auf einer willkürlichen Ausdeutung des allgemeinen, abstrakten Begriffes „Mensch". Immer sind es denn auch die Philosophen gewesen, von denen der Kosmopolitismus ausging, und derselbe wird zu einer Macht nur in Zeiten, wo das philosophische Interesse allgemein und weit verbreitet ist. Stets bleibt er auf die höheren Stände beschränkt: ein kosmopolitischer Bauer ist ein Unding. Und selbst bei sonst günstigen Vorbedingungen wird der Kosmopolitismus im Keim absterben,

wenn ein kräftiges politiſches Leben die gebildeten Schichten der Bevölkerung beſchäftigt, wenn ein ſtarker, bis ins Einzelne ſich fühlbar machender Staat in allen Gliedern des Gemeinweſens das ſtolze Bewußtſein einer feſten, Fremdes ausſchließenden Zuſammengehörigkeit aufrecht erhält. Der Kosmopolitismus iſt das untrüglichſte Symptom der politiſchen Reſignation: er gedeiht nur unter dem Schutz der abſoluten Monarchie, nur dann, wenn ein fürſorgliches Regiment alle Regungen politiſcher Thatkraft einſchläfert. Philoſophiſche Bildung und abſolute Monarchie, dieſe beiden Faktoren ſind für das Weltbürgertum unentbehrlich. Die Erkenntnis des griechiſchen Kosmopolitismus iſt nur möglich, wenn die Wirkung dieſer beiden Faktoren berechnet wird. Dabei wird ſich herausſtellen, daß beide, das Überhandnehmen der despotiſchen Regierungsform und die Populariſierung der Philoſophie, wiederum unter einander in Zuſammenhang ſtehen; ebenſo wird ſich zeigen, daß das Weltbürgertum, einmal ans Licht getreten, auf ſeine Urſachen wiederum bedingend zurückwirkt.

Ihren erſten Höhepunkt erreichte die griechiſche Kultur in den kleinaſiatiſchen Anſiedlungen: Hauptträger derſelben war der Stamm der Jonier. Während im Mutterlande noch ein chaotiſches Durcheinander oder eine dumpfe Erſtarrung jedes Gedeihen hemmte, wimmelte in jenen zahlloſen Küſtenſtädten ein reiches, vielgeſchäftiges Leben: in den homeriſchen Gedichten haben die Jonier der Nachwelt das beredteſte Zeugnis hinterlaſſen von ihrer ſchöpferiſchen Kraft, ihrer alles ergreifenden Lebensluſt. Es iſt ein wunderbares Volk, von der Natur verſchwenderiſch begabt mit Gutem wie mit Böſem. Durchdringende, unbeſiegliche Geſchmeidigkeit, eine nie verſagende Spannkraft des Geiſtes zeigt der Einzelne, wenn er auf ſich geſtellt iſt: und wiederum wirkt dieſe ſelbe Kraft der Perſönlichkeit zerſtörend, wenn es gilt ſich zu einem Ganzen zuſammenzuſchließen. Derſelbe Lebensmut, der ihnen die Kühnheit giebt die Meere zu durchfahren um fremder Menſchen Städte zu ſehn und Sinn zu erkennen, der ſie nicht raſten läßt in der engen Heimat, treibt ſie auch zum rückſichtsloſen Genießen, zur

entnervenden Hingabe an die Laſter und die Üppigkeit des nahen Orients. Die Folgen der Uneinigkeit und der Verweichlichung blieben nicht aus. Erſt die lydiſchen, dann die perſiſchen Könige ſtreckten die Hand aus nach den blühenden Städten, die für ſie eine fette Beute waren und zugleich ein läſtiges Bollwerk, das ihnen das Meer ſperrte: in den grauenhaften Kriegen des 6. Jahrhunderts wurde das freie, ſelbſtändige Leben des aſiatiſchen Joniens von den Barbaren zertreten um nie wieder in dem alten Glanz zu erſtehn. Die meiſten fügten ſich in ein materielles Alltagsleben, wenige beſtiegen, dem Geiſt der Väter treu, die Schiffe, um im Weſten in einer neuen Heimat den Untergang der alten zu vergeſſen. Ganz eigene Wege gingen einzelne bevorzugte Geiſter. In jenen Zeiten des Unglücks erwuchs die ioniſche Naturphiloſophie, die Mutter der griechiſchen Philoſophie und damit der Weltweisheit überhaupt.

Der Jonier war ſinnlich, er gab ſich ganz der Außenwelt hin: ſeine lebhafte, aber nur ſelten ausſchweifende Phantaſie ſpiegelte die Fülle der Erſcheinungen rein und klar wieder. In den frühen, naiven Zeiten mochte er ſich begnügen mit dem einfachen Erzählen und Schildern: die Anſchauung war zu klar, zu ſcharf, als daß nicht bald begabte Köpfe die zahlloſen Schwierigkeiten aufdeckten, die auch der einfachſte Naturvorgang dem Nachdenken bietet. Man beruhigte ſich nicht mehr bei der Annahme, die Dinge ſeien wirklich das was ſie zu ſein ſchienen: es ſollte in ihnen ein verborgener Urgrund ſtecken, der gefunden werden mußte um alle Widerſprüche löſen zu können. Nun kamen die erwähnten Ereigniſſe hinzu. Troſtloſe Schickſale auf Erden lenken den Blick des Menſchen auf das All; wer ſein Vaterland verliert, führt den Geiſt hinaus über die Grenzen der heimatlichen Scholle und ſucht Troſt in der erhabenen Erkenntnis des Weltganzen. Der Gegenſatz zwiſchen den wahren Urſachen aller Dinge und der unwirklichen Erſcheinung derſelben, den die Spekulation über die Natur vorbereitet hatte, mußte ſich bis zu ſchneidender Schärfe zuſpitzen jetzt wo alle die Vergänglichkeit, den trügeriſchen Schein des Irdiſchen aus eigenſter, furchtbarer Erfahrung hatten kennen lernen.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen auch nur kurz die Wege ſchildern, welche die ioniſche Naturphiloſophie nach einander einſchlug. Es genügt auf den Mann hinzuweiſen, der am Schluß der ſtattlichen Reihe ſteht, alle überragend wie ein einſamer Rieſe, Demokrit von Abdera, lebend um 400 v. Chr., ein älterer Zeitgenoſſe Platos. Kein einziger unter den antiken Philoſophen ſteht der modernen Naturwiſſenſchaft ſo nahe an Rückſichtsloſigkeit der Forſchung, an tiefer Auffaſſung von den Grenzen und den Aufgaben des menſchlichen Erkennens wie jener geniale Denker, deſſen Ruhm nur durch die Ungunſt des Schickſals verdunkelt iſt und deſſen Größe erſt jetzt anfängt in vollem Maße gewürdigt zu werden. Er ſuchte alles aus natürlichen, materiellen Urſachen abzuleiten: wirklich und wahr, ſo ſagte er, ſind nur die Atome und der leere Raum, aus denen alle Dinge beſtehn. Die Eigenſchaften, die Unterſchiede, welche die Menſchen von den Dingen ausſagen, beruhen auf Sinnestäuſchungen, ſind willkürlich, durch Übereinkunft feſtgeſetzt. Wer ſo rückſichtslos allem Herkömmlichen, allen von Alters her überlieferten, dem Menſchen naheliegenden Vorſtellungen die materielle, blind waltende, für alle gleiche Naturnotwendigkeit gegenüberſtellt, dem müſſen auch die Unterſchiede der Völker etwas gleichgiltiges, etwas rein konventionelles ſein. Von ihm wird der Ausſpruch überliefert: dem weiſen Manne, d. h. im Sinne Demokrits dem Naturforſcher, ſteht jedes Land offen: eines tüchtigen Geiſtes Vaterland iſt die geſamte Welt. Er hatte den Satz an ſich ſelbſt zur Wahrheit gemacht. Die angeborene Reiſeluſt des ioniſchen Stammes war bei ihm veredelt zum wiſſenſchaftlichen Forſchungstrieb: er opferte ſein Vermögen um den größten Teil der damals zugänglichen Welt zu bereiſen. Namentlich durchſtreifte er den Orient, drang bis nach Indien vor, verkehrte mit den ägyptiſchen, babyloniſchen, perſiſchen Prieſtern, die wegen ihrer techniſchen Kenntniſſe bei den damaligen Griechen noch immer des Ruhmes genoſſen Erben einer uralten Weisheit zu ſein. Demokrit ließ ſich freilich nicht imponieren: er rühmte ſich ſie alle übertroffen zu haben. Ein unendlich reiches Beobachtungs-

material muß er mitgebracht haben, aus dem Ariſtoteles ſehr viel geſchöpft zu haben ſcheint. Die älteren Verſuche die Erde auf einer Karte darzuſtellen nahm er wieder auf und kann in gewiſſem Sinne der Begründer der antiken wiſſenſchaftlichen Geographie genannt werden.

Demokrit betrieb ſeine Studien, verfaßte ſeine zahlloſen Schriften in der ſtillen Abgeſchiedenheit ſeiner Vaterſtadt. Zu dem damaligen politiſchen und geiſtigen Mittelpunkt Joniens, zu Athen ſtand er in keinem Verhältnis. Als ich nach Athen kam, hat niemand von mir Notiz genommen, ſo erzählt er ſelbſt. Seine Lehren blieben dort faſt ganz unbekannt und ſind in größerem Umfange erſt durch Ariſtoteles in die attiſche Philoſophie eingeführt worden. Durch dieſes Fernbleiben von der tonangebenden Hauptſtadt blieb die demokritiſche Weltanſchauung zuerſt auf die nächſten Anhänger beſchränkt und drang nicht in weitere Kreiſe. Der Kosmopolitismus Demokrits iſt alſo weſentlich perſönlich; erſt in den Zeiten Alexanders entfaltet er eine breitere Wirkſamkeit, indem er ſich zugleich in neue und eigentümliche Formen umſetzt, wie wir ſpäter ſehn werden.

Viel mehr in die Breite, viel folgenſchwerer wirkten die geiſtigen Tendenzen, die im 5. und 4. Jahrhundert, in den Zeiten vom Ende der Perſerkriege bis auf Philipp und Alexander von Makedonien in Athen zur Reife gelangten. Athen, vor den Perſerkriegen der Mittelpunkt einer kleinen, wenig fruchtbaren Landſchaft, ſich mühſam der läſtigen doriſchen und böotiſchen Nachbarn erwehrend, wurde nach den entſcheidenden Siegen über Xerxes der Vorort des ausgebreitetſten Reiches, welches die nationale griechiſche Geſchichte kennt. Die attiſchen Trieren beherrſchten weit und breit das ägäiſche Meer, Jahr für Jahr floſſen die Tribute der unterthänigen Bundesgenoſſen in den attiſchen Staatsſchatz, unter dem Schutze der ſeegewaltigen Stadt entwickelte ſich ein blühender Wohlſtand: geſegnetere Zeiten hat Griechenland nie geſehn. In der Geſchichte des griechiſchen Geiſtes ſpielt das ältere Athen noch eine unſcheinbare Rolle; noch im 6. Jahrhundert ſteht es in

mancher Beziehung hinter anderen Städten wie z. B. Theben oder Sikyon oder den theſſaliſchen Fürſtenhöfen zurück. Der politiſche Mittelpunkt wird aber durch die Gewalt der Thatſachen immer und überall auch zum geiſtigen Zentrum. Es iſt keine Frage, daß im Beginn und gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts die geiſtige Kultur in Jonien weit höher ſtand als in dem in der Entwickelung befindlichen Athen: aber ſofort nach der Gründung des attiſchen Reiches ſtrömen die ioniſchen Philoſophen, Literaten, Dichter in Scharen nach der Hauptſtadt, wo ſicherer Erfolg und Erwerb ihnen winkte. Und nun beginnt eines der merkwürdigſten und tragiſchſten Schauſpiele, welche die Geſchichte geſehen.

Der Attiker alten Schlages war der konſervativſte Menſch, den es geben konnte: er kannte nichts höheres und heiligeres, als ſeine heimatliche Scholle und den Brauch ſeiner Väter. Stolz rühmte er ſich ſeines autochthonen Urſprungs: aus dem mütterlichen Schoß der Erde wollte der Athener entſproſſen ſein, wollte nie als fremder, heimatloſer Eindringling den heiligen Boden Attikas betreten haben. Mit tauſend Fäden hing er an ſeinem kleinen Ländchen, jeden Fleck heiligten ihm uralte religiöſe Vorſtellungen und Kulte. Der attiſche Bauer iſt immer ſo geblieben: es iſt vielleicht die größte Leiſtung der ariſtophaniſchen Komödie dieſe Figur echteſten Volkslebens unſterblich gemacht zu haben. Sein Weinberg, ſeine Ölbaumpflanzung, ſeine Ziegenheerde, um deren Gedeihen dreht ſich ſein Dichten und Trachten: wehe dem, der ihm daran rührt. Die müſſen ihm die heimatlichen Götter beſchützen: dann lohnt er es ihnen mit Opfern und feiert ſie in ausgelaſſenen Feſten mit den Geſchlechts- und Gaugenoſſen; fehlt dabei ein üppiger Schmaus nicht, ein ewig voller Weinſchlauch, dralle und wenig prüde Bauernſchönheiten, dann iſt ſeines Lebens höchſte Wonne erreicht.

Und dieſer Bevölkerung wurde, nicht durch allmähliche Entwicklung, ſondern in jäheſtem Übergang, das Loos zu Teil, über das komplizierte Gebilde eines ausgedehnten Bundesſtaats zu herrſchen. Das attiſche Reich war nicht organiſch zuſammen-

gewachsen, wie z. B. die italische Herrschaft der Römer, die passenden politischen Formen konnten sich nicht mit langsamer, spontaner Sicherheit herausbilden, sondern es war und blieb im Großen und Ganzen wenigstens eine verstandesmäßige Schöpfung. Nicht so sehr ein aus den Verhältnissen sich herausentwickelnder Instinkt, sondern die staatsmännische Reflexion, das bewußte politische Raisonnement mußten die Maßregeln und die Verfahrungsweise bestimmen, welche das Reich organisieren und aufrecht erhalten sollten. Die neuen, zu fieberhafter Thätigkeit, zu angespanntester Denkarbeit treibenden Verhältnisse traten in schärfsten Gegensatz zu der alten, patriarchalischen Art. Der Gegensatz wurde ein unversöhnlicher, prinzipieller durch die Philosophen, oder wie sie sich in jener Zeit nennen, die Sophisten.

Wie oben auseinandergesetzt wurde, kannten die ionischen Philosophen kein eigentliches Vaterland mehr, bekämpften die hergebrachten, überlieferten Vorstellungen, stellten über alles andere die individuelle geistige Potenz, die nach Erkenntnis rücksichtslos strebende Forschung. So lange sie sich in den luftigen Regionen der theoretischen Spekulation hielten, blieb ihr Einfluß auf die höchsten Kreise, wie beispielsweise auf die Umgebung des Perikles beschränkt; die Menge hörte gleichgiltig oder mit offener Abneigung von den Bemühungen eines Anaxagoras den vernünftigen Zusammenhang der geschaffenen Welt aufzufinden oder dem kühnen Skepticismus des Abderiten Protagoras, der das Verhältnis der menschlichen Vorstellungen zu den Außendingen untersuchte. Aber eben jener Protagoras und zahlreiche Männer neben ihm verfolgten, neben der Spekulation oder ausschließlich, noch andere Ziele, die unmittelbar mit der lebendigen Gegenwart zusammenhingen und das praktische Leben aufs tiefste beeinflußten. Jene Männer nannten sich Sophisten, „Weisheittreibende" nach wortgetreuer Übersetzung. Während die frühere Philosophie das Wissen suchte um des Wissens willen und schon wegen des rein idealen Zwecks auf wenige, hervorragende Geister beschränkt blieb, betrachtet die Sophistik, an dem Erfolg, ja an der Möglichkeit der

Spekulation irre geworden, das Wiſſen und die Erkenntnis lediglich als Mittel um ſich auszuzeichnen und bemüht ſich dieſes Mittel gegen reichlichen Entgelt jedem beizubringen, der danach begehrt. Sie wollten die Tugend lehren: dabei verſtanden ſie, dem Sprachgebrauch und der Denkweiſe jener Zeiten ſich anſchließend, unter „Tugend" die Fähigkeit ſich den Ruf eines tüchtigen, einſichtigen, dem Gemeinwohl nützlichen Staatsbürgers zu verſchaffen und wollten mit ihrer Tugendlehre im Grunde nichts anderes geben als eine Reihe von Kunſtmitteln, durch die der gelehrige Schüler in den Stand geſetzt werden ſollte im Gemeinweſen die erſte Rolle zu ſpielen und die weniger unterrichtete Menge nach ſeinem Willen zu lenken. In engem Zuſammenhang mit der Sophiſtik ſteht das Aufkommen der Rhetorik, der Redekunſt: lag doch alle Macht in den Händen der Volksverſammlung und war das wirkſamſte Mittel um dieſe zu beherrſchen die Rede, beſonders bei einem Volke, das von der Schönheit der Form unwiderſtehlich, in einer für uns kühle Nordländer kaum faßlichen Weiſe, hingeriſſen wurde.

Dieſe auf das Staatsleben, auf das Praktiſche gerichteten Beſtrebungen der Sophiſten und die thatſächlichen Verhältniſſe des attiſchen Reichs, welche die politiſche Reflexion zu einer Notwendigkeit machten, traten nun in die engſte, ſich gegenſeitig beſtändig ſteigernde Wechſelbeziehung. Die Sophiſten erfreuten ſich eines ungeheuren Zulaufs und gewannen im Nu die Herrſchaft über die geſammten gebildeten Kreiſe Athens. In dieſen räumten ſie mit der patriarchaliſchen Geſinnung des Attikers vom alten Schrot und Korn gründlich auf: für den hochgebildeten Athener in der Zeit des peloponneſiſchen Kriegs tritt die ererbte, inſtinktmäßige, unbewußte Anhänglichkeit an die Heimat zurück, er kennt weniger ein zu liebendes, zu verehrendes Vaterland, als das kunſtmäßige, auf vernünftiger Einſicht beruhende Gebilde des Staats, in welchem der Klügſte und nur der Klügſte zur Herrſchaft berufen iſt. Man thäte den Sophiſten Unrecht, wollte man ihnen in Bauſch und Bogen unreine und unlautere Motive unterſchieben: im Gegenteil, gerade die bedeutendſten unter ihnen waren perſönlich ſehr

achtungswerte Männer und von der Trefflichkeit und Nützlichkeit ihrer Bestrebungen und Lehren durchaus überzeugt. Sie sind es nicht zum wenigsten gewesen, die dem damaligen geistigen Leben Athens eine die mannigfaltigsten Probleme erörternde, fieberhafte Regsamkeit, eine glänzende, formgewandte Produktionskraft gegeben haben. Aber die Folgen ihrer Thätigkeit waren furchtbar. Sie erzeugten einen Kultus des schrankenlosen Individualismus, eine absolute Bewunderung des Genies, für welche Tradition ein Ammenmärchen, Pietät eine Dummheit, Schonung des Bestehenden eine lächerliche Schwäche war. Die ganze Denkweise der Zeit kryſtalliſiert ſich ſchließlich am klarſten in dem viel erörterten, berühmten Gegenſatz zwiſchen Konvention (νόμος) und Natur (φύσις). Das Raiſonnement war folgendes. Die Natur erkennt die ſittlichen Geſetze nicht an: in ihrem Reich behält der Stärkere immer Recht. In der menſchlichen Geſellſchaft iſt der Stärkere der Kluge, Energiſche, Unterrichtete: er hat von Natur das Recht über den Schwachen, Dummen, Ungebildeten zu herrſchen und ihn zu ſeinem Vorteil zu benutzen. Die Schwachen haben ſich zu ſchützen verſucht, indem ſie durch Übereinkunft, durch Konvention Geſetze aufſtellten, die alle in gleicher Weiſe verpflichten ſollten. Um die Anerkennung der Geſetze durchzuſetzen haben ſie Götter erfunden, die das Gute belohnen, das Böſe beſtrafen ſollen. Der Starke jedoch, der an dies Märchen glaubt, darum ſein natürliches Anrecht aufgiebt, iſt ein Thor. Die menſchliche Geſellſchaft iſt ein Kampf Aller um die Herrſchaft: wer ſich nicht wehren kann, verdient niedergetreten zu werden.

Ein ſo ſchrankenloſer Individualismus, ein derartiges Aufgeben der natürlichen patriotiſchen Empfindung mußte dem Weltbürgertum die Wege ebnen. So lange freilich das attiſche Reich noch beſtand, ſo lange es noch den furchtbaren Kampf um ſeine Exiſtenz führte, warf ſich der entfeſſelte perſönliche Ehrgeiz mit aller Kraft auf das praktiſche Staatsleben; die politiſchen Aufgaben waren zu dringend, die Ziele, die dem Streben winkten, zu glänzend, als daß das Geſchlecht jener Tage ſchon daran hätte denken können, in eine kosmopolitiſche

Reſignation zu verfallen. Aber es kamen andere Zeiten. Die Macht Athens brach zuſammen: eben jener zügelloſe Individualismus hatte zu einem Parteitreiben geführt, welches alles atomiſierte und ſchließlich den Peloponneſiern zum Siege verhalf.

Ein Gemeinweſen, das in der Stunde der Gefahr ſich nicht zuſammenſchließen kann in zähem, unbedingten Feſthalten an den überlieferten Inſtitutionen, iſt verloren: und der attiſche Staat iſt, tragiſch genug, zuſammengebrochen durch dieſelbe Denkweiſe, welche den attiſchen Geiſt zu ſo glänzenden Leiſtungen emporgehoben hat. Der Schlag war tötlich. Zwar erlangte Athen bald ſeine Unabhängigkeit wieder, die attiſchen Handelsſchiffe durchkreuzten bald wieder das Meer, die Reichtümer ſtrömten wieder auf den alten gewohnten Wegen zuſammen: aber eine politiſche Großmacht wurde die Republik nicht wieder. Vor den großen Staatsmännern, vor den das Bürgeraufgebot von Sieg zu Sieg führenden Feldherren des 5. Jahrhunderts fürchteten ſich die übrigen Griechen, zitterte der Perſerkönig: jetzt regierten zankende Rhetoren und intrigante Condottieri geworbener Söldnerhaufen die morſche Ruine, die mit ruhmvollen Erinnerungen und großen Worten ein prekäres Daſein friſtete. Im 5. Jahrhundert abſorbierte der Staat alle Kräfte: das epigonenhafte Treiben konnte tieferen Naturen nicht zuſagen, die edelſten und beſten Geiſter wandten ſich gänzlich vom Staatsleben ab. Charakteriſtiſch für jene Zeit ſind die Verſuche einen beſten Staat ſpekulativ zu konſtruieren: eine wirkliche Verbeſſerung des eigenen wagt keiner zu hoffen.

Das Stadium iſt erreicht, in welchem der Kosmopolitismus ſich offen hervorwagen konnte. Die Doktrin, welche der Geſinnung Formen gab und ſie ſtützte, wurde ausgebildet im Schoße der Sokratik. Ich kann hier nur flüchtig darauf hinweiſen, daß Sokrates und die an ihn ſich anſchließenden, mannigfaltigen Richtungen, welche mit dem Geſamtnamen Sokratik bezeichnet werden, das griechiſche Denken in die neuen Bahnen der Begriffsphiloſophie lenkten, welche Jahrhunderte lang nicht verlaſſen worden ſind. An Stelle des ſkeptiſchen

Individualismus der Sophisten trat die dialektische Entwicklung des Begriffs, die mit formalen Mitteln hervorgebrachte Überredung sollte der wissenschaftlichen, auf unbedingter Wahrheit beruhenden Überzeugung weichen. Nach sokratischer Lehre giebt es eine objektive Erkenntnis, diejenige nämlich, welche sich richtet auf die über den Einzeldingen stehenden Begriffe: mit dieser Erkenntnis ist alles gegeben. Die Tugend ist Wissen: wer das Gute weiß, muß es auch ausführen. Das sind die Zentralsätze der Sokratik. Je schrankenloser die Sophistik alles in das Belieben des Individuums gestellt hatte, um so triumphierender verkündete die Sokratik die Lehre von der Allmacht der Wissenschaft, deren ewig gleicher Wahrheit jeder einzelne sich beugen sollte.

Von einer Reihe mehr ephemerer Erscheinungen abgesehen gingen aus der Sokratik, unter einander in schärfstem Gegensatze stehend, zwei Richtungen hervor, die Platonische Schule und der Cynismus. Für unseren Zweck können die tiefsinnigen Spekulationen des platonischen Genius bei Seit gelassen werden: der Kosmopolitismus ist ausgebildet und großgezogen von den Cynikern. Der Stifter der Schule war Antisthenes, wahrscheinlich nach dem Gymnasium Kynosarges, wo er zu lehren pflegte, mit dem Spitznamen κύων, κυνικός, d. i. der Hund, der Hündische, belegt. Der Hund ist für den Griechen die Personifikation der Unverschämtheit und Frechheit, und da der Cyniker verpflichtet war seine Prinzipien mit äußerster Formlosigkeit, mit bewußter Hintansetzung alles Anstands und aller Sitte zu vertreten, hat das Wort cynisch die Bedeutung erlangt, welche es noch in jetziger Zeit besitzt. Wenn ich aber jetzt von Cynikern spreche, so verstehe ich das Wort in antikem Sinne und spreche nicht von einer Charaktereigenschaft, sondern von einer philosophischen Schule.

Antisthenes war als Sohn einer Thrakerin nicht vollberechtigter attischer Bürger. Er war zuerst Schüler der Sophisten, ehe er sich in späterem Lebensalter Sokrates anschloß. Diese beiden Momente waren von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Ausbildung seiner Lehre. Von den Sophisten

übernahm er als Grund ſeiner Lehre den, vorher erörterten, Gegenſatz zwiſchen Natur und Konvention, den er freilich in ganz eigenartiger Weiſe auffaßte. Auch er erkennt nur die Natur an, verwirft unbedingt die Konvention. Das Ziel des menſchlichen Strebens iſt der Natur gemäß zu leben, das allein iſt die wahre Tugend. Während aber die Sophiſten und ihre Anhänger ſich auf die Natur beriefen um die rückſichtsloſeſte Befriedigung der perſönlichen Leidenſchaften zu rechtfertigen, kam Antiſthenes zu den entgegengeſetzten Folgerungen. Die Natur hat dem Menſchen nur wenige, geringe Bedürfniſſe eingepflanzt und ihm zugleich die einfachſten, nie und unter keinen Umſtänden verſagenden Mittel zur Befriedigung derſelben mitgegeben. Zu vollkommenem Glück iſt nichts weiter nötig als die naturgemäße Erfüllung der naturgemäßen Bedürfniſſe: was darüber hinausgeht, iſt vom Übel. Dem Hungrigen bringt die gewöhnlichſte Speiſe, dem Durſtigen ein Trunk aus der Quelle den höchſten Genuß, der ſüßeſte Schlaf iſt der auf dem bloßen Boden nach angeſtrengter Arbeit. Jede künſtliche Steigerung des Genuſſes, jedes Streben nach der Luſt als ſolcher, die keinem zwingenden Bedürfnis entſpricht, iſt naturwidrig und darum ſchlecht und verwerflich. Bekämpfung der eigenen Begierden, williges Ertragen von Mühſal und Strapazen um Körper und Geiſt an das Begnügen mit dem Geringſten zu gewöhnen ſind die erſten Gebote des Cynismus. Nur wer ſeiner eigenen Leidenſchaften völlig Herr wird, iſt tugendhaft, weiſe und frei: wer denſelben folgt und dient, iſt ſchlecht, verrückt, ein Sklave zeitlebens. Andererſeits darf ſich der Cyniker durch keine Sitte, kein konventionelles Herkommen in ſeinem naturgemäßen Leben beirren laſſen: alle natürlichen Verrichtungen, welcher Art ſie auch ſein mögen, kann er vornehmen wie, wo und wann er will, vor aller Augen, ohne Anſtand und Scham.

Sie ſehen, der Cynismus war keine müßige Spekulation, ſondern eine ſehr praktiſche Lehre: und die Cyniker begnügten ſich nicht mit großen Worten. Von Stadt zu Stadt zogen die ſeltſamen Männer, barfuß, in grobem einfachen Mantel,

mit dem Knüttel in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken, mit der einfachsten, häufig erbettelten, Nahrung vorlieb nehmend: die allen offen stehenden Tempel, die Säulenhallen boten ihnen ein bei dem milden südlichen Klima allezeit schützendes Obdach. Rücksicht und Scheu kannten sie nicht: sie erschienen, wo nur die Menge sich versammelte, auf den Plätzen und Märkten, bei den großen Festen, drangen auch in die Häuser ein. In kurzer, oft dramatischer Rede, mit schlagendem, volkstümlichem Witz, mit drastischen, aus dem Leben des Tages gegriffenen Beispielen predigten sie ohne Unterlaß, daß Reichtum, Ehre, Lust, alle irdischen Güter nur eitel Schwindel, ein blauer Dunst, eine Einbildung seien. Erkenne dich selbst, schrie der Cyniker immer wieder seinem Publikum entgegen, erkenne, was du von Natur bedarfst. Das kannst du immer erreichen, wenn du nur deine Bedürfnisse in den natürlichen Grenzen hältst: und wenn du das erreichst, bist du vollkommen glücklich. Dies Glück kann dir nichts rauben: verlieren kannst du nur Gleichgiltiges, Wertloses, nie deine Natur.

Keine Philosophie wandte sich so an die Menge, faßte so in das tägliche Leben hinein, wie die cynische: keine ist auch so populär geworden. Ich kann mir nicht versagen ein drastisches Beispiel hier einzuschalten. Es wird erzählt, daß eine vornehme Thebanerin, Hipparchia, von den Predigten des Cynikers Krates so hingerissen wurde, daß sie Adel, Reichtum, Schönheit für nichts achtete, alle Freier abwies und ihren Eltern drohte sich umzubringen, wenn sie nicht den Krates zum Manne erhielte. Die verzweifelten Eltern baten den Philosophen die allzugroße Wirkung seiner Reden wieder gut zu machen und die Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen. Seine redlichen Bemühungen waren vergeblich. Schließlich stellte er sich vor die enthusiastische Schöne, breitete seinen Philosophenmantel aus und sprach: Dies ist dein Bräutigam, dieser Mantel sein Besitz. Willst du mich ehelichen, so mußt du meiner Lebensweise dich anschließen. Hipparchia, ich will es unentschieden lassen ob aus Liebe oder aus Überzeugung von der Richtigkeit der cynischen Grundsätze, hüllte ihren schönen Leib in das Philosophen-

gewand und begleitete den Gemahl getreulich auf deſſen Wanderzügen.

Zunächſt zeigt das Geſchichtchen allerdings nur, daß es im Altertum ebenſo gut überſpannte Frauenzimmer gab wie heutzutage: aber die Richtung der Überſpanntheit beweiſt, wie allgemein, wie verbreitet die Wirkung der cyniſchen Lehren war. Es ſah im 4. und 3. Jahrhundert in Griechenland grauenhaft aus: jede, auch die kleinſte Stadt zerwühlt von blutigſtem Parteihader, das Land verheert von den ſtets in Thätigkeit befindlichen Söldnerſcharen, Unheil und Not überall. Die um ſich greifende Reflexion zerſtörte das alte naiv beobachtete Herkommen, den damals einzigen Schutz des Guten: eine wüſte Genußſucht griff immer mehr um ſich. Was Wunder, daß da eine Lehre wie ein Segen erſcheinen mußte, welche den Menſchen gleichgiltig machen wollte gegen jeden Schmerz und jede Leidenſchaft, die auf die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter hinwies.

Der Kosmopolitismus war eine notwendige Konſequenz der cyniſchen Doktrin. In der Natur, wie die Cyniker ſie faßten, gab es keine trennenden Grenzen. Im Gegenteil, der Staat hemmt mit ſeinen Standesunterſchieden, ſeinen auf Übereinkunft beruhenden Geſetzen das naturgemäße Leben: der Cyniker erkennt ihn nicht an. Unverhohlen ſprachen Antiſthenes, ſein Schüler Diogenes, Krates es aus, daß ihr Vaterland die Welt ſei, von ihnen ſtammt das Wort Kosmopolit, d. i. Weltbürger. Die cyniſche Literatur behandelte dieſen Satz in allen möglichen Tonarten, zog die praktiſchen Konſequenzen desſelben. Für den Griechen der alten Zeit gab es kein gefürchteteres Schickſal als die Verbannung: der Cyniker ſchärfte ein, daß es ganz gleichgiltig ſei, wo der Menſch lebe: der Natur kann er überall folgen: die heimatliche Scholle nicht entbehren zu können iſt eben ſo lächerlich als ſich von einem alten Kleide nicht trennen zu wollen. Antiſthenes und Diogenes, die Gründer des Cynismus, waren um ſo bereitwilliger dieſe Folgerung zu ziehen, als ſie beide des vollen Bürgerrechts in Athen entbehrten, beide leiden mußten unter dem Hochmut der Privilegierten, beide die Wohlthaten eines Vaterlandes nicht kannten.

Es ſteckte aber noch eine andere Folgerung in den cyniſchen Prinzipien, die hier nicht übergangen werden darf. Antiſthenes war inſofern echter Sokratiker, als nach ihm nur der Weiſe das höchſte Ziel des naturgemäßen Lebens erreicht: auch ihm iſt die Tugend gleich Wiſſen. Der Weiſen ſind aber immer nur wenige. Es iſt ebenfalls echt ſokratiſch, wenn Antiſthenes für dieſe Wenigen das Recht in Anſpruch nimmt kraft ihres überlegenen Wiſſens über die Menge zu herrſchen. Die auf dem Gleichheitsprinzip beruhende Herrſchaft der demokratiſchen Majoritäten erſchien ihm eine abgeſchmackte Thorheit: was die Löwen wol dazu ſagen würden, wenn es den Haſen einfallen ſollte Anſpruch auf Gleichberechtigung zu erheben, ſo pflegte er ſich auszudrücken. Der Weiſe iſt über die anderen Menſchen ſo erhaben, wie die Götter über die Sterblichen: wie kann er von anderen Befehle empfangen? Antiſthenes dachte ſich einen idealen Staat, in welchem die Weiſen herrſchen und für ihre Unterthanen ſorgen wie die Hirten für die Herde: ſie ermahnen die Guten, bringen die Böſen mit Gewalt zur Vernunft. In einem ſolchen Staate würde allgemeiner Friede und allgemeines Glück herrſchen, jeder hätte was er bedarf: die auf Konvention beruhenden Hinderniſſe des naturgemäßen Lebens, wie Ehe und Eigentum, müſſen radikal abgeſchafft werden. Dies iſt freilich ein Ideal, eine Utopie. Aber derartige Utopien haben ihre ſehr reale Seite, wenn ſie ſich verbreiten und dem praktiſchen Leben angepaßt werden. Es gehörte keine allzugroße Kühnheit dazu, wenn ein einſichtiger, für das Wohl aller ſeiner Unterthanen gleich beſorgter Herrſcher aufſtand, in dieſem das cyniſche Ideal von der Herrſchaft des Weiſen verkörpert zu ſehen. Und der Fall iſt eingetreten: die Cyniker ſind es geweſen, welche für die Univerſalmonarchie Alexanders das Programm lieferten: dies Zuſammentreffen giebt ihren Lehren und namentlich ihrem Kosmopolitismus die weltgeſchichtliche Tragweite.

Als Alexander der Große auszog um die perſiſche Herrſchaft zu vernichten, folgte er keineswegs einem ſpontanen Einfall, einer weſentlich perſönlichen Eroberungsluſt: er gehorchte,

allerdings mit Enthusiasmus, einer unausweichlichen Notwendigkeit. Nur dadurch hatte sein Vater Philipp die widerspenstigen Griechen zu fast einmütiger Anerkennung seiner Oberhoheit gebracht, daß er als Ziel derselben den Krieg gegen Persien hinstellte. Nur so konnte Alexander diese Oberhoheit aufrecht erhalten, wenn er, in die Fußtapfen seines Vaters tretend, den persischen Krieg ins Werk setzte und damit die Hoffnung erfüllte, die von den Griechen nie aufgegeben und gerade in den trostlosen Zeiten des 4. Jahrhunderts der Halt und die Stütze des nationalen Bewußtseins gewesen war. In vier Jahren zerschlug das Genie Alexanders die persische Monarchie: seine Siege und der Tod des letzten Achaemeniden machten ihn zum Herrscher über eine neue Welt: der Orient war den Griechen und Makedonen preisgegeben.

Die Wirkung dieser Ereignisse kann gar nicht ungeheuer genug gedacht werden. Was waren all die Kämpfe, die sich auf dem kleinen Raume Griechenlands abspielten, gegen diese Erfolge, welche unermeßliche Länderstrecken umfaßten? Einst, als die Scharen des Xerxes zurückgeschlagen waren, kehrte der Grieche zurück an den häuslichen Herd: jetzt duldeten die Siege keine Rückkehr, jetzt mußte er bleiben im fernen Orient. Das nächste Ziel war erreicht, die Barbaren geschlagen: eine viel schwerer zu lösende Frage tauchte auf: was sollte mit den Millionen der Besiegten angefangen werden, welches Loos sollte ihnen in dem neu zu gründenden Reiche zufallen? Jahrzehnte lang hatten die Philosophen spekuliert über den besten Staat, mit ihren Utopien und Idealen Hoffnungen genährt, Reflexionen verbreitet, die jetzt mit einem Male dem grellsten Licht der Wirklichkeit ausgesetzt waren. Jetzt waren die alten Verhältnisse hinweggefegt durch die unwiderstehliche Phalanx des großen Königs, jetzt war wirklich einmal tabula rasa gemacht, was die Philosophen immer so wünschten, jetzt genügte es nicht mehr Pläne auf Pläne zu häufen: es galt zu bauen.

Und die Philosophen gaben ihre Ratschläge ab. Aristoteles, der Lehrer Alexanders, äußerte sich dahin, daß der König die Barbaren behandeln und ausnutzen solle, wie Pflanzen und

Tiere, die Hellenen aber beherrſchen wie ein Führer ſeines Gleichen. In der Politik entwickelte er die Lehre daß im Staate die Sklaverei notwendig ſei: der Barbar, d. h. nach antikem Sprachgebrauch der Nichtgrieche, ſei von Natur zum Sklaven gemacht, ein Krieg, der Barbarenſklaven herbeiſchaffe, ſei gerecht.

Alexander folgte dem Rate ſeines Lehrers nicht und konnte ihm nicht folgen. Freilich den makedoniſchen Offizieren wäre es das Liebſte geweſen, wenn ſie ihre Provinzen ausgeliefert bekommen hätten um ſie nach Belieben auszupreſſen. Der König brauchte die Orientalen. Er ſah klar, daß das ungeheure Reich ſich nur despotiſch regieren ließ. Seine Makedonen aber kannten und wollten kein abſolutes Regiment: der makedoniſche König war von Alters her gebunden an die Beſchlüſſe ſeines Heeres, des Aufgebots der freien, waffenfähigen Männer, und mit den trotzigen, altgedienten Generalen war nicht zu ſpaßen. Alexander mußte ſeinen Despotismus ſtützen auf die Einheimiſchen, die verachteten Barbaren. Freilich mußte er ihnen ein neues geiſtiges Leben einflößen: dafür zog er die Griechen heran, die ihn viel beſſer verſtanden als ſeine makedoniſchen Haudegen. Er gründete Städte, nahm Orientalen in Mengen in das Heer auf, ſuchte durch Maſſenverheiratungen ein neues Geſchlecht heranzubilden. Es hat etwas furchtbar Erſchütterndes zu ſehen, wie der gewaltige Mann die ganze leidenſchaftliche Kraft ſeines Genies daran ſetzt um den Orient durch griechiſches Leben und griechiſche Kultur aus ſeiner traditionellen Starrheit aufzurütteln, wie der Feuergeiſt ſich ſelbſt verzehrt in dem titanenhaften Ringen nach dem Unmöglichen. Und doch iſt es dem einen Manne gelungen in elf Jahren eine Verbindung zwiſchen den ſo heterogenen Elementen des Orients und Occidents herbeizuführen, welche für Jahrhunderte die Weltgeſchichte beherrſchte. Dieſe Verbindung hat die trennenden nationalen Schranken beſeitigt, hat das Römerreich möglich gemacht, der antiken Kultur zu einer univerſalen Ausbildung verholfen, welche allein imſtande war die Früchte derſelben für die Nachwelt zu retten.

Die Cyniker haben Alexander verſtanden: im Gegenſatz zu

Aristoteles rechtfertigten sie mit ihren philosophischen Grundsätzen seine Politik. Ich will nur nebenbei erwähnen, daß die Nachfolger Demokrits, die Skeptiker, in dieser Beziehung wie in vielen anderen ähnlich dachten wie die Cyniker. Vermöge ihres Kosmopolitismus waren diese Philosophen imstande auf die Eigenart der Barbaren einzugehen, sie als gleichberechtigte Menschen, als Kinder der einen Mutter Natur anzusehen. Sie konnten das um so eher, als sie auf mancherlei Erscheinungen bei denselben stießen, die ihnen sehr imponieren mußten. Bei den indischen Büßern, den s. g. Gymnosophisten, fanden sie eine Selbstbeherrschung, eine Askese, welche dem cynischen Ideal mindestens sehr nahe kam. Wir besitzen noch einen merkwürdigen Bericht über diese indischen Philosophen von einem dem Cynismus ergebenen Manne, dem ersten Steuermann der makedonischen Flotte, Onesikritos. Ohne Scheu legte er einem Inder die unverfälschte cynische Doctrin in den Mund; zugleich lehrt uns der Bericht aufs unzweideutigste, daß Onesikritos und viele andere mit ihm in Alexander das Ideal des Herrschers erblickten, von dem sie bei ihren Philosophen gehört hatten. Die schwungvollste und erhabenste Lobrede auf Alexander, deren ein Droysen sich nicht zu schämen brauchte, hat der aus einer Vereinigung von Cynismus und Skeptizismus hervorgegangene große alexandrinische Gelehrte Eratosthenes gehalten. Er rühmt Alexander, daß er nicht nach den Zufälligkeiten der Sprache und Bildung die Menschheit in Hellenen und Barbaren zerlegt hätte: für ihn habe es nur gute und böse Menschen gegeben. Alexander machte die Lehre zur Wahrheit, so lauten ungefähr seine Worte, daß alle Menschen Genossen und Bürger sind, daß ein Leben und eine Welt sie wie eine Herde umfaßt. Er ist in die Welt eingetreten wie ein gottgesandter Ordnungs- und Friedensstifter: nur wer sich vernünftiger Rede nicht fügte, den hat er mit den Waffen gezwungen. Er hat alles vereinigt zu einem Ganzen; gleichsam in einer großen Schale, wie man sie bei Freundschaftsfesten aufzusetzen pflegt, hat er die verschiedenen Lebensgewohnheiten, Sitten, Familienzusammenhänge durcheinandergemischt. Er hat alle dazu angehalten für ihr

Vaterland die Welt zu halten, für Burg und Zitadelle das Heer, als gleichen Stammes die Guten anzusehn, als Fremde nur die Bösen.

Die Universalmonarchie Alexanders brach nach seinem Tode zusammen: aber der Kosmopolitismus blieb und gedieh in den absoluten Monarchien seiner Nachfolger, die alles andere als national waren. Von ihnen ging er über auf das Weltreich der römischen Cäsaren, in welchem er wiederum neue und eigene Formen annahm.

Ich schließe meine Darstellung. Erwarten Sie von mir kein Urteil, kein Schlagwort über den antiken Kosmopolitismus: die Geschichte hat nicht zu loben oder zu tadeln, sondern zu begreifen. Ich habe versucht Ihnen nachzuweisen, daß der griechische Kosmopolitismus keine willkürliche Erfindung, nicht fix und fertig hervorgesprungen ist wie die Athena aus dem Haupt des Zeus, daß er vielmehr angesehen werden muß als etwas Gewordenes und Gewachsenes, als ein organisches Produkt realer Verhältnisse. Was an ihm gut war, was böse, das zu entscheiden muß dem Nachdenken oder der Empfindung des Einzelnen überlassen bleiben.

---

3. Über den Einfluß der Währung auf die Preise der Waaren.

Von Herrn Prof. Dr. Paasche aus Marburg (28. März 1886).

Ein ausführlicher Bericht über diesen interessanten Vortrag wird im nächsten Hefte folgen.

---

4. Die Bedeutung der Frau von Stein für die deutsche Literatur.

Von Herrn Oberlehrer Dr. Heinemann aus Leipzig (18. April 1886).

Wenn ich zum Gegenstande meiner Betrachtung jene vielgenannte, infolge ihrer Beziehungen zu unserem größten Dichter unsterblich gewordene Frau gewählt habe, jene Frau, welche durch die überschwängliche Liebe Goethes und vom Strahl seiner Dichtersonne umglänzt, Bewunderung und Neid und durch den

Bruch des Verhältniſſes das regſte Mitleid erweckt hat, ſo fürchten Sie nicht, daß ich mich hier über das Verhältnis ſelbſt, über jene vielberufene und umſtrittene Frage des näheren verbreiten werde. Nein je mehr es zu beklagen iſt, daß Schriftſteller und Leſer bisher hauptſächlich der für die Literatur ganz unweſentlichen Frage nach dem Grade der „Intimität" jenes Verhältniſſes ihr Intereſſe geſchenkt haben, umſomehr hoffe ich berechtigt zu ſein, Ihre Aufmerkſamkeit auf das Wertvolle und Bleibende, auf die Früchte jener geiſtigen Ehe zu lenken und geſtützt auf die Briefe Goethes*) an Frau Stein die Bedeutung dieſer Frau für unſere Literatur, insbeſondere das dichteriſche Schaffen Goethes vor Augen zu führen. Nur ſoviel als zum Verſtändniſſe der Unterſuchung nötig iſt, will ich aus der äußeren Geſchichte jenes Liebesbundes in Ihr Gedächtnis zurückrufen.

Am 7. November 1775 kam Goethe nach Weimar; er hatte ſich von Lili losgeriſſen, aber ſein Herz blutete noch von dem Schmerze der Trennung, und unter dem Banne der Leidenſchaft für die ſchöne Frankfurterin ſchrieb er mit Überſendung ſeiner Stella die ſeine Gefühle verratenden Verſe:

Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe,
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht!

Doch nur wenige Monate näheren Verkehrs zwiſchen Goethe und der ihm am Hofe vorgeſtellten Frau Oberſtallmeiſter von Stein — und Lili war faſt vergeſſen, vergeſſen die Rückkehr nach der Heimat, aufgegeben alle Abſichten und Entwürfe. Eine Leidenſchaft, wie ſie Goethe in ſolcher Stärke noch nicht erfaßt hatte, nahm den ganzen Menſchen mit ſeinem Fühlen und Denken in Beſitz. Aber nicht das erſcheint ſonderbar, daß es einer Frau gelang, den leicht entzündbaren Dichter zu leidenſchaftlicher Liebe zu entflammen, ſondern daß ſie es verſtand, dieſes Herz, „das du ſo beweglich kennſt, dieſes Herz in Brand" ein Jahrzehnt feſtzuhalten in den ſtrengen Feſſeln der Liebe und Eifer-

*) in der ausgezeichneten Ausgabe von Schöll-Fielitz, welche derartige Unterſuchungen erſt möglich gemacht hat.

ſucht; das iſt der ſtärkſte Beweis der Gewalt und Macht jener Frau über den Dichter. Wer war nun dieſe allmächtige Frau? Im Jahre 1742 geboren, war Frau von Stein 33 Jahre und Mutter von ſieben Kindern — von denen vier einen frühzeitigen Tod ſtarben — als ſie den 26jährigen Dichter kennen lernte. Den Eindruck ihrer Perſönlichkeit ſchildern uns Zeitgenoſſen, ſo Knebel*): „Reines und richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenſchaftlicher und leichter Dispoſition haben ſie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menſchen, der ihrer äußerſt feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Weſen gebildet, deſſen Daſein und Art in Deutſchland ſchwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte". Und Schiller, der ihr ſpäter ſo nahe treten ſollte, ſagte von ihr, als er ſie 1787 die 45jährige kennen gelernt hatte: „ſie iſt eine wahrhaft eigene, intereſſante Perſon. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen."

Das war die Frau, deren Bild ſchon lange, bevor er ſie ſelbſt kennen lernte, auf Goethe einen zauberhaften Eindruck gemacht hatte. „Es wäre", ſo ſchrieb er, „ein herrliches Schauſpiel zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt und doch durch das Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Nach wenigen Wochen näherer Bekanntſchaft begann (Januar 1776) der Briefwechſel zwiſchen Goethe und Frau von Stein, dem wir jenen koſtbaren Schatz unſerer Literatur, die Briefe Goethes an Frau von Stein, verdanken. Ergüſſe der Qual und des Glücks der Liebe aus dem Herzen des größten aller Dichter und des wahrſten aller Menſchen, der auch in der Liebe ganz ſich hingebend der Glut des Herzens und der Begeiſterung für die Geliebte in zahlloſen Liedern oder poeſiereicher Proſa Ausdruck verlieh. Hätte Goethe, ſo ruft Julian Schmidt aus, nichts

*) S. Schöll-Fielitz, Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein Im folgenden mit Br. bezeichnet.

weiter geſchrieben, als die Briefe an Frau von Stein, ſo könnte man ihn ſchon darum als den größten Dichter der Liebe ahnen. Sie iſt ihm der Stern, den er von weiter Ferne anbetet, ſie iſt ihm die heilige Madonna, die gen Himmel fährt, nach der er, ein Zurückbleibender, vergebens ſeine Arme verlangend ausſtreckt, ſie iſt ihm die Schweſter, der er alles vertraut, der Talisman, der ihn vor dem Böſen ſchützt und die eherne Schlange, zu der er ſich aus ſeinen Sünden und Fehlern aufrichtet und geſund wird. Es iſt wunderbar; bei Goethe iſt alles anders als bei anderen Menſchen. Alle anderen Dichter haben einen Entwicklungsgang bis zum Höhepunkt ihres Schaffens und auch Schillers dichteriſche Thätigkeit zeigt ein ſtetes Reifen und Werden. Goethe ſchrieb mit 24 Jahren ſeinen Werther, deſſen Ruhm die ganze Welt erfüllte, und er hat nichts Größeres in dieſer Gattung geſchrieben, weil es das Höchſte war. Andere Dichter ſuchen mühſam ihren Stoff; ſie ringen mit ihm, wie der Bildhauer das ſpröde Material bewältigt. Goethe iſt ſelbſt der Inhalt ſeiner Gedichte, oder wie er es ſo trefflich in einigen Verſen, die wir dem Hochſtift verdanken, ſagt:

Nicht hab' ich ſie, ſie haben mich gedichtet;
ſie mögen ſich entſchulden oder leiden.

So iſt es auch mit Goethes Liebe. Sie erſcheint uns als das geträumte Ideal, die wahre Liebe, die nur ein Glück kennt, die Nähe der Geliebten und in der Trennung die Sehnſucht nach ihr, die nichts thut, was ſie nicht auf die geliebte Perſon bezieht und an allem, von den gewöhnlichſten Beſchäftigungen mit Speiſe und Trank bis zu den höchſten geiſtigen Fragen, die Geliebte teil nehmen läßt, ja alles mit ihr oder nur um ihretwillen thut.

Und für den Dichter, dem Leben und Dichten daſſelbe war, wurde Frau von Stein nicht nur die Sonne des Liebeslebens, ſondern zugleich auch der Mittelpunkt ſeines dichteriſchen Schaffens. Das iſt ſie beſonders in jenen vierzig Gedichten, welche Goethe an ſie oder für ſie gedichtet hat, die alſo unſere Literatur der Frau von Stein unmittelbar verdankt. Laſſen

Sie mich wenigſtens auf diejenigen unter ihnen, welche durch ihre Schönheit hervorleuchten oder durch ihre Entſtehung beſonders Intereſſe erregen, eingehen. Das erſte Gedicht, welches Goethe an die Geliebte gerichtet hat (12. Februar 1776), als „des Wanderers Nachtlied" in die Ausgabe aufgenommen, zeigt uns des Dichters Seele zerriſſen durch den Schmerz unglücklicher Liebe, zeigt uns ihn, wie er den Frieden, „der vom Himmel iſt", herabruft in die zerſtörte Bruſt.

Nicht anders giebt das zweite (vom 14. April 1776), gewiſſermaßen das Hohelied des Liebesbundes, welches mit den Worten „Warum gabſt Du uns die tiefen Blicke" beginnt, in tief ergreifenden Verſen jenem unſeligen Zuſtande beredten Ausdruck. Die ſchmerzliche Klage, daß die Geliebte, die, der inneren Seelengemeinſchaft nach dem Dichter von Natur zur Gefährtin beſtimmt, nun doch durch das Schickſal für ewig von ihm getrennt iſt, zugleich aber das Glück, das die Getrennten in der idealen Seelengemeinſchaft gefunden haben, das iſt der Inhalt des poetiſchen Briefes und insbeſondere jener berühmten Verſe:

Nur uns armen liebevollen Beiden
Iſt das wechſelſeit'ge Glück verſagt.
Sag', was will das Schickſal uns bereiten?
Sag', wie band es uns ſo rein genau?
Ach, Du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau.
Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen
Spähteſt wie die reinſte Nerve klingt,
Konnteſt mich mit einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein ſterblich' Aug' durchdringt.

Hielteſt ſauber leicht ihn angebunden
Und vergaukelteſt ihm manchen Tag,
Welche Seligkeit glich jenen Wonneſtunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag.
Fühlt ſein Herz an Deinem Herzen ſchwellen,
Fühlte ſich in Deinem Auge gut,
Alle ſeine Sinne ſich erhellen
Und beruhigen ſein brauſend Blut.

Bei mehreren bedeutenden unter den der Frau von Stein gewidmeten Gedichten iſt die urſprüngliche Beziehung ſpäter durch Goethe getilgt worden, und ſo genießt man die köſtlichſten Schätze Goetheſcher Poeſie und gedenket der Frau nicht, ohne die wir dieſe Perlen nicht beſäßen.

Das allbekannte Goetheſche Gedicht „An den Mond", im Anfang des Jahres 1778 für Frau von Stein verfaßt, hatte in ſeiner urſprünglichen Faſſung — in der auch „der Liebſten Auge" an Stelle des farbloſeren „Freundes Auge" der neuen Geſtalt ſeinen Blick über des Dichters Geſchick breitete — anſtatt der Strophe „Jeden Nachklang fühlt mein Herz" und der drei nächſten folgende Verſe:

Das Du ſo beweglich kennſt,
Dieſes Herz in Brand,
Haltet ihr wie ein Geſpenſt
An den Fluß gebannt.

und an Stelle der ſiebenten Strophe die folgende:

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode ſchwillt
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knoſpen quillt."

Der Dichter wollte in dieſem Liede — vielleicht mit Beziehung auf den Selbſtmord des Fräulein von Laßberg in der Ilm — die unheimliche Gewalt und den Zauber des Waſſers ſchildern, mit dem es die Menſchen und ſo auch ihn in ſeine alle Qualen ſtillenden Fluten lockt, aber zugleich auch den Dank ſeiner Geliebten, Frau von Stein, und dem Herzog darbringen, deren beglückende Freundſchaft den Dichter vor jenem Zauber behütet hatte. Die neue Geſtalt des Gedichts hat dieſen Zug völlig verwiſcht, und vergebens hat man den Grund jener auffälligen und durchgreifenden Veränderung geſucht, bis ein Gedanke Scherers, von Biedermann weiter ausgeführt, die Entſtehung der jetzigen Geſtalt erklärte. Folgen wir der Schererſchen Vermutung, daß Goethe bei der Zuſammenſtellung ſeiner Gedichte im Jahre 1789 von der Abſicht ſich leiten ließ, die Gedichte als einen zuſammenhängenden Liebesroman erſcheinen zu laſſen

und bedenken wir ferner, daß das Gedicht „An den Mond" in der jetzigen Ausgabe sich unmittelbar an „Wonne der Wehmut: „Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe!" und an „Des Wanderers Nachtlied" und des „Jägers Abendlied" anschließt, so wird der Grund der Veränderung klar. Goethe wollte, wie in den eben bezeichneten Gedichten, so auch in dem Gesang „An den Mond" die Klage eines von der Geliebten Verlassenen und die wehmüthige zugleich beseeligende Erinnerung an ein verlorenes Liebesglück schildern: darum die Zusätze, darum die Entfernung der ursprünglichen Beziehung auf Frau von Stein.

Einen ähnlichen wertvollen Einblick in die Art des Goetheschen Schaffens gewährt uns ein kleines, weniger bekanntes Gedicht, aber eine Perle Goethescher Poesie. Auf einer amtlichen Reise, die ihn aus seiner Einsamkeit herausriß, wollte Goethe der Geliebten — vielleicht auf ihre warnende Anfrage — die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe als Antwort schreiben. Zufällig traf es sich, daß damals (Anfang Oktober 1781) in Norddeutschland eine für den Naturforscher Goethe sehr merkwürdige Erscheinung sich zeigte, ein Nordlicht. Dieses beides, den inneren Grund und Inhalt des Briefes und das äußere Ereignis verbindet der Dichter zu einem herrlichen Bilde, das an Schönheit seines gleichen sucht.

Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Dasjenige Gedicht, welches Goethe nach seinen eigenen Worten geschrieben hat, um der verehrten Frau zu sagen, wie sehr er sie liebe, und um ihr „in tausend Formen seine Liebe und Verehrung zu gestehen, ohne daß ein anderer es merke", das sind die „Geheimnisse". Leider finden wir in dem großen Gedicht in seiner jetzigen Gestalt hiervon nicht die leiseste An-

deutung. Ein glückliches Geſchick läßt uns jedoch den Zuſammenhang erraten und wenigſtens einen Teil des Verlornen wieder herſtellen. Erſtlich iſt in dem Briefe Goethes an Frau v. Stein vom 21. Auguſt 1784 eine Stanze erhalten, die für die „Geheimniſſe" in ihrer damals beabſichtigten Geſtalt beſtimmt war. Der Dichter begleitete ihre Überſendung mit den Worten »Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le Poème que je chéris tant, parce que j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous mille formes sans que personne l'entende que toi seule.« Zweitens beſaß Frau v. Stein drei Stanzen von Goethe auf einem Blatte, von denen eine der glühendſten Verehrung einer angebeteten Perſon gewidmet iſt. Daß dieſe Stanzen zu den „Geheimniſſen" gehört haben, beweiſt die Thatſache, daß eine von ihnen ſich wieder findet als zweite Strophe in den Geheimniſſen in ihrer jetzigen Geſtalt („Doch glaube keiner, daß mit allen Sinnen, das ganze Lied er je enträtſeln werde"). Ferner wiſſen wir, daß in der Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1806 die „Geheimniſſe" verbunden waren mit einem anderen ihnen vorangehenden Gedichte, das wir jetzt unter dem Namen „Zueignung" als die Einleitung zu Goethes Gedichten kennen. — „Der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing —." Wenn nun Goethe am 12. Dezember 1785 aus Jena an die Geliebte mit Beziehung auf den Anfang der „Geheimniſſe" ſchreibt: „Die Tage ſind ſehr ſchön; wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden": wer erkennt da nicht, daß Goethe mit dieſen Worten den Anfang des jetzt „Zueignung" genannten Gedichtes gemeint hat? So iſt alſo die „Zueignung" das Gedicht, in welchem Goethe der Geliebten unter tauſend Formen, ohne daß ein anderer es merke, ſeine Verehrung geſtehen wollte, und das göttliche Weib, das mit den Wolken getragen vor ſeinen Augen ſchwebt, es iſt die wie eine Göttin angebetete Geliebte. Daß jene uns aus dem franzöſiſchen Briefe Goethes vom 21. Auguſt 1784 überkommene Stanze und von den drei oben erwähnten Stanzen die eine zwar nicht an die uns überlieferten „Geheimniſſe", aber wohl

an die „Zueignung" ſich anſchließen und zwar hinter der ſechſten Strophe: „Ja, rief ich aus, indem ich ſelig nieder zur Erde ſank, lang hab' ich dich gefühlt" geſtanden haben, das werden ſie ſelbſt uns deutlich zeigen:

Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an Deines angehangen.
Daß ich in Dir nur erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Weſen drängt
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdenſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelsſorge kennt,
Das Licht, das Weiſen nur in einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen beſten Stunden
In Dir entdeckt und es für mich gefunden.

Die Goethe'ſchen Worte laſſen erkennen, welch ein beſeligendes Glück Goethe in dem innigen Seelenbunde gefunden und welchen Einfluß die wunderbare Frau auf das dichteriſche Schaffen Goethes ausgeübt hat; zugleich aber haben ſie uns zu einem anderen Teil unſerer Betrachtung übergeführt, welcher ſich mit denjenigen Goetheſchen Werken beſchäftigen ſoll, in welchen der Dichter ſein Verhältnis zur Frau von Stein dargeſtellt oder ſeine Geliebte verherrlicht hat.

Wer ſich nur ein wenig in Goethes Dichtungsweiſe eingelebt hat und ihrer Spur nachgegangen iſt und wer andererſeits ſich überzeugt hat, daß Goethes Liebe zu Frau von Stein keine vorübergehende flüchtige Neigung, ſondern eine Leidenſchaft war, welche den ganzen Menſchen ergriff, dem wird von vorn herein klar ſein, daß dieſe Liebe in Goethes Werken Ausdruck gefunden haben muß; er wird die genauere Darlegung dieſer Thatſache als beſonders wertvoll erachten, weil in den zehn Jahren der Goetheſchen Liebe diejenigen Werke Goethes entſtanden oder

begonnen ſind, an die wir denken, wenn wir von der Größe unſerer Literatur ſprechen. Und niemand hat den großen Einfluß und die Bedeutung der Frau v. Stein auf Goethes dichteriſches Schaffen mehr anerkannt als der Dichter ſelbſt. Noch der alternde Dichter hat dies freudig eingeſtanden in jenem kleinen Gedicht, in dem er Lida — das iſt der poetiſche Name der Frau v. Stein — und Shakespeare als die Urheber ſeiner geiſtigen Bedeutung hinſtellt.

Lida! Glück der nächſten Nähe,
William! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag und Jahre ſind entſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Erſt wenige Monate kannte der Dichter die angebetete Frau, erſt ſeit kurzer Zeit ſpannen ſich die Fäden, zauberleicht und leiſe, aber um ſo ſicherer und feſter um ſein Herz, in welchem noch die Erinnerung an das verlorene Liebesglück in Frankfurt nachzitterte, da faßte er den Gedanken die Hauptperſon ſeines Dramas, des Falken, der Geliebten nachzubilden, und wie in ſeinem eigenen Leben Lili und Frau v. Stein zu einer Geliebten verſchmolzen — wie das damals geſchriebene Gedicht „Jägers Abendlied" nicht minder auf den verblaſſenden als auf den neu aufgehenden Stern am Himmel der Goetheſchen Liebe gedeutet werden kann —, ſo wollte er in ſeinem Drama eine Geſtalt ſchaffen, welche Lilis und ſeiner neuen Geliebten Züge in ſich vereinigte*). Näheres darüber wiſſen wir nicht; denn bald darauf hat Goethe ſeinen Plan aufgegeben, wie das Drama „Falke" überhaupt**). Dasjenige von Goethe

*) Ilmenau 8. Auguſt 1776: Lieber Engel! Ich hab an meinem Falken geſchrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubſt mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Weſens drein gieße, nur ſo viel es braucht um zu tangieren. Vielleicht macht mirs einige Augenblicke wohl meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren.

**) Ein Geſpräch aus dem „Falken" ſoll ſich im Goethearchive vorgefunden haben.

ausgeführte Drama, welches der Zeit nach zuerſt die Liebe Goethes zum Gegenſtande hatte, iſt das Schauſpiel die „Geſchwiſter". Das iſt ſchon längſt von Schöll in ſeinem bekannten trefflichen Buche nachgewieſen; ich beſchränke mich alſo darauf kurz zu berichten. Goethe iſt der Kaufmann Wilhelm des Dramas; Charlotte, die verſtorbene Geliebte des Wilhelm und Mutter der Marianne, trägt nicht nur den Vornamen der Frau von Stein, ſondern iſt ſie ſelbſt. Goethe hatte nach langem, qualvollem Hoffen entſagen müſſen; er hatte ſich an den Gedanken gewöhnen müſſen in Frau von Stein nur eine Schweſter zu ſehen — man vergleiche dazu den Brief vom 7. Oktober 1776: „Adieu, liebe Schweſter, weils dann ſo ſein ſoll". Dieſes Verhältnis wird in den „Geſchwiſtern" weiter ausgeſprochen. Marianne iſt Wilhelms vermeintliche Schweſter, die er liebt, der gegenüber er ſich aber als Bruder benehmen muß. Das iſt Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, und ſo iſt auch Marianne niemand anders als die geliebte Frau. Daß der Dichter nur verſteckt ſeine Liebe in das Drama verweben konnte, erſcheint natürlich, wenn man bedenkt, daß es, wenn auch nur für den Hof, ſo doch immer zur Aufführung beſtimmt war. Darum iſt er eifrigſt beſorgt, daß es nicht in fremde Hände komme, und als die Freundin es der Herzogin zur Lektüre gegeben hatte, kann er nicht genug auf baldige Rückgabe drängen. Dieſe Furcht vor der Öffentlichkeit erſcheint um ſo verſtändlicher, wenn die Schöllſche Vermutung ſich als richtig erweiſt, daß wir in dem im Drama oft genannten und von Wilhelm heilig gehaltenen Briefe der Charlotte einen wirklichen Brief der Frau von Stein an Goethe beſitzen; er lautet: „Die Welt iſt mir wieder lieb, ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie; mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen bereite. Vor einem halben Jahr war ich ſo bereit zu ſterben, und bin's nicht mehr*)".

*) Die „Geſchwiſter" wurden am 26. Oktober 1776 begonnen, am 31. vollendet, am 21. November aufgeführt. Bei der erſten Aufführung ſpielte Goethe den Wilhelm, Malchen Kotzebue die Marianne. Am 2. Dezember

Am 6. April 1779 wurde die Iphigenie zum erſten Male in Weimar aufgeführt. Es war jene denkwürdige Darſtellung, in der Goethe den Oreſt, Corona die Iphigenie, Knebel den Thoas und Prinz Conſtantin den Pylades ſpielte. Die Entſtehung des Dramas fällt in die Zeit der Blüte der Goetheſchen Liebe, und ſo bringt uns „Iphigenie" den Beweis, daß der Dichter auch mit einem antiken Stoff ſein eigenes Leben zu verbinden und in Geſtalten aus der griechiſchen Sage ſein eigenes Leiden verklärt darzuſtellen verſtand. Fr. von Biedermann hat zuerſt in ſeinen Goetheforſchungen darauf aufmerkſam gemacht und aus inneren Gründen den Beweis zu führen geſucht. Doch kann man für den Zuſammenhang der Goetheſchen Dichtung mit ſeinem Leben einen unmittelbaren Beleg aus einem Briefe Goethes an Fritz Jacobi vom 17. November 1782*) anführen, in welchem Goethe mit Überſendung ſeiner „Iphigenie" dem Freunde ſchreibt: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schickſale geweiht und leide, wo andere genießen, genieße, wo andere leiden. Ich habe unſäglich ausgeſtanden. — Wenn du eine glühende Maſſe Eiſen auf dem Herde ſiehſt, ſo denkſt du nicht, daß ſoviel Schlacken darin ſtecken, als ſich erſt offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. — Es ſcheint als wenn es eines ſo gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen".

1776 ſchreibt Goethe aus Rippach bei Leipzig an Frau von Stein: „Daß mir Herzogin Louiſe die Geſchwiſter nicht weiter gibt — oder ſonſt. — Eh ſie nach Gotha geht, laſſen Sie ſichs wieder geben, es muß uns bleiben." Daß die Anbetung, welche Wilhelm für die verſtorbene Charlotte zur Schau trägt, dem Gefühle der Verehrung Goethes für Frau von Stein entſpricht, zeigt der Brief Goethes vom 7. Oktober 76: „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender ſeine Arme nach ihr ausſtreckt, vergebens, daß ſein ſcheidender, thränenvoller Blick den ihrigen nocheinmal niederwünſcht, ſie iſt nur in dem Glanze verſunken, der ſie umgiebt, nur voll Sehnſucht nach der Krone, die ihr überm Haupte ſchwebt". Adieu doch Liebe!

*) Vgl. Schöll-Fielitz Br. II, 561.

Wollte Goethe in seiner Iphigenie die weibliche Würde, die Macht der reinen Menschlichkeit, im ewig Weiblichen offenbart, in überirdischer Andacht und Verehrung darstellen, so verband sich bei ihm mit der hoheitsvollen Jungfrau des Altertums, welche durch ihre edle Menschlichkeit und Wahrheit ihrer reinen Seele die Macht der Dämonen bändigt und den wilden Streit der Männer durch ihre Erscheinung allein verstummen macht, unauflöslich die Gestalt der geliebten Frau. War sie ihm doch die Heilige, „zu der er betend emporschaute", „die edle Besänftigerin der wilden Triebe seines Herzens", „die eherne Schlange, an der er sich aus seinen Sünden und Fehlern emporrichtete". Nach dem Sturme der Leidenschaft kam über Orest-Goethe ein süßer Friede und eine innerliche Ruhe durch die heilige Madonna, „zu der er eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen gefaßt hatte" und „deren bloße Gegenwart eine beseeligende Wirkung auf ihn ausübte".

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf.
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Aber mehr noch deutet des Thoas Geschick auf jene Zeit der Goetheschen Liebe, und mehr auf ihn nehmen wohl auch die Goetheschen Worte an Jacobi über den Zusammenhang der „Iphigenie" mit seinem Leben Beziehung. Goethe ist der Thoas, der nach der Läuterung seines Herzens entsagt, aber ohne Groll und Haß gegen die Geliebte. Des Thoas schönes wirkungsvolles „Leb' wohl" am Schluß der Iphigenie, mit welchem er auf die der Scheidenden verbleibende getreue Verehrung und Liebe hindeuten will, es kommt aus des Dichters eigenem Herzen, der zwar geschieden von der Geliebten durch Sitte und Gesetz, von der inneren Seelengemeinschaft, der geistigen Ehe, die kein Gesetz trennen kann, nicht lassen will.

Hatte der leidenschaftliche Liebhaber kühn sich über die Grenzen der Sitte hinwegsetzen und allen Hindernissen trotzend das Wort: „Erlaubt ist, was gefällt" wahr machen wollen, so war er durch die Reinheit der Seele und die Hoheit

der Gesinnung der geliebten Frau allmählich zur Beschränkung des eigenen Willens, zu größerer innerer Freiheit, zur Anerkennung der Macht sittlicher Ordnung und des Satzes: „Erlaubt ist, was sich ziemt" geleitet worden. Und der Dank für die Erziehung zu höherer sittlicher Anschauung war der Tasso.

Wohl bei keinem Goetheschen Werke fließen Leben und Dichtung, Dichtung und Liebe so eng ineinander als im Tasso. Am 13. November war der erste Aufzug fertig, und noch in demselben Monat wird unter glücklichen Vorboten der zweite begonnen. Plötzlich tritt eine Stockung ein; mehrere Monate liegt das Stück unberührt und fordert selbst das Mitleiden des Dichters heraus. Erst Ende März des folgenden Jahres kommt die lange vergessene Dichtung wieder zu Ehren. Mit plötzlich erwachter Schaffenslust schreibt der Dichter den zweiten Akt zu Ende, und von hoher Zuversicht auf die Zukunft des Dramas erfüllt ruft er der Geliebten dankbar zu: „So sorgt die Liebe für Ihren Dichter". So wird uns die Geschichte der Goetheschen Liebe Aufschluß geben über die Schicksale des Dramas, und jener plötzliche Abbruch der Dichtung wird eine Stockung des Liebesverhältnisses bezeichnen. Und wirklich war damals zwischen beiden ein Zerwürfnis eingetreten. Dem leidenschaftlichen Manne war wiederum die Entsagung zu schwer geworden — die Geliebte zürnte, und so lange sie zürnte, verstummte die Muse und — Tasso blieb ein Bruchstück. Aber als die Sonne seines Lebens wieder aufgegangen war, als ihm sogar die Gewißheit der erwiderten Liebe als deren vollgiltigen Beweis wir den Brief in Gedichtform vom 16. Dezember 1780 anzusehen haben*), geworden war, da jubelte er sein Glück in die Worte des Tasso:

---

*) „Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt".

Iſt Dirs erlaubt, die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt Du's, umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen, was ſie ſprach?
Und haſt Du Zeugen, dieſe ſtummen Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten?
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.

So ſehr verband ſich für den Dichter die Geliebte und die Prinzeſſin, Taſſos Liebe und die ſeinige, daß er Frau von Stein ſchreiben konnte „An Taſſo ſchreibend habe ich dich angebetet" und ſo ſehr verwob ſich Dichtung und Wirklichkeit, daß Goethe jenen herrlichen Monolog (Taſſo II, 2) als Anrufung an Frau von Stein dichtete, unbekümmert, „ob er als Szene und an dem Orte gut ſein würde". Daher darf der Taſſo als die eigentliche und ſchönſte Frucht jenes Liebesbundes betrachtet werden, daher brauchen jene Worte des Goethe-Taſſo:

Und was hat mehr das Recht Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimnis einer edlen Liebe
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

nicht im „befreiten Jeruſalem" ihre Beſtätigung zu ſuchen, nein ſie ſind das Geſtändnis des Dichters über die Entſtehung ſeiner eigenen Schöpfung*).

---

*) Die wichtigſten auf den Taſſo (Akt I und II) bezüglichen Stellen aus den Briefen ſind folgende: 10. November 1780: Ich brächte die erſte Szene vom Taſſo mit. Es ſcheint mir rätlich zu ſein, daß wir uns nach und nach mit dieſem Stück bekannt machen. 13. November 1780: Der erſte Akt iſt fertig geworden, ich möchte ihn gerne leſen, daß Sie teil hätten an allem was mich beſchäftigt. 15. November 1780: Ihr gütiges Zureden und mein Verſprechen haben mich heute früh glücklich den zweiten Akt anfangen machen. Hier iſt der erſte; mög er in der Nähe und bei wiederholtem Leſen ſeinen Reiz behalten. Laſſen Sie ihn niemand ſehen. 16. November: Behalten Sie den Akt, wie Sie wollen; er wird mir erſt lieb, da Sie ihn lieben. 19. November: Mein Stück iſt heute vorgerückt, deſſen Ende Sie mit keinen freundlichen Erinnerungen zu beſchleunigen geſinnt ſind. 25. November: Gegen Abend möchte ich wohl Lingen und Ihnen die erſte Szene des zweiten Aktes leſen. 31. Dezember: Mein Taſſo dauert mich ſelbſt; er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an; aber wie will ich zureichen? 25. März

Daß Frau von Stein dieſer ſie verherrlichenden Dichtung bis in ihr ſpätes Alter ihr Intereſſe zuwandte und noch faſt dreißig Jahre ſpäter durch eine Aufführung des Dramas ſo ergriffen und gerührt wurde, daß ſie denſelben Abend den Gefühlen, die ſie bewegten, in einem Billet an den Dichter Ausdruck gab, hat Loeper aus den Schätzen des Archivs dem Herausgeber der Briefe (vgl. II, 696) mitgeteilt.

Außer den genannten Dramen, bei denen wir uns auf feſtem Boden befanden, iſt für eine ganze Reihe anderer Dramen ein Zuſammenhang mit Goethes Liebe zu Frau von Stein vermutet worden. Es ſind dies: Lila, die Empfindſamen, Elpenor und Iphigenie in Delphi.

Die beiden erſten kann ich hier füglich übergehen, da der vermutete Einfluß ſich nur auf einzelne unbedeutende Szenen*) erſtreckt. In „Elpenor" und dem Plane zur „Iphigenie in Delphi" hat der verdienſtvolle Goetheforſcher von Biedermann Beziehungen zum Goetheſchen Liebesbunde finden wollen. Auch hier würde es weit den Rahmen eines Vortrags überſteigen, wenn ich auf dieſe ausführlichen Unterſuchungen näher eingehen wollte. Nur ſoviel ſei geſagt, daß wir es mit Vermutungen zu thun haben, welche vorläufig eines jeden überzeugenden Beweisgrundes entbehren. Ebenſo ſteht es mit dem von Grimm

---

1781: An Taſſo wird heute ſchwerlich gedacht werden. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter ſorgt? Vor Monaten war mir die nächſte Szene unmöglich, wie leicht wird ſie mir jetzt aus dem Herzen fließen. 19. April 81: Da Sie ſich alles zueignen wollen, was Taſſo ſagt, ſo habe ich heute ſchon ſo viel an Sie geſchrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann. 20. April: Ich habe gleich am Taſſo ſchreibend dich angebetet. Meine ganze Seele iſt bei dir. 27. April: Ich ſummierte in der ſtillen Nacht meine Glückſeligkeit und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl an Taſſo ſchreiben können. 23. April: Dieſen Morgen ward mirs ſo wohl, daß mich ein Regen zum Taſſo weckte. Als Anrufung an dich iſt gewiß gut was ich geſchrieben habe. Ob als Szene und an dem Ort gut iſt, weiß ich nicht. 9. Mai: Heut früh lebt Taſſo in meinem Kopfe und läßt ſich durch nichts irren.

*) Man vergleiche darüber die Ausgabe in der Spemannſchen Nationalliteratur.

in seinen „Goethevorlesungen" gemachten Versuche die „Wahlverwandtschaften" in Verbindung mit Goethes Liebe zu Frau von Stein zu bringen; und gerade bei dieser höchst geistreichen und bestechenden Vermutung vermissen wir um so schmerzlicher diejenigen Unterlagen, welche einer Hypothese wissenschaftlichen Wert verleihen.

Ganz anders aber verhält es sich — und damit wenden wir uns eingehender zu den Goetheschen Prosawerken — mit dem „Werther" (vgl. Br. II, 335).

Wer die erste Ausgabe des Goetheschen Werther, wie sie im „jungen Goethe" abgedruckt ist, mit der Gestalt, welche Goethe dem Roman später gegeben hat, vergleicht, der wird eine Anzahl Änderungen und Zusätze finden, welche der Dichter, wie glaubhaft bezeugt ist, vorgenommen hat, gedrängt durch die Vorwürfe Lottens und ihres Gatten Kästner, die in der Goetheschen Darstellung eine Entstellung ihres eigenen Verhältnisses zu sehen glaubten. Läßt sich nun auch in den Goetheschen Änderungen die Absicht durchaus nicht verkennen Lotte nur als die Geliebte, nicht als die Liebende darzustellen und die Gestalt des Albert zu heben, so bleiben dennoch eine Reihe Zusätze, welche mit jener Absicht in keiner Berührung stehen. So liegt es nahe jene Zusätze mit einem andern ähnlichen Ereignisse in Goethes Leben in Zusammenhang zu bringen, und woran könnte man da eher denken, als an des Dichters Liebe zu Frau von Stein? Möglich wird dieser Zusammenhang, weil Goethe die zweite Ausgabe seines Werther in der Hauptsache 1782 mitten in der Qual seiner entsagungsreichen Liebe geschrieben hat; wahrscheinlich wird er, da Goethe in den Worten an die Geliebte (am 24. Juni 83) „Hier schicke ich Dir den Werther und die Lotte, welche auf Dich vorgespuckt hat" und in dem kleinen an die Freundin mit Beziehung auf den Werther geschriebenen Gedichte:

„Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

die nahe Verbindung ſeiner Dichtung mit ſeiner Liebe ſelbſt berührt hat; unumſtößliche Gewißheit aber erhält dieſer Zuſammenhang für denjenigen, der in Goethes Art des dichteriſchen Schaffens ein wenig eingeweiht iſt.

Werther II. 22. und 26. November.

Ich kann nicht beten „Laß mir ſie!" und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: „Gieb mir ſie!" Denn ſie iſt eines anderen. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antitheſen. — Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die Übrigen glücklich — ſo iſt noch Keiner gequält worden. Dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich in mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach, ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

So läßt Goethe den Werther ſchreiben; aber das ſind nicht nur Werthers Worte; nein mit des Dichters eigenem Herzblut ſind jene Worte geſchrieben; es iſt der laute Aufſchrei des gequälten Dichters, dem ein Gott zu ſagen gab, was er leidet.

„Mein Tagebuch", ſo lautet die zweite der hinzugekommenen Stellen, „fiel mir heute wieder in die Hände und ich bin erſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das Alles Schritt vor Schritt gegangen bin, wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch ſo klar ſehe und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat".

Das iſt das Geſtändnis Goethes über ſein vergebliches Ringen, daß er trotz aller Klarheit über das Verhältnis nicht die Kraft beſeſſen hat, dem unſeligen Zuſtande ein Ende zu machen; es iſt das Thema, das ſich durch viele Briefe Goethes an die Frau von Stein hindurchzieht, das ſtete Verſprechen, die Qual zu beenden und das immer wiederholte Eingeſtändnis, daß nur mit dem Leben die Liebe enden könne.

Der Zuſatz vom 27. Oktober Abends: „Ich habe ſo viel, und die Empfindung an ihr verſchlingt Alles; ich habe ſoviel, und ohne ſie wird mir Alles zu Nichts", er ſteht in Ton und Inhalt hundertfach in den Briefen an die geliebte Frau. Auch

die sehr geschickt erfundene Geschichte des unglücklichen Bauernburschen, die beste der Neuerungen der 2ten Ausgabe, welche als treffliches Nebenstück zu Werthers Leiden durch eine andere, gewaltsame Lösung der Frage in Werther selbst Klarheit über seine Lage und die Notwendigkeit seines Entschlusses erweckt, auch diese entsprang — wie Schöll mit Recht vermutet hat — jener Zeit und Stimmung.*)

Wenn die genannten Werke nur zeitweilig die dichterische Kraft Goethes in Anspruch nahmen, und so der Ausdruck der jeweiligen Stimmung und Lage des Dichters waren, so besitzen wir ein Werk, welches die ganze Zeit der Liebe mit-erlebt hat und an dem Goethe das Jahrzehnt hindurch unter liebevoller Zusprache und Anregung der Freundin — gar manches allein für sie — geschrieben hat: es ist der „Wilhelm Meister". Daß auch dieses Romanes Inhalt in den Grundlagen der erlebten Wirklichkeit entnommen war, versteht sich von selbst. Nur brachte hier Goethe eine andere Seite seines Lebens als in den oben genannten Werken, seine praktische Thätigkeit und Wirksamkeit zur Darstellung, und daher erklärt sich, daß wir trotz der lebhaften Teilnahme der Freundin an

*) Die Neubearbeitung des Werther ist in den Jahren 1782 und 1786 von Goethe unternommen worden. Die des letzteren Jahres bezog sich ins besondere auf den Schluß („Herausgeber an den Leser"). Die auf „Werther" bezüglichen, wichtigeren Stellen aus den Briefen an Frau von Stein — abgesehen von den beiden oben schon angeführten von 1782 — sind folgende: 6. Juli 1786: „Herder hat den Werther recht sentiert und genau herausgefunden, wo es mit der Komposition nicht just ist". Der Herdersche Tadel kann sich nur auf die in der ersten Ausgabe vor dem Brief vom 20. Dezember (im jung. G. III, S. 346) stehende, später von Goethe gestrichene Stelle beziehen, in welcher neben der unglücklichen Liebe der gekränkte Ehrgeiz des Werther als Beweggrund zum Selbstmord angegeben wird. So hat also Goethe bei seiner Antwort auf den Tadel Napoleons vergessen, daß Herder schon zwanzig Jahre früher dieselbe Forderung gestellt und daß Goethe selbst in der zweiten Ausgabe dieser Anregung Folge gegeben hatte. 22. August 1786 aus Karlsbad: „Nun muß ich auch meiner Liebsten schreiben, nachdem ich mein schwerstes Pensum geendigt habe. Die Erzählung am Schlusse Werthers ist unverändert, gebe Gott, daß sie gut geraten sei, noch weiß ich nichts davon, Herder hat sie noch nicht gesehen."

dem Roman vergeblich nach einer Gestalt suchen, in der wir die Züge der Geliebten erkennen können. Wollte man durchaus eine Anspielung finden, so könnte man vielleicht in „Thereſens" Walten und Wirken eine Verherrlichung der besonnenen und wohl geregelten Weise, in der Frau von Stein — der Dichter gesteht nicht selten, auch in diesen praktischen Dingen ihr Schüler zu sein — ihren Haushalt verwaltete, bemerken. Auch wollen wir des hübschen Einfalls Erich Schmidts nicht vergessen, der in seinem geistreichen Aufsatz über Frau von Stein den „Felix" des Romans auf den Sohn der Freundin, Fritz von Stein, welchem Goethe gar häufig die für die Mutter bestimmten Liebkosungen und Küsse zu teil werden ließ, zurückgeführt hat.

Aber einen Schatz von drei anderen Meisterwerken Goetheſcher Prosa können wir unmittelbar aus den Briefen Goethes an Frau von Stein heben. Das ist die „Harzreise" vom Winter 1777, die „Schweizerreise" vom Jahre 1779 und endlich die „Briefe aus Italien".

Der Wunsch Goethes, Erkundigungen über das Bergwesen im Harz einzuziehen und zugleich das Verlangen, einen von Wertherscher Stimmung angekränkelten jungen Mann in Wernigerode kennen zu lernen, war die Ursache der Reise in den Harz mitten im Winter. Hier in der reinen freien Natur und unter einfachen natürlichen Menschen ging des Dichters Herz auf, der die Schönheit der Natur so tief empfand und der an jedem, auch der niedrigsten Menschen, Geschick lebhaften Anteil nahm. Was er in jenen Tagen empfand und erlebte, teilt er in seiner eigenartigen, jeder Stimmung und Zeit angepaßten Sprache der Freundin mit; und ergriffen von der Erhabenheit der Winterlandschaft, die sich seinem trunkenen Blick am Morgen des 10. Dezember vom Brocken aufthat und zugleich in liebevoller, dankbarer Sehnsucht nach der Geliebten, dichtete er den Schluß seines herrlichen unter dem Titel „Harzreise im Winter" bekannten Gedichtes, welches uns jene beiden Stimmungen erraten und fühlen läßt:

„Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht
Über grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtürme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen;
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker."

Einem ähnlichen Anlaſſe, einer Trennung von der Geliebten, verdanken wir auch die berühmten klaſſiſchen „Briefe aus der Schweiz 1779", welche von Goethe ſpäter vermehrt veröffentlicht wurden und mit Recht als ein Juwel deutſcher Proſa geprieſen werden. Was dieſe Briefe ſo wertvoll macht, iſt die Thatſache, daß ſie, jenem Briefwechſel entnommen, unter dem erſten Eindrucke der gewaltigen Natur auf den tief empfindenden und ſo empfänglichen Dichter niedergeſchrieben worden; ein ſchönes und tiefdurchdachtes Gedicht „der Geſang der Geiſter über den Waſſern" verdanken wir einem ſolchen Eindrucke einer Naturſchönheit: es wurde am 9. Oktober 1779 beim Anblick des Staubbaches bei Lauterbrunn für Frau von Stein gedichtet.

Das letzte in dem Kranze der Frau von Stein gewidmeten Werke Goethes iſt — in gewiſſem Sinne — „die italieniſche Reiſe." Über die Bedeutung dieſes Goetheſchen Werkes für die deutſche Literatur und beſonders für die Kenntnis der künſtleriſchen Wiedergeburt des Dichters brauche ich hier nicht zu ſprechen;

doch sei daran erinnert: man wolle bei dem Genusse der Schönheiten und Vorzüge jenes Werkes, der prächtigen Schilderung des römischen Lebens, der lehrreichen Darstellung der künstlerischen Umbildung des Dichters, nicht vergessen, daß wir das Werk selbst in der Hauptsache jener Frau verdanken, die auch damals noch die Genossin des geistigen Lebens des Dichters war. Denn nach seinen Briefen an Frau von Stein, die er sich von der Freundin zurückerbeten hatte, hat Goethe im Jahr 1813, nachdem Liebe und Haß einer ehrlichen Freundschaft Platz gemacht hatte, seine „italienische Reise" zusammengestellt. Die Briefe aus Neapel und Sizilien verbrannte er — nur einer ist erhalten —; in den übrigen tilgte er alles das, was an die einst so heiß geliebte Frau erinnerte. Glücklicherweise sind jedoch die Originale erhalten und mit Sehnsucht harren wir ihrer Veröffentlichung, die uns das, was der alternde Goethe uns geraubt hat, wiedergeben wird: die Glut der Empfindung, die wahre Ursprünglichkeit des Goethe in Italien. Zeigen uns doch die beiden zufällig bekannt gewordenen und daher auch bei Schöll-Fielitz (II, 337) abgedruckten Briefe, welche herrliche Schätze wir zu erwarten haben.

Terni, 27. Oktober 1786.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu dir, mein lieber Schutzgeist! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen.

Laß uns keinen andern Gedanken haben als unser Leben miteinander zu endigen.

Der zweite aus Palermo 18. April 1787 lautet am Schluß:

Lebe wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwischen uns stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.

So lebte auch in Italien die geliebte Frau in seiner Seele; aber gerade diese Reise sollte über den Liebesbund ein Verhängnis heraufbeschwören, das Frau von Stein fast das Herz brach. Der Grund des Bruches ist nicht in äußeren Ereignissen zu suchen, sondern ein innerer und hängt enge mit Goethes italienischer Reise zusammen. Denn diese bezeichnet nicht nur die künstlerische Wiedergeburt des Dichters, sondern auch eine Wiedergeburt im allgemein menschlichen Sinne, eine Rückkehr von der Unnatur zur Natur, ein Losreißen von beengenden Fesseln zur Freiheit. So sagte sich der Dichter, wenn auch mit großem Schmerze, von der Geliebten innerlich los, weil das Verhältnis zu ihr auf Unnatur und ungesunder Grundlage ruhte, und die bekannten äußeren Ereignisse, die Mißverständnisse, die bitteren Briefe, sie waren nicht die Ursache des Bruches, sondern eine notwendige Folge desselben.

Doch lassen Sie uns nicht mit so trüber Erinnerung schließen. Wenn auch der Haß und die kleinliche Rache der verlassenen Frau das Bild derselben für eine Reihe von Jahren verzerren und entstellen konnte, allmählich kam auch über sie die Ruhe des Friedens, und sie reichte dem alten Freunde die Hand, der ruhig und schweigend diesen Augenblick erwartet und herbeigesehnt hatte. Es knüpfte sich zwischen den alternden von neuem der Bund der Jugend, und rührend klingt das letzte Wort, das Goethe der 84 jährigen kranken Frau kurz vor ihrem Tode geschrieben hat (Br. II, 484): „Neigung und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was Menschen gewährt werden kann".

Frau von Stein steht einzig da in der Literatur. Geliebt und verehrt wie eine Göttin von dem größten deutschen Dichter, von ihm zum Mittelpunkte seiner herrlichsten Dichtungen gemacht, wird ihr Name gepriesen und geehrt werden, so lange unsere Literatur besteht. Denn diejenigen dichterischen Werke, welche wir zu den Zierden unserer Literatur zählen, verdanken

wir nicht zum kleinsten Teile ihr. Deshalb ist es der schwärzeste Undank, wenn man dieses Verhältnis, das auf Goethe einen höchst veredelnden Einfluß ausgeübt hat, wie es mehrfach geschehen, zu verdächtigen und zu verunglimpfen sucht. Lassen wir allen derartigen Schmähungen gegenüber das treffliche Wort Bodenstedts gelten:

„Ob Goethes Liebe zu Frau von Stein
Platonisch gewesen oder nicht,
Darüber wird uns Jahr aus Jahr ein
Stets neuer, zweifelhafter Bericht.

Mir ward aus Goethes eignem Mund
Das wirkliche Verhältnis klar:
Gesegnet war der hohe Bund,
Der so viel Herrliches gebar."

---

5. Adrian Ludwig Richter.

Von Herrn Dr. V. Valentin hier (23. Mai 1886).

Der Vortrag wurde in der vom Hochstift veranstalteten Ausstellung von Werken Richters gehalten.

Es mag wenige Künstler geben, welche dem unmittelbaren Verständnis, wie es die Kunst erstrebt oder erstreben sollte, so sehr entgegen kommen wie Ludwig Richter: einer Erklärung seiner Werke bedarf es daher in dem Sinne nicht, in welchem eine solche bei einem Cornelius notwendig ist. Er wendet sich in der Landschaft an unser Gemüt, das ihm gerne in die Stimmung folgt, zu der er uns den Weg zeigen will; in seinen Illustrationen ist er ein so vortrefflicher Erzähler, daß es oft nicht einmal der Kenntnis der Geschichte, die er illustriert, bedarf, um seine Darstellung zu verstehen; in seinen selbständigen figürlichen Schöpfungen aber entfaltet er mit wenig Mitteln des alltäglichen Lebens einen solchen Zauber anmutigster Erscheinung bei größter Einfachheit des Gegenstandes, daß gerade hier am wenigsten eine Einzelerklärung notwendig wäre: sie wird überhaupt gar nicht gesucht — ein jeder versteht den

Künſtler und wird ſein Freund ohne daß er eines Vermittlers bedarf.

Ganz anders verhält es ſich mit Richters Auftreten in der Entwicklung der neueren deutſchen Kunſt. Hier tritt ſeine perſönliche Entwicklung in ſo eigenartiger Weiſe in Beziehung zu der Geſamtentwicklung der Malerei, hier hat er nach mancher Seite hin ſo bedeutend und folgenreich eingegriffen, daß das Verſtändnis ſeiner künſtleriſchen Erſcheinung nur im Spiegel ſeiner Zeit und ihrer Beſtrebungen möglich iſt, wenn man über die landläufigen Begriffe hinausgehen, auf den Grund dringen und aus der Geſtaltung des einzelnen Künſtlers zugleich einen Einblick in das Weſen der Kunſt und ihrer Entwicklung im Zuſammenhang mit dem Gange der Bildung erreichen will. Dies ſoll der Geſichtspunkt ſein, von welchem aus dieſe Betrachtung ihr Ziel gewinnen möchte.

Richter ſteht nicht auf dem Boden einer naturgemäßen Geſtaltung des künſtleriſchen Schaffens, welches Hand in Hand mit der geiſtigen Geſtaltung des Volkslebens vorwärts ſtrebte und dem Antriebe einer das ganze Volk ergreifenden Bewegung Folge leiſtete: er wächſt vielmehr hervor aus einer abgeſtorbenen, nicht nur den Keim des Verfalles, ſondern den Tod ſelbſt in ſich tragenden Kunſtrichtung und gewinnt ſeine eigentümliche Stellung im Kampf mit dieſer Richtung, im Siege über ſie: dieſer Sieg wird nur durch ein Zurückgreifen erreicht, und ſo erhält Richters Vorwärtsſtreben den Charakter einer rückläufigen Bewegung, wie er in ähnlicher Weiſe bei den großen Meiſtern der neuen deutſchen Malerei erſcheint. Bei ihm aber tritt dieſer Charakter in noch weit ſchärferer Weiſe hervor, weil es ſich bei ihm nicht nur um die künſtleriſche Auffaſſung, ſondern auch um den Gegenſtand der Darſtellung ſelbſt handelt, in deſſen Wahl und Änderung er gleichfalls jene rückläufige und ihn dennoch vorwärtsführende Bewegung einſchlägt. Zur Erläuterung dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs möge Folgendes dienen.

Alle Kunſt, die naturgemäß d. h. als Ergebnis eines im Menſchen lebenden Bedürfniſſes wächſt, nimmt ihren Ausgangspunkt von der erzählenden Darſtellung eines den Menſchen aufs

tiefſte bewegenden und ſeine Teilnahme feſſelnden Gegenſtandes, der ihm im Walten der Gottheit und im Geſchehen wichtiger Erlebniſſe ſich offenbart. In beiden Fällen wird es die figürliche Darſtellung ſein, die ihm zuerſt wichtig dünkt, die ihn auch nicht um ihrer Schönheit, ſondern um ihrer Bedeutung willen feſſelt. Alles Nebenwerk iſt nur Erläuterung und erhält nur ſo weit Raum als es zum Verſtändnis der Hauptſache notwendig iſt. So wird die Darſtellung eine Bilderſchrift, bei der es auf Deutlichkeit, keineswegs aber auf Schönheit ankommt, und noch viel weniger auf Naturwahrheit oder gar auf Wahrſcheinlichkeit. Erſt ſehr allmählich erwacht im Schreiber und Beſchreiber der Künſtler, der neben der Deutlichkeit auch eine äſthetiſche Wirkung erzielen möchte, und erſt jetzt drängt ſich das Streben nach Wahrſcheinlichkeit der Erſcheinung, nach Schönheit der Darſtellung herein. Da wird nun zuerſt auf die Nebenſachen Wert gelegt — ſie unterliegen nicht der heiligen Tradition, ſie laſſen dem Künſtler zuerſt die Freiheit ſeine perſönliche Auffaſſungsweiſe, ſeine Art zu empfinden zum Ausdruck zu bringen. So geſtaltet ſich allmählich das Bild, deſſen Zentrum die Handlung oder die Perſönlichkeit iſt, um deren Wiedergabe es ſich handelt. Daneben aber gewinnt die Umgebung perſönlicher oder unperſönlicher Art ihre beſondere Bedeutung. Da werden Nebenperſonen mit bekannten, dem Leben getreu nachgebildeten Köpfen ausgeſtattet, da wird die Örtlichkeit nach einem Vorbilde geſchaffen, das dem Beſchauer vertraut iſt, da wird die Landſchaft mit Tieren bevölkert, da werden Geräte, Stoffe mit größter Wahrheit und Treue wiedergegeben. Noch ein Schritt, und dieſe urſprünglichen Nebenſachen werden dem Künſtler die Hauptſache, und nun ſind ihm zwei Wege offen. Entweder wird die Haupthandlung noch beibehalten, wird aber in der Ausführung und im Verhältnis zu der jetzt Hauptſache gewordenen Umgebung nebenſächlich behandelt, ſie wird Staffage; oder ſie wird ganz beſeitigt, und die ſo frei gewordenen urſprünglichen Nebenſachen gewinnen eigenes Leben, in deſſen Ausgeſtaltung große Bildungsfähigkeit zu Tage tritt. Die Perſönlichkeit, die früher als Stifter auf

dem Kirchenbilde erſchien, die den Nebenfiguren zu ihrer Lebenswahrheit verhelfen durfte, ſie wird jetzt ſelbſtändiges Bild: das Porträt tritt in ſein Recht. Ebenſo löſen ſich das Genre, die Landſchaft als beſonderer Gegenſtand der Darſtellung ab, endlich ſogar das Blumenſtück oder ſelbſt die lebloſe Natur erſcheint ſelbſtändig im Stillleben — kurz, es treten allmählich die ſogenannten Fächer der Malerei auf: jedes führt, nach dieſer Differenzierung ſein eigenes Leben und erhält ſeine beſondere Geſchichte. Daß daneben das urſprünglich im umfaſſendſten Sinne ſo zu nennende Hiſtorienbild dem intimen Intereſſe gegenüber, das dieſe Spezialitäten dem Einzelleben entgegenbringen, in ſeiner Bedeutung zurücktritt, begreift ſich leicht. Damit wurden freilich der Malerei die großen Ziele weggenommen: ſie hört auf Sache einer Geſamtheit zu ſein, und wird Liebhaberei der Einzelnen, ſie wird Kabinetskunſt.

Mit dieſer Bewegung geht eine zweite Hand in Hand. Je mehr die äſthetiſche Seite der Kunſt in den Vordergrund tritt, um ſo mehr ergiebt ſich das Bedürfnis die Errungenſchaft der Vorfahren ſich raſch und ſicher zu eigen zu machen, um auf ihren Schultern weiter zu bauen. Das ſoll in den Akademien geſchehen, wo bald zum Behufe des Unterrichtes die Eigenarten der Künſtler in beſtimmte Formeln gebracht werden, die leicht gelehrt und gelernt werden können. So verdienſtlich das Beſtreben iſt, ſo gefährlich iſt die Ausführung: gar leicht wird nur die Formel gelehrt oder gelernt, die Sache aber, um deretwillen ſie betrieben wird, verfällt der Vergeſſenheit: die lebendige Kunſt, die Kunſt, welche aus dem Herzensbedürfnis des Einzelnen als natürliche Sprache hervorwächſt und die Natur ſelbſt zur Sprache des Herzens, des perſönlichen Empfindens umgeſtaltet, erſtirbt, und es bleibt jene nach der techniſchen Seite hin vortreffliche, nach der Seite des geiſtigen und des ſeeliſchen Lebens hin öde und unſelbſtändige Kunſtübung übrig, die man als die akademiſche bezeichnet. Sie war im vorigen Jahrhundert die herrſchende geworden, und ſie iſt der Gegenſtand der Bekämpfung, welche von der neuen deutſchen Schule der Malerei zum Schlachtrufe gemacht wird.

Die Führer dieſer neuen deutſchen Schule der Malerei gliedern ſich nach zwei Richtungen. Die eine greift unmittelbar auf die hiſtoriſche Malerei zurück. Der figürliche Teil mit ſeinem bedeutenden für das Weſen der Menſchen wichtigen Inhalte ſoll wieder der Kern der Darſtellung werden, die Nebenſache ſoll Nebenſache bleiben, das ſo geſchaffene Bild aber Alles umfaſſen, was bedeutungsvoll iſt, d. h. alle Fächer ſollen neben dem einen Fach aufhören, das allumfaſſend ſein muß. So wenden ſich Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit gegen die Fachmalerei und werden die großen Meiſter der hiſtoriſchen Kunſt der neuen deutſchen Schule. Die andere Richtung geht von der Landſchaft aus, läßt ihr eine große Bedeutung, will ſie aber ſelbſt zu einer hiſtoriſchen machen. Dies erreicht ſie in erſter Linie durch Verbindung der Landſchaft mit einem hiſtoriſchen oder als hiſtoriſch gedachten Ereignis. Sodann aber ſtrebt ſie darnach, den durch dieſes Ereignis gegebenen Charakter zugleich in der Landſchaft auszuſprechen. Zu dieſem Zwecke muß die Landſchaft ſelbſtändig erfunden werden und den Eindruck des Außergewöhnlichen, der über das Alltägliche und Einzelne in der Erſcheinung hinausragenden Bedeutung machen, die für ein hiſtoriſches Werk Lebensbedingung iſt. Der Meiſter dieſer Richtung iſt J. A. Koch. Beide Richtungen haben das Gemeinſchaftliche, daß ſie vom ſorgfältigſten Naturſtudium ausgehen, um die Naturwahrheit im Gegenſatz zu überlieferter formelhafter, ſchematiſcher Auffaſſung der Natur zu gewinnen. Dann aber ſoll das ſo Errungene ſelbſtändig und eigenartig verarbeitet werden, ſo daß nicht die Nachahmung der einzelnen Naturerſcheinung, ſondern der Aufbau einer neuen Lebenserſcheinung auf Grund genaueſter Kenntnis der Naturwahrheit und der durch die Natur ermöglichten Geſtaltungen das Ziel der Kunſtübung iſt.

So lagen die Dinge als Richter heranwuchs, ohne von dieſer Lage auch nur die entfernteſte Ahnung zu haben. Bei ſeinem Vater, der ſelbſt Zeichner und Kupferſtecher war, trat der Knabe ganz ſelbſtverſtändlich als Lehrling ein und lernte, was dieſer ſelbſt von Adrian Zingg gelernt hatte, dem echten

Akademiker in dem oben bestimmten Begriffe des Wortes. Eine sichere Handfertigkeit in einer scharf bestimmten Manier des Zeichnens und Tuschens (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie von L. Richter. S. 1) war das Ziel; die schablonenmäßigen Formen der „gezackten Eichenmanier" oder der „gerundeten Lindenmanier" (S. 41) wurden als stereotype Formeln eingeschult, dagegen die unmittelbare Anschauung, welche zu einem lebendigen Naturgefühl hätte führen können, geflissentlich ferngehalten. So wuchs der junge Richter zu dem heran, was man einen Vedutenzeichner nennt: er kopierte in hergebrachter Manier einzelne bestimmte Stücke der Landschaft in porträtartiger Treue, ohne es damit zu einem Bilde zu bringen, welches eine eigene selbständige Auffassung oder Empfindung hätte durchfühlen lassen. Mit dem Malen ging es nicht anders: Graff und Schubert, welche ihm die Anfänge beibringen sollten, wußten auch nicht mehr als den herkömmlichen „Baumschlag" zu machen, der für alle Bedürfnisse ausreichen mußte und der Landschaft ein schablonenhaftes Aussehen gab. Hie und da machten sich aber schon die neuen Bewegungen geltend, die auf der Wiener Akademie die Jugend gegen die überlieferte Methode in Kampf führte, und als Richter als siebzehnjähriger Zeichner den Fürsten Narischkin nach Frankreich begleitete, hörte er zum ersten Mal von Cornelius und der neuen deutschen Malerei in Rom reden. Ein gutes Geschick führte endlich auch ihn dorthin: der Buchhändler Arnold stattete ihn mit einer mehrjährigen Unterstützung aus, und mit zwanzig Jahren zog der lernbegierige Jünger der Kunst in deren gelobtes Land, wo sich ihm allmählich die Augen öffneten.

Mit der Reise nach Rom und mit dem dreijährigen Aufenthalte dort beginnt der erste der beiden großen Umgestaltungsprozesse, die Richter durchzumachen hatte. In den Fesseln der akademischen Richtung aufgewachsen, in feste Formeln gebannt, besaß er von Natur einen scharfen und feinsinnigen Blick für das Naturwahre. Dieser wurde durch die neue Richtung in der entschiedensten Weise unterstützt, und nun beginnt der ergreifende Kampf des jungen Mannes, der klar einsieht, wo seine

Feſſeln liegen, der ebenſo klar das Ziel erkennt, und der doch lange den Weg nicht finden kann um dieſes Ziel zu erreichen. Gerade das Wichtigſte und Bedeutendſte der neuen Richtung, ſich nicht ſklaviſch an das Vorbild in der Natur zu halten, aus ihr zwar das Motiv zu nehmen, dann aber es frei aus einer Idee heraus umzugeſtalten und ſtatt eine Fülle von Einzelheiten ohne inneren als notwendig empfundenen Zuſammenhang zu geben, ein Ganzes zu ſchaffen, bei welchem die es geſtaltenden und beherrſchenden Züge nicht durch die Nebenſache erdrückt würden, gerade das konnte er, der ſich ſelbſt mit Bitterkeit einen Vedutenmaler nennt, wohl begreifen aber nicht ausführen. Da war es vor Allen der alte Koch, der ihn auf die Notwendigkeit hinwies in knappen Zügen zuerſt das Ganze zu ſchaffen, ſtatt dieſes aus vielen Einzelheiten zuſammenzuſetzen (S. 361). Da war es Veit, welcher ihn zu größerer Einfachheit hinführte und ihn warnte mit der Natur in ihrer reichſten Entfaltung in einen Wettſtreit zu treten, in dem der Künſtler notwendig erliegen müſſe (S. 360 ff.). Da war es endlich und wohl hauptſächlich Schnorr von Carolsfeld, deſſen Vorbild den entſcheidendſten Einfluß ausübte. Schnorr hatte auf ſeinen Wanderungen in Italien eine Fülle von landſchaftlichen Studien geſchaffen, die ihn den erſten Landſchaftern ebenbürtig zur Seite ſtellten. Hier fand Richter was ihm ſelbſt noch abging, die große Auffaſſungsweiſe der Natur, welche in deren Erſcheinung das Geſetz der Bildung und Geſtaltung zu erkennen und in ſcharfen Zügen feſtzuhalten verſteht, den hiſtoriſchen Stil, wie ihn Koch ausgeprägt hatte, wie er dem Adepten hier aber gleichſam handgreiflicher, faßlicher und eben darum verſtändlicher vor Augen trat. Auf dieſem Wege gelang es Richter allmählich das akademiſche Unweſen zu beſeitigen und die in ihrer Wahrheit der Erſcheinung im Einzelnen erfaßte Natur in großgedachten Bildern feſtzuhalten, welche ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes darſtellen, welche einen beherrſchenden Charakter in den Linien und in den Farben zeigen, wenn auch dieſe letztere Seite bei Richter wie bei ſeinen Strebensgenoſſen ſtets die ſchwächere geblieben iſt. So kann ihm die Landſchaft

nun eine Sprache werden, die sie selbst zu sprechen scheint, die aber thatsächlich ein Ausdruck für das ist, was ihn selbst bei ihrem Anblick erfüllt. „Die Bewegung, das Kommen und Gehen, Leben und Sterben der vielgestalteten Elemente, friedlich verbunden oder im Kampf" das ist es was er „das Schöne im Naturleben" nennt und was er ausdrücken möchte (S. 354). Er weiß jetzt klar was er will: „Meine ehemalige Lust, mit allerhand Phantasien das Bild auszufüllen, dieser wilden Tochter allen Raum zu lassen, und so oft ins Kleinliche, Tändelnde zu verfallen, habe ich aufgegeben. Eine Gedanke kräftig, tief, umfassend ausgedrückt, mit möglichst wenigen Mitteln, in großen Licht- und Schattenmassen, großen Hauptfarben und möglichst naturgetreuem Charakter des Details". Sein Ziel ist: „Deutsche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit sie nicht wie bisher, den untergeordneten Rang der Idylle behält, sondern zum Epischen sich erhebt. Meine Helden sind die Elemente in ihren lieblich geeinten oder feindlich entzweiten Wirkungen".

Auf dem Gebiete der Landschaft hat Richter Schönes geschaffen. Dennoch aber liegt seine Hauptbedeutung nicht auf diesem Gebiete. Bis er seine eigentlichste Domäne gewann, mußte er einen zweiten Prozeß durchmachen, und auch hier ist ihm Schnorr der Leitstern. Er wendete sich allmählich der Figurmalerei zu, behielt die Landschaft als die stimmungsvolle Basis, die er vortrefflich in Einklang mit dem Hauptgegenstande zu bringen wußte, und gelangte so zu der früheren und älteren Stufe der Malerei zurück, von welcher sich die Landschaft erst allmählich als selbständiges Fach losgelöst hatte. Aber Richter, dessen Grundsatz es war, daß jeder sich seinen Stil selbst schaffen solle (S. 368), war, so wenig er in der Landschaft Koch oder Schnorr kopierte, auch hier nicht einfach Nachfolger der von ihm so hoch geachteten Historienmaler. Auch Schnorr gegenüber behielt er seine Selbständigkeit. Schnorr war es der ihm einst die Figuren in einer Landschaft korrigierte (S. 238), und ihn durch die meisterhafte Umwandlung seiner Schöpfung anregte tüchtig Figuren zeichnen zu lernen. Er that es mit dem ge-

wohnten Eifer, „und so ging es Schritt vor Schritt weiter, bis die Figuren endlich in den Zeichnungen für die Holzschnitte die Hauptsache wurden, die Landschaft aber bescheiden in den Hintergrund trat“ (S. 239).

Diese Entwicklung trat jedoch erst ein als Richter 1826 nach Deutschland zurückgekehrt und zuerst als Lehrer an die Kunstschule zu Meißen, später an die Akademie in Dresden berufen war. Während die landschaftliche Arbeit zunächst noch den Vorrang hatte, trat allmählich die figürliche Komposition immer bedeutungsvoller hervor. Es hängt das mit einem anderen Vorgange zusammen. In Italien sehnte sich Richter nach Deutschland. In Deutschland hatte er Heimweh nach Italien. Zunächst malte er nur italienische Landschaften, und es bedurfte für ihn geradezu einer Entdeckung der deutschen Landschaft, um auch in ihren Mitteln die Sprache zu finden, die er für seine künstlerischen Bestrebungen brauchte. Damit erwacht aber auch das Verständnis für die nächste Umgebung der Menschen, und immer tiefer erfaßt ihn die Gewalt der Liebe zur Heimat, zu dem eignen Volke, zu dessen Dichtung und Sage.

Als Richter diesen Weg eingeschlagen hatte, gewann er für unsere gesamte Kunst eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung. Er bedurfte eines leichten Mittels der Vervielfältigung in engster Verbindung mit dem Worte. Dieses bot ihm der Holzschnitt. Die Kunst des Holzschneidens war in Deutschland so gut wie vergessen. Richter ward, wie einst Dürer, der bedeutendste Förderer dieser volkstümlichen Kunst. Er verstand es vortrefflich seine Zeichnung den Erfordernissen der Technik anzupassen, und von ihm lernten eine Reihe unsrer bedeutendsten Holzschneider die edle Kunst, die dazu bestimmt ist die höchsten Schöpfungen der Kunst zu einem Besitztum Aller zu machen. In welcher Weise Richter selbst zur Förderung aller guten Keime im deutschen Volke beigetragen hat, wie es ihm gelungen ist eine Fülle von Gestalten der deutschen Dichtung, der Sage, des Märchens mit sicheren und unvergeßlichen Zügen in das Herz des Volkes zu schreiben, wie er die Seele des Kindes

erfreut und ſeine Phantaſie mit Geſtalten bevölkert, wie er dem reifen Alter an das Herz zu greifen, das Gemüt zu bewegen verſteht, das Alles weiſt ſein Holzſchnittwerk aus, der bekannteſte und verbreitetſte Teil ſeiner zahlreichen Schöpfungen. In ihm vor Allem zeigt ſich außer dem ſcharfen Beobachter, dem vortrefflichen Zeichner und Charakteriſtiker, dem Humoriſten, beſonders der herzensgute, edelgeſinnte Menſch, welchem die Förderung der Kunſt ohne Veredlung des eignen Innern nicht denkbar iſt, der ebenſo eifrig wie an ſeinem äußeren Werke, an ſeinem Herzen, an ſeinem Geiſte arbeitet: ſo allein hat er es möglich gemacht eine Fülle von Herzens- und Geiſtesbildung ſich zu erarbeiten und uns nach allem Schönen, das er mit dem Stifte geſchaffen, noch die köſtliche Gabe ſeiner „Lebenserinnerungen" zu ſpenden, jenes ſchöne Buch, in welchem uns der gedankenvolle, phantaſiereiche, gemütstiefe Menſch ſo vollendet erſcheint und in dem er die Feder nicht minder meiſterhaft führt als früher den Stift.

Durch all dieſes reiche Schaffen geht aber ein Zug, der Richter hoch über viele ſeiner Mitſtrebenden ſtellt, den wir überall herausfühlen, der ſich am beſten *fühlen* läßt, den wir aber auch einmal gern in Worten faſſen, damit er in ſolcher Faſſung auch wieder zum Verſtändnis des Künſtlers diene. Schon als Jüngling von zweiundzwanzig Jahren erkennt er deutlich den Unterſchied der modernen Empfindungsweiſe von der antiken. „Das Moderne läßt uns troſtlos und verwirrt in dem Gefühle ſtecken, welches es erregt, indem da, wo die Auflöſung eigentlich kommen ſollte, in einer Diſſonanz abgebrochen wird". Das Antike dagegen macht ihm einen ganz anderen Eindruck. „Jedes Gefühl ſprechen ſie in Malerei und Poeſie beſtimmt aus, und löſen das Ganze in völlige, reine Harmonie auf". (S. 392). Das iſt der Leitſtern ſeiner Kunſt. Es iſt aber noch mehr: es iſt der Gedanke, mit dem er an die Betrachtung der Welt ſelbſt herantritt. Auch ſie löſt ſich ihm in Harmonie auf, und nur dieſe Harmonie iſt der Gegenſtand ſeiner Darſtellung. Da darf aber auch nichts fehlen, da giebt es nichts was zu klein oder zu unbedeutend wäre. Da gehört der

Hund ſo gut mit herein wie der Spatz und der Rabe, die Blume wie das Grashälmchen, der Froſch wie die ſummende Biene. Und ſo führt er uns unabläſſig und zwar in dem Werk, in dem er am ſelbſtändigſten iſt, am meiſten, dieſe ſelige Harmonie vor. Es iſt keine Wiederholung der Armut, wenn wir dieſe Elemente immer wieder finden: es iſt der Einklang der Natur, den zu ſchildern er immer aufs Neue unternimmt und dem ſich jedes Weſen fügen muß. Seine kleineren Werke, beſonders ſeine Aquarelle, ſind daher nicht Genrebilder im gewöhnlichen Sinne des Wortes: ſie geben uns nicht eine alltägliche Szene wie ſie ſich ſo zugetragen hat oder haben kann. Sie ſind viel mehr. Sie geben uns Szenen, die an das alltägliche Leben anknüpfen, dieſes aber mit der Reinheit ſeines eigenen liebenden Herzens erfüllen und ſie ſo umwandeln wie ſie ſein müßten, wenn die Welt ſo gut wäre wie das Herz des Künſtlers. Welche Luſt, welche Heiterkeit vereint er! Als typiſch möchte ich das köſtliche Aquarell Nr. 619 bezeichnen. Greis und Greiſin, Eltern und Kinder, Hund und Rabe, Singvögel und Früchte an den Bäumen und über Allen der heitere Himmel, die klare Luft, das liebliche Licht — ein köſtlicher Zuſammenklang aller Elemente der Natur und des Lebens! Noch tiefer erfaßt Richter aber die Natur, wenn er ſie in ihrem geheimſten Schaffen belauſcht. So in dem Waldmärchen (Nr. 593). Da rauſcht das Waſſer, die Eichhörnchen, das Reh, die Vögel, die Blumen, Alles freut ſich und blüht am buſchigen, verſteckten Plätzchen im Walde. Mitten darin ſitzt, wie die Verkörperung der Waldnatur und ihres geheimnisvollen, keimenden Lebens, ein blühendes Mädchen, noch halb Kind, und ſinnend hinausſchauend bricht ſie die blaue Blume.

Und dieſer Einklang ruht auf tiefem Grunde. In Rom hat Richter außer den großen Meiſtern der Kunſt einen engeren Freundeskreis gefunden, der auch aus Künſtlern beſtand, die ihn aber mehr auf einem anderen Gebiete als dem der Kunſt förderten. Hier fand er den feſten Glauben an das liebevolle Walten der Gottheit, der ihn ſeitdem beſeligt hat und der ihn recht eigentlich überall den tieferen Grund für dieſen Einklang

im Weſen der Natur finden ließ. Dieſer Glaube nahm für ihn die Form des Chriſtentums an, ſo wie er, der als Proteſtant Getaufte, als Katholik Erzogene und frei nach eigner Überzeugung in evangeliſcher Überzeugung Lebende es erfaßte, wie er es in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele bei Goethe wiederfand: „Das Entſtehen und Wachſen chriſtlicher Geſinnung, frei von dogmatiſchen Formeln“. Und Goethe, in deſſen Stil er jene von ihm erſtrebte Harmonie erkannte, war es auch, dem er den Spruch unter ſeinem Bilde entnahm, der ihn ſo gut charakteriſiert wie kaum ein anderes Wort: „Große Gedanken und ein reines Herz, das iſts was wir uns von Gott erbitten ſollen“. In dieſem Sinne faßt der ſchlichte, beſcheidene Mann nun auch ſein eigenes Leben auf, deſſen Wandlungen und Entwicklungsſtufen er als Fügungen der Gottheit betrachtet, die es zu einer harmoniſchen Geſtaltung bringen wollte. Und demütig erkennt er die freundliche Hand an, die ihn anders geleitet als er ſelbſt es gewollt, und ſo ſchließt er den Rückblick auf ſein Leben, das uns wie ſeine eigenen Schöpfungen rein nnd harmoniſch anmutet, mit den Worten: „So hat es denn Gott gefügt, und mir iſt auf vorher nicht gekannten und nicht geſuchten Wegen mehr geworden als meine kühnſten Wünſche ſich geträumt hatten. Soli Deo gloria!“ —

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geſchichte (G).

In dieſe Fachabteilung wurden vom 1. Januar 1886 bis 31. Mai 1886 aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:

Herr Dr. phil. Schellhaß, hier.

„ Dr. phil. Schwemer, „

b) ohne Stimmrecht:

Niemand.

In der neunten Sitzung am 25. Januar 1886 fand zuerſt die Wahl des Vorſtandes ſtatt; das Ergebnis derſelben war Folgendes:

Vorſitzender: Herr Dr. H. Grotefend.

Stellvertretender Vorſitzender: Herr Dr. L. Quidde.

Schriftführer: Herr Dr. R. Jung.

Hierauf ſprach Herr Dr. Neuſtadt etwa wie folgt über das ehemalige Hohenzollernarchiv auf der Plaſſenburg, ſeine Bedeutung und ſeine Schickſale.

Für die Bedeutung eines Archivs gilt als Maßſtab der Wert des Neuen, das man aus denſelben kennen lernt. Es genügt darauf hinzuweiſen, daß das beſcheidene Wort des großen Königs, der, wie ſelten ein Fürſt, theoretiſch und praktiſch Geſchichte in großem Maßſtabe getrieben, daß Friedrichs des Großen Ausſpruch l'histoire de la maison de Brandebourg n'intéresse que depuis le temps de Jean-Sigismond durch die Ausbeute, welche das ehemals auf der Plaſſenburg verwahrte Hohenzollernarchiv gewährt, ſchlagend widerlegt wird. Seit Ranke und Droyſen unſerem Volke die Politik der preußiſchen Könige in ihren unvergleichlichen Darſtellungen vor Augen geführt haben, hat man ſich gewöhnt die Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates mit dem großen Kurfürſten zu beginnen. Nichts anderes will das Wort des großen Königs beſagen. Wenn Friedrich Wilhelm die Souveränität über das Herzogtum Preußen errungen, hat Johann Sigismund das

Land erworben und ferner durch Vereinigung rheinischer Gebiete mit der Mark den brandenburgischen Staat aus den engen Gesichtspunkten der Kleinstaaterei herausgehoben und ihm einen weiten Blick auf das Interesse des gesamten deutschen Reiches eröffnet. Daß ein Stück solcher Reichspolitik schon die ersten Hohenzollern bewegt habe, hat Ranke in seiner „Genesis des preußigen Staates" bewiesen. Daß aber aus dieser kleinen Mark Brandenburg das „preußische Reich deutscher Nation" erwachsen, daran haben die fränkischen Hohenzollern ihren mächtigen Anteil gehabt, Albrecht und seine Enkel, und hierin liegt die Bedeutung des Plassenburger Archives.

Über den großen Verdiensten, welche sich Albrecht im Felde und im Rate um das Reich erworben, hat man bis vor nicht gar langer Zeit noch sein Arbeiten an der Größe des eigenen Hauses vergessen. Wie wenig ist doch, was Hoefler in den vierziger Jahren aus dem Bamberger Archiv publiziert hat, im Vergleich zu den Schätzen, welche heute noch die bayerischen Archive von Albrecht bergen; und doch ist dies „kaiserliche Buch" die traditionelle Politik seines Hauses geworden. Es kam eine Zeit, in der die Kurlinie die Traditionen der Hohenzollern vergaß und die Vettern in Franken die Fahne des Hauses hochhielten. In der Treue zum Kaiser und Reich waren die Hohenzollern groß geworden; bei der Wahl Rudolfs von Habsburg, im Kampfe Ludwigs des Bayern hatten sie sich bewährt, Albrecht war ein Partisan der kaiserlichen Politik, Joachim I. ging seine eigenen Wege, es war ein Glück für das Haus, daß die fränkischen Hohenzollern eben damals an den verschiedensten Punkten, an denen die kaiserlichen Interessen gefährdet waren, in die Bresche sprangen.

Albrecht starb 1486 zu Frankfurt auf dem Reichstage, zu dem er, ein leidender Greis, sich hintragen ließ, um die Wahl Maximilians durchzusetzen.

Als Maximilian zum Kaisertum gekommen,
Hat mich bei seiner Wahl der Tod hinweggenommen,

läßt ihn ein Dichter singen. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Johann, in der Kur folgte, die beiden jüngeren,

Friedrich und Sigismund, ſich in die beiden fränkiſchen Fürſtentümer Ansbach und Bayreuth teilten, eine Teilung, welche nach dem frühen Tode Sigismunds bald wiederum zur Vereinigung führte. Friedrich war mit reichem Kinderſegen bedacht; acht Söhne, fünf Töchter hatte ihm ſeine Gemahlin geſchenkt. Da erprobte ſich zum erſten Male das berühmte Thronfolgegeſetz Albrechts, ſein unter dem Namen der Dispositio Achillea bekannt gewordenes politiſches Teſtament, als ein Grundpfeiler, der das Haus Hohenzollern vor dem traurigen Verfall Sachſens bewahrt hat. Eine Teilung der fränkiſchen Lande unter die Brüder war ausgeſchloſſen. Sie verließen die fränkiſche Heimat und vermehrten, indem ſie die altererbte kaiſerliche Politik ihrer Vorfahren feſthielten, und große die Geſamtlinie berührende Fragen ſtets gemeinſam regelten, die Macht und den Ruhm des Hauſes. Hier liegt meines Erachtens der Schwerpunkt für die Bedeutung des ehemaligen Hohenzollern-Archives. Hier ſprechen die Akten eine beredte Sprache, die ſich um ſo mehr Gehör verſchaffen muß, je weniger man ihnen ſich zugewandt hat, weil dieſe fränkiſchen Brüder nicht zur regierenden Linie des Hauſes gehört haben und darum in den Darſtellungen unſerer Meiſter nur einen beſcheidenen Platz fanden. Aber die Geſchichte und Politik der Hohenzollern in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts iſt durch die Kurlinie nicht gefördert, ſondern gehemmt worden. Was Joachim I. trieb, war keine Hohenzollern-Politik. In jenen aufgeregten Tagen lag ſie ausſchließlich bei der fränkiſchen Linie des Hauſes, es war vielleicht ein Unglück, daß nicht dieſe damals die Führung beſaß.

Der älteſte der acht Brüder, Kaſimir, der von Jugend auf dem Kaiſer Maximilian gedient hatte, war Statthalter der öſterreichiſchen Erblande und Feldhauptmann im Heere geworden. Georg verfocht am Hofe ſeines Oheims, des Königs Wladislaw von Ungarn, der ihn zum Erzieher des Kronprinzen beſtimmte, die Erbanſprüche Habsburgs auf die ungariſche Krone gegen die ehrgeizigen Gelüſte des mächtigen Zápolya. Johann ging nach Spanien, ward Vicekönig von Valencia und führte den Kampf gegen die Mauren. Albrecht, zum Hoch-

meiſter des deutſchen Ordens gewählt, verwandelte das Ordensland in ein Herzogtum. Die vier anderen Brüder gelangten in hohe geiſtliche Stellungen, Johann, Albrecht und Wilhelm wurden Erzbiſchöfe zu Magdeburg und Riga, Friedrich kam in das einflußreiche Würzburger Kapitel und Gumpert wurde Kämmerer des Papſtes.

Für die Hauspolitik iſt unſtreitig der zweite der Brüder, Georg, am wichtigſten geworden. Mit großem Geſchick hat er es verſtanden ſeine einflußreiche Stellung am ungariſchen Hofe zu benutzen, um zwei wichtige Grenzmarken deutſcher Kultur, Schleſien und Preußen, mit ſeinem Hauſe zu verbinden. Zur Erwerbung des letzteren hat er die Verhandlungen mit dem Polenkönige geführt, er hat 1525 zu Krakau mit ſeinem Bruder Albrecht gemeinſam die Belehnung für ſeine ganze Linie empfangen, er hat die Politik begonnen, welche anderthalb Jahrhunderte ſpäter der große Kurfürſt mit Glück zum Ziele geführt hat. Zur Erwerbung der in viele einzelne Territorien zerklüfteten ſchleſiſchen Lande hat er die mächtigeren Herzöge durch die immer beliebten Heiratsbande an ſein Intereſſe gekettet. Schon 1522 am 2. Juni zu Prag hat er die erſte Erbverbrüderung mit dem Piaſten von Liegnitz geſchloſſen, die dann wiederum 1537 unter ſeiner Mitwirkung auf die Kurlinie ausgedehnt wurde. Die letztere iſt alſo nur eine weitere Entwickelung der erſten. Georg ſelbſt trat noch die Herrſchaft in faſt ganz Oberſchleſien an. Auch dieſer Teil ſeiner Politik iſt erſt dritthalb Jahrhunderte ſpäter von dem großen Könige ruhmreich zu Ende geführt worden.

Dieſe Politik hat den Brandenburger aber auch durch den Antagonismus der beiderſeitigen Intereſſen in einen ſchroffen Gegenſatz zum Hauſe Öſterreich gebracht. In ſeinen kühnſten Hoffnungen getäuſcht, um ſeine wohlerworbenen Rechte betrogen, ſteht hier ein Hohenzoller gegen Habsburg, in deſſen Kampfe er grau geworden. Joachim I. ſteht mit ſeiner Politik vereinzelt da. Von Georg empfangen die Hohenzollern den Antagonismus gegen Öſterreich als Erbe. Damit in Verbindung ſteht, daß

eben derselbe Brandenburger der erste Protestant seines Hauses ist und ihm so auch auf diesem Felde seine Mission vorzeichnet.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das Gemälde, welches wir aus den Akten des ehemaligen Plassenburger Archivs kennen lernen. Ehemals war das Hohenzollern-Archiv auf der Plassenburg bei Kulmbach in Bayreuthischem Gebiete. Jetzt ist kein Archiv mehr auf der Burg, die Burg ist zum Zuchthaus geworden und das Archiv ist verzettelt in den Besitz verschiedener Herren gekommen. Der Bedeutung desselben entspricht es aber wohl, auch einen Blick auf seine Schicksale zu werfen.

Die Plassenburg diente schon den Hohenzollern, als sie noch Burggrafen von Nürnberg waren, zur Aufbewahrung ihrer Privilegien, Lehenbriefe und anderer wichtigen Urkunden. Die Aufsicht lag in den Händen des obersten Kanzleibeamten des Ländchens „ob dem Gebirg" (wie das Fürstenthum Bayreuth genannt wurde), bei dem Landschreiber, deren wir eine ganze Reihe kennen lernen. Kurfürst Friedrich I. bestimmte 1437 die Burg für ewige Zeiten zum Aufbewahrungsort für alle Kostbarkeiten, Urkunden, Lehen, Register und Schuldbücher des Hauses, letztere sollten abgeschrieben und eine Abschrift jedem der Brüder eingehändigt werden, in Tangermünde sollte nur ein märkisches Archiv bleiben. Albrecht sah in seiner Thronfolgeordnung von 1473 für den Fall der Teilung der fränkischen Lande auch für das Unterland, das Ansbachsche Gebiet, einen Aufbewahrungsort, die Cadolzburg, vor. Daneben bildete sich ganz von selbst für den laufenden Geschäftsgang eine Registratur in Ansbach, der Residenz des Fürsten, sie enthält dasjenige, was wir heute unter Akten verstehen. Die Plassenburg blieb weiter der Aufbewahrungsort der wichtigen Urkunden des Fürstenhauses. Gewiß ist eine feste Grenze nicht gezogen gewesen, schon der bequemeren Benutzung halber, wie wir aus verschiedenen Reskripten ersehen können: ist es doch auch noch heute schwer dieselbe innezuhalten. Je größer nun die Masse des Aktenmaterials wurde, das sich im Laufe der Zeiten zu Ansbach aufhäufte, desto schwieriger wurde es für

die Beamten bei eintretenden Archivrecherchen das Verlangte zu finden. Dieser Fall tritt schon vereinzelt zu Albrechts Zeiten auf. Die Zweiteilung der Archivbestände wurde lästig empfunden, um so mehr, als es genaue Verzeichnisse über das Inventar nicht gab. Da machte eine durch einen ganz besonderen und wichtigen Umstand hervorgerufene Archivrecherche dieser Unordnung, in der sich kein Mensch mehr zu raten wußte, für immer ein Ende. Der alte Herzog Johann von Oppeln war Anfangs des Jahres 1532 als der Letzte seines Stammes gestorben. Wenige Monate vorher, am 17. Juni 1531, hatte der Markgraf Georg von Brandenburg auf Grund der alten Erbverträge mit dem Piasten zu Prag die vertragsmäßige Zusicherung von König Ferdinand erlangt, daß er wenigstens als Pfandherr nach dem Tode des Herzogs in den Besitz der oberschlesischen Fürstentümer treten dürfe. Der Markgraf bedurfte jetzt einiger schlesischen Verträge, welche in seinen fränkischen Landen verwahrt lagen. Er erließ deshalb an Statthalter und Räte in Ansbach den Befehl ergehen, ihm die Urkunden nach Schlesien zu schicken. Letztere schickten den Befehl an den Hauptmann „auf dem Gebirg", den obersten Beamten des Bayreuthischen Fürstentums; von hier gelangte er zu Erhard Frankenberger, der nach Niederlegung seiner Propstei im Jahre 1525 zum Registrator des Plassenburger Archivs ernannt worden war. Frankenberger berichtete, der Markgraf sei am 3. März 1531 um 5 Uhr Abends nach Kulmbach gekommen, habe ihn und den Landschreiber nach der Plassenburg beschieden und beiden befohlen, ihm vor seiner Abreise nach Prag alle Oppeln und Ratibor betreffenden Urkunden, welche in einem „weißen truhelein in das Plassenburger gewelbe geantwortet" seien, zusammenzusuchen, damit er sie nach Prag mitnehmen könnte. Dem seien sie nachgekommen, seitdem sei nichts mehr nach der Plassenburg gekommen. „Man ersehe sich aber weiters", fährt er fort, „in meiner sonderlichen gestellten verzaichnus uber brief, liebeln, register und handlungen hungarisch und schlesisch sachen, die daniden zu Onoltzbach gefunden und in ordnung gebracht oder gelegt worden sind". Er verweist be-

ſonders auf zwei Schachteln, welche mit H. und J. ſigniert ſind, erſtere enthalte „eine copey der hinderlegten brieven denen von Breszlau", endlich ſolle man auch „bedenken, was fur brieve zu Oppeln uffm rathaus ligen." Das gleiche Verwaltungsverfahren wurde im Ansbachſchen eingeſchlagen. Aus dem Bericht Tettelbachs iſt erſichtlich, daß ſich zwar die beiden Schachteln fanden, aber nicht die vom Markgrafen verlangten Urkunden.*) Da griff der Brandenburger durch. Wie er gleich bei ſeinem Regierungsantritt in den ſchleſiſchen Landen ſich als einen kräftigen Regenten gezeigt, gegen die eingeriſſene Geſetzesloſigkeit, gegen Unredlichkeit im Handel, gegen Verteuerung von Brot und Fleiſch ſcharfe Beſtimmungen erließ**), wie er 1527 ſein ſchleſiſches Archiv zu Jägerndorf ordnen und repertoriſieren ließ***), ſo ließ er auch auf der Plaſſenburg der Unordnung nicht mehr die Zügel ſchießen. Frankenberger, der ſich bereits als Organiſator bewährt hatte, erhielt den Auftrag, wie er früher für einen beſtimmten Zweck die Ansbacher Regiſtratur durchſucht, die ſchleſiſchen und ungariſchen Beſtände aufgenommen hatte, ſo nunmehr ein durchgehendes Repertorium des geſamten Urkunden- und Aktenmaterials in Ansbach, wie auf der Plaſſenburg anzufertigen. 1534 begann er auf letzterer ſeine Arbeit. Wie groß damals noch die Aktenbeſtände zu Ansbach geweſen ſein müſſen, geht daraus hervor, daß Frankenberger für die Plaſſenburger Urkunden (1250—1540) nur einen Band, für die Ansbacher Akten deren vier (1259—1529) brauchte. Seine wiederholten Bemühungen die Vereinigung beider Regiſtraturen zu erzielen, blieben ohne Erfolg. Aber auch noch an anderen Orten befanden ſich damals brandenburgiſche Akten, die erſt ſpäter und nur zum Teil nach der Plaſſenburg kamen. Auf die Gründung des Jägerndorfer Archivs iſt bereits aufmerkſam gemacht worden. 1527 wurden alle Aktenbeſtände, welche ſich nicht auf Schleſien bezogen, ausgeſondert und nach

*) Nürnberg. Königliches Kreisarchiv.

**) München. Königliches Allgem. Reichsarchiv.

***) Neuſtadt, Ungariſches in deutſchen Archiven (Ungar. Revue 1885) bringt hierüber Näheres.

der Plaſſenburg gebracht. Das Jägerndorfer Archiv blieb gerade ein Jahrhundert an ſeinem Orte, als 1623 wieder einem Gewaltſtreich Öſterreichs der Brandenburger erlag. Die Jägerndorfer Akten kamen damals größtenteils nach Berlin, ein anderer Teil war ſchon vorher nach der Plaſſenburg geſchafft worden. Was aus den Akten der jüngeren Brüder Georgs geworden, darüber waltet noch ein Dunkel. Gelegentlich der Reiſe unſeres Kronprinzen nach Spanien im Jahre 1883 machte ich darauf aufmerkſam, daß Georgs Bruder Johann als Vicekönig zu Valencia begraben liege. Se. K. K. Hoheit ließ damals Nachforſchungen in ſpaniſchen Archiven vornehmen. So kam aus dem Stadtarchive von Valencia das längſt verloren geglaubte Patent Johanns zum Vicekönig zum Vorſchein*). Außerdem aber wiſſen wir, ganz beſonders von Georg, daß er wichtige Privilegien für ſicherer hielt bei dem Rate einer Stadt zu deponieren. Frankenberger erwähnt eine „copey der hinderlegten brieven denen von Breslau", auch auf die Stadt Oppeln macht er aufmerkſam. Im Münchener Reichsarchiv fand ich aus dem Jahre 1532 einen Original-Revers der Stadt Breslau über fünf Pergament-Urkunden, welche die Beamten des Markgrafen Georg ihm zur Verwahrung übergeben haben. Selbſt ſein Teſtament hat der Fürſt bei der mit ihm ſehr befreundeten Stadt niedergelegt**). Wir ſind nur ungenügend unterrichtet, ob alle dieſe hinterlegten Urkunden wieder nach der Plaſſenburg gekommen ſind.

Viel wichtiger aber iſt das weitere Schickſal des Stammarchivs ſelber. Noch vor Beendigung der Ordnungsarbeiten auf der Plaſſenburg und in Ansbach ſtarb Georg (1543), und mit dem Fürſten ging auch die angeregte Idee zur Vereinigung beider Aktenbeſtände zu Grabe. Die kurz vorher (1541) erfolgte

*) „Markgraf Johann von Brandenburg, der erſte Hohenzoller in Spanien". Eine Abſchrift des Patents iſt „Privateigentum" Sr. K. K. Hoheit des Kronprinzen, deſſen huldvollem Entgegenkommen ich die Benutzung verdanke.

**) Ausführliche Verhandlungen hierüber bei den Akten des Berliner Königlichen Hausarchivs und des Breslauer Stadtarchivs.

Teilung der fränkischen Fürstentümer, die Vormundschaftsregierung für Georgs unmündigen Sohn Georg Friedrich, das wilde Regiment Albrechts Alcibiades waren keine günstigen Zeiten zur Durchführung solcher Pläne. In den tollen Kriegsmonaten des Jahres 1554 wurde gerade die Plassenburg, welche zum Bayreuthischen Fürstentum Albrechts gehörte, am meisten mitgenommen. Trotz aller Vorkehrungen geriet eine große Anzahl von Akten in die Hände der Belagerer. Mit vieler Not gelang es die mehr als 20 Kisten, welche die Nürnberger heimlich entführt, unterwegs der Bischof von Bamberg annektiert hatte, durch den Regensburger Reichsabschied (1556) wieder zurückzuerhalten. Stephan Schirmer, ein Archivar, der kein Latein verstand und deshalb einen Gerichtsschreiber zum Assistenten erhielt, fertigte ein neues Repertorium an. Aus der Zweiteilung war eine Dreiteilung geworden, auf der Plassenburg das fränkisch-hohenzollersche Gesamtarchiv, daneben zwei Registraturen mit reponierten Akten auf der Burg und in Ansbach. Die Rückkehr ruhiger Zeiten führte 1580 zur Wiederaufnahme der Ordnungsarbeiten, denen wir das mit einem gewissen System angelegte Register Moningers in vier Folianten verdanken. Die Plassenburg schien wieder das Hausarchiv der Hohenzollern zu werden. Da erfolgte wieder die Teilung der Lande, welche der Ordnung der Archive sicher nicht zu Statten kam. Recht traurig lauten die Berichte, welche wir aus diesen Jahren erhalten. 1658 zählte das Archiv 232 Schublaend, die aber mit Akten und Briefen „sehr unordentlich angefüllet" waren, 180 Schachteln standen „in großer disordre" umher, 5 Kisten, 11 Truhen „voll confundirter acten". Tafeln, Tische, Fenster lagen bedeckt, selbst der Fußboden war nicht frei, Staub, Geschmeiß und Spinnengewebe hatten sich überall gelagert, der Stock die Briefe zerfressen. Erst als der jüngere Spieß 1769 in den Archivdienst trat, ein Mann, der sich theoretisch und praktisch große Verdienste erwarb und sich namentlich viele Mühe gab, das in den Fürstentümern überall zerstreute Aktenmaterial auf der Burg zu vereinigen und Ordnung in das Archiv zu bringen, erfolgte eine gründliche Besserung. Der

Miniſter Hardenberg kam ihm entgegen, als 1792 die fränkiſchen Fürſtentümer in den preußiſchen Staatsverband einverleibt wurden. Er ließ alle Akten, deren die Verwaltung nicht mehr bedurfte, ausrangieren, freilich mit der Abſicht ſie nach Berlin zu ſchaffen. Die Kriegsunruhen verhinderten jedoch die Ausführung, erſt 1797 gelangten namentlich Familienſachen nach Berlin. Es war nicht die erſte Auslieferung von Plaſſenburger Akten, ſchon der große Kurfürſt hatte 1684 eine große Anzahl Familien-Urkunden erhalten. Als 1806 die Franzoſen in die Fürſtentümer einrückten, wurde das Archiv ſchleunigſt in Kiſten verpackt und in dieſem Zuſtande bis 1812 gelaſſen, in welchem Jahre ein zweiter Transport Akten nach Berlin ging. Als 1813 die Fürſtentümer Ansbach-Baireuth definitiv an Bayern kamen, wurde das Plaſſenburger Archiv allmählich nach dem Bamberger Archiv geſchafft, deſſen Chef Öſterreicher zuerſt 1813 die Kloſterurkunden hinüberbrachte. Am 23. Dezember 1819 brachte der letzte Wagen den Reſt der Plaſſenburger Akten nach Bamberg. Die Ansbacher Sachen kamen nach Nürnberg, die auswärtige Beziehungen berührenden Sammlungen beider Archive, die ſchleſiſchen und ungariſchen Akten nach München. 1824 vermehrte eine Auslieferung von ehemaligen Plaſſenburger Archivalien nach Berlin die dortige Sammlung. Als 1849 die Trennung des Berliner Geh. Haus- und Kabinetsarchivs in ein K. Haus- und Geh. Staatsarchiv erfolgte, wurden die dortigen Plaſſenburger Sammlungen ebenfalls nach dieſem Prinzipe geſondert. Der Artikel XII des Friedensvertrages vom 22. Auguſt 1866 ſetzte noch einmal eine Auslieferung von Akten des Bamberger Kreisarchivs an Preußen feſt. Die Verhandlungen, welche Löher und Märcker vom 22. Juni bis zum 1. Auguſt 1868 leiteten, führten zu einer Überführung, die 1868 begann und 1884 zu Ende geführt wurde. Schließlich iſt noch zu erwähnen, daß ich auch im Archive des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg eine ganze Reihe von Paketen ſah, welche den Beſtänden des ehemaligen Plaſſenburger Archivs entſtammen und durch verſchiedene Zufälligkeiten dorthin gelangten. Demnach befindet ſich jetzt das alte Hausarchiv der Hohenzollern an ſechs verſchiedenen Orten.

In der 10. Sitzung am 15. Febr. 1886 legte Herr Dr. Grotefend die bis jetzt erschienenen Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde vor und besprach im Anschluß daran die Statuten der Gesellschaft, nach welchen dieselbe eine umfassende Sammlung und allmähliche Herausgabe der Quellen zur Geschichte der Rheinlande beabsichtigt. Hierauf referierte Herr Dr. Schellhaß im Anschluß daran, daß in einer der vorhergehenden Sitzungen die Frage aufgeworfen war, ob etwa der Name Wenden sich im Mittelalter durch eine Korrumpierung des Namens Vandalen gebildet habe, über den Namen der Wenden. Er zeigte, meist im Anschluß an Kaspar Zeuß: die Deutschen und ihre Nachbarstämme, daß dieser Name wohl auf eben so hohes Alter, wie der vandalische Anspruch erheben könne. Finde er sich doch schon bei Plinius (nat. hist. 4, 13: Venedae), Tacitus (Germ. 46: Veneti) und Ptolemaeus (3, 5: Οὐενέδαι) sodann auf der tabula Peutingerana (Venadi) und Jordanes. Was die Bedeutung des Namens betreffe, so bezeichne er das Hin- und Herschweifen, womit die Germanen — denn das Wort sei deutschen Ursprungs und eines Stammes mit Vandali, Vindili, Vinili — ganz gut das Charakteristische in der Lebensweise ihrer östlichen Nachbarn erkannt hätten. Diese selbst hätten sich nie Wenden, sondern stets Slaven, resp. in früherer Zeit Anten genannt. Daher die Erscheinung, daß die Autoren des oströmischen Kaisertums, wie Prokop, die den slavischen Stamm im Südosten kennen lernten, zwar des slavischen, aber nicht des wendischen Namens Erwähnung thäten. Referent wies sodann noch auf die Gewohnheit der Schriftsteller der spätrömischen Kaiserzeit und auch des Mittelalters hin, neu einwandernde Völker mit dem Namen der Stämme zu bezeichnen, in deren Gebiet diese sich niedergelassen, ja sie geradezu mit ihnen zu identifizieren und als ihre Nachkommen aufzufassen. So sehe Adam von Bremen in den Wenden oder, wie er sie nennt, den Winili die früheren Vandalen, natürlich deshalb, weil in der Gegend zwischen Elbe und Oder die Vandalen vor ihren Wanderungszügen nach Süden gehaust hätten. Mit der Warnung sich nicht durch den

ähnlichen Klang von zwei Völkernamen dazu verleiten zu lassen, ohne Weiteres eine Verwandtschaft anzunehmen, schloß Referent.

Herr Dr. Grotefend fügte noch bei, daß Albert Krantzius († 1517) und andere Forscher der letzten Jahrhunderte in den Wenden auch nur Vandalen gesehen hätten, wie denn Krantz eine Mecklenburgische Geschichte unter dem Titel Vandalia geschrieben habe. Ferner sei es seitdem Brauch bei den mecklenburgischen Herzögen geworden, sich anstatt des deutschen Titels forst to Wenden (d. h. des westlichen Teils von Mecklenburg mit Güstrow als Hauptstadt) auf lateinisch duces Vandalorum zu nennen.

Daran schloß sich eine gemeinschaftliche Sitzung der Abteilungen für Geschichte und Soziale Wissenschaften, in welcher Herr Professor Dr. Oelsner über neuere Forschungen betreffend die Bevölkerungsverhältnisse der deutschen Städte im Mittelalter sprach. Ein Auszug dieses Vortrages befindet sich im Berichte der Abteilung für Soziale Wissenschaften.

In der elften Sitzung Montag den 8. März berichtete Dr. Oelsner über den 20. Band der durch die historische Kommission bei der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland (neuere Zeit)", die „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" von Fr. X. von Wegele, München und Leipzig 1885. VII, 1093. — Referent erörterte im Eingange die Stellung der Historiographie unter den Wissenschaften, an Wegele selbst anknüpfend, der erst dem 19. Jahrhundert die Begründung einer deutschen Geschichtswissenschaft zuschreibt. Wenn aber der Wert der mittelalterlichen Geschichtswerke vornehmlich darin besteht, daß sie als Quellen dienen — weshalb Wattenbach und Lorenz ihre Lehrbücher mit Recht „Deutschlands Geschichtsquellen" betitelt haben —, so gilt dies, dem bekannten Worte Rankes entsprechend, von den Historikern der neueren Zeit durchaus nicht in gleichem Maße, und wir werden sie wohl am zutreffendsten als Erscheinungen der allgemeinen Nationalliteratur, den Entwicklungsgang der Historiographie also als einen Zweig der Literaturgeschichte

aufzufaſſen haben. Auch in ihr ſpiegelt ſich, wie in der poetiſchen Produktion, das politiſche und Kulturleben der Zeiten wieder, und ſo gliedert ſich Wegeles Werk denn auch nach den fünf Hauptabſchnitten der neueren Geſchichte: dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation (das vielleicht wegen des großen Fortſchrittes, der zwiſchen ihnen liegt, in die Zeit des älteren Humanismus und in die der Reformation und des jüngeren Humanismus zu trennen geweſen wäre), dem der Gegenreformation und des Stillſtandes, dem polyhiſtoriſchen Zeitalter (von 1648—1740), dem der klaſſiſchen Nationallitteratur (von Friedrich d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen) und der neueſten Zeit (von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart). Das Referat beſchränkte ſich auf die erſten zwei Dritteile des umfangreichen Buches, auf das 16. und 17. Jahrhundert, weil uns hier eine ungeahnte Fülle und Höhe der Geſchichtſchreibung zum erſten Male in zuſammenfaſſender Überſicht entgegentritt. Denn Wegele ſtellte ſich nicht die leichtere Aufgabe, ſeinen Leſern in einer Reihe von Monographien nur die vornehmſten Vertreter des Faches vorzuführen, ebenſo wie er andererſeits nicht nach bibliographiſcher Vollſtändigkeit ſtrebte. Sein Ziel war vielmehr, innerhalb der jeweiligen Hauptrichtungen die Hauptleiſtungen eingehend zu charakteriſieren — ſo ſind z. B. Leibnitz 40 Seiten gewidmet —, aber auch alle anderen nennenswerten Arbeiten nach ihrer Bedeutung zu würdigen. In jedem Zeitraum ordnet er den Stoff nach den „hiſtoriographiſchen Formen und Arten", d. h. je nachdem die Autoren die Univerſalhiſtorie, die alte, die nationale, die territoriale bzw. ſtädtiſche, oder endlich die Zeitgeſchichte behandeln. Sehr bald ſtellt ſich der politiſchen die Litteratur- und Rechtsgeſchichte, der profanen die Kirchengeſchichte zur Seite; auch die Hülfswiſſenſchaften treten in den Kreis ein, z. B. die Genealogie, minder glücklich freilich bei Stabius und Bonſtetten, die den Stammbaum der Habsburger der eine bis auf Noah, der andere auf die Scipionen zurückzuführen bemüht ſind, deſto verdienſtlicher in des Franz Irenicus (Friedlieb) Hauptwerk, der „Schilderung Deutſchlands in 12 Büchern". Überhaupt

hat die moderne Geschichtsliteratur auch schon vor dem 19. Jahrhundert manches von echt wissenschaftlichem Geiste getragene Werk aufzuweisen: von religiösen und nationalen Motiven aus (letztere waren merkwürdigerweise gerade durch den Humanismus geweckt worden), nahm das kritische Verfahren seinen Anfang und errang sehr bald unvergängliche Erfolge, so in den Annales Bojorum des Aventin (geb. 1477) und in des Flacius Illyricus (geb. 1520) „Magdeburger Centurien". Beide Werke z. B. begegnen sich, jenes vom vaterländischen, dieses vom reformatorischen Geiste ausgehend, in einer noch heute beachtenswerten Darstellung des Kampfes zwischen Heinrich IV. und Gregor VII.; die Bekämpfung manches „frommen" Betruges, u. A. die Enthüllung der Sage vom römischen Episkopat des Apostels Petrus, der Nachweis der Unechtheit der Pseudo-Isidorischen Dekretalen, sind kritische Meisterstücke der Centuriatoren. — Das Referat ging auf diese und andere hervorragende Schriftsteller jener zwei Jahrhunderte genauer ein, insbesondere noch auf die universal-historischen Lehrbücher des Wimpheling, Beatus Rhenanus, Carion-Melanchthon und Sleidan, auf die deutsch-geschichtlichen Darstellungen und Editionen eines Celtes, Cuspinian und Peutinger, eines Goldast, Freher und Allen voran Leibnitz, auf die zeitgeschichtlichen Werke eines Sleidan, Khevenhüller, Chemnitz und Pufendorf, auf die Versuche gemeinsamer Arbeit, sei es in Zeitschriften wie den Acta Eruditorum, sei es in Vereinigungen wie dem Collegium historicum imperiale (dem historischen Reichskolleg) — immer an der Hand des Wegeleschen Buches, das mit staunenswerter Belesenheit und sicherster Beherrschung des Stoffes zugleich eine lichtvolle Anordnung, ein klares, ruhiges Urteil und einen leicht dahinfließenden, beredten Ausdruck verbindet. Das Einteilungsprinzip des Verfassers brachte es mit sich, daß in seinem Buche mancher Autor, wie Sleidan, Pufendorf, je nach der stofflichen Verschiedenheit seiner Werke an zwei oder mehreren Stellen behandelt werden mußte; Wegele war sich dieses kleinen Übelstandes wohl bewußt, doch waren ja eben die Entwicklungsstufen der Historiographie, nicht die

Individualitäten der Historiographen der Gegenstand seiner Darstellung. An scharfer Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten läßt er es wahrlich nicht fehlen; bald am Eingange einer Besprechung, bald in zusammenfassenden Schlußworten wird das bleibende Verdienst, das Wichtigste oder das Neue einer literarischen Erscheinung genau präzisiert. Zu bedauern sind einige sprachliche Inkorrektheiten, die den Eindruck eines nicht genügend revidierten Diktats machen, z. B. S. 21 „als Nebenbuhlerin . . . nebenbuhlerisch", S. 499 das doppelte „zu entwerfen", S. 94 „und aber auch", S. 192 „schon einmal, als viel jüngerer Mann, war an Melanchthon die Aufforderung herangetreten", ähnlich S. 251 „durch Rotenhan, einem fränkischen Edelmann und Mitgliede", S. 266 „infolge seiner Studien und dem Eindrucke der Epoche", S. 332 „die Herstellung eines auf den ursprünglichen . . . Quellen aufgebautes Werk", vollends S. 260 „der Schwerpunkt . . . wendet auf lange hinaus dem Zentrum den Rücken". Doch würde es keinem Übelwollen gelingen, den hohen Wert des Buches durch derartige Ausstellungen herabzusetzen, und uns einem Werke gegenüber, dem wir so reiche Belehrung verdanken, übel anstehen, bei solcher Bemängelung zu verweilen.

An den Vortrag knüpfte sich eine eingehende Besprechung, an welcher sich besonders die Herren Dr. Quidde und Dr. Neustadt beteiligten und die sich teils auf die einleitenden Bemerkungen über die Historiographie als Wissenschaft, teils auf die Beurteilung des Wegeleschen Buches selbst bezog.

In der am 10. Mai 1886 stattgefundenen zwölften Sitzung wurden lediglich geschäftliche Angelegenheiten verhandelt. Unter andern beschäftigte man sich mit der Angelegenheit der Bibliotheca historica. Da die Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen sich zur Wiederaufnahme der Bibliotheca historica bereit erklärte, falls sie die nötige Unterstützung der interessirten Fachkreise findet, hatte Herr Professor Dr. Oelsner auf Ansuchen der Abteilung den Entwurf zu einem Rundschreiben, welches die historischen Vereine und Institute um Unterstützung des Unternehmens angehen sollte, ausgearbeitet. Derselbe wird

als Grundlage angenommen und der Vorsitzende mit den weiteren Schritten beauftragt.

In der 13. Sitzung am 24. Mai 1886 ergriff Herr Professor Dr. Oelsner das Wort, um Leopolds von Ranke zu gedenken. In markigen Zügen zeichnete Redner, welcher noch zu Raukes Schülern gehört hat, die Bedeutung des großen Todten und schloß mit dem Wunsch, daß auch im Namen des Hochstiftes, dessen Ehrenmitglied der Verstorbene gewesen, ein Zeichen der Trauer am Grabe niedergelegt werden möge.*)

Hierauf lenkte Herr Dr. Quidde die Aufmerksamkeit der Abteilung auf zwei wichtige Seiten der Deutschen Verfassungsgeschichte des späteren Mittelalters, die Auflösung und spätere Neubildung der Reichskriegsverfassung und die Entwicklung des Reichstages. Redner ging dabei aus von seinen eigenen bei Bearbeitung der Deutschen Reichstagsakten gelegentlich des Romzuges König Ruprechts (1401) gemachten Beobachtungen. Der Kriegsdienst zum Romzug wurde damals fast ausschließlich von den Städten als eine ihnen von Reichs wegen obliegende Pflicht ohne Entgelt, von den Fürsten und Herren dagegen nur gegen Erstattung des Soldes geleistet, während der Beschluß, den Romzug zu unternehmen, auf einer Versammlung des Königs mit Fürsten und Herren ohne Zuziehung der Städte zu Stande gekommen war. Des weiteren anknüpfend an einige während der letzten Jahre erschienene Dissertationen**), die kurz besprochen wurden, gab Redner einige der Hauptgesichtspunkte an, welche für die Auffassung dieser Verhältnisse und der erwähnten Verfassungsinstitute zu beachten sind, und wies auf damit zusammenhängende Fragen hin, deren Lösung noch aussteht. In der Fortsetzung

*) Das ist dann auch geschehen. Herr Geh. Reg.-Rath Dr. von Loeper hatte die Gefälligkeit das Hochstift zu vertreten.

**) H. Fischer, Die Teilnahme der Reichsstädte an der Reichsheerfahrt vom Interregnum bis zum Ausgang Kaiser Karls IV. Leipzig 1883. — P. Brücke, Die Entwicklung der Reichsstandschaft der Städte von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Hamburg 1881. — C. Wacker, Der Reichstag unter den Hohenstaufen. Leipzig 1882. — H. Ehrenberg, Der Deutsche Reichstag in den Jahren 1273—1378. Leipzig 1883.

seiner „Studien zur Deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte" beabsichtigt Redner, auf diese Dinge zurückzukommen.

Hierauf sprach Herr Dr. Neustadt über: Eine ungarische Denkschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zu den vornehmsten Geschichtsquellen des sechzehnten Jahrhunderts zählt die unter dem Namen der Acta Tomiciana bekannte große Sammlung von Aktenstücken aus der Regierungszeit des Königs Sigismund I. von Polen, dessen Kanzler Peter Tomicki den Akten den Namen gegeben. Sein ehemaliger Sekretär Stanislaus Górski hat sie gesammelt, jedoch nicht in der Absicht sie zu veröffentlichen, aus politischen Gründen. Erst 1852 hat der Graf Titus Dziatynski mit ihrem Abdruck begonnen. Die bis jetzt erschienenen neun Bände reichen bis zum Jahre 1527. Sie sind von nicht geringem Werte für die Geschichte Ungarns, ja in gewissen Stücken des deutschen Reiches. — Bis 1526 waren nämlich Polen und Ungarn politisch auf einander angewiesen, der letzte Jagiellone auf ungarischem Throne, der unglückliche Ludwig, der auf den Feldern von Mohács mit seinem Reiche zusammenbrach, war ein Neffe des Polenkönigs, Ludwigs Vater war Sigismunds Bruder. Die Mißwirtschaft die unter diesem schwachen Wladislaw im Lande um sich griff, war ein steter Gegenstand lebhafter Teilnahme am polnischen Hofe. Wir haben in den Acta Tomiciana (III, 297—307) eine auf Wunsch desselben eigens zu dem Zwecke abgefaßte Denkschrift, nach Krakau Vorschläge zu machen, welche den Verfall des Reiches aufzuhalten vermöchten. Sie ist anonym und undatiert. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

An der Spitze einer kleinen, aber mächtigen Kamarilla am Hofe des Königs Wladislaw II. von Ungarn steht der Kanzler, der Bischof von Fünfkirchen (Georg Szakmáry) und mit ihm verbunden der Palatin (Emerich Perényi), denn letzterer verdankt dem Kanzler die Gunst des Königs, er hängt ganz von ihm ab, er ist sein oberstes Faktotum. Der Kanzler hat mit ihm ein förmliches Bündnis geschlossen, an ihm will er ein Gegengewicht schaffen gegen die Übermacht des Woiwoden von

Siebenbürgen (Johann Zápolya). Zur Erreichung dieſes Zweckes ſpielt er mit dem Ehrgeiz des Mannes, befördert ihn in die mächtige Stellung eines Bans von Kroatien und Slavonien und unterſtützt ihn in jeder Hinſicht. Aber er hebt ihn, um ſelbſt gehoben zu werden. Denn der Palatin beſitzt einen großen Einfluß auf den Kleinadel, der Kanzler will ſich hinter ihn ſtecken, falls ſeine Politik Schiffbruch leiden ſollte. Die Politik beider aber geht dahin ſich die ſouveräne Stellung, welche ſie ſchon jetzt am Hofe inne haben, bei Lebzeiten des alten Königs zu ſichern, um nach ſeinem Tode mit der Statthalterſchaft die Zügel der Regierung ergreifen zu können. Der erſteren Abſicht dient die völlige Vernachläſſigung der Rechte der übrigen Magnaten, die ſie höchſt ſelten zu Regierungsgeſchäften heranziehen und dann auch nur in Kriegs- und Finanzfragen, wann es ſich um Bewilligung neuer Steuern handelt. Dagegen ſuchen ſie ihre Kreaturen in die einflußreichſten Kronämter zu bringen. So ſoll der Biſchof von Groß-Wardein (Sigismund Thurzó) das Finanzportefeuille erhalten; die neuen Kommandanten vom Ofener Schloß ſind ihnen ein Dorn im Auge, ſie wollen ſie um ihre Stellen bringen. Zu ihren Anhängern zählt auch der Hofmeiſter (Moyſes Buzlai) und der Münzmeiſter (Blaſius Raſkai). Den andern Zweck ſuchen ſie durch ihre öſterreichiſche Politik zu erreichen. Sie beabſichtigen nämlich den unmündigen Prinzen Ludwig von ſeiner Schweſter und der gemeinſamen Erziehung zu trennen, wie ſie vorgeben, um ihm, als einem bereits gekrönten Könige, einen eigenen Hof zu gewähren und ihn der Umgebung der Frauen zu entziehen, wie andere meinen, um die alten Erzieher durch neue, ihnen willfährigere zu erſetzen, und ſo dieſe, wie den Prinzen ganz unter ihren Einfluß zu bringen. Derſelbe ſoll geſtärkt werden durch eine engere Verbindung mit dem Kaiſer. Zu dem Zwecke wollen ſie dem Kaiſer die Vormundſchaft über die königlichen Kinder, insbeſondere über den Kronprinzen zuſchieben. Um den König aber für dieſe Idee zu gewinnen, planen ſie eine Heirat der unvermählten Schweſter des Königs, der polniſchen Prinzeſſin Eliſabet, mit dem Kaiſer (Maximilian), ferner eine Doppelheirat zwiſchen den Enkeln des

Kaiſers (Karl oder Ferdinand und Maria) und den Kindern ihres Königs (Anna und Ludwig). Doch der Kaiſer iſt nur vorgeſchoben. Sie wiſſen, daß er mit ſeinen Feldzügen beſchäftigt iſt, daß er als Vormund ſich um die Angelegenheiten des ungariſchen Reiches nicht kümmern kann, daß er alſo Andern die Stellvertretung überlaſſen muß. Dann aber wird er ſie niemand übertragen, als ihnen. Sie werden ſie antreten nach Niederhaltung der Großen, zuerſt unter einem Amtstitel; allmählich aber werden ſie ſich gerade der Abweſenheit des Kaiſers nicht nur zu ihrem Vorteil, ſondern auch zu Jenes Nachteil bedienen und demſelben unter Benutzung des „eingefleiſchten Deutſchenhaſſes“ der Ungarn und der allgemeinen Mißachtung, in der er bei ihnen ſteht, ganz aus ſeiner Vormundſchaft verdrängen, ſich ſelbſt die Alleinherrſchaft anmaßen. Trotz dieſer Abſicht gegen den Kaiſer werden ſie ſich vorläufig die reichen Belohnungen und Ehren, die er ihnen in Ausſicht geſtellt hat, nicht entgehen laſſen. Schon ſtrebt der Kanzler nach einem fetten Bistum, ja nach dem Purpur. Dann will er ſeinem Vaterlande den Rücken kehren, wie die Kardinäle alle, im Auslande leben. Dem Palatin wird dann allein die Macht bleiben. Dem jungen Ludwig aber ſteht das traurige Schickſal des Ladislaus Poſthumus bevor. Freilich ſtoßen ſie mit dieſer ganzen Politik den König von Polen vor den Kopf, denn er iſt der natürliche Vormund der königlichen Kinder, da er ihr Oheim iſt und die Intereſſen ſeines Reiches mit denen des ungariſchen eng verbunden ſind. Aber ſie wollen ihn nicht zum Vormund. Zum Vorwand nehmen ſie einen Grund, der gerade gegen den Kaiſer ſpricht, den Umſtand, daß der König von Kriegen ſtark in Anſpruch genommen iſt. In Wahrheit fürchten ſie, daß er ihre Pläne durchſchauen und ſie ſtürzen werde. Daher werden ſie nach Wladislaws Tode Alles aufbieten, um die Übernahme der Vormundſchaft durch den Polenkönig zu verhindern. Schon hat der Palatin geſagt, daß er die Moldau und Wallachei gegen ihn aufregen werde. Von der Löſung der Vormundſchaftsfrage hängt das Heil des Reiches ab. Denn ihre Mißwirtſchaft hat den König und das Reich

an den Rand des Abgrundes gebracht, während sie selbst zu Macht und Reichtum gelangt sind. Wird erst die Vormundschaft des Kaisers, also die unumschränkte Herrschaft des Kanzlers und seines alter ego perfekt, dann kann niemand mehr den Untergang des Reiches aufhalten. Nur ein Mittel kann noch helfen. Zu Martini ist ein Reichstag angesagt, auf ihm wollen sie ihre Pläne durchsetzen. Der König von Polen muß vorher eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Bruder suchen, unter irgendwelchem Vorwand, und ihn auf die gefährlichen Wege seiner Minister aufmerksam machen. Zur Verwirklichung dieses Planes soll der Adressat (Szydlowiecki, Vizekanzler des Königs von Polen) sofort in aller Eile nach Ofen kommen. Denn bekommen die Beiden erst Wind von der Sache, so werden sie nichts mehr verhindern, als das Zustandekommen des Kongresses. Überall hat der Kanzler seine Spione. Der Briefschreiber hat nur mit Gefahr seines Lebens persönlich auf König Wladislaw zu Gunsten seines Bruders, des Königs Sigismund, einwirken können. Auch die briefliche Mitteilung von der Politik des Kanzlers geschieht nicht ohne Gefahr. Daher bittet er den Adressaten, den Brief allein seinem Könige zu zeigen und dann zu verbrennen.

Wahrscheinlich hat der Pole vorher noch eine Abschrift genommen, die wir aus der Kanzlei besitzen.

Der Verfasser der Denkschrift giebt sich selbst gelegentlich als einen Magnaten zu erkennen, der zu der Hochzeit des Polenkönigs geladen war. Aus der noch erhaltenen Liste der ungarischen Gäste scheiden die Bischöfe von Fünfkirchen und Groß-Wardein, sowie der Markgraf Georg von Brandenburg als enragierte Parteigänger des Hofes aus; ferner, der Bischof von Raab, der als Neffe und Günstling des Kardinals Bakács sich schwerlich erlaubt haben würde, in so wenig schmeichelhafter Weise von seinem Oheim in der Denkschrift zu reden; endlich der Graf Peter von Frangipani, weil der Verfasser sich im Schreiben gegen die Beschuldigung des Kanzlers, als ob er ihn aus dem Amte zu drängen suche, verteidigt, das Kanzleramt aber sich in jener Zeit in Ungarn bei der großen Unwissenheit

des Adels ausſchließlich in den Händen von Prälaten befand. Dann bleibt nur übrig der Erzbiſchof Gregor von Colocſa, ebenfalls ein Graf von Frangipani, ſeit dem Mai 1504 Inhaber des Stuhles. Dieſer Schluß wird beſtätigt durch die wohl nicht zufällige Thatſache, daß der Verkehr zwiſchen dem Briefſchreiber und dem polniſchen Kanzler beſtändig durch den Propſt von Colocſa vermittelt wird. Sehr hinderlich für eine ſchlagende Beweisführung iſt die ſchlechte Ausgabe der Sammlung, die Verſtümmelung des dieſer Denkſchrift zeitlich vorhergehenden Geſandtſchaftsberichtes Tomickis, der, wie aus der Antwort des Königs hervorgeht, von der Kanzlerfrage geſprochen haben muß. Wahrſcheinlich ſind wir dadurch auch um die Aufklärung eines zweiten Punktes gekommen, der Beziehungen des Verfaſſers zum König von Polen. Ihn nennt er „unſern gemeinſamen Herrn", ein Ausdruck, der durch vielfache Gunſtbezeugungen keineswegs genügend erklärt wird, obwohl es ja dem mit mittelalterlichen Urkunden Vertrauten nichts Neues iſt, daß auch auswärtige Fürſten von Andern, als ihren Untergebenen mit „Herr" angeredet werden.

Sicherer läßt ſich die Zeit der Abfaſſung feſtſtellen. Die Denkſchrift gedenkt der Hochzeit des Königs Sigismund (7. Februar 1512), der Entthronung des Sultan Bajazet (25. April d. J.), des letzten Reichstages von Peter Paul (29. Juni) und der Audienz des Briefſchreibers (1. Juli). Nach dieſem Tage muß die Abfaſſung ſtattgefunden haben. Da ferner des Martini-Reichstages, der Rückkehr des ungariſchen Geſandten Miedzyrzeski (Anfang Oktober) als kommender Dinge, der wichtigen Anweſenheit des kaiſerlichen Geſandten Cuspinian (Anfang September) noch gar nicht gedacht wird, muß der Brief noch vor Anfang September geſchrieben ſein. Zwiſchen Juli und Auguſt 1512 liegt die Entſcheidung. Die Entſchuldigung des Erzbiſchofs mit der Antwort ſo lange gezögert zu haben, um den Reichstag noch abzuwarten, erlaubt wohl den Schluß, daß er nach Beendigung desſelben unverzüglich ſich an die Abfaſſung gemacht habe. Dann hat er die Denkſchrift noch im Juli geſchrieben.

Das Motiv der Denkschrift liegt nicht, wie man angenommen hat, bei den persönlichen Interessen des Erzbischofs. Er spricht zwar von dem Streben des Kardinals von Gran nach der Tiara, ohne jedoch daran eine Bemerkung über die etwaige Sedisvacanz und die dadurch für ihn eintretenden Chancen zu reihen, was er in einem privaten und vertraulichen Schreiben an seinen Freund zu verschweigen keinen Grund hatte. Über gewisse Dinge, die „dem Vorteil und der Würde des Königs von Polen entsprechen", zieht Szydlowiecki Information ein; daß der Erzbischof nächst den persönlichen Verhältnissen des Königs Wladislaw nur und weitaus am längsten die polnische Vormundschaftsfrage erörtert, zeigt auch, über welche Dinge.

Für die Glaubwürdigkeit des Verfassers spricht nicht bloß dessen eigene Versicherung, „lieber den Vorwurf der Langsamkeit, als ungenügender Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verdienen zu wollen". Seine Informationen hat er zum teil von den handelnden Personen, über die Heiratsverhandlungen von dem betreffenden Gesandten, über den Palatin von Ohrenzeugen. Aber die besten Zeugen sind Aug' und Ohr des in hochangesehener Stellung befindlichen Prälaten selber. Daß er von diesen guten Mitteln auch einen guten Gebrauch gemacht hat, beweist die Beurteilung seines besten Freundes, des Woiwoden von Siebenbürgen, über den er in denselben Schreiben, in dem er erklärt in noch herzlichere Beziehungen zu ihm treten zu wollen, ein geradezu vernichtendes Urteil fällt. Die Liebe zum Polenkönig, der Haß gegen die Hofkamarilla haben sie zusammengeführt, eins trennt sie, ihr Verhältnis zum Könige, über dessen Lage sich der Erzbischof in scharfem Gegensatz zu den hochverräterischen Plänen des Woiwoden in rührender Weise ausspricht. Trotzdem führt er eine freimütige Sprache vor dem König. Freilich ist auch er ein Fanatiker seiner Überzeugung. Aber genug, der Mann hat Überzeugung! Nur eine gewisse Einseitigkeit kann in aufgeregten Zeitläuften etwas durchsetzen. Die Zeit in welcher er lebte, hatte seinem Vaterlande gerade keinen Überfluß an Charakteren beschieden. Wir

müſſen uns freuen, wenn wir jemand finden, den wir einen Charakter nennen dürfen. Wie er mitten im Parteigetriebe daſteht, Miniſtern und Hofſchranzen gegenüber, deren Handlungsweiſe er für ehrlos hält und verabſcheut, vor einem Könige, deſſen Schwächen er kennt, und den er doch achtet und liebt, ganz allein und verlaſſen, ſelbſt von dem Manne, auf den er ſich verlaſſen zu können glaubte; und wie er nicht verzagt, nicht am Freunde, nicht am Könige, nicht am Wohl des Reichs; wie er neue Pläne erſinnt, die den Intereſſen des Reichs, des Königs, des Freundes dienen können; wie er dabei mutig Trotz bietet allen Gefahren, die ſein Leben bedrohen, ſo erregt er unſere Bewunderung in hohem Grade.

Der hiſtoriſche Wert der Denkſchrift ſteigert ſich durch die Erwägung, daß Bonfini in ſeiner ungariſchen Geſchichte mit 1496 abbricht, Tuberone und Dubrawsky für die Zeit vom Preßburger Frieden (1491) bis zum Bauernkriege (1514) ſehr ſummariſch ſind, Szerémy mehr Klatſch als Geſchichte bringt, Brutus ſelbſt erſt aus dieſen Quellen und unſeren Akten ſchöpft, Iſthvánffy aber ein unzuverläſſiger Fabulator im Stile der Hajek iſt, ſo daß wir für die letzte Regierungszeit Wladislaws neben einem unzulänglichen Urkundenmaterial auf fremde Quellen angewieſen ſind. Nur ſo hochintereſſante Berichte, wie die noch ungedruckten Briefe des Markgrafen Georg von Brandenburg aus dieſer Zeit laſſen ſich der Denkſchrift an die Seite ſtellen.

2. Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1886 als Mitglieder aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Wilhelm Landauer-Donner, hier.

„ Alfred von Neufville, hier.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Oberlehrer Auguſt Schlimbach, hier.

Am 13. Januar fand eine interne Sitzung ſtatt, welche geſchäftlichen Arbeiten gewidmet war: es fand zunächſt die Wahl

der Vorsitzenden und des Schriftführers statt. Es wurde Herr Dr. B. Valentin zum ersten, Herr Professor O. Sommer zum zweiten Vorsitzenden, Herr Sauerländer zum Schriftführer gewählt. Die Abteilung beschloß sodann Anträge betreffend eine Ausstellung von Werken Ludwig Richters sowie eines damit verbundenen Sonntagsvortrages an den AGA zu richten. Hieran schloß sich eine öffentliche wissenschaftliche Sitzung. Herr Dr. Pallmann legte zunächst einige neue Erscheinungen aus der Kunstliteratur vor, welche dem Hochstifte von den Verfassern eingesandt worden waren. Nämlich: „Ausgewählte Ansprachen, Reden und Vorträge von Karl von Stegmann, Direktor des Bayerischen Gewerbemuseums Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayerischen Gewerbemuseums. 1886. 8°. 4 Bl. und 88 S." und: „Die Rochus-Kapelle zu Nürnberg und ihr künstlerischer Schmuck. Kunstgeschichtliche Studie von Hans Stegmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, 1885. 4°. 58 S., 3 Holzschnitte im Text und 7 Tafeln Photographien.

An der Hand des ersten Buches gab Herr Dr. Pallmann einen Überblick über das Kunstgewerbe der Gegenwart in Deutschland und besonders in Bayern. Hauptsächlich sei es der Verfasser dieser Vorträge gewesen, der auf die Hebung der Gewerbe im letzteren Lande und insbesondere auf die künstlerische Gewerbethätigkeit der alten Industriestadt Nürnberg einen großen Einfluß ausgeübt habe.

Das zweite Buch, von dem Sohne dieses verdienten Mannes geschrieben, fand eine eingehende Besprechung; es wurde an demselben die gründliche archivalische Forschung gerühmt, mit der eine nicht minder scharfe künstlerische Beobachtung sich verbinde. Zu bedauern sei nur, daß das sehr schön ausgestattete Werk einige Druckfehler aufweise, welche hätten vermieden werden können.

Auf ein drittes kurz vorher erschienenes Werk machte Herr Dr. Pallmann aufmerksam, welches so recht geeignet sei, einen prächtigen Schmuck des deutschen Hauses zu bilden und zugleich die in Deutschland im allgemeinen fehlende Liebhaberei an

Büchern zu wecken. Könnecke's Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, eine Ergänzung zu jeder deutſchen Literaturgeſchichte, gebe in ſeinen trefflichen Nachbildungen ein genaues Bild der literariſchen und buchhändleriſchen Thätigkeit vergangener Zeiten. Er werde nicht nur der heranwachſenden Jugend zur Freude und Belehrung dienen, ſondern auch durch ſeinen vielſeitigen künſtleriſchen Inhalt gewiß dazu beitragen, daß Erwachſene, mehr als bisher geſchehen, Originale aus dem reichen Schatze unſerer Literatur zu erwerben ſuchen und auch — leſen werden.

Herr Oberlehrer Dr. Schlegel ſprach ſodann in höchſt anregender Weiſe über die Hagia Sophia in Konſtantinopel, welche er im Jahre 1882, als er zum Zwecke kunſtgeſchichtlicher Studien den Orient bereiſte, unter ſelten günſtigen Verhältniſſen beſuchen und eingehend ſtudieren konnte. Unter Vorlegung von Plänen und Anſichten berichtete er über die wechſelvolle Baugeſchichte bis zur Reſtaurierung des Bauwerkes durch Salzenberg und ging auf die Eigentümlichkeit des Baues in konſtruktiver und dekorativer Beziehung näher ein. Der Redner ſchloß ſeinen Vortrag mit der Schilderung des Eindrucks, den er bei ſeinem Beſuche während des Ramaſſanfeſtes gewann, als es ihm vergönnt war, den großartigen Bau im Glanze tauſender von Lampen zu ſehen.

Am 10. Februar fand eine interne Sitzung ſtatt, welche ſich mit der Frage der Neubeſetzung der Inſpektorſtelle am Städelſchen Kunſtinſtitute beſchäftigte. Nach vorheriger Beratung war eine Einladung an die Herren Vorſitzenden der mit der Kunſt in engerer Beziehung ſtehenden Vereine ergangen: die Herren waren alle erſchienen, ſo daß außer den Mitgliedern der Abteilung K, ſo weit ſie erſchienen waren, die Herren Otto Cornill und von Hoven für die Künſtlergeſellſchaft, Kohn für den Architekten- und Ingenieurverein, Konſul Becker für den Kunſtgewerbeverein, Dr. Grotefend für den Verein für Geſchichte und Altertum, Donner-von Richter für den Verein für das hiſtoriſche Muſeum an der Beratung teilnahmen.

Man war allseitig in vollster Übereinstimmung darüber, daß die Inspektorstelle nach Aufhebung der Direktorstelle unter allen Umständen durch einen mit der Kunst und der Kunstwissenschaft vertrauten Mann besetzt sein müsse, da von den Administratoren eine fachgemäße Vertrautheit mit diesem Gebiete weder verlangt noch erwartet werden dürfe. Wenn nun diese Stelle mit einem jungen Kaufmann besetzt worden sei, welcher der Kunst selbst ebenso wie der Kunstwissenschaft durchaus ferne stehe, so sei die einzige Möglichkeit, daß eine fachgemäße Stimme bei der Leitung des Städelschen Institutes zur Geltung komme, ausgeschlossen. Diese Erkenntnis habe sich in den weitesten Kreisen der Bürgerschaft Bahn gebrochen und habe nicht minder auswärts in allen für die Kunst interessierten und unsere Städelsche Sammlung hochschätzenden Kreisen ebenso großes Erstaunen wie Entrüstung hervorgerufen. Da sei es denn am Platze, daß die Vertreter der Kunst nach ihrer praktischen und wissenschaftlichen Seite hin dieser Stimmung Ausdruck gäben und an die Administration das Gesuch richteten, die so wichtige Stellung eines Inspektors mit einer geeigneten Persönlichkeit zu besetzen. Man einigte sich über folgende Eingabe, welche an die Administration des Städelschen Kunstinstitutes gerichtet wurde.

Frankfurt, den 13. Februar 1886.

Hochverehrliche Administration!

Als durch den Tod des Herrn Gerhard Malß die Inspektorstelle an dem Städelschen Kunst-Institut erledigt wurde, sah man in allen hiesigen Kreisen, welche sich für Kunst und Wissenschaft interessieren und denen das Gedeihen aller diesen edlen Zwecken gewidmeten Anstalten unserer Stadt am Herzen liegt, mit gespannter Erwartung der Wiederbesetzung dieser so wichtigen Stelle entgegen.

Man erwartete, daß die Administration diese Gelegenheit nicht versäumen würde, an diese Stelle einen Mann zu berufen, der nicht allein ein treuer und pünktlicher Ordner und Verwalter der Kunstschätze sein würde, wie dies der verstorbene

treffliche Inſpektor Malß in hohem Grade geweſen iſt, ſondern der auch noch mehr als dieſer durch künſtleriſche oder kunſtwiſſenſchaftliche Bildung bei den unabläſſig an eine Anſtalt, wie es das Städelſche Inſtitut iſt, herantretenden Anforderungen des Kunſtlebens und der Kunſtwiſſenſchaft ein erprobter Ratgeber und Förderer ſein könnte.

Man war daher auf das peinlichſte überraſcht von der getroffenen Wahl, als man erfuhr, daß die Stelle durch einen jungen Mann beſetzt worden ſei, der lediglich die Laufbahn eines Kaufmanns durchgemacht hat und deſſen künſtleriſche Bildung, ſeinem bisherigen Lebensgang entſprechend, höchſtens die eines Verkäufers in einem Kunſtgeſchäfte ſein kann, während eine Vertrautheit mit der Kunſtwiſſenſchaft in keiner Weiſe vorausgeſetzt werden kann.

Dieſer für das Kunſtleben unſerer Stadt hochwichtige Poſten, welcher ſeit der Nichtwiederbeſetzung der Stelle eines Direktors die einzige Bürgſchaft einer die Intereſſen der Kunſt allſeitig fördernden Leitung des Inſtitutes darbot, iſt damit zu einem Privat-Sekretariat der Adminiſtration herabgedrückt worden. Jeden Freund unſeres herrlichen Kunſt-Inſtituts erfüllen daher ernſte Sorgen, daß die Wirkſamkeit des Inſtituts, welches ohnehin mehr und mehr aufgehört hat, ein belebendes Element für die künſtleriſche Thätigkeit und die künſtleriſche Bildung in unſerer Stadt zu ſein, dieſe Aufgabe ganz bei Seite ſetzt. Die unausbleibliche Folge muß die ſein, daß die Würde und das Anſehen dieſer edlen Stiftung nach innen und außen gefährdet und die gedeihliche Entwicklung ihrer hohen Zwecke für ein ganzes Menſchenalter und darüber hinaus aufs Spiel geſetzt wird.

Selbſt in kleineren Städten greift man bei Beſetzung derartiger Stellen nur nach den tüchtigſten Kräften, wie viel mehr iſt dieſes in unſerer Stadt geboten, wo unſere für Kunſt und Wiſſenſchaft thätigen Anſtalten in noch höherem Grade als anderwärts den Beruf haben, zu der mehr praktiſchen und kommerziellen Richtung der Bürgerſchaft die notwendige Ergänzung eines geiſtigen Gegengewichtes zu bilden.

In diesem Sinne hat der hochherzige Stifter in seinem Testamente ausdrücklich ausgesprochen, daß, wie das Kunstinstitut „zum Besten hiesiger Stadt und Bürgerschaft" (§ 1) gestiftet ist, seine Absicht darauf gerichtet sei, daß das Institut „der hiesigen Stadt zu einer wahren Zierde gereichen und zugleich der Bürgerschaft nützlich werden möge" (§ 2). Gerade um dieses zu erreichen, hat er der Administration ausgedehnte Befugnisse gegeben (§ 7), aber auch zugleich erklärt, daß die Administrationsbefugnisse sich aus „dem Zweck und der Absicht" dieser Stiftung ergeben (§ 5). Hieraus erhellt, daß die Administration der Bürgerschaft gegenüber eine Verpflichtung hat, die Anstalt dem Zwecke und der Absicht des Stifters gemäß zu leiten. Wenn eine Besetzung der fraglichen Stelle in der obenerwähnten Weise wirklich einträte, so wäre es zweifellos, daß die Absicht des Stifters nicht erreicht würde. Die Bürgerschaft aber darf erwarten, daß ihren durch den Stiftungszweck gewährleisteten Interessen Rechnung getragen wird.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend haben die Vorstände

der „Künstlergesellschaft",
des „Architekten- und Ingenieur-Vereins",
des „Freien Deutschen Hochstifts Akademischen Gesamtausschusses",
des „Vereins für das historische Museum",
des „Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins",
des „Vereins für Geschichte und Altertumskunde"

als die berufenen Vertreter der für Kunst und Wissenschaft thätigen Kreise der Bürgerschaft sich vereinigt und wenden sich an die verehrliche Administration mit der dringenden Bitte, die getroffene Wahl rückgängig zu machen und an Stelle des Gewählten eine geeignete Persönlichkeit zu ernennen.

Wir geben dieses um so mehr der Erwägung anheim, als wir es für unsere Pflicht erachten, mit unserem ganzen Einflusse dahin zu wirken, daß das Interesse des Instituts und der Bürgerschaft, zu deren Besten es gestiftet worden ist, nicht geschädigt werde.

In der Erwartung einer günstigen Beantwortung unserer Vorstellung zeichnen

Hochachtungsvoll

Der Vorstand der Frankfurter Künstlergesellschaft
F. von Hoven z. Z. Vorsitzender. Eugen Klimsch.
Der Vorstand des Architekten- und Ingenieur-Vereins
C. Kohn. Askenasy.
Des freien deutschen Hochstifts Akademischer Gesamtausschuß
Dr. V. Valentin. Dr. H. Pallmann, Verw.-Schr.
Der Vorstand des Vereins für das historische Museum
Donner-von Richter, Vorsitzender. Chr. L. Thomas.
Der Vorstand des mitteldeutschen Kunstgewerbevereins
C. Becker.
Der Vorstand des Vereins für Geschichte und Altertumskunde
Dr. H. Grotefend Vorsitzender. G. W. Mappes Schriftführer.

Wir fügen, um den Verlauf dieser Bemühungen im Zusammenhange zu schildern, hier sogleich die weitere Korrespondenz an, für deren Fortführung eine Reihe von Sitzungen stattfand.

Die Administration des Städelschen Kunst-Instituts
an
die hochverehrlichen Vorstände der Frankfurter Künstlergesellschaft, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Freien Deutschen Hochstifts Akademischen Gesamt-Ausschusses, des Vereins für das historische Museum, des mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde dahier, zu Händen des Herrn F. von Hoven, Vorsitzenden der Frankfurter Künstlergesellschaft.

Indem wir Ihnen den Empfang Ihrer geschätzten Zuschrift v. 13. d. M., erhalten den 16. ds., hiermit bestätigen, können wir nicht umhin, gleichzeitig das Gefühl peinlichen Befremdens zu konstatieren, welches durch die Kenntnisnahme derselben bei uns erregt worden ist. Wir sind weit davon entfernt, die Berechtigung der einzelnen unterzeichneten, der Kunst mehr oder minder nahe verwandten Vereine, sich als zur Vertretung

künstlerischer Interessen in unserer Stadt vorzugsweise berufen anzusehen, bemängeln zu wollen; selbstverständlich bestreiten wir ihnen ebensowenig wie jedem Dritten das volle Recht, sich mit Wünschen und Anträgen an die Administration des Städelschen Instituts zu wenden. Wir wollen es auch gewiß nicht bezweifeln, daß es die aufrichtige Liebe zur Kunst und die lebhafte Teilnahme an dem Wohle unseres Instituts sind, welche die verehrlichen Vereine zu dem außerordentlichen und gewichtigen Schritte der gemeinschaftlichen Eingabe veranlaßt haben. Allein sowohl das an uns gestellte Ersuchen, wie dessen Motivierung müssen wir entschieden ablehnen.

Man kann den Posten und die Aufgabe eines Inspektors und Konservators an unserem Institute in verschiedener Weise auffassen, wir werden in eine Erörterung dieser Frage hier nicht eingehen. Aber man kann es einer gewissenhaften Administration — ohne deren Stellung zu nahe zu treten — nicht zumuten, daß sie in einer so wichtigen Angelegenheit wie der vorliegenden, einen Beschluß, den sie nach gründlicher Prüfung aller dabei in Betracht kommenden inneren und äußeren Verhältnisse gefaßt, binnen der kurzen Frist von nur wenigen Wochen rückgängig mache.

Daß bei dieser Beschlußfassung die Gründe, die für eine andersgeartete Besetzung der Inspektorstelle geltend gemacht werden können, zur sorgfältigen Erwägung gekommen sind, versteht sich von selbst; irgend welche neue Momente haben wir aus dem gefälligen jenseitigen Schreiben nicht zu entnehmen vermocht.

Dagegen haben wir allen Anlaß, uns gegen eine Reihe in dieser Vorstellung enthaltener völlig unzutreffender Bemerkungen auf das Ernstlichste zu verwahren, ja einige derselben müssen wir als für die Administration direkt verletzend bezeichnen. Wenn in der Eingabe gesagt wird, daß die Besetzung des Inspektorats in dem von der Jenseite gewünschten Sinne „die einzige Bürgschaft einer die Interessen der Kunst allseitig fördernden Leitung darbot", daß „das Institut aufgehört hat, ein belebendes Element für die künstlerische Thätigkeit und die

künſtleriſche Bildung in unſerer Stadt zu ſein", daß durch die getroffene Wahl „die Würde und das Anſehen der edlen Stiftung nach innen und außen gefährdet und die gedeihliche Entwicklung ihrer hohen Zwecke für ein ganzes Menſchenalter und darüber hinaus aufs Spiel geſetzt wird", ſo ſind das durch Nichts begründete Behauptungen, welche die unterzeichnete Adminiſtration nicht unterlaſſen kann und will, hiermit förmlichſt zurückzuweiſen. Was aber die Adminiſtration geradezu als eine ſchwere Bezichtigung empfinden, wogegen ſie den energiſchſten Einſpruch erheben muß, das iſt der Vorwurf, daß ſie durch die von ihr beſchloſſene Beſetzung der Inſpektorſtelle gegen die Abſicht des Stifters gehandelt habe. Seine Abſicht hat der Stifter ſehr klar in dem § 2 ſeines Teſtamentes ausgeſprochen „Da meine Abſicht u. ſ. w. ſo will ich u. ſ. w." „Zugleich aber verordne ich u. ſ. w."; ferner hat er in § 3 was die Vermögensverwaltung und den Unterricht betrifft, wegen der Sammlungen aber in § 5 für „die ganze Einrichtung" des Kunſtinſtituts weitere ausführliche Vorſchriften getroffen.

In allen dieſen Beſtimmungen iſt von der Vermehrung der Sammlungen, von der Öffnung der Galerie an beſtimmten Tagen und Stunden, von dem Kunſtunterrichte, der Wahl der Lehrer, der Aufnahme der Schüler, von der Anlage des Vermögens und auch von der Anſtellung des Stiftungs-Perſonales die Rede, der Poſten eines Inſpektors oder Direktors aber findet ſich darin auch nicht mit einem Worte erwähnt.

Und doch iſt man zu der Annahme gewiß vollberechtigt, daß wenn die Schaffung eines Inſpektorats von der maßgebenden Bedeutung, wie ſie die Vorſtellung in Ausſicht nimmt, — ſo daß dasſelbe „die einzige Bürgſchaft für eine kunſtförderliche Leitung des Inſtituts darbiete", daß von deſſen Beſetzung die gedeihliche Entwicklung des Inſtituts „für ein ganzes Menſchenalter abhänge" — daß, wenn dies in der Abſicht des Stifters gelegen hätte, dieſer dann neben den mannichfachen ſonſtigen Anordnungen doch auch einer ſo wichtigen Inſtitution irgendwie Erwähnung gethan hätte; der Stifter hat offenbar an einen ſolchen Inſpektor gar nicht gedacht.

Die Administration ist kraft der ihr in den §§ 3, 5 und 7 des Städelschen Testaments erteilten „unbeschränkten Macht und Gewalt" allerdings befugt auch über den von dem Stifter vorgezeichneten Rahmen hinauszugehen und im Interesse der Kunst und der Anstalt ihr zweckmäßig scheinende weitere Einrichtungen zu treffen, aber zu behaupten, daß sie durch die Grenzen, die sie für die Thätigkeit des von ihr überhaupt erst geschaffenen Inspektorats gezogen hat, „zweifellos" gegen die Absicht des Stifters handle, ist ein durchaus ungerechtfertigtes und bei der Schwere der darin gegen die Administration erhobenen Beschuldigung unverantwortliches Vorgehen, und wir können es nur auf das lebhafteste bedauern, daß die verehrlichen Vorstände solche — auch bereits der Öffentlichkeit übergebene — Behauptungen haben aufstellen können.

Die Erklärung in dem Schlußsatze der Eingabe, daß die unterzeichneten Vorstände es als ihre Pflicht erachten, mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu wirken, daß das Interesse des Instituts und der Bürgerschaft, zu deren Besten es gestiftet wurde, nicht geschädigt werde, können wir ihrem Wortlaute nach gewiß nur mit Freuden begrüßen; sollte damit jedoch eine versteckte Drohung gegen die Administration gemeint sein, so sehen wir der Ausführung einer solchen im Bewußtsein unseres guten Rechtes und unserer stiftungsgemäßen Pflichterfüllung mit vollkommener Ruhe entgegen.

Frankfurt-Sachsenhausen, den 23. Februar 1886.

Hochachtungsvoll

Die Administration des Städelschen Kunstinstitutes

gezeichnet:

Dr. Schlemmer. Dr. Jeanrenaud.

Moritz Gontard. Dr. v. Schweitzer. Wilhelm Metzler.

Frankfurt a. M., den 13. März 1886.

An die verehrliche Administration des Städelschen Kunstinstituts!

Aus Ihrer geschätzten Zuschrift vom 23. Februar d. J., die wir die Ehre hatten, am 25. Februar zu empfangen, ersehen wir zu unserem lebhaften Bedauern, daß Sie dem durch die

unterzeichneten Vereine an Sie gerichtetem Ersuchen um anderweitige Besetzung der Inspektorstelle an dem Städelschen Kunst-Institut eine unbedingte Ablehnung entgegenstellen.

Anstatt uns einer auf den Geist der Sache eingehenden Offenlegung der Gründe zu würdigen, welche Sie zu der in allen hiesigen und auswärtigen Kunstkreisen Befremden erregenden Wahl veranlaßt haben, berufen Sie sich auf den toten Buchstaben des Testaments, auf die nach dem formalen Rechte Ihnen zustehende „unbeschränkte Macht und Gewalt", welche wir nicht bestritten haben. Wäre dies unsere Absicht gewesen, so hätten wir unsere Vorstellung nicht in das Gewand einer Bitte gekleidet.

Ebensowenig haben wir Ihnen, wie es in Ihrem schätzbaren Schreiben heißt, zugemutet, daß „binnen einer kurzen Frist von nur wenigen Wochen" eine Rückgängigmachung der stattgehabten Ernennung zu erstreben sei, denn von irgend einem Termin ist in unserer Eingabe keine Rede.

Noch unzulässiger ist die Auslegung, die Sie unseren Worten: „wenn eine Besetzung der fraglichen Stelle in der erwähnten Weise wirklich einträte, so wäre es zweifellos, daß die Absicht des Stifters nicht erreicht würde" dadurch geben, daß Sie uns die Behauptung in den Mund legen: die Administration handle zweifellos gegen die Absicht des Stifters, wenn sie für die Thätigkeit des Inspektors gewisse Grenzen ziehe". — Von unserer Äußerung zu Ihrer Auslegung ist der Weg so weit, wie von einem bedauernswerten Fehlgriff zu einer absichtlichen Statutsverletzung, deren Möglichkeit wir von den hochachtbaren Persönlichkeiten der Administration auch nicht im entferntesten voraussetzen.

Über den eigentlichen Kernpunkt der Sache aber, die Frage nämlich, wie die Aufgabe eines Inspektors und Konservators an dem Städelschen Kunst-Institute aufzufassen sei, gehen Sie einfach hinweg mit dem Bemerken: „wir werden in eine Erörterung dieser Frage hier nicht eingehen". Gegenüber dieser ebenso bequemen wie nichts beweisenden Form der Abfertigung bleiben die unterzeichneten Vereine der Ansicht, daß gerade

das Gegenteil, nämlich eine sachgemäße, objektive Besprechung der hochwichtigen Frage durchaus wünschenswert und geboten sei.

Wenn Sie bemerken, der Stifter habe „offenbar" an einen Inspektor, wie die unterzeichneten Vereine ihn verstehen, „gar nicht gedacht", so geben wir Ihnen dieses gerne zu, insoweit der Stifter ihn nicht ausdrücklich genannt hat, da er nach § 7 seines Testaments es weder für „rätlich noch für nützlich erklärt, alle künftigen Einrichtungen im Voraus durch Instruktionen zu bestimmen". Aber im Laufe der Jahre hat eine frühere Administration in richtiger Anwendung der in § 3 des Testaments ihr gewährten Befugnis der „Anstellung des nötigen Stiftungspersonals" aus eigener Initiative nicht nur einen Direktor angestellt, an den der Stifter ebensowenig „gedacht" hatte, sondern gleichzeitig auch die Schaffung eines Inspektorates für die Sammlungen als nötig erachtet.

Und in der That dürfte zu dieser Stunde keine Kunstanstalt von der Bedeutung und dem Range des Städelschen Instituts aufzuweisen sein, welche nicht neben der Hauptverwaltung eine mit umfassender Vorbildung und Spezialkenntnissen ausgerüstete Persönlichkeit besäße, die den Anforderungen der Kunstwissenschaft sowohl wie des Kunstmarktes gewachsen wäre.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese den Maßnahmen Ihrer eigenen Administration entspringenden Betrachtungen zu der von Ihnen getroffenen Wahl in einem schroffen Gegensatze stehen, der durch den Inhalt Ihres geehrten Schreibens keineswegs erklärt, geschweige denn gerechtfertigt wird.

Die unterzeichneten Vereine, die in ihrer Gemeinschaft die Auffassung einer überwiegenden Mehrheit derer zu vertreten glauben, welche aus Beruf und Neigung den Bestrebungen des Kunst-Instituts nahestehen, bezweifeln in keiner Weise die wohlmeinenden redlichen Absichten der verehrlichen Administration, sehen sich aber gezwungen, auf dem von ihnen in dieser Frage eingenommenen Standpunkt mit Bestimmtheit zu verharren und warnen nochmals auf das ernstlichste vor einer Mißachtung oder Verkennung derjenigen Grundsätze, die ihres Erachtens allein geeignet sind, die schöne, Ihrer Obhut anvertraute

Anſtalt, im Intereſſe der Kunſt und unſerer gemeinſamen Vaterſtadt einer zeitgemäßen Wirkſamkeit und höheren Blüte entgegenzuführen.

Hochachtungsvoll

(Die Vorſtände der Vereine wie oben.)

Die Adminiſtration des Städelſchen Kunſtinſtituts

an

die hochverehrlichen Vorſtände der Frankfurter Künſtlergeſellſchaft, des Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Freien Deutſchen Hochſtifts Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes, des Vereins für das hiſtoriſche Muſeum, des mitteldeutſchen Kunſtgewerbe-Vereins und des Vereins für Geſchichte und Altertumskunde

Dahier

zu Händen des Herrn F. von Hoven,
Vorſitzenden der Frankfurter Künſtlergeſellſchaft.

Wir haben Ihre geſchätzte Zuſchrift vom 13. am 16. d. M. erhalten und daraus zu unſerer aufrichtigen Befriedigung den Eindruck gewonnen, daß die erſte Erregung in den von Ihnen vertretenen Kreiſen inzwiſchen einer ruhigeren Erwägung und einer gerechteren Beurteilung der in Betracht kommenden Verhältniſſe Platz gemacht hat.

Wir würden daher an ſich keinen Anlaß zu einer erneuten Rückäußerung gehabt haben, wenn uns nicht daran gelegen wäre, verſchiedenen Mißverſtändniſſen zu begegnen, welche durch Ihre geehrte Zuſchrift hervorgerufen werden könnten.

Zunächſt müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß wir uns für die Ablehnung des von Ihnen geſtellten Erſuchens keineswegs auf die uns verliehene „unbeſchränkte Macht und Gewalt“ berufen haben. Wir haben lediglich geltend gemacht, daß einer gewiſſenhaften Adminiſtration — gleichviel wie beſchränkt oder unbeſchränkt deren Macht ſein möge — nicht zugenutet werden darf, einen in einer wichtigen Angelegenheit eben erſt gefaßten Beſchluß alsbald wieder umzuſtoßen. Und darum handelte es ſich bei dem Erſuchen der verehrlichen Vorſtände; wenn dieſelben erklären: ſie hätten uns keinen Termin

für die Rückgängigmachung der Ernennung gesetzt, so kann sich dies nur auf die Ausführung eines eventuellen abändernden Beschlusses der Administration beziehen; daß dieser Beschluß selbst alsbald, d. i. also binnen der kurzen Frist von wenigen Wochen gefaßt werden sollte, war doch wohl sicherlich die Meinung der Herren Gesuchsteller, wenigstens vermochten wir die „dringende Bitte" ihrem Wortlaute nach nicht anders zu verstehen.

Zu besonderer Genugthuung gereicht uns die Erklärung der verehrlichen Vorstände, daß der Vorwurf einer absichtlichen Statutsverletzung nicht in ihrer Meinung gelegen habe, doch war die Auslegung, welche die Administration den Worten in der jenseitigen Eingabe vom 13. Februar d. J. geben mußte, fast unvermeidlich. Wenn behauptet wird, daß eine Administration so gehandelt habe, daß die Absicht des Stifters zweifellos, — d. h. so daß darüber überall kein Zweifel bestehen kann, — nicht erreicht werde, so ist das doch kaum verschieden von der Behauptung, die Administration habe gegen die zweifellose Absicht des Stifters gehandelt.

Aber auch in der abgeschwächten Bedeutung, welche die verehrlichen Vorstände ihren Worten geben, können wir die Richtigkeit der darin enthaltenen Behauptung nicht einräumen. Daß man sich die Stellung eines Inspektors am Städelschen Institute in verschiedener Weise denken kann, haben wir ausdrücklich anerkannt. Wenn sich die verehrlichen Vorstände für ihre Auffassung auf einen früheren Vorgang in der Verwaltung berufen, so soll ihnen dies nicht bestritten werden, obwohl andere Vorgänge mit gleichem Rechte in gegenteiligem Sinne geltend gemacht werden können. Dagegen müssen wir entschieden an der in unserem Schreiben vom 23. v. M. ausgeführten Darlegung festhalten, daß der Stifter die jenseitige Auffassung nicht geteilt hat; er, der andere weit unbedeutendere Fragen in seinem Testamente eingehend beordnet hat, würde seine Meinung sicherlich in einer jeden Zweifel ausschließenden Form ausgesprochen haben, wenn er geglaubt hätte, daß ohne Anstellung eines mit speziellen Fachkenntnissen ausgestatteten Inspektors Zweck und Absicht seiner Stiftung nicht erreicht werden könnten.

Wenn wir uns daher auch zu unserem Bedauern außer Stande gesehen haben, den Wünschen der verehrlichen Vorstände in dieser Frage zu entsprechen, so geben wir uns doch der Zuversicht hin, daß durch die von uns getroffene Wahl das Interesse des Instituts nicht geschädigt werden wird, hoffen vielmehr, daß die Städelsche Stiftung nach wie vor der hiesigen Stadt zur Zierde und zum Nutzen gereichen und eine segensreiche Wirksamkeit im Geiste des Stifters entfalten möge.

Mit diesem Wunsche, der ja in gleichem Sinne, wenn schon in anderer Form in den Ausgangsworten Ihrer verehrlichen Zuschrift Ausdruck gefunden hat, schließen wir unsere ergebene Erwiderung und damit zugleich, da wir uns einen Erfolg von der Fortsetzung des Schriftenwechsels nicht zu versprechen vermögen, unsererseits diesen selbst und zeichnen

hochachtungsvoll

die Administration des Städelschen Kunstinstituts.

Frankfurt a/M.-Sachsenhausen, den 23. März 1886.

Auf dieses Schreiben glaubten die Vereine sich einer weiteren Äußerung enthalten zu können: es lag zu offenkundig zu Tage, daß die Administration nicht gesonnen sei auf die Hauptsache einzugehen und sich damit begnügen wolle an Nebensachen herumzumäkeln. Für die Vereine und für die Bürgerschaft liegt das Verhältnis klar. Eine Kunstanstalt wie das Städelsche Institut, das außer einer ständig zu mehrenden Kunstsammlung, eine Bibliothek und eine Kunstschule umfaßt, bedarf einer fachmännischen Leitung. Die Administration soll, wie ihr Name sagt, das Ganze verwalten, ist aber in ihrer Zusammensetzung außer Stande, die fachmäßige Leitung selbst zu übernehmen. An der Spitze jeder Kunstsammlung steht ein kunstwissenschaftlich gebildeter Direktor. An der Spitze der Gemäldegalerie zu Berlin steht als Direktor Dr. Julius Meyer, Geh. Reg. Rat. Nebenher fungiert eine Sachverständigenkommission; sie besteht aus: Dr. H. Grimm, Geh. Reg. Rat, Prof. ord.; Dr. M. Jordan, Geh. Ober-Reg.-Rat, Direktor; L. Knaus, Prof.; G. Spangenberg, Prof., sowie den Stellvertretern: A. v. Beckerath; Dr. Dohme, Direktor; Geselschap, Prof.; Graf Harrach,

Landſchaftsmaler. Ganz entſprechend hat die Abteilung für Skulpturen Dr. W. Bode zum Direktor, das Antiquarium Dr. Curtius, Geh. Reg.-Rat, Prof.; das Kupferſtichkabinet Dr. F. Lippmann, und neben ihnen Sachverſtändigen-Kommiſſionen. (Vgl. R. Springer, Kunſthandbuch, 1886 [4. Aufl.] S. 26 ff.) Alſo es ſtehen nicht nur die hervorragendſten wiſſenſchaftlichen Kräfte als Direktoren an der Spitze, ſondern um deren Wirken nicht zu einem abſoluten werden zu laſſen, wie es beſonders bei den Ankäufen der Fall ſein könnte, tritt an ihre Seite je eine Sachverſtändigenkommiſſion, die aus hervorragenden Gelehrten und Künſtlern beſteht und ohne deren Zuſtimmung kein Ankauf ſtattfinden kann. Hier im Städelſchen Kunſtinſtitut verſieht die Adminiſtration nicht nur die Verwaltung der ganzen Stiftung; ſie iſt Direktor der einzelnen Sammlungen und nebenbei noch die Sachverſtändigenkommiſſion — alles in einer Perſon. Daß dies ein unzuträglicher Zuſtand iſt, liegt auf der Hand. Wenn heute eine ſolche Stiftung gemacht würde und es würden als Verwalter an die Spitze fünf Laien geſtellt, ihnen aber zugleich die Auflage gemacht als techniſche Behörde an der Spitze der Kunſtſammlung und der Kunſtſchule zu fungieren, wer wäre kühn genug eine ſolche Stellung anzunehmen? Iſt etwa im Hochſchen Konſervatorium die Adminiſtration zugleich techniſcher Direktor der Schule? Und in der That hat die erſte Adminiſtration eingeſehen, daß in erſter Linie ein techniſcher Direktor notwendig ſei. Man berief, nach der Überzeugung der früheren Zeit, einen Künſtler, Philipp Veit. Heutzutage beruft man kunſtwiſſenſchaftlich gebildete Männer — man leſe das Verzeichnis in R. Springers Kunſthandbuch! Nun iſt aber allmählich die Adminiſtration zu dem Glauben gekommen, daß das Dirigieren ein Beſtandteil des Adminiſtrierens ſei: man hat Philipp Veit gehen laſſen, nachdem man eigenmächtig eingegriffen und gegen ſein Votum eine Anſchaffung ausgeführt hatte. Aber immerhin war künſtleriſcher und in dieſem Falle zugleich kunſtwiſſenſchaftlicher Rat in der Perſon des als Kunſtforſcher bekannten Paſſavant vorhanden: ein ſolcher Mann war urſprünglich neben dem Direktor Philipp Veit der Inſpektor der Anſtalt!

Ihm wurde Gerhard Malß als Gehilfe zur Seite gegeben und folgte ihm als Inſpektor. Malß war ausübender Künſter geweſen, hatte für Kunſtwiſſenſchaft das lebhafteſte Intereſſe, und ſo gelang es ihm durch Studium und perſönlichen Verkehr auf dieſem Gebiete eine recht reſpektable Kenntnis zu erlangen. Malß war aber ein muſterhafter Beamter, und beſonders das Kupferſtichkabinet hat ſeiner unverdroſſenen Thätigkeit viel zu verdanken. Er war jedoch keine Perſönlichkeit eigenen imponierenden Urteils, und ſo gewöhnte ſich unter ſeinem Inſpektorat die Adminiſtration mehr und mehr daran in allen Dingen nach eigenem Gutdünken zu verfahren und im Vertrauen auf den Wortlaut des Teſtamentes auf jeden guten Rat, der von Außen herantrat, auf jeden Ruf nach Belebung und Kräftigung einer maßgebenden Beeinflußung und Förderung des künſtleriſchen Lebens mit der ſouveränen Empfindung eines unnahbaren Abſolutismus herabzuſehen. Da ſtarb Malß und nun geſchah der letzte Schritt: der neue Gehilfe ſollte auch jeglichen künſtleriſchen und kunſtwiſſenſchaftlichen Verſtändniſſes baar ſein, damit die Leitung nun vollſtändig und unbedingt Sache der Adminiſtration wäre, der Gehilfe aber einfach nur ſeine ausübende Kraft zur Verfügung ſtellte. Man kann nicht leugnen, daß von dieſem Geſichtspunkte aus die getroffene Wahl eine durchaus ſachgemäße war. Ebenſo wenig kann man aber leugnen, daß mit dieſer Ernennung die letzte Bürgſchaft einer ſachgemäßen Leitung verloren gegangen iſt. Es iſt ſelbſtverſtändlich nicht die Meinung der Vereine, daß mit der Ernennung eines künſtleriſch oder kunſtwiſſenſchaftlich gebildeten Inſpektors das Ideal erreicht wäre: es wäre im Gegenteil nur das geringſte, was man zu fordern berechtigt iſt. Das Richtige wäre, daß ein techniſcher Direktor, der von der praktiſchen Kunſt und der Kunſtwiſſenſchaft ſowie vom Weſen und der Aufgabe einer Kunſtanſtalt etwas verſtände, an die Spitze geſtellt würde, daß neben ihn eine Sachverſtändigen-Kommiſſion für die Ankäufe träte, und daß über dem Ganzen als die Verwaltungsbehörde die Adminiſtration ſtände, um in allen wichtigen Fragen das entſcheidende Wort zu ſprechen. Handelt es ſich doch z. B. bei Ankäufen nicht blos um das

einzelne Bild, ſondern um das Syſtem, nach welchem die Vervollſtändigung zu erfolgen hat — es ſei denn, daß eine öffentliche Anſtalt den Charakter einer Privatſammlung annehmen dürfte. Und wie ſeltſam berührt es, wenn man in dem Springerſchen „Handbuch“ die Überſicht der Kunſtſchulen durchſieht, wenn überall mehr oder minder ausführlich der Lehrplan der Anſtalt mitgeteilt wird, deren jede ein beſtimmtes Ziel bei der Ausbildung verfolgt und dies auf wohlerwogenem Wege zu erreichen ſucht. Da kommt man S. 195 an die Kunſtſchule zu Frankfurt am Main. Es werden neben der Elementarſchule die Ateliers der Kunſtſchule aufgeführt; dann heißt es: „Der Lehrgang wird vom Lehrer ſelbſt beſtimmt“. Ein vernichtenderes Urteil als in dieſen wenigen Worten liegt, kann über eine Anſtalt nicht ausgeſprochen werden. Es ſagt, daß in dieſer Schule ein Lehrplan nicht exiſtiert, daß es überhaupt keine Schule, ſondern ein Nebeneinanderbeſtehen von Ateliers iſt, in welchen der leitende Künſtler macht, was er will. Wie ſollte es auch anders ſein? Wo iſt denn die techniſche Behörde, die hier die fachgemäßen Vorſchriften machen könnte, welche die Autorität beſäße, hier leitend und ordnend einzugreifen? Und wie ganz anders könnte es ſein! Statt daß die jungen Frankfurter nach auswärts gehen müſſen, wenn ſie etwas Tüchtiges lernen wollen, müßte Frankfurt der Stützpunkt einer großgedachten Kunſtſchule ſein, welche Auswärtige hierherzöge, wie es unter Philipp Veit im beſten Werden war — man denke an Rethel, an Schwind! Es iſt wahrlich nicht genug geſchehen, wenn gelegentlich ein mehr oder weniger wertvolles Bild gekauft wird. Wenn das Städelſche Kunſtinſtitut ſeine Aufgabe erfüllen ſollte, ſo müßte es hier der Mittelpunkt des künſtleriſchen Schaffens und Wirkens ſein, ſo müßte es die hieſigen Künſtler zu fördern ſuchen und das Intereſſe an der Kunſt zu wecken und zu verbreiten ſuchen. Eine ſolche Anſtalt hat nicht genug gethan, wenn ſie daſteht und zu beſtimmten Stunden ihre Thore aufmacht — ſie muß ein Lebenselement in der Exiſtenz der Bürgerſchaft werden, ſie muß ſpeziell in unſerer Handelsſtadt das Ferment auf einem für die Kultur wichtigſten Gebiete des Lebens und Denkens ſein. Dazu

bedarf es aber eines anderen treibenden Elementes als es naturgemäß die Administratoren sein können, welche, von ihrem Standpunkte von Kunstliebhabern aus sich zweifellos hingebungsvoll ihrer Aufgabe widmen, auch vielleicht im Buchstaben des Testamentes eine Berechtigung dafür finden können, von denen aber eine Leitung des Institutes über diesen Gesichtspunkt hinaus zu verlangen, eine Ungerechtigkeit wäre. Es ist aber keine Ungerechtigkeit zu verlangen, daß für eine solche Leitung die geeigneten Kräfte gewonnen werden. Dahin ging die Bitte der Vereine.

In der internen Sitzung vom 31. März legte Herr Dr. Valentin zunächst das letzte Werk des leider so früh verstorbenen Mitgliedes der Abteilung K., Rudolf Redtenbacher, vor: „Die Architektur der italienischen Renaissance, Entwicklungsgeschichte und Formenlehre derselben. Ein Lehr- und Grundbuch für Architekten und Kunstfreunde von Rudolf Redtenbacher, Architekt. Frankfurt a. M. Heinrich Keller 1886." 8. XVI und 568 S. Der Vortragende wies darauf hin, wie das Buch in der That dazu angelegt sei, ein Handbuch für den steten Gebrauch aller derer zu werden, welche sich mit der Geschichte der italienischen Renaissance eingehender vertraut machen wollen. Redtenbachers Arbeit beruhe, wie er dies selbst hervorhebe, in ihrem kulturhistorischen Teil besonders auf den bezüglichen Arbeiten Burckhardts; in ihrem baugeschichtlichen und besonders in der Lehre von der Formbehandlung trete nicht nur die Selbstständigkeit eigner Forschung hervor, sondern in sehr erfreulicher Weise mache bei der Beurteilung sich die Thatsache geltend, daß hier ein auch in praktischer Weise mit der Baukunst Vertrauter das Wort ergreife. Es zeige sich dies besonders in der Nachweisung der Entstehungsgründe für künstlerische Formen, wobei Redtenbacher mehr als es sonst in der Architekturgeschichte üblich sei und gewiß in sehr richtiger Weise, von dem Gedanken ausgehe, daß in erster Linie das praktische Bedürfnis zu befriedigen sei und daß dies in höherem Grade für die Wahl der Formen maßgebend sei als das Bestreben eine „Idee" zum Ausdruck zu bringen. Er glaube daß dieser Gedanke noch schärfer und bestimmter als leitender Grundsatz bei der Behandlung der

Kunſtgeſchichte überhaupt an die Spitze geſtellt werden müſſe. Was man gewohnt ſei als „Idee" zu betrachten, ſei meiſt erſt das Ergebnis der durch die Notwendigkeit veranlaßten und in ihrer Durchführung geleiteten Kunſtſchöpfung, werde dann aber leicht als das die Schöpfnng veranlaſſende und ſie beſtimmende Moment erfaßt. Als auf ein beſonders gutes Beiſpiel meiſt der Vortragende auf die Bemerkungen hin, die Redtenbacher über das Mauerwerk von Palazzo Pitti macht. Materielle Gründe haben hier und ſonſt den Quaderbau notwendig gemacht. Sollte aber bei der gewaltigen Größe die Möglichkeit einer raſchen Fertigſtellung erreicht werden, ſo war das „nur möglich, wenn man den Aufwand der Arbeit auf ſein Minimum beſchränkte, d. h. da nun einmal der Randbeſchlag der Quadern gebräuchlich war, nur dies ausführte, die Boſſage aber ſtehen ließ, wie ſie ſich im Steinbruch von ſelbſt ergaben und höchſtens einige überflüſſige und bei der Arbeit des Verſetzens hindernde Vorſprünge des Quaders abſchlug" (S. 310). Zugleich ergab ſich damit für die künſtleriſche Wirkung die Möglichkeit „bei der ſonſtigen Einfachheit der Architektur" „eine plaſtiſche Wirkung zu erzielen" und ſchließlich kam dadurch zugleich auch der Charakter des Baues ſeiner „Idee" nach, „die trotzige Feſtigkeit" am beſten zum Ausdruck. Ebenſo erklärt ſich die ungleiche Höhe der Steinſchichten, die ungleiche Länge der Quadern aus dem Beſtreben, die Arbeit und damit die Koſten auf ein Minimum zu beſchränken. Aber gerade hierdurch „gewinnt das Gemäuer ſeine maleriſche Erſcheinung". „Darin aber liegt die künſtleriſche Stärke Brunelleschis daß er die Übereinſtimmung der äußeren Erſcheinung mit dem materiellen Bedürfnis erkannte und ſich über die Hilfsmittel klar war, wie er dieſe Harmonie von Zweck, Stoff und Form erreichen konnte" (S. 311). Redtenbacher faßt dieſen Grundcharakter der Formentſtehung ſo zuſammen: „Nicht dem ſogenannten „Volksgeiſt", dieſem blos in der Vorſtellung beſtehenden Allgemeinbegriff, mit welchem uns die Äſthetiker abſpeiſen, wenn ſie keine beſſere Erklärung zu finden wiſſen, verdankt Italien ſeinen Vorzug in Bezug auf Verwendung monumentaler Baumaterialien gegenüber dem

Norden, ſondern den günſtigeren Bedingungen des Landes. Weder Brunelleſchi noch ſeine Nachfolger hätten mit den rheiniſchen Grauwackeſchiefern oder den Brohlthaler Tuffſteinen einen Palazzo Pitti, Riccardi und Strozzi ſchaffen können; nur wo Materialien, wie die harten Buntſandſteine des Oberrheins oder die Niedermendiger Laven bei Andernach zur Verfügung ſtanden, kam man aus Sparſamkeitsgründen, nicht nur der Geld-, ſondern auch der Zeitersparnis halber, auch in Deutſchland dazu die Ruſtikabooſſagen bei Quadern, wie ſie der Steinbruch lieferte, anzuwenden. In Toskana wie am Rhein oder in Frankreich und in Griechenland bewährt ſich ſtets derſelbe Satz: daß die materiellen Bedingungen des Landes und des Ortes ſtets erfüllt ſein müſſen, ehe von einer Kunſt als etwas Idealem die Rede ſein kann. Der Zweck, die Aufgaben ſchreiben innerhalb gegebener Grenzen ſtets die Mittel zum Zweck vor, die Mittel für die vorhandenen Stoffe, mit Hilfe welcher die materiellen wie die idealen Zwecke erfüllt werden können, und von der Erfüllung aller drei Faktoren hängt ſchließlich die Form, die äußere Erſcheinung ab. Das wußte man von Brunelleſchi bis auf Michelangelo und Palladio: ſpäter vergaß man dieſe leicht einſehbare Wahrheit" (S. 314 f.). Von dieſem Standpunkte unbefangener Forſchung aus erkennt Redtenbacher die hohe Bedeutung der Renaiſſance an, „die für alle ſpäteren Zeiten wertbleibende Formen und Verhältniſſe geſchaffen hat". Er hält aber auch im Gegenſatz zu den Behauptungen und Theorien einſeitiger Vertreter der italieniſchen Renaiſſance daran feſt „daß die mittelalterliche Architektur nicht minder lehrreich iſt als jene, und daß eine geſunde Architekturentwicklung in Zukunft nur dann möglich iſt, wenn das Studium der mittelalterlichen Baukunſt eben ſo gründlich und umfaſſend betrieben wird als dasjenige der italieniſchen Renaiſſance. Ohne Kenntnis der mittelalterlichen Baukunſt iſt das richtige Verſtändnis der franzöſiſchen und deutſchen Renaiſſance kaum möglich, die doch ein weſentlich Anderes ſind als die italieniſche Renaiſſance. Dieſe Gedanken weiter auszuführen kann hier nicht der Ort ſein; die Andeutungen mögen genügen und zu-

gleich Anregungen sein.“ (S. 382). Möchten diese letzten Worten Redtenbachers zur That und eine Anregung zur Durcharbeitung des Gebietes der mittelalterlichen Baukunst in gleicher Richtung werden!

Das Buch giebt nach einer kulturhistorischen Einleitung, in welcher der Einfluß der Architekturschriftsteller besonders eingehend behandelt wird, die „Baugeschichte der Renaissance“, und zwar so daß die einzelnen Baumeister mit den beglaubigten Thatsachen ihres Lebens geschildert werden, dann aber ihre Werke unter eingehender Darlegung der irgendwie bekannt gewordenen Dokumente und Nachrichten, bei welchen für den wissenschaftlichen Gebrauch ein Beleg durch Quellenangabe wünschenswert gewesen wäre. Florenz steht hierbei wie billig im Vordergrund; dann reihen sich nach örtlichen Gruppen die Baumeister und Bauten des übrigen Italiens an. Ein weiterer Teil giebt „die Formbehandlung der italienischen Renaissance“, wegen der praktischen Sachkenntnis besonders lehrreich. Einen hervorragenden Fleiß hat Redtenbacher auf die Register verwendet. Sie machen das Buch zu einem nach vielen Richtungen hin sehr wertvollen Nachschlagebuch, da der Verfasser sich bemüht alles für das Verständnis der Zeit und des Gegenstandes Wissenswerte zusammenzustellen, was sonst erst in vielen Büchern nachgeschlagen werden muß. Zuerst steht das Register der Architekten, und zwar so, daß bei den einzelnen Namen die Werke chronologisch geordnet sind. Hierauf folgt ein „Chronologisches Register“, in welchem von 1199 an bis 1878 eine Fülle von Thatsachen und Ereignissen gegeben wird, deren Zuverlässigkeit im großen und ganzen im Vertrauen auf die sorgfältige Arbeit des Verfassers wird vorausgesetzt werden dürfen — Irrtümliches fehlt natürlich nicht, wie z. B. Konstantinopel hier 1450 erobert wird. Ein dritter Abschnitt giebt das Namensregister, ein vierter das Sachregister, ein fünfter das Ortsregister. Zum Schlusse folgt ein „Alphabetisches Verzeichnis der Meister, deren architektonische Handzeichnungen in der Sammlung der Uffizien zu Florenz aufbewahrt sind, mit Angabe der offiziellen Katalogsnummern“, eine Arbeit, die

neben den anderen Leiſtungen (die Regiſter umfaſſen faſt 200 Seiten) es vorausſetzen läßt, daß das Buch in der That beſonders in der Hand der Italien bereiſenden Künſtler und Kunſtfreunde ein vielgebrauchtes Handbuch werden wird.

Weiterhin legt Herr Dr. Valentin die neue (ſechſte) Auflage der „Geſchichte der Architektur von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart dargeſtellt von Wilhelm Lübke. Leipzig. E. A. Seemann. 8. I. Band 1884 XII. und 674 S. II. Band 1886 (XII und 562 S.) vor. Er weiſt darauf hin wie das wertvolle und längſt in ſeiner Bedeutung anerkannte Buch durch dieſe neue Auflage die inzwiſchen gewonnenen Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung verarbeitet und einem größeren Leſerkreiſe in den großen Zuſammenhang der Kultur- und Kunſtentwicklung geſtellt darbiete, ſowie daß das Werk durch deutlicheren Druck und ſtarke Vermehrung der Abbildungen, deren Zahl jetzt auf 1001 gewachſen ſei, in der That eine verbeſſerte und vermehrte Auflage ſei. Die Durchſicht und Umarbeitung ſei zum größten Teil von dem Verfaſſer ſelbſt vorgenommen worden, nur das ſechſte Buch, die neuere Baukunſt, ſei von C. von Lützow bearbeitet worden: „mit ſorgfältiger Wahrung der urſprünglichen Faſſung iſt das geſamte neue Material verwertet, die Darſtellung abgerundet und bereichert, und bis zu den neueſten Entwicklungen fortgeführt worden“ (Vorwort zum zweiten Band). Es ſei wohl natürlich, daß gerade in dieſem Abſchnitte bei der großen Fülle des Materials nur in großen Zügen die Bewegung geſchildert werden konnte, welche die Baukunſt in den einzelnen Städten gemacht habe. Und doch laſſe ſich gerade bei einem genaueren Verfolgen der Bauentwicklung in einer einzelnen Stadt mancher bedeutungsvolle Geſichtspunkt gewinnen, der für das Verſtändnis der neueren Kunſtentwicklung überhaupt förderlich ſei. Für Frankfurt ſei die Möglichkeit in dem ſchönen, dort nicht erwähnten Werke von Sauerwein gegeben („Neubauten zu Frankfurt am Main. Herausgegeben unter Mitwirkung des Frankfurter Architekten- und Ingenieur-Vereins. Redigiert von Fr. Sauerwein, Architekt. Photographiſche Aufnahme von C.

Hertel in Mainz. Lichtdruck von Anton Maier in München und Braunecks Kunstanstalt zu Mainz. Frankfurt am Main. Heinrich Keller." 55 Blatt in Großfolio.

Hieran schließt sich als „Zweite Serie": „Neubauten von Frankfurt am Main. Herausgegeben von Friedrich Sauerwein, Architekt. Frankfurt am Main. Heinrich Keller 1876." 36 Blatt in Großfolio. Diese interessante Sammlung, welche außer trefflichen Ansichten eine größere Anzahl lithographierter Grundrisse giebt, gewährt einen interessanten Einblick in die gerade in Frankfurt sehr bedeutende Schaffungskraft der neueren Baukunst. Es finden sich hier alle die Bauten, welche sich und ihren Erbauern einen guten Namen erworben haben, der Frankfurter Hof, die neue Börse, das neue Städelsche Institut, sodann aber auch eine Fülle von Privatbauten. Es läßt sich hier sehr schön verfolgen wie unsere neuere Baukunst wie überhaupt die neuere Kunst in rascher Folge die ganze frühere Entwicklung, die Jahrhunderte gebraucht hat, in wenigen Jahrzehnten wiederholt und wie hier derselbe Fortgang sich gestaltet wie ihn dort die natürgemäße Entwicklung veranlaßt hat — ein charakteristisches Merkmal für die durch die gelehrten Studien beeinflußte praktische Kunstentwicklung in unserem Jahrhundert. Nachdem man sich zuerst der Gotik zugewendet hatte, die man für die echte altdeutsche Bauart hielt, eine Epoche, von welcher in Frankfurt das durch seine Erscheinung ebenso imponierende wie durch seine innere Einrichtung zweckentsprechende Irrenhaus von Oskar Pichler Zeugnis ablegt, trat die Renaissance in ihr Recht, welche allmählich die mannichfaltigen Phasen ihrer verschiedenen Gestaltung nach Zeit und Ort durchzumachen hatte. Ebenso läßt sich der interessante Kampf verfolgen, den die Architekten unternehmen müssen um die Zierformen nicht nur als äußerliche Anhängsel, sondern als organische, durch den Bau selbst notwendig gewordene Ausdrucksformen erscheinen zu lassen, wozu noch der weitere Kampf kommt, in welchen sie durch die Anforderungen der neueren Zeit mit den Grundgedanken der ihnen als Muster vorschwebenden Bauten aus Zeiten mit ganz andern Anforderungen treten müssen. Der Vortragende hatte eine

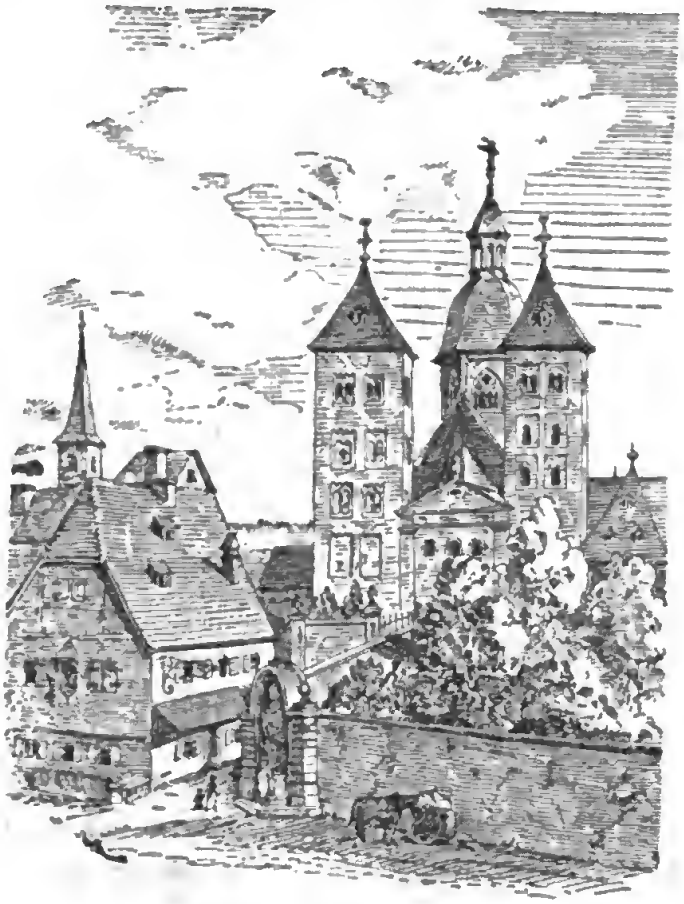
größere Anzahl von Blättern ausgewählt und systematisch geordnet: an ihnen wies er im einzelnen diese Thatsachen nach, welche für die Auffassung und Ausführung der Werke der neueren Baukunst bestimmend eingewirkt haben.

Herr Dr. Valentin legte das „Kunsthandbuch für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Nachschlagebuch enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde ꝛc. von Rudolf Springer, Berlin und Stuttgart, W. Speemann 1886." 8, XII und 477 S. vor. Dies Buch, welches vor sechs Jahren zum ersten Male erschienen ist, beweist durch die soeben fertig gewordene vierte Auflage, wie sehr es sich bewährt hat. „Es bezweckt die mannichfachen Fragen zu beantworten, welche auf den Gebieten der Kunstsammlungen, der Archäologie, Architektur, des Kunstgewerbes, ferner deren Lehranstalten und Vereine, eine sachliche und exakte Auskunft verlangen". Daher hat es sich „die bescheidene, aber mühsame Aufgabe gestellt, dem Leser Material zu schaffen, um einen Überblick und ein Urteil zu ermöglichen über die Bedeutungen der verschiedenen Sammlungen, die fachwissenschaftliche Richtung der hierhergehörigen Vereine und Institute, sowie über deren leitende und lehrende Kräfte" (Vorwort zur vierten Auflage). Demgemäß giebt es nach einer kurzen Darlegung der Gesetze über den Schutz des künstlerischen und literarischen Eigentums zunächst die Staatsbehörden der Kunstverwaltung, das Institut für archäologische Korrespondenz, die Sammlungen und die Kirchenschätze, ferner die Lehranstalten — Universitäten, Technische Hochschulen, Kunstakademien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, Technische Bildungsanstalten, endlich die Vereine und Vereinssammlungen, und zwar zuerst für das deutsche Reich, dann für Österreich und endlich für die Schweiz. Innerhalb der einzelnen Abteilungen ist die Anordnung alphabetisch und zwar sind die Städtenamen sehr praktisch an den Rand gestellt, so daß die Auffindung sehr erleichtert ist. Außer den Personen sind überall die Publikationen, der Bestand der Sammlungen, Dotierungen, der Lehrpläne u. s. w. mitgeteilt. Es ist sehr erfreulich daß diese mühsame, sich zunächst nur mit

äußerlichen Daten beschäftigende Arbeit von einem warmen Interesse für die Förderung der Kunst getragen ist; Zeugnis davon legt das Vorwort Springers zu der neuen Auflage ab. Die Förderung der Sammlungen hängt von dem wachsenden Kunstsinn der Bevölkerung ab. Dieser selbst aber „bedarf gerade so wie andere natürliche Anlagen einer sorgfältigen Ausbildung und vielseitigen Pflege um sich voll und ganz zu entfalten. Dank jedoch dem Wirken zielbewußter Männer, unter welchen namentlich Künstler, Kunstforscher und Kunstliebhaber, verallgemeinert sich mit zunehmender Kultur und Bildung in allen Schichten der Bevölkerung die Freude, das Verständnis — und was die Blüte der Zivilisation ist — das Bedürfnis nach Kunst". Hierzu tragen ihrerseits wieder die Sammlungen bei, so daß allmählich die Kunst nicht mehr für einen unnötigen Luxus gehalten wird. Dies hat aber auch eine ethische Seite. „Die Kunst hat vor der Wissenschaft voraus, daß sie leichter allen denkenden Menschen zugänglich und verständlich ist. Die wahre Kunst erfreut, beruhigt, regt an, und belehrt alle die, so Augen haben zu sehen und Herz haben zu fühlen, denn man braucht die Kunst nicht studiert zu haben um sie zu genießen".

In der Sitzung vom 13. Mai 1886, welche eine interne war, wurden nur geschäftliche Angelegenheiten verhandelt und zwar beschäftigte man sich hauptsächlich mit den Vorschlägen für die Lehrgänge im nächsten Winter. Ferner legte Herr Dr. Valentin den Katalog der einige Tage vorher (am 9. Mai) eröffneten Ausstellung von Werken Ludwig Richters vor. Eine ausführliche Besprechung dieser reichhaltigen und wertvollen Ausstellung, welche allgemeinen Beifall finde, werde nach Schluß derselben im nächsten Berichte folgen. Vorläufig genüge ein Hinweis auf sie und auf die Schilderung des Künstlers, welche Herr Dr. Valentin in einem im Lokale der Ausstellung stattfindenden Vortrage geben wird (S. Seite 233—244).

Durch das freundliche Entgegenkommen des Verlegers, Herrn Arnold Bergſtraeßer in Darmſtadt, wurde der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß in den Stand geſetzt, aus dem verdienſtvollen Werke des Herrn Geh. Hofrats Profeſſor Dr. Schaefer, über die Kunſtdenkmäler des Großherzogtums Heſſen, Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach (vergl. S. 120—122, 133—135) einige ſchöne Proben der Abbildungen den Mitgliedern des Hochſtiftes vorlegen zu können.

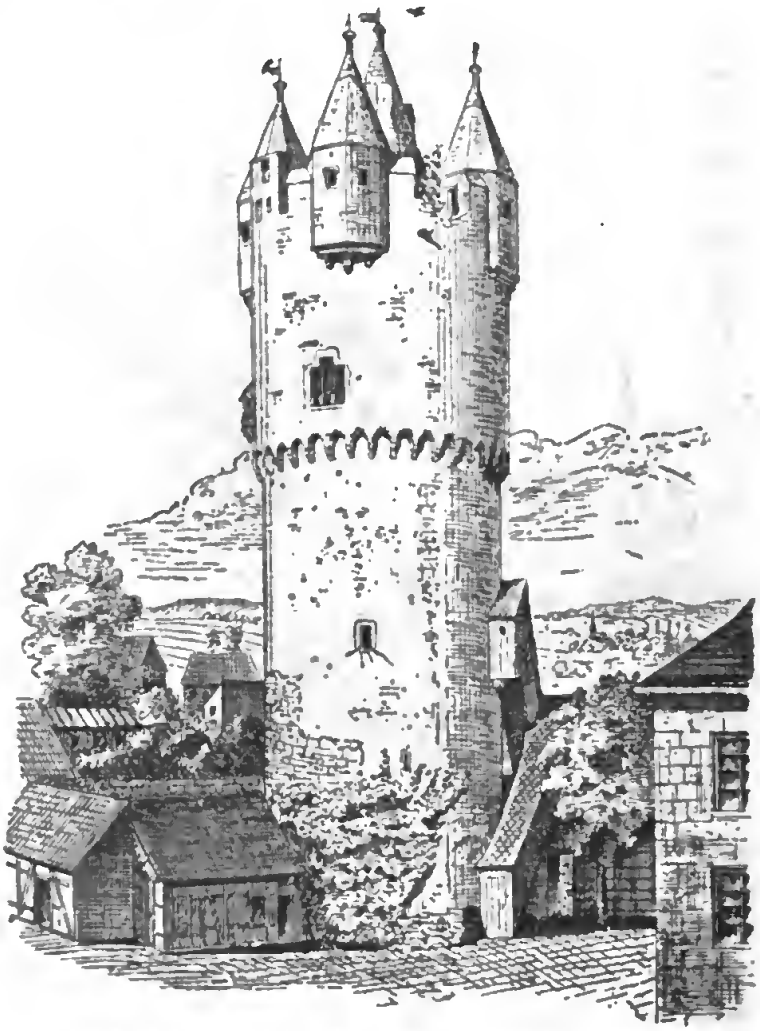


Seligenſtadt. Weſtfaſſade der Abteikirche.

Der erſte Holzſchnitt ſtellt die Weſtfaſſade der Abteikirche zu Seligenſtadt nach einer Skizze des Oberbaudirektors Arnold vom Jahre 1833 dar. Leider ſind die beiden alten maſſiven romaniſchen Türme wegen Baufälligkeit abgebrochen worden und wurden durch moderne romaniſierende Bauten er-

ſetzt, wodurch die ehemalige Einhardbaſilika viel von ihrem altehrwürdigen Charakter eingebüßt hat.

In dem zweiten Holzſchnitt erblicken wir den Bergfried des Schloſſes zu Groß-Steinheim am Main bei Hanau. Dieſer gewaltige Rundturm iſt im ganzen mittelrheiniſchen Gebiete das mächtigſte und am beſten erhaltene derartige Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert.



Groß-Steinheim. Bergfried des Schloſſes.

Der dritte Holzſchnitt zeigt uns das Portal des öſtlichen Treppenturms des Schloſſes in Offenbach, eines der ſchönſten Denkmäler der deutſchen Baukunſt in der Renaiſſancezeit.

1570
1
0
1M

3. Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

Vom 1. Januar bis 31. Mai wurden in dieſe Abteilung aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr H. Dobriner, hier.
Herr Dr. M. Joel, hier.
„ Dr. Iſraël-Holzwart, hier.
„ S. Spier, hier.
„ Emil Strauß, hier.
„ Dr. Th. Weiffenbach, hier.
„ Guſtav Wertheim, hier.

b. ohne Stimmrecht:

Herr Auguſt Frenzel, hier.
„ Telesfor Szafranski, Marienburg i. Pr.

In der internen Sitzung am 19. Januar 1886 fand die Wahl des Vorſtandes ſtatt; es wurden gewählt:

Herr Dr. Ferd. Roſenberger zum Vorſitzenden, Herr Profeſſor Dr. Ludwig Büchner zum ſtellvertretenden Vorſitzenden, Herr S. A. Scheidel zum Schriftführer.

Die Abteilung hielt vom 1. Februar bis zum 31. Mai vier wiſſenſchaftliche Sitzungen ab.

In der öffentlichen Sitzung am 9. Februar ſprach Herr Hauptmann z. D. Holthof über ſchlagende Wetter und Herr S. A. Scheidel über die Unterſuchung der Almaſcher Höhlen.

In der Sitzung am 16. März ſprach Herr Dr. P. Bode über eine analytiſche Auflöſung der Alhazenſchen Aufgabe für ſphäriſche Konvex- und Konkavſpiegel, wie folgt:

Wenn man die Entwicklung der Mathematik und Phyſik im letzten Jahrhundert betrachtet, ſo wird man leicht zu dem Glauben verleitet, daß die abendländiſchen Völkerſchaften allein dieſe Wiſſenſchaften gefördert hätten und daß überhaupt erſt in den letzten Jahrhunderten das von den Griechen überkommene Erbteil weiter verwertet wurde.

Dieſer Irrtum iſt nicht ſo ſelten, wie man glauben möchte. Ich erinnere nur daran, daß noch jetzt auf nur wenigen deutſchen Univerſitäten über „Geſchichte der Mathematik und Phyſik“ geleſen wird; die Werke aber, die dieſe Geſchichte behandeln, ſtammen entweder aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts wie z. B. Montucla, Käſtner, Fiſcher, oder gehören erſt dem letzten Dezennium an wie Hankel, Sutor, Cantor, Poggendorff, Roſenberger, Heller. Ich glaube nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen, daß erſt dieſe neueren Werke einen großen Teil der jetzigen Mathematiker mit der Entwicklung ihrer Wiſſenſchaft in Verbindung gebracht haben.

Die Geſchichte belehrt uns nun, daß nicht die chriſtliche Kultur des Abendlandes die Errungenſchaft der Griechen erhalten und erweitert hat, ſondern daß es die Araber waren, die beim Zuſammenbruch des Heidentums die mathematiſchen Wiſſenſchaften vor langer Vergeſſenheit, vielleicht vor dem Untergange gerettet haben.

Die Wogen der Völkerwanderung hatten in Europa jedes Intereſſe für Wiſſenſchaft hinweggeſchwemmt. Nachdem die Wogen ſich beruhigt, die Völker ſeßhaft geworden, wurde die geiſtige Entwicklung nur nach der religiöſen Seite hingeleitet. Die Kirche war die einzige geiſtige Macht, ſie blieb es auch während des ganzen Mittelalters, denn ſie verſtand es, alle geiſtigen Regungen entweder in ihre Bahnen zu lenken oder zu vernichten.

Von Pappus bis Roger Bacon, alſo faſt 900 Jahre lang, hat das Abendland keinen Mathematiker oder Phyſiker von irgend welcher Bedeutung aufzuweiſen; dagegen haben wir in dieſer Zeit bei den Arabern eine Reihe von Männern, deren Namen in der Geſchichte unſerer Wiſſenſchaft mit Ruhm genannt werden.

Neſtorianiſche Chriſten, die im 5. Jahrhundert berühmte Hochſchulen in Emeſa und Edeſſa hatten, wurden die Vermittler zwiſchen Arabern und Griechen. Nach dem Konzil von Epheſus 431, auf dem Neſtorius als Schismatiker abgeſetzt wurde, gingen dieſe Schulen zwar zurück, die Neſtorianer aber gründeten

eine neue Schule in Dschudaisabûr. Sie übersetzten griechische Werke in das Syrische, und aus diesen syrischen Übersetzungen, die in das arabische übertragen wurden, schöpften die Araber zuerst ihre Kenntnis der Mathematik und Physik der Griechen.

Unter den Abassiden, vom letzten Viertel des 8. Jahrhunderts bis zum ersten des 10. Jahrhunderts, sehen wir, wie die Araber bemüht sind, griechische und indische Mathematik sich zu eigen zu machen. Zahlreiche Übersetzungen entstehen, die nicht auf das Syrische, sondern direkt auf den griechischen Urtext zurückgreifen. Wenn auch in diesem Zeitpunkt selbständige Arbeiten nur in der Zahlentheorie und Trigonometrie zu verzeichnen sind, so ist doch diese Periode für uns von großer Wichtigkeit, da viele Werke der Griechen nur durch diese arabischen Übersetzungen auf uns gekommen sind. In den folgenden Jahrhunderten haben wir namhafte Arbeiten zu verzeichnen, die durch zahlentheoretische und durch geometrisch-algebraische Forschungen die Wissenschaften vermehrten.

Ein Problem, das einer dieser ostarabischen Mathematiker zuerst behandelt hat, soll uns hier beschäftigen. Ibn Alhaitam oder wie der vollständige Name lautet Abû ʿAlî al Hasan ibn al Hasan ibn Alhaitam ist in Al-Basra geboren *). Von mathematischen Abhandlungen ist uns von ihm eine Arbeit über die Quadratur des Kreises erhalten, die in einem Vatikankodex enthalten ist, bis jetzt aber noch keinen Übersetzer oder Bearbeiter gefunden hat. Bekannt sind ferner „die 2 Bücher der gegebenen Dinge", eine geometrische Arbeit, von der der Verfasser sagt: „Das erste Buch enthält vollkommen neue Dinge, deren Gattung nicht einmal von den alten Geometern gekannt war, und das zweite enthält eine Reihe von Sätzen, welche denen ähneln, die in dem ersten Buche von den gegebenen Dingen von Euklid zu finden sind, ohne jedoch selbst in diesem Werke vorzukommen." Wenn auch die zweite Behauptung der Wahrheit entspricht, so sind doch die Sätze des ersten Buches, die als

*) cf. Cantor: Geschichte der Mathematik S. 677 ff.; Rosenberger: Geschichte der Physik S. 79 ff.

Porismen im Sinne Euklids bezeichnet werden müſſen, unzweifelhaft den Griechen bekannt geweſen. Da nun kaum anzunehmen iſt, daß ein ſo tüchtiger Mathematiker wie Ibn al Haitam abſichtlich die Unwahrheit geſagt hat, ſo müſſen wir annehmen, daß die Porismen des Pappus den Arabern des 11. Jahrhunderts, ſpeziell Ibn Alhaitam, unbekannt geweſen ſind. Durch eine lateiniſche Überſetzung von J. Risner aus dem Jahre 1572 iſt eine arabiſche Optik auf uns gekommen, die den Titel führt: Opticae thesaurus Alhazeni Arabis libri septem nunc primum editi, ejusdem liber de crepnscnlis et nubinm ascensionibus. Die Überſchrift des erſten Buches giebt von dem Alhazen noch ausführlicher an: Alhazen filii Alhayzen opticae liber primus. Dieſe Optik, die bis zu den Zeiten Kepplers ein ebenſo großes Anſehen wie die des Euklids hatte, wurde ſpäter nur für ein Plagiat der verloren gegangenen Ptolemaiſchen Optik gehalten. Von dem Verfaſſer Alhazen war nichts bekannt. Die Ähnlichkeit der Namen al Hasan und Alhazen, ſpeziell al Hasan ibn Alhaitam*) mit Alhazen filii Alhayzen legte die Vermutung nahe, daß Alhazen und ibn Alhaitam ein und dieſelbe Perſon ſeien. Unterſtützt wurde die Annahme durch den Umſtand, daß der Verfaſſer der Optik ein durchaus tüchtiger Mathematiker ſein mußte, als welchen wir ibn Alhaitam ſchon kennen gelernt haben. Dieſe Vermutung iſt durch Eilhard Wiedemann**) zur Gewißheit erhoben. Bei einem Beſuch in Leyden gelang es demſelben in dem dort befindlichen Kodex 201 der Loliusſchen Sammlung arabiſcher Handſchriften das Original eines Kommentars von Kamal ed-din Abul Hasan al Farisi zu einem großen optiſchen Werke von Abu Alî al Hasan ibn al Haitam al Basri zu finden. Wie bei den arabiſchen Kommentatoren allgemein werden Satz oder Kapitelweiſe die Worte des Autors angeführt und dann beſprochen. Die Vergleichung dieſer Worte mit der Risnerſchen Überſetzung haben unzweifelhaft dargethan, daß Abû Alî al Hasan ibn al

*) Das arabiſche t gleich dem engliſchen th.

**) Annalen für Phyſik und Chemie Bd. 159 S. 656.

Hasan ibn Alhaitam und Alhazen dieſelbe Perſon iſt. Durch dieſe Identifikation iſt uns von dem Leben Alhazens noch weiter bekannt, daß er im Mannesalter nach Kairo berufen wurde. Er hatte nämlich geäußert, daß es leicht ſei, an dem Nile ſolche Einrichtungen zu treffen, daß derſelbe gleichmäßig jedes Jahr austrete, ohne daß die Witterungsverhältniſſe darauf einen Einfluß üben könnten. Der Kalif Al Hâkim ließ ihn kommen, aber bald mußte Alhazen erkennen, daß ſeine Zuſage eine voreilige geweſen. Auf ſeiner Reiſe den Nil aufwärts ſah er ſchon bei den erſten Nilfällen bei Syene, daß ſein Plan unausführbar ſei. Er entſchuldigte ſich bei dem Kalifen, wurde zu anderen Staatsgeſchäften verwendet, ließ ſich aber auch hier Fehler zu Schulden kommen, ſo daß er vor dem Zorne des Kalifen flüchten mußte und ſich verborgen hielt. Erſt nach dem Tode desſelben kam er wieder zum Vorſchein und beſchäftigte ſich bis zu ſeinem 1038 erfolgten Tode mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten.

Nach Auffindung der Ptolem. Optik kann auch von einer unberechtigten Benutzung dieſes Werkes ſeitens Alhazens nicht mehr geſprochen werden. In einem dem Indian Office zu London gehörigen arabiſchen Manuſkripte iſt neben andern Arbeiten Alhazens auch eine „Über das Licht“ enthalten, in welcher der Verfaſſer die Optik des Ptolemaeus direkt zitiert.

In der Optik Alhazens kommt ein Problem vor, das im Mittelalter als Alhazenſche Aufgabe bekannt war, und das für uns mehr mathematiſches als phyſikaliſches Intereſſe hat. Er ſtellt ſich die Aufgabe, auf einem Spiegel, wenn Auge und Gegenſtand gegeben ſind, die Reflexionspunkte zu finden d. h. diejenigen Punkte, welche die von dem Gegenſtande ausgehenden Lichtſtrahlen in das Auge zurückwerfen. Er löſt dieſe Aufgabe geometriſch und zwar für ebene Spiegel und für ſphäriſche Spiegel, bei denen die gegebenen Punkte gleiche Entfernung vom Zentrum der Kugel haben, in einfacher bekannter Art.

Sehr verwickelt wird aber ſeine Auseinanderſetzung für den Fall, daß die gegebenen Punkte ungleiche Entfernung*) von dem

*) Visu et visibili a centro speculi convexi inaequabiliter distantibus, punctum reflectionis invenire.

Spiegel haben. Ich will nur hervorheben, daß er bei dem sphärischen Konvexspiegel allein sieben Hilfskonstruktionen notwendig hat, von denen jede für sich wenig durchsichtig ist.

Es soll hier eine analytische Lösung dieser Aufgabe gegeben werden.

Indem wir uns die Aufgabe stellen, an einer gegebenen Kugel bei gegebenem Gegenstand und Auge die Reflexionspunkte zu finden, wird gleichzeitig Konvex und Konkavspiegel erledigt.

Nach den Gesetzen der Optik muß sein:

1) Der Einfallswinkel gleich dem Reflexionswinkel.

2) Die Reflexionsebene muß auf der Tangentialebene im Reflexionspunkte senkrecht stehen *).

Bei einer Kugel geht nun jede Ebene, die in einem Kugelpunkte auf der Tangentialebene senkrecht steht, durch den Mittelpunkt, es können die Reflexionspunkte also nur auf dem von dieser Ebene aus geschnittenen größten Kugelkreise liegen. Es reduziert sich also die Aufgabe darauf, die gewünschten Punkte auf einem Kreise zu bestimmen.

Es seien die Koordinaten der gegebenen Punkte bezogen auf ein beliebiges rechtwinkliges Koordinatensystem $x_1\ y_1$ und $x_2\ y_2$, die Gleichung einer ebenen Kurve $f(x\,y) = o$. Es seien ferner die Winkel, die der einfallende Strahl, die Normale der Kurve, der reflektierte Strahl mit der x Axe bilden resp. α, β, γ so sind die Gleichungen dieser 3 Linien resp.

$$y_1 - \eta = m_1\ (x_1 - \xi)$$
$$y - \eta = m\ (x - \xi)$$
$$y_2 - \eta = m_2\ (x_2 - \xi)$$

Die Richtungskonstanten haben hier den Wert

$$m_1 = tg\alpha = \frac{y_1 - \eta}{x_1 - \xi};\ m = tg\beta = \frac{\frac{\partial f}{\partial y}}{\frac{\partial f}{\partial x}} = \frac{f'(y)}{f'(x)};\ m_2 = tg\gamma = \frac{y_2 - \eta}{x_2 - \xi}$$

*) Dieses Grundgesetz ist zuerst von Alhazen im 5. Buch genau angegeben.

Der Einfallswinkels ist $\beta - \alpha$, der Reflexionswinkel $\gamma - \beta$, es muß also sein:

$$\beta - \alpha = \gamma - \beta \text{ oder } \frac{tg\beta - tg\alpha}{1 + tg\beta . tg\alpha} = \frac{tg\gamma - tg\beta}{1 + tg\beta . tg\gamma}$$

Setzt man für $tg\alpha$, $tg\beta$, $tg\gamma$ die oben bestimmten Werte ein und schreibt für η und ξ x und y, so erhält man für die gesuchten Reflexionspunkte auf der Kurve $f(xy) = o$ die Bedingungsgleichung

$$1) \quad \frac{f'(y)(x_1 - x) - f'(x)(y_1 - y)}{f'(x)(x_1 - x) + f'(y)(y_1 - y)} = \frac{f'(x)(y_2 - y) - f'(y)(x_2 - x)}{f'(x)(x_2 - x) + f'(y)(y_2 - y)}$$

Unsere Kurve hier ist ein Kreis. Ist der Anfang des Koordinatensystems der Mittelpunkt des Kreises, so ist die Gleichung desselben

$x^2 + y^2 = r^2$ und es ist $f'(x) = 2x$ und $f'(y) = 2y$

Setzt man diese Werte in die Gleichung 1 ein, so erhält man nach einigen Reduktionen für die Reflexionspunkte am Kreise die Gleichung

$$2) \quad Ax^2 - Ay^2 - 2\,Bxy - 2\,Cx + 2\,Dy = o$$

wo die Koeffizienten folgende Werte haben:

$$A = x_1 y_2 + y_1 x_2;\ B = x_1 x_2 - y_1 y_2;$$

$$C = \frac{r^2}{2}(y_1 + y_2);\ D = \frac{r^2}{2}(x_1 + x_2)$$

Die Gleichung repräsentiert offenbar eine gleichseitige Hyperbel, die durch den Koordinatenanfang geht, ihre Schnittpunkte mit dem gegebenen Kreise werden die gesuchten Punkte sein.

Von einer weiteren Transformation dieser Gleichung sei abgesehen, da bei einer passenden Wahl des Koordinatensystems dieselbe sich wesentlich vereinfacht.

Das Koordinatensystem soll so bestimmt sein, daß die + y Axe den Winkel zwischen den Verbindungslinien der gegebenen Punkte und dem Mittelpunkt des Kreises halbiert, dann ist offenbar

$$\frac{y_1}{x_1} = -\frac{y_2}{x_2} \text{ oder } y_1 x_2 + x_1 y_2 = o \text{ d. h. } A = o$$

Es wird alsdann die Gleichung 2

3a) $2\,Bxy + 2\,Cx - 2\,Dy = o$ oder

3b) $2\,xy\,(x_1\,x_2 - y_1\,y_2) + r^2\,x\,(y_1 + y_2) - r^2\,y\,(x_1 + x_2) = o$

Verſchiebt man das Koordinatenſyſtem parallel, indem man $x = x + u$ und $y = y + v$ ſetzt und u und v ſo beſtimmt, daß die Koeffizienten von x und y verſchwinden, ſo erhält man

$$2\,Bxy - Dv + Cu = o \text{ oder}$$

$$xy = \frac{Dv - Cu}{2\,B}\quad xy = -\frac{CD}{B^2};$$

$$4)\quad xy = -\frac{r^4\,(x_1 + x_2)\,(y_1 + y_2)}{4\,(x_1\,x_2 - y_1\,y_2)^2}$$

u und v haben die Werte:

$$u = \frac{D}{B} = \frac{r^2\,(x_1 + x_2)}{2(x_1 x_2 - y_1 y_2)} = \frac{r^2\,x_2\,(x_1 + x_2)}{2\,x_1\,(x_2 + y_2)^2} = \frac{r^2\,x_2\,(y_1 - y_2)}{2\,y_1\,(x_2 + y_2)^2}$$

$$v = -\frac{C}{B} = -\frac{r^2\,(x_1 + x_2)}{2\,(x_1\,x_2 - y_2\,y_2)} = \frac{r^2\,y_2\,(y_1 + y_2)}{2\,y_1\,(x_2 + y_2)^2}$$

Die Gleichung 4 iſt aber die Gleichung einer gleichſeitigen Hyperbel bezogen auf die Aſymptoten als Koordinatenaxen. Die neuen Koordinatenaxen, die den urſprünglichen parallel ſind, ſind alſo die Aſymptoten dieſer Hyperbel. Bezeichnet man nun die Projektion des Kreisradius, der auf der Verbindungslinie des Mittelpunkts des Kreiſes und des gegebenen Punktes $x_2\ y_2$ liegt, auf die y reſp. x Axe mit q reſp. m, ſo erhält man für u und v nach einigen Reduktionen die leicht zu konſtruierenden Werte:

$$u = \frac{mq}{2\,y_2} - \frac{mq}{2\,y_1}\quad v = \frac{q^2}{2\,y_2} + \frac{q^2}{2\,y_1}$$

Es ſind jetzt die Aſymptoten der Hyperbel ihrer Lage nach bekannt. Da die Hyperbel durch den urſprünglichen Koordinatenanfang gehen muß, iſt auch ein Punkt derſelben gegeben; es laſſen ſich alſo mit Berückſichtigung des Satzes, daß bei einer gleichſeitigen Hyperbel die Stücke einer bis zu den Aſymptoten verlängerten Sehne, die zwiſchen Aſymptoten und Hyperbel liegen, gleich ſind, beliebig viele Punkte der Hyperbel konſtruieren.

Die 4 Schnittpunkte der Hyperbel mit dem Kreiſe genügen den aufgeſtellten Bedingungen, es ſind jedoch nur 2 davon wirklich reflektierende Punkte; bei den beiden andern Punkten

halbiert das Einfallslot nicht den Winkel zwiſchen einfallendem Strahl und reflektiertem, ſondern den Nebenwinkel: es ſollen dieſe Punkte ſupplementäre genannt werden.

Für den ſpeziellen Fall, daß die Entfernung der gegebenen Punkte vom Zentrum der gegebenen Kugel reſp. des Kreiſes gleich iſt, wird

$x_1 = -x_2$ und $y_1 = y_2$ es wird dann Gleichung 3a:

$2\,y\,x\,(x_1^{\,2} + y_1^{\,2}) - 2\,r^2\,x\,y_1 = o$ oder

$x.\,[2\,y\,(x_1^{\,2} + y_1^{\,2}) - 2\,r^2\,y_1] = o$ d. h. die Gleichung wird erfüllt für $x = o$ und $y = \frac{r^2\,y_1}{x_1^{\,2} + y_1^{\,2}} = \frac{q^2}{y_1}$

d. h. die Hyperbel degeneriert zu 2 Graden der y Axe und einer in der Entfernung $\frac{q^2}{y_1}$ zur x Axe gezogenen Parallelen.

Auf der y Axe liegen die wirklich reflektierenden Punkte auf der Parallelen die ſupplementären.

In der am 6. April ſtattgefundenen Sitzung berichtete Herr Dr. Ferd. Roſenberger über ein nachgelaſſenes Werk Immanuel Kants. In Kants Nachlaß fanden ſich auf etwa 100 Foliobogen Materialien zu einem Werk, welches den Titel führen ſollte: Übergang von den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft zur Phyſik. Es ſind die Anfangspartien des Werkes in mehrfacher Bearbeitung und Umarbeitung, deren Studium wegen des mangelnden Zuſammenhanges, der vielfachen Formen, in denen die einzelnen Bearbeitungen wiederholt werden, und auch wegen der Einmiſchung heterogener Dinge ein ſehr ſchweres und auf alle Fälle ſehr zeitraubendes iſt. Dies mögen die Urſachen geweſen ſein, daß trotz einiger Verſuche zu einer ordnenden und ſichtenden Redaktion des Werkes dasſelbe doch erſt in der neueſten Zeit und auch dann noch nicht geordnet und bearbeitet, ſondern nur in ſeinem urſprünglichen Zuſtande (von Auslaſſungen abgeſehen) als Manuſkript veröffentlicht worden iſt*).

*) Bis jetzt ſind in der Altpreuß. Monatsſchrift Bd. XIX, XX, XXI von den vorhandenen 12 Konvoluten das 1.—3., 5., 7. und 9.—12. erſchienen; die übrigen ſind in Ausſicht geſtellt. Das Manuſkript ſelbſt befindet ſich im Beſitz des Herrn Dr. Albrecht Krauſe in Hamburg.

Die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft von 1786, das erſte Werk, in welchem Kant die neu gewonnenen kritiſchen Vorſtellungen von Raum und Zeit auf die Wiſſenſchaften anwandte, hatten es nur mit der Konſtitution der Materie zu thun: ſie gaben nur die erſten Bedingungen, die primitiven Kräfte, unter deren Annahme allein die Materie ein Objekt unſerer Erfahrung werden kann. Dieſe „primitiven Kräfte ſind Anziehung und Abſtoßung, welche (und zwar beide vereinigt) den Weltraum ſowohl einnehmen (durch Anziehung), als auch erfüllen (durch Abſtoßung), ohne welche alſo gar keine Materie exiſtieren würde.“ *) Dieſe Kräfte aber als Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ſind nicht ſelbſt erfahrbar, ſie gehören darum in das Gebiet der Philoſophie, nicht in das der Phyſik. Die letztere hat es nur zu thun mit den Kräften, deren Wirkungen als Bewegung wirklich in Erſcheinung treten, alſo mit den bewegenden Kräften der Materie. „In der Phyſik nun ſuchen wir die bewegenden Kräfte der Materie auf, welche die Urſachen der Erſcheinungen ſind, die die Natur darbietet“**). „Phyſik iſt alſo Erfahrungslehre (durch Obſervation und Experiment) von den bewegenden Kräften der Materie. Da aber Erfahrung (äußere ſowohl als innere) als ein ſubjektives Syſtem der Wahrnehmungen jederzeit Eine iſt, ſo werden die den Sinn des Subjekts affizierenden bewegenden Kräfte im Raum ſchon vermöge ihrer Koexiſtenz in demſelben in allen Stellen desſelben bewegend ſein (denn ein leerer Raum iſt kein Gegenſtand möglicher Erfahrung) — ſo werden die Teile der Materie als bewegliche und bewegende Subſtanzen nicht unter dem Namen von Materien (denn Materie iſt die allverbreitete Einheit des Beweglichen), ſondern unter dem der Stoffe, woraus die Materie beſteht, gedacht werden müſſen, deren es viele und vielerlei geben kann, die zwar darin übereinkommen, daß ſie im äußeren Verhältnis durch Anziehung und Abſtoßung bewegend ſind, in der Art aber, wie ſie die Zuſammenſetzung und

*) Altpreuß. Monatsſchr. XX S. 471.
**) Altpreuß. Monatsſchr. XXI S. 82.

Trennung der Materie modifizieren, spezifisch verschiedene körperbildende bewegende Kräfte abgeben, deren jede als Grundlage (Basis) dieser Kräfte die wirkende Ursache jener Verhältnisse ist und von den Phänomenen ihrer Wirkung den Namen (des Säurestoffs, des Kohlestoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs u. s. w.) führt" *). Der bewegenden Kräfte der Stoffe aber gibt es zweierlei, die mechanisch bewegenden und die dynamisch bewegenden Kräfte. „Die bewegenden Kräfte sind entweder mechanisch als Körper, oder dynamisch als bloße Materie (Stoff) zu gebildeten Körpern beweglich und bewegend. Die ersteren sind ortsverändernd (vis locomotiva), die letzteren innerhalb dem Raume, den die Materie einnimmt, (vis interne motiva) in ihren Teilen einander bewegend. . . . . Mechanisch bewegende Kräfte sind diejenige, durch welche die Materie ihre eigene Bewegung blos einer andern mitteilt, dynamisch bewegende sind die, durch welche sie die Bewegung unmittelbar einer andern erteilt" **). „Die mechanisch-bewegenden Kräfte setzen die dynamisch und ursprünglich bewegenden voraus" ***). Die mechanisch-bewegenden Kräfte bezeichnen die Stoßkräfte, die dynamisch-bewegenden die Spannkräfte.

Mit diesen dynamisch-bewegenden Kräften hat es nun, weil die mechanischen Kräfte nur abgeleitete sind, der Übergang von der Metaphysik zur Physik einzig zu thun.

Da der Raum eine Form unserer Anschauung ist, die nur auf ein Datum unserer Sinnlichkeit angewandt werden kann, so ist der leere Raum ohne Erfüllung durch Materie absolut nicht erfahrbar. „Der leere Raum ist kein Objekt möglicher Erfahrung. Wenn er das letzte ist, so ist er von Materie eingenommen und zwar in allen seinen Teilen" †). Da ferner nur Ein Raum und Eine Erfahrung existiert, so muß auch der ganze Raum von einem kontinuierlichen, einheitlichen und

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 431.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 80.
***) Altpr. Monatsschr. XXI S. 87.
†) Altpr. Monatsschr. XX S. 109.

gleichartigen Stoff erfüllt sein, der unserer Raumesanschauung als Grundlage dient. Dieser Stoff kann, wie alle Materie, nur Objekt unserer Sinne werden, wenn er beweglich und bewegend und in allen Teilen ganz stetig bewegt ist. Diese Bewegung aber darf man nicht als eine mechanische denken, sonst bedürfte der Stoff wieder eines andern der seine Bewegung anhübe. Die Bewegung kann auch keinen zeitlichen Anfang haben, denn dann müßte man der Materie eine Spontaneität zuschreiben, die ihrem Begriff widerspricht. Jener Stoff, der den ganzen Weltenraum erfüllt, muß von aller Ewigkeit her, sich agitierend, durch sich selbst bewegend sein, so daß seine Bewegung nicht ortsverändernd, sondern nur innere, stetige, weder zu vermehrende, noch zu vermindernde Bewegung ist. Diesen Stoff, der die Bedingung zur Möglichkeit der Physik bildet, nennt Kant Wärmestoff, ohne aber an das Gefühl der Wärme erinnern zu wollen, oder auch Äther. „Es ist eine im ganzen Weltraum als ein Kontinuum verbreitete, alle Körper gleichförmig durchdringend erfüllende (mithin keiner Ortsveränderung unterworfene Materie) Materie, welche, man mag sie nun Äther oder Wärmestoff u. s. w. nennen, kein hypothetischer Stoff ist . . . ., sondern als zum Übergange von den met. A. Gr. der NW. zur Physik notwendig gehörendes Stück a priori erkannt und postuliert werden kann"*). „Die Basis des Ganzen der Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Materie ist der Wärmestoff (gleichsam der hypostasierte Raum selbst, indem sich alles bewegt —), das Prinzip der Möglichkeit der Einheit des Ganzen möglicher Erfahrung. Wärmestoff ist der perzeptible Raum von allen andern Eigenschaften entblößt . . ., da im Raum alles ortbewegbar ist, nur der Raum selbst nicht, da kein leerer Raum Gegenstand der Erfahrung

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 102. Der Sicherheit Kants in betreff des Äthers stellt sich die Überzeugung Tyndalls zur Seite. Tyndall sagt in seinen Fragmenten aus den Naturwissenschaften (Deutsche Ausgabe, Seite 4): „Die meisten Naturforscher sind von seiner (des Äthers) Existenz so fest überzeugt, als von der der Sonne und des Mondes".

iſt, ſo iſt jene Materie durch das ganze Weltgebäude ausgebreitet, und ihre Exiſtenz notwendig, nämlich relativ auf Gegenſtände der Sinne“*).

Ein großer Teil des Manuſkripts, von dem wir reden, iſt mit den Beweiſen für die Realität des Äthers ausgefüllt: meiſt folgen dieſelben dem oben eingehaltenen Gange, doch finden ſich auch abweichende. Ich will nur noch einen derſelben geben, der wenigſtens etwas an die Kantſche Hypotheſe der Weltbildung erinnert. „Das Objekt der Naturwiſſenſchaft iſt entweder Materie überhaupt (formlos), oder Körper — eine durch ihre innerlich und äußerlich bewegenden Kräfte ſich ſelbſt der Textur und Figur nach beſchränkende und aller Veränderung an derſelben widerſtehende Materie, welche dann ein phyſiſcher Körper genannt wird“**). Der Satz aber, es gibt phyſiſche Körper, ſetzt den Satz voraus: es gibt Materie, deren bewegende Kräfte und Bewegung der Erzeugung eines Körpers in der Zeit vorangehen. „Dieſe Bildung (von Körpern) aber, die von der Materie ſelbſt geſchehen ſoll, muß einen erſten Anfang haben, davon zwar die Möglichkeit unbegreiflich, die Urſprünglichkeit aber als Selbſtthätigkeit nicht zu bezweifeln iſt“***). Es muß alſo eine Materie geben, die allein urſprünglich bewegende Kraft hat, welche die Welt überall erfüllt und die alle andern bewegenden Kräfte an allen Orten in Wirkſamkeit erhält. Dieſe materia primitive movens, der Äther oder Wärmeſtoff „kann nicht feſt, oder flüſſig, nicht koërzibel, ſondern nur durch ihre eigene Attraktion und Repulſion (die metaphyſiſchen Kräfte) beſtändig bewegend ſein“ †). Da dem Äther keine ortsverändernden Bewegungen eigen ſind, ſo kann er nur in ſich Schwingungen machen, die eben durch ſeine primitiven Kräfte erzeugt bis in alle Ewigkeit fortdauern. Wie der Äther ſelbſt, ſo ſind ſeine Bewegungen in der ganzen Welt gleichmäßig, überall die Quelle

*) Altpr. Monatsſchr. XX S. 106—7.
**) Altpr. Monatsſchr. XX S. 100.
***) Altpr. Monatsſchr. XX S. 100.
†) Altpr. Monatsſchr. XX S. 107.

der bewegenden Kräfte und überall diese wieder in sich zurücknehmend. Nachdem Kant so die Materie mit ihren bewegenden Kräften konstituiert, geht er nun dazu über die denkbaren Eigenschaften derselben nach den vier Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität in größter Vollständigkeit zu untersuchen.

„Wäre alle den Raum erfüllende Materie gleichartig, so würde die Quantität derselben, in gleichen Räumen gleich verteilt, allenfalls geometrisch, durch die Raumesgrößen (volumina) gemessen werden können" *). Nun aber dieses nicht der Fall ist, so muß es ein dynamisches Mittel geben, welches die Menge der Materie durch ihre Bewegungsmenge mißt, diese Maschine ist die Wage. Alle Materie ist also ihrem Begriff nach wägbar oder ponderabel, weil sonst ihre Quantität absolut unbestimmbar wäre. „Eine absolut imponderable Materie ist ein Widerspruch mit sich selbst; denn sie wäre eine bewegende Kraft ohne alle Quantität derselben. — Dabei aber läßt sich gar wohl eine relativ oder bedingt imponderable Materie denken, für welche keine Wage möglich sein würde, wenn nämlich diese Materie inkoerzibel wäre" **). Eine solche relativ imponderable Materie, die einzig mögliche, ist der Äther, der, weil er in jedem Raumteile vorhanden, auch absolut inkoerzibel oder absolut unsperrbar sein muß und somit durch keine Wage aufgehalten und bestimmt werden kann. Oder der Äther ist unwägbar, weil er als eine im unendlichen Raume überall gleichverbreitete, nicht blos alle Körper umgebende, sondern auch innigst durchdringende Materie vorgestellt wird, die freilich nirgend hinfallen oder wiegen kann.

„Die erste Einteilung der Materie in Ansehung ihrer Qualität kann nur die sein: sie ist entweder flüssig oder fest, welche letztere Beschaffenheit man mit Eulern besser durch starre (materia rigida) ausdrückt" ***). „Eine Materie heißt flüssig, die nur durch stetig aufeinander folgende Stöße einer

*) Altpr. Monatsschr. XIX S. 81.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 82.
***) Altpr. Monatsschr. XX S. 350.

unendlich geteilten Größe auf eine ruhige Fläche eines Körpers bewegend ist. — Umgekehrt ist ein Körper, dessen Fläche als unbeweglich jenem Stoße widersteht, fest*)." „Das Tropfbarflüssige ist eine ponderable, sich durch innere Anziehung im umgebenden Raume als Kugelform bildende (zur kleinsten Oberfläche strebende flüssige) Materie: das Elastisch-flüssige (z. B. Luft und Dampf) kann in das Permanent- und Transitorisch-flüssige eingeteilt werden, von dem die erstere Spezies den Namen der Gasarten führt"**). Aller Zusammenhang aber des Tropfbarflüssigen wie des Festen kann nur durch die bewegenden Kräfte des Äthers erklärt werden. „Die Anziehung in der Berührung bringt keine Bewegung hervor, denn die Materie widersteht dem angezogenen Körperteilchen in der Richtung der Berührung ebensoviel als dieses von jener gezogen würde. Also würde das Wasser, Quecksilber ꝛc. keinen Tropfen aus eigenen Kräften bilden. — Es kann dieses auch nicht durch den Druck, mithin von keiner toten Kraft geschehen, sondern nur durch den Stoß, der nicht den Wasserkörper im ganzen nach einer bestimmten Richtung, sondern in allen seinen Teilen nach allen Richtungen unaufhörlich durch Pulsus bewegt. Auf diese Art aber läßt sich begreifen, daß das Flüssige allen diesen Stößen so lange weichen müsse, bis die Berührung der Teile untereinander die größte, und die mit dem leeren Raum die kleinste ist", d. h. bis der Wassertropfen Kugelgestalt angenommen hat***). „Es ist also blos der kontinuierlich im zitternden und erschütternden Zustande alle Materien durchdringende Wärmestoff, also eine lebendige Kraft der Materie die Ursache oer Phänomene der tropfbaren Flüssigkeit als einer solchen."†) Aber auch der Zusammenhang der starren Körper wird durch die bewegenden Kräfte des Wärmestoffes bedingt. „Man kann aber den Zusammenhang sich auf zweierlei Art bewirkt denken, nämlich entweder als oberflächliche, oder als

*) Altpr. Monatsschr. XIX S. 84.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 85.
***) Altpr. Monatsschr. XXI S. 100. Vgl. XX S. 553.
†) Altpr. Monatsschr. XXI S. 89.

durchdringende Anziehung, doch beide in der Berührung (damit man sie nicht mit der Gravitationsanziehung vermenge) und durch stetige alldurchdringende Agitation des Wärmestoffes bewirkt, aber zugleich für die ponderable Materie von allerlei Arten und Graden als Potenzen modifiziert“ *). Die Kohäsibilität eines Stoffes kann gemessen werden durch die Länge eines Prisma, welches durch sein eigenes Gewicht zerreißt. Da aber dieses Prisma in unendlich dünne Lamellen gespalten gedacht werden kann und alle diese Lamellen durch ihren Zusammenhang das Prisma tragen müssen, so kann dieser Zusammenhang nicht seine Ursache nur in jeder Lamelle haben, diese Ursache muß vielmehr eine durchdringende, die lebendige Kraft einer durchdringenden Materie sein. „Die Kohäsion des Ponderablen wird durch das Inkohäsible und Imponderable bewirkt“ **). „Die Kohäsion enthält ein Moment von endlicher Geschwindigkeit, welches aber nicht acceleriereud ist, weil es bei seiner Anziehung zugleich Abstoßung als wirkliche Bewegung der Vibration und kontinuierlich wechselnde Gegenstöße, mithin lebendige Kraft enthält. Diese bewegende Kraft ist Wärmestoff, denn alles Feste ist doch aus dem Flüssigen entstanden, also aus Gegenstößen, die zuletzt gleichförmig innerlich bewegend sind“ ***)

So erklärt nun Kant durch den Wärmestoff oder Äther noch weiter den Übergang des Festen in Flüssiges und umgekehrt, die Anziehung des Festen und Flüssigen unter einander, wie die Kapillarerscheinungen und einiges andere, welche er unter dem Abschnitte Relation der bewegenden Kräfte der Materie abhandelt. Von der Untersuchung über die Modalität der bewegenden Kräfte der Materie ist kaum mehr als die Überschrift vorhanden. Merkwürdigerweise läßt Kant auch bei der Untersuchung der bewegenden Kräfte der Materie das Verhältnis der Schwerkraft zu den primitiven Kräften fast außer

*) Altpr. Monatsschr. XXI S. 153.
**) Altpr. Monatsschr. XIX S. 93.
***) Altpr. Monatsschr. XIX S. 94.

Beachtung. Wenn aber im Wärmeſtoff oder Äther eine allverbreitete, alldurchdringende und allbewegende (man kann, was die Zeit betrifft, noch hinzuſetzen: alle Bewegung zuerſt anhebende) Materie, welche den Weltenraum erfüllt, geſehen wird, ſo muß auch die Schwerkraft auf dieſen Äther zurückgeführt und der Zuſammenhang mit ſeinen primitiven Kräften näher angegeben werden. Kant deutet auch ſo etwas an. „So gehört z. B. die Lehre von einer Anziehung in die Ferne und ihrer Größe im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Entfernungen, wie man ſich dieſe Begriffe a priori denken kann, zu den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft; die von der Schwere, ſo wie ſie und ihr Geſetz in verſchiedenen Höhen beobachtet wird, in die Phyſik; beide aber erfordern doch in einer Naturphiloſophie eine Verbindung.“*) Aber wo er, was nicht oft geſchieht, auf die Schwere oder Gravitation zu ſprechen kommt, da übergeht er jene Aufgabe und macht ſich nur den Beweis zur Aufgabe,**) daß überall im Raum Materie vorhanden ſein muß, in der nicht blos attraktive, ſondern auch repulſive Kräfte angenommen werden müſſen. Kant hatte für ſein Werk zwei Teile vorgeſehen, dem Elementarſyſtem der bewegenden Kräfte der Materie ſollte das Weltſyſtem folgen, vielleicht, ja wahrſcheinlich beabſichtigte er, in dem letzteren Teile auf die bewegenden Kräfte zwiſchen Himmelskörpern näher einzugehen.

Für Kant war die Abfaſſung des beabſichtigten Werkes eine Notwendigkeit. Da für ihn der Raum nur eine Form unſerer Anſchauung, ſo war für ihn nur der mit Materie erfüllte Raum exiſtent. Dieſe vollkommene Raumerfüllung hatten die metaphyſiſchen Anfangsgründe durch die primitiven Kräfte der Materie konſtituiert. Aber damit war die Materie für uns noch kein Erfahrungsgegenſtand: ſie wird dies erſt, wenn ſie unſere Sinne affizieren kann. Und da das nur durch Bewegung möglich iſt, ſo muß überall im Raume die Materie in immer-

*) Altpr. Monatsſchr. XX S. 548.
**) Altpr. Monatsſchr. XIX S. 593—607.

währender Bewegung begriffen sein. Aus diesem Grunde ist der Äther für das ganze System der Kantschen Philosophie eine absolut notwendige unerläßliche Konstruktion und keineswegs eine müssige Spekulation eines altersschwachen Greises. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist die große Arbeit zu begreifen, die Kant während der letzten Jahre seines Lebens dieser Aufgabe widmete, und welche Wichtigkeit er selbst derselben beilegte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 21. September 1798 an Garve richtete. Er beklagt darin sein schmerzliches Los, durch das ihm bestimmt sei, „den völligen Abschluß seiner Rechnung in Sachen, welche das Ganze der Philosophie betreffen, vor sich liegen und es noch immer nicht vollendet zu sehen", er nennt es einen „tantalischen Schmerz, der indessen doch nicht hoffnungslos ist." Spezieller fährt er dann fort: „Die Aufgabe, mit der ich mich jetzt beschäftige, betrifft den Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Sie will aufgelöst sein, weil sonst im System der kritischen Philosophie eine Lücke sein würde. Die Ansprüche der Vernunft darauf lassen nicht nach. Das Bewußtsein des Vermögens dazu gleichfalls nicht; aber die Befriedigung derselben wird, wenn gleich nicht durch völlige Lähmung der Lebenskraft, doch durch immer sich einstellende Hemmungen derselben bis zur höchsten Ungeduld aufgeschoben".*)

In der That hatte Kant mit seinem letzten Werke von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft her der Physik einen bedeutenden Schritt entgegen gethan. Delucs fluide purement grave und fluide déférente waren mit Kants ponderabler Materie und Äther nahe verwandt, und Kant erwähnt auch Deluc an mehreren Stellen seines Werkes. Mit Lesage, den er übrigens nirgends nennt, stimmt er darin überein, daß er alle bewegenden Kräfte der imponderablen Materie zueignet, und von dieser alle Bewegungen anheben läßt. Der prinzipielle Unterschied in den beiden Annahmen besteht nur darin, daß Lesage seinem Äther nur mechanische Kräfte, nur

*) Altpr. Monatsschr. XX S. 342.

gradlinig gleichförmige Bewegungen zuschreibt, während Kant seinem imponderablen Stoff auch Bewegung ursprünglich erzeugende dynamische Kräfte und nur innere vibrierende Bewegungen zuerkennt. Auch mit einem nicht zu starren Atomistiker könnte man vielleicht auf dem Boden der Kantschen Anschauung noch zusammen kommen, wenn er nur nicht an einem absolut leeren Raume und einer absoluten Unteilbarkeit der Atome festhielte, sondern sich mit Räumen, leer von ponderabler Materie, und faktisch unzerteilten kleinsten Teilen der ponderablen Materie begnügte.*) Jedenfalls hat Kant seiner Zeit voraus die Vorstellung von der inneren Bewegung aller Materie wieder zuerst hervorgehoben. Und wenn er betont, daß die Materie nur als beweglich, bewegend und bewegt ein Gegenstand der Erfahrung werden könne, daß darnach alle Materie nur als in immerwährender innerer Bewegung begriffen dargestellt werden könne, so hat er sich ganz in den Ideenkreis hineingefunden, der in der Physik erst nach der Ausbildung der neueren Wärmetheorie und der mechanischen Gastheorie zu Anerkennung, aber danach auch zu immer weiterer Herrschaft gekommen ist. Materie ist nur als das ewig Bewegte zu begreifen und zu erklären; alle Materie, feste, flüssige, wie luftförmige, ist in immerwährender innerer Bewegung begriffen. Dieser wertvollste Kern des nachgelassenen Werkes von Kant, der so gut mit den Ergebnissen der neuern Physik übereinstimmt und von dem die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft noch soweit entfernt zu sein schienen, dieser Kern zeugt nicht nur für die Wichtigkeit des hinterlassenen Werkes, sondern auch für die Güte des ganzen kritischen Systems, wenigstens so weit dasselbe noch ganz auf seinem erkenntnistheoretischen Gebiete bleibt.

Daß Kant bei der Weiterführung seiner Untersuchungen Schwierigkeiten findet, daß er in der Ableitung aller bewegenden Kräfte der Materie aus seinem Äther nicht weit vorwärts

*) In solcher Weise entgegenkommend, sagt Fechner in seiner Atomenlehre (2. Auflage, 1864, S. 76): „Gesteht der Philosoph dem Physiker seine Atome zunächst zu, so kann ihm dieser gerne seine Raumerfüllung zuletzt zugestehen. Beides widerspricht sich nicht."

kommt, davon liegt die Urſache wohl nicht allein in ſeinem Alter. Mag dieſes an den vielen, oft wenig von einander abweichenden Verſuchen Schuld ſein, mag es ihn auch wirklich an einem weiteren Vordringen in gewiſſem Grade gehindert haben, die vollſtändige Löſung des Problems, meine ich, wäre ihm auch in ſeiner vollſten Kraft nicht gelungen. Der Übergang von der Metaphyſik zur Phyſik iſt nicht das Problem eines einzelnen Mannes, ſondern eine Aufgabe beider Wiſſenſchaften, deren Löſung dieſelben ſich immer mehr annähern, die ſie aber wohl niemals erreichen werden. Der Phyſiker wird immer nach dem jeweiligen Stande ſeiner Kenntniſſe ſich Hypotheſen über die Konſtitution der Materie bilden, unbekümmert darum, ob dieſelben das innerſte Weſen derſelben ausdrücken. Der Philoſoph aber wird ſich immer die Materie ſo konſtruieren, daß dieſelbe den Anforderungen der Erkenntnistheorie genügt, ohne darauf zu ſehen, ob ſich aus ſeiner Konſtruktion auch alle phyſikaliſchen Eigenſchaften derſelben ableiten laſſen. Die Kluft zwiſchen den beiden Konſtruktionen wird wohl immer mehr verringert, aber doch nicht ganz ausgefüllt werden.*) Genug wenn Philoſophen und Phyſiker ſo viel Kenntnis und ſo viel Achtung ihrer gegenſeitigen Wiſſenſchaften haben, daß ihre Konſtruktionen ſich nicht direkt widerſprechen und ausſchließen, wenn nicht Philoſophen und Phyſiker jede ihrer Konſtruktionen als vollſtändige und ausſchließlich berechtigte Löſungen der Aufgabe, wenn ſie ſie nur anſehen als Material, als Etappen zu dem erſtrebten gemeinſamen Ziele. Daß aber beide Wiſſenſchaften nicht dazu beſtimmt ſind, ſich ewig zu widerſprechen, ſondern vielmehr wohl geeignet, einander entgegenkommend, ſich immer mehr zu nähern, dafür gibt das nachgelaſſene Werk Kants wohl einen vollgiltigen Beweis.

Hierin liegt der Wert dieſes Werkes für die Phyſik, denn einen Einfluß auf dieſe Wiſſenſchaft oder ihre Bearbeiter konnte

*) Kant ſelbſt ſagt, daß die Einreihung der phyſikaliſchen Erfahrungen in das leere Fachwerk der möglichen bewegenden Kräfte nur eine aſymptotiſche ſein könne.

ja dasſelbe nicht haben, da es bis heute wohl kaum den Phyſikern mehr als dem Namen nach bekannt geworden iſt. Auf Kant ſelbſt und ſein Verhältnis zur Phyſik aber wirft das Werk jedenfalls ein neues Licht.

Hierauf ſprach Herr Dr. Th. Epſtein über die neueren Beſtimmungen des ſpezifiſchen Gewichts der Erde.

Der Vortragende ſkizzierte zuerſt den Entwicklungsgang, den die Wiſſenſchaft, welche die Erde als Ganzes betrachtet, genommen hat. Dieſe, gewöhnlich mathematiſche oder auch aſtronomiſche Geographie genannte, Wiſſenſchaft, welche vielleicht die älteſte Pflanzung auf dem Boden der geiſtigen Kultur iſt, behandelte die Erde zunächſt vom aſtronomiſchen Standpunkte, vornehmlich in ihrem Verhältniſſe zur Sonne und zum Monde. Viel ſpäter ſchloſſen ſich daran die Unterſuchungen über die Größe und gaben den Impuls zur Ausbildung der Geometrie. Nach der Geſtalt der Erde fragte man nicht, weil es für ſelbſtverſtändlich galt, daß ſie eine Kugel ſei. Erſt im 17. Jahrhundert tauchten Zweifel an der herrſchenden Meinung auf und endigten nach langwierigem Streite mit der Konſtatierung der bekannten Abweichung von der Kugelform.

Nach der aſtronomiſchen und geometriſchen Behandlung der Erde warf die Wiſſenſchaft eine phyſikaliſche Frage auf, die nach dem ſpezifiſchen Gewicht oder der Dichte unſeres Planeten, eine Frage von großer Wichtigkeit, weil von deren Beantwortung gleichzeitig die Gewichtsbeſtimmung der Sonne und aller Glieder des Sonnenſyſtems abhängt. Der Löſung des Problems ſtellen ſich aber eigenartige Schwierigkeiten in den Weg, weil man das abſolute Gewicht der Erde nicht kennt. Man mußte deshalb ſuchen, die Dichte ohne Kenntnis dieſes Faktors direkt zu beſtimmen. Die dahin zielenden Verſuche datieren ſeit etwa 100 Jahren und ſtützen ſich ſämtlich auf das Newtonſche Gravitationsgeſetz. Man wendete dabei vier verſchiedene Methoden an: 1) die Ablenkung eines aufgehängten Loths durch die ſeitliche Anziehung eines Berges; 2) Beobachtung der Pendelſchwingungen auf einem hohen Berge oder im Innern der Erde

und Vergleichung derſelben mit denen in der Ebene; 3) Verſuche mit der Drehwage über die Anziehung großer Metallmaſſen auf einen leicht drehbaren Hebel; 4) Anwendung der gemeinen Wage.

Nachdem der Vortragende die Geſchichte und die Reſultate der drei erſten Methoden erwähnt hatte, ging er zu dem eigentlichen Thema ſeiner Beſprechung über, zur 4. Methode, der neueſten und ſicherſten, welche noch nicht allgemein bekannt geworden zu ſein ſcheint, da ſie bis jetzt nur in wenig Lehrbüchern anzutreffen iſt. Sie rührt von Jolly*) in München her und verdient wohl das meiſte Zutrauen, weil einerſeits die Wage zu den beſtbekannten phyſikaliſchen Präziſionsinſtrumenten gehört, anderſeits hier keine unbekannten Fehlerquellen auftreten können, wie bei den früheren Methoden. Die bekannten Fehlerquellen aber (Temperatur, Druck und Feuchtigkeit der Luft) laſſen ſich teils eliminieren, teils ihrem Betrage nach feſtſtellen und in Rechnung ziehen.

Nachdem Jolly ſeine Waage durch mehrfache Verbeſſerungen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte,**) ſtellte er ſie im oberen Teile eines Turmes in München auf. Von jeder der Schalen hing ein Draht, geſchützt durch Röhren von Zinkblech, durch den freien Raum des Turmes herab und trug am unteren Ende eine zweite Schale. Der Abſtand zwiſchen den oberen und unteren Schalen betrug 21,005 Meter. Die beiden untern Schalen befanden ſich zur Abhaltung des Luftzugs in verſchließbaren Kaſten, unter welchen noch ein Raum von 1,002 Meter Höhe über dem Erdboden freigelaſſen wurde, um daſelbſt eine Bleikugel von 1 Meter Durchmeſſer aufſtellen zu können.

Ein Körper, der von der oberen Schale in die untere gebracht wird, erfährt eine der Annäherung an den Erd-Mittelpunkt entſprechende Gewichtszunahme. Wird unter der einen

*) Jolly, die Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation. Abh. der bayr. Akad. d. W. II. Kl. XIII. Bd. 1. Abt. und XIV. Bd. 2. Abt. München 1878 und 1881.

**) Empfindlichkeit 1 Zehnmilliontel bei 1 Kgr. Belaſtung.

Schale die Bleikugel aufgestellt, so wird ein von der obern in die untere Schale gelegter Körper eine weitere Gewichtszunahme erfahren, welche durch die Anziehung der Bleikugel entsteht. Die Differenz der Gewichtszunahme mit und ohne Unterschiebung der Bleikugel bezeichnet die Größe des von der Bleikugel ausgehenden Zuges, und der Quotient dieses Zuges und des Zuges der Erde allein gibt unter Benutzung des Gravitationsgesetzes das Mittel ab, die Dichte der Erde mit der des Bleis, also auch mit der des Wassers, in Beziehung zu setzen.

Als tertium comparationis, d. h. als Körper, welcher sowohl der Anziehung der Erde allein, als auch der kombinierten Anziehung der Erde und der Bleikugel unterworfen wurde, benutzte Jolly eine mit Quecksilber gefüllte Glaskugel im Gewichte von 5009,450 gr., die durch eine ganz gleiche Kugel äquilibriert wurde. Weiter wurden die Gewichte der verdrängten Luft durch zwei leere Glaskugeln derselben Größe eliminiert, wodurch sich der Experimentator von der verschiedenen Beschaffenheit der Luft in der Höhe und in der Tiefe unabhängig machte. Bei den Versuchen legte Jolly zuerst die beiden gefüllten Kugeln in die obern, und die leeren in die untern Schalen und stellte Gleichgewicht her; dann wurde eine der vollen Kugeln mit der darunter befindlichen leeren vertauscht. Die nach unten gebrachte volle Kugel erfuhr durch die Annäherung an die Erde eine Gewichtszunahme, die durch Zulaggewichte auf der andern Seite bestimmt wurde. Diese Versuche wurden oft wiederholt. Ganz ebenso wurde nachher mit untergelegter Bleikugel verfahren. Als Mittel aus zahlreichen mit großer Sorgfalt angestellten Wägungen (500 Paar), ergab sich für die Gewichtszunahme der vollen Kugel, wenn sie aus der obern in die untere Schale gebracht wurde, 31,686 mgr. ohne Bleikugel, und aus ebensoviel Wägungen mit untergeschobener Bleikugel 32,275 mgr., sodaß die Bleikugel allein eine Gewichtszunahme von 0,589 mgr. erzeugte.

Das Vorstehende enthält die zur Berechnung der Erddichte nötigen Daten; denn sind

r und R die Radien der Bleikugel und der Erde
d und D die Dichten " "
q und Q die Anziehungen " "
a der Abstand des Mittelpunktes der Bleikugel von dem der Queckſilberkugel,

ſo iſt die Maſſe (Produkt aus Vol. und Dichte) der Bleikugel $= \frac{4r^3\pi d}{3}$, die der Erde $= \frac{4R^3\pi D}{3}$, und da ſich nach dem Newtonſchen Gravitionsgeſetz die Anziehungen direkt wie die Maſſen und umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhalten, ſo folgt

$$q : Q = \begin{cases} \frac{4r^3\pi d}{3} : \frac{4R^3\pi D}{3} \\ R^2 : a^2 \end{cases}$$

$$= r^3 d : Ra^2 D$$

mithin $D = \frac{Qr^3 d}{qRa^2}$ oder mit Benutzung des Gewichts der Bleikugel $\left(\frac{4r^3\pi d}{3}\right)$

$$= \frac{3Q.\ \text{Bleikugel}}{4qRa^2\pi}$$

Im vorliegenden Falle war

Q = 5009450 mgr.
q = 0,589 "
R = 6365722 M. (Erdradius von München nach Beſſel)
r = 0,4975 "
a = 0,5686 "
d = 11,186 (aus Vol. und Gewicht der Kugel berechnet).

Aus der erſten Formel für D fand Jolly die Dichte der Erde = 5,692.*)

*) Leider iſt die ſchöne Arbeit Jollys durch zahlreiche Fehler in den Zahlen entſtellt, bei denen ſich nicht erkennen läßt, ob es Rechenfehler oder nur Druckfehler ſind. Es iſt auch die Ausſtellung zu machen, daß die Ableitung von d unſicher ſein muß, da die Bleikugel nicht zuſammengeſchmolzen, ſondern aus Bleibarren zuſammengeſchlagen war, alſo wahrſcheinlich hohle Räume im Innern beſaß: beſſer wäre die zweite Formel für D mit dem

Vergleicht man damit die früher gefundenen Resultate, so hat man nach der

1.	Methode	Hutton und Maskelyne (1772)	= 4,71
		James (1855)	= 5,32
2.	„	Carlini (1824)	= 4,84
		Mendenhall (1880)	= 5,77
		Airy (1856)	= 6,566
3.	„	Cavendish (1797)	= 5,48
		Baily (1842)	= 5,66
		Reich (1850)	= 5,58
		Cornu und Baille (1873)	= 5,56.

Der Jollysche Wert gehört also zu den größten.

Alle aber deuten übereinstimmend auf Massen von größerem Gewicht im Innern der Erde. Denn da die uns zugänglichen Erdschichten, welche zum größten Teil aus kalk-, thonerde- und kieselsäurehaltigen Gesteinen bestehen, im Durchschnitt etwa eine Dichte von 2,5 haben, die Gesamterde aber nach den angeführten Zahlen sicher ein über fünf gehendes Gewicht besitzt, so folgt notwendig daraus, daß die Erde nach innen bedeutend an Dichte zunehmen muß. Dies harmoniert auch mit der Vorstellung, daß die Erde ursprünglich einmal weich oder vielleicht gar flüssig war; denn in diesem Falle mußten sich die schwereren Stoffe (Erze und gediegene Metalle) mehr nach der Mitte senken.

Aus der Dichte kann man nunmehr auch das absolute Gewicht der Erde berechnen, indem man erstere mit dem Volumen multipliziert. Letzteres beträgt etwas mehr als eine Billion Kubikkilometer, und da ein Kubikkilometer Wasser eine Billion Kilogramm wiegt, so würde eine Wasserkugel von der Größe der Erde über eine Quadrillion Kilogramm wiegen:

Gewicht der Bleikugel angewendet worden. Sicher ist auch der Besselsche Wert für den Erdradius zu klein und da q sich ev. = 0,581 mgr. ergiebt, so findet der Vortragende mit den angegebenen Änderungen eine etwas größere Zahl für die Dichte der Erde, nämlich 5,776. Die Wichtigkeit der Sache macht es im höchsten Grade wünschenswert, die Abhandlungen Jollys aus seinem Manuskript zu revidieren.

mithin kann man das Gewicht der Erde auf ca. ſechs Quadrillionen Kilogramm veranſchlagen. Nur eine Zahl, aber kein Begriff!

Im Anſchluß daran berichtete Herr Dr. W. Reinhardt in der Sitzung am 18. Mai: Über eine neue Beſtimmung der Gravitations-Konſtante von A. König und Fr. Richarz. Mitte November 1884 kam Dr. Richarz auf den Gedanken, die Gravitations-Konſtante nach einer neuen, von der von Jollyſchen abweichenden Methode zu beſtimmen. Als er ſie Dr. König, dem Aſſiſtenten von Helmholtz, mitteilte, ſtellte es ſich heraus, daß ſeine Methode faſt identiſch ſei mit derjenigen, welche König kurz zuvor erſonnen hatte. Die Methode wurde nun von Helmholtz der Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegt, und dieſe bewilligte zur Deckung der Ausführungskoſten 10,000 Mark, welche Summe durch Herſtellung der Wage (vom Mechaniker Stückrath, Berlin), welche mit Sicherheit noch 0,01 Milligramm angiebt, der automatiſchen Vertauſchungsvorrichtung für die Gewichtſtücke, die Kugeln ſind, zum größten Teil aufgebraucht wurde.

Als anziehende Maſſe wird ein würfelförmiger Bleiklotz von ca. 100,000 kg Gewicht angewandt; derſelbe iſt aus parallelepipediſchen Stücken aufgebaut und wird nach einer Verſuchsreihe von neuem errichtet, die Wägungen werden wiederholt, um Fehler auszugleichen, die durch etwaige Hohlräume innerhalb einiger Gußſtücke entſtanden ſind.

Zur Vermeidung lokaler Temperaturdifferenzen und zeitlicher Temperaturſchwankungen wurde als Beobachtungslokal eine unterirdiſche Kaſematte in der Zitadelle von Spandau gewählt; der Fußboden iſt zementiert, der Beobachtungsraum durch doppelten Bretterverſchlag mit Sägeſpähnefüllung abgeſperrt; 12 Pfannen mit Chlorcalcium dienen zur Trockenhaltung der Luft; während der Abweſenheit der Beobachter brennen Lampen im Lokal, welche dieſelbe Wärme, wie die Beobachter liefern.

Die Verſuche werden folgendermaßen angeſtellt: Während bei von Jolly die eine Wagſchale, auf deren Gewichtſtücke durch eine Bleikugel eine Anziehung ausgeübt wird, an einer 21 m

langen Aufhängung befestigt ist, befindet sich hier die Wage in der Mitte der oberen horizontalen Oberfläche des Klotzes. Unter den Schalen D und E ist der Block vertikal durchbohrt, und an zwei Drähten, die durch die Bohrungen hindurchgehen, sind zwei Wagschalen F und G an jenen oberen Schalen so aufgehängt, daß sie dicht unterhalb des Klotzes schweben. Eine beliebige Masse m, die sich in D befindet, wird durch Gewichtstücke in G äquilibriert; die Schwere wirkt beiderseits nach unten, die Anziehung des Klotzes zieht m nach unten, dagegen die Gewichtstücke in G nach oben; um diese doppelte Wirkung auszugleichen, müssen die Gewichtstücke um die doppelte Attraktion größer sein als die Masse m. — Wird nun die Masse m in die untere Wagschale F, die Gewichte nach E gebracht, so müssen zur Ausgleichung der Wirkung der Attraktion des Klotzes jetzt die Gewichtstücke um die doppelte Attraktion kleiner sein. Der Unterschied in den zwei Wägungen ergiebt also das Vierfache der Attraktion des Bleiklotzes, während von Jolly nur die einfache Anziehung der Bleimasse erhielt.

Der Gang der Rechnung ist nun folgender: Ist k der absolute Wert der vertikalen Komponente der Anziehung, welche der Klotz am Orte der oberen und unteren Schalen ausübt, g_o resp. g_u der Wert der Schwere am Orte der oberen resp. unteren Schalen, m mit Index die Masse der Gewichtstücke, so ist

bei der I. Wägung: $m\,(g_o + k) = m_u\,(g_u - k)$

„ „ II. „ $m\,(g_u - k) = m_o\,(g_o + k)$

$$\delta m = m_u - m_o = m\,\frac{(g_o + k)^2 - (g_u - k)^2}{(g_o + k)\,.\,(g_u - k)}$$

Setzt man $g_u = g_o + \gamma$, so wird, da k und γ gegen g_o sehr klein sind:

$$\delta m = \frac{2m}{g_o}\,(2k - \gamma)$$

Der Wert von γ ergiebt sich aus Wägungen, die mit derselben Wage vor Aufstellung des Bleiklotzes ausgeführt wurden.

Ist m dieselbe Masse wie oben, m'_u und m'_o, die Gewichte, welche oben m_u und m_o entsprechen, so ist:

$$mg_o = m'_u g_u$$
$$mg_u = m'_o g_o$$

$$\delta m' = m'_o - m'_u = m \frac{g_u^2 - g_o^2}{g_o g_u}$$

Führen wir auch hier ein: $g_u = g_o + \gamma$, so ist:

$$\delta m' = \frac{2\gamma}{g_o} m \text{ und } \gamma = \frac{\delta m' g_o}{2m}$$

demnach:

$$\delta m = \frac{2m}{g_o}\left(2k - \frac{\delta m' g_o}{2m}\right) = \frac{4mk}{g_o} - \delta m'$$

$$\text{und } k = \frac{g_o}{4m}(\delta m + \delta m')$$

Ist V das Potential des Klotzes, G die Gravitations-Konstante, z die vertikale Koordinate, so ist

$$k = G \frac{\partial V}{\partial z}$$

$\frac{\partial V}{\partial z}$ ist aus den Dimensionen des Klotzes und dem Ort der Schalen bestimmbar, k ist gefunden, mithin liefert die letzte Formel den Wert von G.

Nach diesen Mitteilungen sprach Herr S. Spier über Bereitung und Verwertung des Wassergases und eine technische Erfindung der letzten Monate, das Auersche Gasglühlicht. Unser gewöhnliches Leuchtgas wurde am Anfang unseres Jahrhunderts, ziemlich gleichzeitig in England zuerst von William Murdoch, in Frankreich von Lebon dargestellt. Die erste Gasbeleuchtung im großen wurde von Murdoch 1802 in der Maschinenfabrik von Watt und Bolton nahe bei Birmingham und 1804 in einer bedeutenden Spinnerei zu Manchester ausgeführt. Londons Straßen wurden 1812, diejenigen von Paris 1820 und die Stadt Frankfurt 1828 mit Gas beleuchtet. Die Darstellung von Leuchtgas aus Holz ist dem bekannten Münchener Hygieniker Pettenkofer zu verdanken.

Das jetzt allermeist aus Steinkohlen durch trockene Destillation derselben gewonnene Gas wird in zentralen städtischen Gasfabriken gewonnen. Verschiedene unbrauchbare resp. schädliche Beimengungen werden in diesen Fabriken von dem eigentlichen Leuchtgas getrennt, das letztere in Gasometern gesammelt und durch Haupt- und Nebenröhren in die Straßen und Häuser der Stadt verteilt.

Mit dem Wassergas wurden schon in den dreißiger und vierziger Jahren in England, Frankreich und Belgien Versuche gemacht, ohne daß dieselben jedoch zu dauernder Verwertung im großen anregten. Wie wir in der Elektrotechnik im letzten Jahrzehnt den Nordamerikanern bedeutende Fortschritte zu verdanken haben, so ist auch eine zweckentsprechende und billige Herstellung von Wassergas erst in der Union gelungen. Die Amerikaner Lowe und Strong nahmen in den siebziger Jahren jeder für sich Patent auf ihre Erfindung. Während der Weltausstellung in Philadelphia 1876 erregte die praktisch demonstrierte Erzeugungsweise des Wassergases Aufsehen und Anerkennung bei den verschiedenen Vertretern der europäischen Großindustrie. So soll sich der bekannte Berliner Reuleaux und einer der hervorragendsten schwedischen Geologen, Torrel, sehr günstig über das Verfahren ausgesprochen haben. Torrel veranlaßte dann auch den Mitinhaber des Strongschen Patents, Dwight, in Stockholm einen praktischen Versuch zu machen, und in folge günstigen Ausfalls desselben wurde in Stockholm eine allerdings etwas sehr umfassend gedachte europäische Wassergasgesellschaft gegründet. Die materiellen Resultate dieser Gesellschaft haben bis heute noch nichts von sich reden machen. In diesen Tagen brachte die Presse die Mitteilung, daß die europäische Wassergasgesellschaft in Stockholm liquidiere und die Aktienbesitzer für ihren bisherigen Besitz Anteile der neugegründeten deutschen europäischen Wassergasgesellschaft in Dortmund erhielten. In Deutschland existieren als Versuchsstationen bis heute nur zwei Wassergasanlagen, eine größere in dem bedeutenden Etablissement von Schulz, Knaudt u. Co. in Essen, eine kleinere hier in Frankfurt in der Frankfurter Gasfabrik. Aber trotz dieser

ſcheinbaren totalen praktiſchen Erfolgloſigkeit iſt die Ausſicht für die Zukunftsentwicklung der Waſſergasproduktion eine ſehr bedeutende. Fachmänner unter den Chemikern wie unter den Gasmännern zweifeln nicht daran, daß das Waſſergas ſich zum Heizſtoff der Zukunft entwickeln wird.

Welche Eigenſchaften ſollen nun dieſem Gas ſo gewaltige Vorzüge vor unſerem jetzigen Kohlen-Heizmaterial gewähren? Die Verſchwendung der Heizkraft von Kohlen in Fabriken und beſonders in unſeren häuslichen Heizvorrichtungen in Zimmern und Küchen gilt ſeit Jahrzehnten als ein wirtſchaftlicher Skandal. Handelt es ſich doch um die leichtſinnige Vergeudung eines Körpers, der neu nicht wieder zu gewinnen und für die Kultur unſeres modernen Lebens heute unerſetzlich iſt. Denn von dem theoretiſch möglichen Heizeffekt der Kohlen werden heute allermeiſt nur 10% verwertet, die übrigen 90% fliegen wertlos zu den Schornſteinen hinaus und verderben noch außerdem in großen Fabrikſtädten aufs entſchiedenſte die Atmoſphäre. Ein kleiner Fortſchritt in der Beſeitigung dieſer Mißſtände war die Benutzung der Gichtgaſe von Hochöfen für die Heizung von Dampfkeſſeln. Dieſe Neuerung iſt ſchon eine längere Reihe von Jahren eingeführt. Weitere Fortſchritte beſtanden in der Einführung von Generatoren zwecks Umwandlung der Kohlen in Gaſe, wie ſie für die verſchiedenſten metallurgiſchen Zwecke und in der Glas- und Gasfabrikation verwendet werden und wobei ca. 30% der theoretiſchen Heizkraft verwertet werden. Eine andere Feuerungsverbeſſerung wurde durch die Regeneratoren gebracht, die neben den Generatoren wirkten und wodurch ſehr hohe Temperaturen von Luft und Gaſen erzielt wurden. Durch das Waſſergas ſoll nun die Möglichkeit gegeben ſein, bei dem Loweſchen Prozeß 60%, bei dem Strongſchen 80—90% der theoretiſchen Heizkraft zu verwerthen. Was nun die Darſtellung des Waſſergaſes betrifft, ſo beruhten die älteren Verſuche auf dem Prinzip der Zerſetzung des Waſſers oder Dampfes in mit Kohlen gefüllten Retorten, welche durch äußere Heizung glühend gehalten wurden. Lowe und Strong benutzten ſtatt Retorten vertikale Schachtöfen, in denen ſie die Kohlen abwechſelnd in

einer durch Regeneratoren ſtark überhitzten Luft- und Waſſerdampf-Atmoſphäre verbrannten. Lowe bezweckte hauptſächlich die Herſtellung von Leuchtgas mittelſt Anthrazits und flüſſiger Kohlenwaſſerſtoffe. Mit ſeinem Gas wird ſeit einer Reihe von Jahren Baltimore und eine Anzahl anderer amerikaniſcher Städte beleuchtet. Strong erzeugt in erſter Linie nicht leuchtendes Waſſergas für Heizzwecke. Das Strongſche Verfahren hat noch den großen Nebenvorteil, daß bei demſelben die verſchiedenſten Arten von Rohſtoffen, wie ſonſt wertloſe Staubkohle, trockner und feuchter Stichtorf verwendet werden können, wobei von den verſchiedenen Rohmaterialien immer nahezu die gleiche Qualität Heizgaſes gewonnen wird. In der Union beabſichtigt man, außer den Rohrleitungen, welche gegenwärtig im Leuchtgas den Einwohnern der Städte Licht liefern, mit einem zweiten Rohrnetz jedem Wärme und Kraft in Form von Waſſergas auf die bequemſte und billigſte Weiſe zugänglich zu machen. Der gewöhnliche Gasgeruch iſt bei dem Waſſergas nicht vorhanden. Doch kann derſelbe, um durch ihn in der Rohrleitung nichtdichte Stellen bemerkbar zu machen, dem Waſſergas ohne Schwierigkeit beigebracht werden. Bei der Erzeugung des Waſſergaſes wird durch die glühenden Kohlen dem Waſſerdampf der Sauerſtoff entzogen, und das Endprodukt dieſes Prozeſſes beſteht im großen Ganzen aus den brennbaren, eine große Heizkraft beſitzenden Gaſen Kohlenoxyd und Waſſerſtoff. Etwas Kohlenſäure, aber nur wenige Prozente, die ſich gleichzeitig entwickeln, werden durch Kalk abſorbiert. Dies Waſſergas wird in Eſſen zu den verſchiedenſten metallurgiſchen Prozeſſen verwendet, ebenſo auch hier in Frankfurt von der Deutſchen Gold- und Silberſcheideanſtalt und hier z. B. zu Preiſen, die weit unter denjenigen des eigentlichen Leuchtgaſes ſtehen.

Das reine Waſſergas hat die Schattenſeite, daß es direkt als Leuchtgas nicht benutzt werden kann, weil ihm die Kohlenwaſſerſtoffe des durch trockene Deſtillation gewonnenen Steinkohlengaſes fehlen. Will man dem Waſſergas Leuchtkraft verſchaffen, ſo müſſen ihm entweder, wie das in der Union der Fall iſt, aus den Naphtarückſtänden der Petroleum-Deſtillation

gleichzeitig mit der eigentlichen Waſſergas-Erzeugung Kohlenwaſſerſtoffe beigemengt werden, oder das Waſſergas muß in ähnlicher Weiſe wie bei dem Drummondſchen Kalklicht unverbrennliche Körper durch ſeine enorme Hitze leuchtend machen. Um dies zu ermöglichen, hat ein Schwede Fahnenjelm vor ca. einem Jahre in der Union ſich die Erfindung von Magneſiapräparaten patentieren laſſen. Von dieſen ſogenannten Magneſiakämmen ſollen in Eſſen 400 Stück brennen und ein recht hübſches weißes Licht gewähren. Die Brenndauer eines ſolchen Kammes ſoll 60—80 Stunden umfaſſen, der einzelne Kamm koſtet 20 Pfennige. Eine Erfindung der letzten Monate in derſelben Richtung, wie es ſcheint, von entſchieden größerer Bedeutung haben wir einem jungen Wiener Chemiker zu verdanken. Dr. Karl von Auer, Sohn des früheren Direktors der kaiſerl. Staatsdruckerei in Wien, ein Schüler von Bunſen, hat ſich ſeit Jahren mit einer Gruppe von chemiſchen Elementen aus der Reihe der Erdmetalle, beſonders mit Didym, beſchäftigt, und dieſe Arbeiten gaben ihm Anlaß zur Erfindung des ſogen. Gasglühlichts, das in Technikerkreiſen in der jüngſten Zeit viel Aufſehen erregt hat. Nach Auers Patentbeſchreibung, die vor einigen Wochen veröffentlicht wurde, beſteht der Glühkörper aus den eſſig- oder ſalpeterſauren Salzen der Oxyde von Zirkon und den Erden, die in dem Ceritmineral vorkommen, wie Cer, Lanthan und Didym. Das Patent iſt bereits für hohe Summen nach England verkauft, und in Deutſchland iſt daſſelbe von dem Berliner Haus J. Pintſch, dem Lieferanten des komprimierten Oelgaſes unſerer preußiſchen Eiſenbahnwagenbeleuchtung, erworben worden. Dieſes neue Glühmaterial ſoll nach Mitteilung von Gasfachmännern eine Brenndauer von ca. 2000 Stunden haben. Waſſergas ſoll eine prächtig leuchtende Farbe in Verbindung mit demſelben liefern. Aber auch für das gewöhnliche Leuchtgas verſpricht es bedeutende Erſparniſſe. Während heute für eine ſechzehnkerzige — unſere gewöhnliche — Normalgaslampe per Stunde 150 Liter Gas gebraucht werden, ſoll der Gasverbrauch bei Verwendung dieſes Auerſchen Glühkörpers nur 75 Liter per Stunde betragen. Die Inſtallation für jede Lampe ſoll 15 Mark, ein einzelner Glühkörper $2^1/_2$ Mark koſten.

Hierauf sprach Herr Dr. Otto Rausenberger über die einfachste Behandlungsweise des allgemeinen binomischen Satzes. Die erste vollständige Begründung des allgemeinen binomischen Satzes rührt bekanntlich von Abel her, der in seiner Abhandlung: Recherches sur la série

$$1 + \frac{m}{1} x + \frac{m\,(m-1)}{1.\ 2} x^2 + \frac{m\,(m-1)\,(m-2)}{1.\ 2.\ 3} x^3 + \ldots$$

(Œuvres complètes, pag. 219) die angegebene Reihe

$$f_m(x) = 1 + \frac{m}{1} x + \frac{m\,(m-1)}{1.\ 2} x^2 + \frac{m\,(m-1)\,(m-2)}{1.\ 2.\ 3} x^3 + \ldots$$

$$= m_0 + m_1 x + m_2 x^2 + m_3 x^3 + \ldots,$$

wobei also

$$m_k = \frac{m\,(m-1)\,(m-2)\ldots(m-k+1)}{1.\ 2.\ 3\ldots k}$$

ist, für beliebige komplexe x und m in Bezug auf ihre Konvergenz untersucht und im Falle der Konvergenz ihren Wert bestimmt. Die Untersuchung Abels ist, teilweise infolge der etwas schwerfälligen und veralteten Behandlungsweise der komplexen Größen, keineswegs einfach, weshalb eine Neubehandlung dringend geboten erscheint. Der Vortragende glaubt, daß allerdings die umständlichen Konvergenzbetrachtungen nicht wesentlich vereinfacht werden können, während sich die eigentliche Wertbestimmung von $f_m(x)$ in ungleich einfacherer und eleganterer Weise ausführen läßt. Herr J. Thomae lieferte in seinem Werke: Elementare Theorie der analytischen Funktionen einer komplexen Veränderlichen, pag. 77, eine sehr einfache Herleitung des Satzes, die nur den Nachteil aufweist, daß bei ihr die Reihenentwicklungen für e^x und $l(1+x)$ Verwendung finden, die aber unabhängig vom binomischen Satz für reelle Exponenten sich nicht in wirklich naturgemäßer Weise herleiten lassen. Der Vortragende gab in seinem Werke: Lehrbuch der Theorie der periodischen Funktionen einer Variabeln u. s. w. eine Darstellung, welche von

dieſem Einwande frei iſt. Zunächſt wird, einem bekannten Verfahren gemäß, durch direkte Rechnung die Gleichung

(1) $m_0\, n_k + m_1\, n_{k-1} + m_2\, n_{k-2} + \ldots + m_k\, n_0 = (m+n)_k$

hergeleitet, aus der die Funktionalgleichung

(2) $\qquad f_m(x)\, f_n(x) = f_{m+n}(x)$

folgt, mit Hilfe welcher letzteren der Nachweis leicht zu erbringen iſt, daß für reelle, ganzzahlige und gebrochene, poſitive und negative m die Gleichheit

(3) $\qquad m_0 + m_1\, x + m_2\, x^2 + \ldots = (1+x)^m$

unter der Bedingung beſteht, daß die links befindliche Reihe konvergiert (natürlich iſt im Falle der Vieldeutigkeit von $(1+x)^m$ nur ein beſtimmt zu fixierender Wert dieſer Größe mit der linken Seite identiſch). Hierauf laſſen ſich die Reihen für e^x und $l\,(1+x)$ bequem herleiten und mit Hilfe dieſer wird dann die Gleichung (3) für komplexe m gemäß dem Thomaeſchen Verfahren, auf das übrigens auch der Vortragende vor längerer Zeit ſelbſt gekommen war, begründet, nachdem die Definition komplexer Potenzen vorhergeſchickt wurde.

Die ganze Unterſuchung macht, von den Konvergenzbetrachtungen abgeſehen, nachdem einmal der binomiſche Satz für reelle, poſitive, ganzzahlige Exponenten vorausgeſchickt iſt, keine eigentlichen Rechnungen nötig, außer bei der Herleitung der Gleichung (1). Auch dieſe Rechnung entbehrlich zu machen bezweckt die folgende Betrachtung, die nur eine Modifikation der beim Beweiſe von (3) für komplexe m angewandten Schlußweiſe iſt.

Für ganze, poſitive m und n iſt

$$f_m(x) = (1+x)^m,\quad f_n(x) = (1+x)^n,$$

alſo

$$f_m(x)\, f_n(x) = (1+x)^m\,(1+x)^n = (1+x)^{m+n} = f_{m+n}(x),$$

daher, wenn man die Reihen ſelbſt einſetzt, links ausmultipliziert und die Koeffizienten vergleicht,

(1) $m_0\, n_k + n_1\, n_{k-1} + m_2\, n_{k-2} \times \ldots + m_k\, n_0 = (m+n)_k.$

Rechte und linke Seite dieſer Gleichung ſind, wie leicht erſichtlich, ganze Funktionen kten Grades in m und n. Nun

gilt der Satz, daß zwei ganze Funktionen k ten Grades von x, $\varphi(x)$ und $f(x)$, identisch sind, wenn sie für $k+1$ bestimmte Werte von x übereinstimmen; denn andernfalls hätte die Gleichung k ten Grades $\varphi(x) - f(x) = 0$ $k+1$ Lösungen. Dieser Satz läßt sich aber auf ganze Funktionen $\varphi(x, y)$ und $f(x, y)$, welche in den beiden Variabeln x und y höchstens bis zum k ten Grade ansteigen, in der Weise ausdehnen, daß die Identität beider Funktionen behauptet wird, wenn sie für $k+1$ Werte von x und $k+1$ Werte von $y: x_1, x_2, \ldots x_{k+1}$ und $y_1, y_2, \ldots y_{k+1}$ in beliebiger Kombination je zweier übereinstimmen. In der That folgt aus dem Vorhergehenden, daß

$$\varphi(x_r, y) = f(x_r, y)$$

für beliebige y ist, da beide Größen für $k+1$ y-Werte zusammenfallen. Hieraus schließen wir weiter, indem wir jetzt $\varphi(x, y)$ und $f(x, y)$ als Funktionen von x allein auffassen, daß allgemein

$$\varphi(x, y) = f(x, y)$$

ist. Weitere Verallgemeinerungen des Satzes bieten keine Schwierigkeit dar. Da nun die Gleichung (1) für beliebige, positive, ganzzahlige m und n, also sicher für mehr als k Werte dieser Größen, giltig ist, so besteht sie für beliebige m und n. Hiermit ist (1) allgemein bewiesen nnd so die Grundlage zu einer möglichst einfachen Herleitung des binomischen Satzes gegeben.

4. Abteilung für Neuere Sprachen (NS.)

Vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:
   Herr Dr. Rudolf Oesten, hier.
   „ Dr. Berthold Stern, „

b. ohne Stimmrecht:
   Niemand.

In der ersten Sitzung dieses Jahres am 28. Januar fand die Wahl des Vorstandes statt. Es wurden gewählt: Herr Oberlehrer Caumont zum Vorsitzenden, Herr Direktor Dr.

Kortegarn zum stellvertretenden Vorsitzenden, Herr Dr. August Fischer zum Schriftführer.

Hierauf sprach Herr Hauschild über das Vulgärlatein und seine Stellung im und zum Romanischen, ein Vortrag, welcher in der nächsten Sitzung am 25. Februar fortgesetzt wurde. Der Inhalt desselben war im Wesentlichen folgender:

Der Referent legte seinem ersten Vortrage die Aufsätze zu Grunde, welche Gröber in Wölfflins Archiv I, 1 über „Sprachquellen und Wortquellen des lateinischen Wörterbuchs" und in den folgenden Heften über „vulgärlateinische Substrate romanischer Wörter" veröffentlicht hat. Letztere sind dort bis jetzt zwar nur erst bis zum H lexikalisch zusammengestellt, lieferten aber doch dem Referenten schon allseitig Beispiele für die dort aufgestellten allgemein-vulgärlateinischen Lautregeln und die vom Referenten persönlich vertretenen Anschauungen. Letztere suchten namentlich über folgende Fragen anzuregen bezw. aufzuklären: Darf ein als vulgär anzunehmendes lateinisches Wort deswegen nicht als vulgär gelten, weil wir seine Spuren im Romanischen nicht mehr aufzuweisen vermögen? Müßte jedes lateinische Wort gewissen lautlichen Veränderungen unterliegen, um vom Romanischen aus als vulgärlateinisch bezeichnet werden zu können? Kann ein lateinisches Wort in der ihm in der Schriftsprache eigenen Form sich nicht auch im sprachlichen Besitzstand des ganzen Volkes finden? Wenn nicht, wie verhalten sich dann Schrift- und Vulgärsprache in einem und demselben Worte lautlich zu einander und zu diesem?

Ist nicht auch in den Wörtern der lateinischen Schriftsprache schon ein Gegensatz von Schrift und Laut anzunehmen? Ist nicht in der lateinischen Schriftsprache ein gewisses Pretiösentum zum Sieg gekommen gegenüber einem historisch und literarisch berechtigten, aber schließlich nur noch auf die lebende Sprache beschränkten Konservativismus? Darf von den romanischen Doppelwörtern oder Doppelformen für einen und denselben Begriff das eine nur darum nicht auch für vulgärlateinisch gelten, weil es geringeren lautlichen Veränderungen unterworfen ge-

weſen iſt, als das andere — wie es namentlich die termini technici des ſtaatlichen, rechtlichen, kirchlichen u. ſ. w. Lebens an die Hand gaben?

Für ſeinen zweiten Vortrag „Über die romaniſche Futurbildung auf Grund lateiniſcher Schriftbelege“ legte Referent die Aufſätze zu Grunde, welche Thielmann in Wölfflins Archiv II, 1 und 2 über „Habere mit dem Infinitiv und die Entſtehung des romaniſchen Futurums“ veröffentlicht hat. Da Referent als Mitarbeiter an jenem Werke den Tertullian in bezug auf die dort ausgeſchriebenen und behandelten Fragen zu bearbeiten hat, und da die aus Tertullians Schriften gewonnenen Belege dieſer ſprachlichen Erſcheinung für die ganze Behandlung und Entwicklung derſelben grundlegend ſind, ſo ſuchte Referent auf Grund ſeiner eigenen Beobachtungen und Mitteilungen die von Thielmann im allgemeinen gegebenen Andeutungen im einzelnen auszuführen und zu ergänzen, letzteres namentlich bezüglich einiger Beiſpiele, die, von Thielmann überſehen, doch entſchieden ſchon den futuriſchen Gebrauch dieſer Struktur auch bei Tertullian aufweiſen. Im übrigen wies er aus vielen im Zuſammenhang vorgetragenen Parallelſtellen nach, daß an vielen anderen Stellen die betr. Struktur zwar nicht reine Futurbedeutung, wohl aber den Sinn einer futuriſchen Umſchreibung habe. Dieſe Gelegenheit benutzte Referent, um auf Grund ſeiner bei dieſer Gelegenheit zu perſönlichem Gebrauche gemachten Sammlungen zu zeigen, auf wie mannigfaltige Weiſe Tertullian ſonſt noch das Futurum zu umſchreiben wußte. Eine Debatte über den erſten Vortrag fand nicht ſtatt, über den zweiten nur inſofern, als ein Mitglied angegeben wiſſen wollte, wann, wo und wie die urſprüngliche Zuſammenſetzung ſich zur vollſtändigen Verſchmelzung beider Elemente geſteigert habe: was natürlich nicht erwieſen werden konnte.

In der Sitzung am 25. März ſprach Herr Dr. F. Michel: „Über die dramatiſchen Bearbeitungen der Verſchwörung des Marino Falieri im Anſchluß an Byrons Tragödie.“

Die gemeinſame Lektüre des Byronſchen „Marino Faliero“

in der Sektion zu Beginn des Winters gab dem Vortragenden Veranlassung, der Frage nach anderweitigen Bearbeitungen des gleichen Stoffes näher zu treten. Als vorläufige Resultate*) seiner Untersuchung ergaben sich im Ganzen 15 verschiedene Bearbeitungen (von Deutschen, Franzosen und Engländern), und zwar 1 Novelle, 12 Dramen, teilweise nur als Skizzen oder Fragmente vorhanden, und 2 Opern — alle aus diesem Jahrhundert. Von diesen wurden einer mehr oder weniger eingehenden Besprechung unterzogen — nach Maßgabe der zeitlichen Aufeinanderfolge:**)

1. Die Novelle von E. T. A. Hoffmann: „Doge und Dogeressa" erschienen in den „Serapionsbrüdern" zw. 1819 und 21; dieselbe war zu besprechen als Quelle einiger späteren Dramen.
2. Marino Falieri, Doge of Venice; An historical tragedy in 5 acts by Lord Byron (London 1820), zugleich beachtenswert als Ausgangspunkt für die Mehrzahl der übrigen Bearbeitungen.
3. Marino Falieri, tragédie en 5 actes et en vers, par Cas. Delavigne, zuerst aufgeführt: Paris, am Theater der Porte St. Martin am 30. Mai 1829.
4. Marino Falieri, Trauerspiel in 4 Akten von Alb. Lindner (Leipzig 1875).
5. Marino Falieri oder die Verschwörung des Dogen zu Venedig, Trauerspiel in 5 Akten von Martin Greif zuerst aufgeführt am Stadttheater in Wien: 24. September 1878, veröffentlicht: Wien 1879.
6. Marino Falieri, A tragedy in 5 acts by A. C. Swinburne (London 1885).

---

*) Eine erschöpfende Darlegung des Themas wird voraussichtlich in der im Herbst d. Js. ins Leben tretenden „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", herausgegeben von Prof. Max Koch (Marburg) geboten werden.

**) Für freundliche Unterstützung behufs Auffindung der einschlägigen Arbeiten fühlt sich der Vortragende dem Herrn Prof. M. Koch in Marburg sowie Herrn Oberlehrer Caumont, hier, zu bestem Danke verpflichtet.

Außerdem fanden Erwähnung:

7. Marino Falieri, eine dramatiſche Studie von K. Gutzkow; 1 Akt veröffentlicht im „Skizzenbuch“ (Kaſſel und Leipzig 1839).
8. Doge und Dogareſſa, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Franz Kugler, veröffentlicht in „Belletriſtiſche Schriften“ (Stuttgart 1851).
9. Marino Falieri, Trauerſpiel von Murad Efendi (Frz. v. Werner) (Leipzig 1871).
10. Marino Falieri, Entwurf und Fragment eines Trauerſpiels, von Otto Ludwig, erſchienen in deſſen „Nachgelaſſene Schriften“ (Leipzig 1874).
11. Marino Falieri, Trauerſpiel von Heinrich Kruſe (Berlin [?] 1876).
12. „Der Zögling von San Marco“ Trauerſpiel in 5 Aufzügen von A. May (München 1883).
13. Arthur Fitgers Bearbeitung des Byronſchen Marino Falieri, aufgeführt am Hoftheater zu Meiningen, Anfang März 1886.

Endlich:

14. Marino Falieri, Oper von Donizetti, Text von Bidera, zuerſt aufgeführt: Paris 1835.
15. Marino Falieri, Oper von W. Freudenberg, Text von ihm ſelbſt; noch nicht aufgeführt.*)

Als Grundlage zur Beurteilung der verſchiedenen Bearbeitungen erſtattete der Vortragende zunächſt einen Bericht über den hiſtoriſchen Vorgang an der Hand der urkundlichen Darſtellung von Romanin (Storia documentata di Venezia, Bd. III, Venedig 1855), zugleich unter Hinweis auf die der Byronſchen Dramatiſierung zu Grunde liegenden Quellen (beſ. Marin Sanuto, Vite dei Dogi). Nach kurzer Beſprechung der Hoff-

*) Als Kurioſum aus dem Anfange unſeres Jahrhunderts verdient hier nachträgliche Erwähnung die Exiſtenz eines Stückes von unbekanntem Verfaſſer: „Marino Falieri oder die Bundesbrüder zur Loge des großen afrikaniſchen Löwen“ 1804 bei Graffé in Weißenfels, ſowie in demſelben Jahre bei Kühne in Wittenberg.

mannſchen Novelle folgte hierauf eine ausführlichere Darlegung des Byronſchen Dramas, unter beſonderer Berückſichtigung der aus Tagebüchern und Briefen ſowie aus der Vorrede von der Hand des Dichters ſelbſt ſich ergebenden Tendenz des Stückes, ſeines Verhältniſſes zum geſchichtlichen Stoffe, endlich der zeitgenöſſiſchen Kritiken. Als Hauptpunkte ergeben ſich hier: Byrons Abſicht ging durchaus nicht dahin, ein Stück für die Bühne zu ſchreiben; vielmehr ſpricht er die ſichere Erwartung aus, daß kein Theaterdirektor ſich an deſſen Aufführung wagen werde. Die Darſtellung desſelben im Drury Lane-Theater fand ſomit gegen ſeinen Willen und ſelbſt ohne ſein Vorwiſſen ſtatt. Der von dem Dichter vorhergeſehene Mißerfolg der Aufführung beruht in der vollſtändigen Vernachläſſigung des Bühneneffekts infolge der beabſichtigten ſtrengeren Beobachtung der klaſſiſchen Einheiten im bewußten Gegenſatz zu Shakespeareſcher Freiheit einerſeits, infolge allzu engen Anſchluſſes an die Geſchichte andererſeits. Abweichungen von dieſen beiden Beſtrebungen ſind nur an wenigen Punkten feſtzuſtellen: ſo von letzterer um der Einheit des Ortes willen, von erſterer an einer Stelle wo dem Dichter der durch Vorwiegen des Dialogs hervorgerufene Mangel an dramatiſcher Lebendigkeit allzu fühlbar wurde. — Die Urteile der zeitgenöſſiſchen Kritik (Fortnightly und Quarterly Review) ſind im Ganzen abſprechender Art. Indem ſie die Tragödie in erſter Linie vom Standpunkte des Bühnendramas aus betrachten, verwerfen ſie es faſt vollſtändig auf Grund der oben erwähnten Hauptmängel, ohne jedoch der Vollendung der Sprache und des Versbaues ihre Anerkennung verſagen zu können. Indem wir uns dieſem Urteile, ſoweit es den von der Kritik betonten Geſichtspunkt betrifft, im großen und ganzen anſchließen, behält doch für uns das Drama hohen Wert und bleibt unerreicht in dichteriſcher Hinſicht, wegen der Kraft der Sprache, der Vortrefflichkeit der Verſe, ſowie — nicht zum Wenigſten — der menſchlich wahren Schilderung der Hauptcharaktere. Hierin vor allem liegt — wie bei Byronſchen Dramen im allgemeinen — der weſentliche Grund dafür, daß dies Drama noch heute im Gegenſatze zu den meiſten anderen

Dramatiſierungen desſelben Stoffes — mit Genuß geleſen wird und tiefgehende Wirkung übt. Keiner ſeiner Nachfolger auf dieſem Gebiete hat ihn in dieſer Beziehung erreicht, während ſich in dramatiſcher Hinſicht ſpäterhin entſchiedener Fortſchritt zeigt.

Derjenige ſeiner Nachfolger, welcher ihm zeitlich und durch die Art der Behandlung des Stoffes am nächſten ſteht, gehört wunderbarer Weiſe zu den franzöſiſchen Romantikern. Caſimir Delavigne, einer der älteren Dichter dieſer Schule in Frankreich, hat ſich vor ſeiner entſchiedenen Wendung zu dieſer Richtung ebenfalls — um 1829 — an dem Stoffe verſucht, deſſen Dramatiſierung Byron nicht vollſtändig gelungen war. Seine Tragödie ſchließt ſich direkt an die des engliſchen Dichters an und iſt als Bearbeitung jenes Dramas zu bezeichnen. Er ſelbſt weiſt — in der dem Stück vorausgeſchickten Vorrede — einen direkten Vergleich mit Byron zurück, da er in vielen Fällen von ihm abgewichen ſei; vor allem verwahrt er ſich gegen die Annahme, daß ſein Drama nur eine Überſetzung des Byronſchen ſei, ein Vorwurf, den genaue Kenntnis beider Stücke von ſelbſt widerlegt — allerdings nicht zum Vorteile des franzöſiſchen Dichters. — Im großen und ganzen ſtimmt der Gang der Handlung bei Delavigne mit derjenigen bei Byron überein. Einzelne Nebenperſonen ſind ſchärfer charakteriſiert, wodurch größere dramatiſche Wirkung erzielt wird, aber auf Koſten der hiſtoriſcheu Wahrheit; andererſeits ſchädigt das dadurch bewirkte ſtärkere Hervortreten derſelben aber auch den Eindruck in dichteriſcher Hinſicht. Dies gilt vor allem von einem, von Byron in höchſt künſtleriſcher Weiſe verwendeten Charakter, demjenigen der Gemahlin des Marino Falieri, zu deren Geſtaltung die Geſchichte dem dichteriſchen Geſchicke den freieſten Spielraum läßt. Die geſchichtliche Überlieferung bietet nur den Namen der Dogareſſa, ſowie die Vermutung einer Beleidigung derſelben von Seiten eines übermütigen Patriziers, durch deſſen geringfügige Strafe ſich der Doge zu ſeinem Anſchlage gegen den geſamten Adel hinreißen läßt; von einer Untreue derſelben findet ſich da kein Anzeichen. Während nun

Byrons Tragödie in ihrem letzten Grunde auf der vollkommenen Reinheit dieſer Frau beruht, indem des Dogen ganzes Gebahren weſentlich auf dieſem Umſtande begründet iſt, entzieht Delavigne dem Stücke dieſe ſo mächtige Stütze der Handlung. Er ſchildert uns die junge Gemahlin des greiſen Dogen als von Reue über ihr bisheriges ehebrecheriſches Verhältnis zu dem Neffen ihres Gemahls ergriffen, Beziehungen, von denen dieſer zu Beginn des Stückes und vor ſeiner verhängnisvollen Entſchließung keine Ahnung hat. Und daß dies lediglich um eines recht fraglichen Effektes willen, aber keineswegs zur Erreichung eines poetiſchen Zweckes von dem Dichter erfunden iſt, geht aus dem Verhalten des Dogen nach dem Geſtändnis ſeiner untreuen Gemahlin hervor, indem jenes durch dieſes nicht im geringſten beeinflußt wird. — Indem wir ſomit bei Delavigne weſentliche Fehler in poetiſcher Hinſicht zu konſtatieren haben, machen wir die entgegengeſetzte Beobachtung wie bei Byron. Wir begegnen bei ihm einer Reihe von Vorzügen im dramatiſchen Baue, die den größeren Bühnenerfolg der franzöſiſchen Bearbeitung — zumal vor einem Pariſer Publikum — verſtändlich machen. Aber trotz der Schönheit und dem Schwunge der Verſe an manchen Stellen bleibt er in der dichteriſchen Geſtaltung hinter ſeinem Vorbilde um ein Bedeutendes zurück.

Im Anſchluß an die engliſche und franzöſiſche Dramatiſierung erfolgte hierauf die Beſprechung einer der zumal ſeit den ſiebziger Jahren zahlreich erſchienenen deutſchen Tragödien über denſelben Gegenſtand, und zwar derjenigen des als Verfaſſer der „Bluthochzeit" bekannten Alb. Lindner (Leipzig 1875)*). Dieſes Dichters „Marino Falieri" dürfte unter all den vorhandenen deutſchen Bearbeitungen des gleichen Stoffes am meiſten Beachtung verdienen, ſowohl wegen ihrer Sprache als wegen der ganz originellen, von dem Nächſtliegenden weit abweichenden Führung der Kataſtrophe. Auch hier beruht der Schwerpunkt

*) Eine eingehendere Würdigung derſelben, ebenſo wie der Bearbeitung von H. Kruſe findet ſich in Paul Lindaus „Dramaturgiſche Blätter".

der dichterischen Gestaltung auf der Darstellung des weiblichen Hauptcharakters, der Dogaressa. Allein Lindners Angiolina ist ebensoweit von Byrons sanfter, treu hingebender Frauengestalt entfernt als von Delavignes ungetreuer Eléna. Zwar geht Lindner von der Gestalt aus, die Byron gezeichnet, aber so, daß er einen dort mit Grund nur nebensächlich behandelten Zug ins Große, ja ins Abenteuerliche ausbildet. Jenes treuergebene, den greisen Gatten um seiner Heldengröße willen liebende Weib, dem zu seiner Vollkommenheit auch nicht der Zug der Vaterlandsliebe fehlt, ist bei Lindner zur Allegorie der Vaterlandsliebe emporgehoben, zu einer Personifikation des Patriotismus herabgesunken. Aus diesem Umstande ergeben sich eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten, die den Genuß an dem im ganzen hochdramatischen Gange des Stückes entschieden beeinträchtigen. So machen die volltönenden Tiraden in dem Munde der patriotischen Venetianerin, die ihre Jugend aus reinster Vaterlandsliebe an den eben zum Dogen erwählten Greis zu fesseln bereit ist, den Eindruck des Unnatürlichen, Gekünstelten. Und diese Unnatürlichkeit wird im Verlaufe des Dramas auf die Spitze getrieben, um mit einem — Theaterkoup zu enden. Aus der glühenden Patriotin wird die Verteidigerin des Bestandes der Republik gegen jeden Angriff, auch gegen den des eignen Gatten; zu dessen Verhaftung ruft sie selbst im entscheidenden Momente die Wachen herbei, nachdem sie schon den ihr bekannt gewordenen Anschlag gegen den Adel den Behörden verraten, ehe sie etwas von der Teilnahme ihres Gatten wußte. Wenn dieses Gebahren der Gattin befremdend, ja abstoßend wirken muß, so wird ihr Verhalten in der letzten Szene des Stückes in seiner Unnatürlichkeit fast unverständlich. Als Lohn für ihren Verrat an dem Gatten bittet sich Angiolina das verwirkte Leben des nun schwachsinnig gewordenen Dogen aus, um diesen selbst über sein Schicksal entscheiden zu lassen — und diese Entscheidung steht doch von vornherein fest. Der Doge spielt hier eine traurige, unwürdige Rolle, die Dogaressa tritt, wie im ganzen Stück, so besonders hier, ohne Grund allzusehr hervor. So gibt Lindner, ebenso wie Delavigne, den

poetiſchen Erfolg um des dramatiſchen willen preis. In letzterer Hinſicht dagegen zeigt er ſich Byron und auch Delavigne überlegen. Von beiden abweichend beginnt er ab ovo — mit der Wahl des Marino Falieri zum Dogen, dem zugleich — aus Staatsräſon — die verwaiſte Patriziertochter Angiolina Loredano zur Gemahlin beſtimmt wird. So läßt er uns von vornherein einen Einblick in die derzeitigen Verhältniſſe gewinnen, aus denen ſich die weiteren Vorgänge leichter erklären laſſen. Dabei iſt in den nur vier Akten ſeines Dramas an lebhaft bewegten Szenen kein Mangel, während der Dialog nur ſelten eintritt. Endlich erzielt er durch ſeine vielfachen, oft — wie uns ſcheint — unberechtigten Veränderungen in einer Reihe von Szenen die hohe dramatiſche Wirkung, welche der Byronſchen Tragödie faſt vollſtändig abgeht.

Zu kurzer Beſprechung gelangte ſodann noch eine zweite deutſche Bearbeitung, diejenige von Martin Greif (Wien 1879), ſowie eine engliſche aus der allerneueſten Zeit, von Alg. Charles Swinburne (London 1885). Während die deutſche Dramatiſierung in ihrer äußeren Anlage größere Ähnlichkeit mit der Lindnerſchen Kompoſition zeigt und dadurch von Byrons Vorbild ſich in mancher Richtung entfernt, lehnt ſich das zweite engliſche Drama über unſern Stoff äußerlich wohl allzu eng an die erſte Bearbeitung desſelben an, infolge deſſen das Urteil in dramatiſcher Hinſicht noch ungünſtiger ausfallen muß, als bei Byron. Zur Charakteriſierung des Greifſchen Dramas iſt zu bemerken, daß es weſentliche Züge aus der Hoffmannſchen Novelle entlehnt — u. a. führt bei ihm wie bei Hoffmann die Dogareſſa den Namen Annunziata deren Vormund bei Beiden Badoer, der bei Byron ganz fehlt —; auch die ihm von der Geſchichte an die Hand gegebenen Daten verwertet er in ausgiebiger Weiſe: Marinos Töchter aus erſter Ehe, deren Namen Pinola und Luigia wir durch den Hiſtoriker erfahren, ſpielen bei ihm wichtige Rollen; endlich führt er, in wohl bewußter Anlehnung an bekannte Muſter, völlig neue Geſtalten und Motive ein. Die Rolle der Dogareſſa iſt, der ganzen Anlage entſprechend, lediglich die der treuen Gattin und

der für das Glück der Kinder ihres Gatten besorgten Mutter. Die Handlung schreitet lebhaft vorwärts, die Intrigue ist mit Geschick angelegt und konsequent durchgeführt, so daß dem Ganzen dramatischer Erfolg wohl gesichert scheint, obgleich die Sprache nicht immer auf der Höhe der Handlung steht und die Verse an Vollkommenheit Manches zu wünschen übrig lassen.

Über das jüngste in der Reihe der Marino Falieri-Dramen war nur wenig Bemerkenswertes zu berichten. Swinburne, bekannt als hervorragender Lyriker, hat hier nicht viel mehr als eine Erneuerung der Byronschen Tragödie geboten, mit wenig neuen Motiven, unter Einführung des melodramatischen Elementes und Vermehrung der Dialoge und Monologe; die Reden sind ins Unendliche ausgesponnen, zumal die des Dogen, welche, in der zweiten Hälfte des Stückes, zeitweise eine nur scheinbare Unterbrechung durch einen aus der benachbarten Markuskirche ertönenden Chorgesang erfahren, der zu des Redenden Stimmung das Leitmotiv gibt. Rühmend hervorzuheben ist dem gegenüber die kraft- und schwungvolle und stets würdige Sprache, die in Verbindung mit dem sorgfältig gebauten Verse den hochbegabten Dichter verrät, dessen Talent aber, wohl noch weniger als das Byrons, auf dem Gebiete des Dramas richtige Verwendung finden dürfte.

Indem so die Betrachtung einiger der hervorragenden Dramatisierungen des Marino Falieri-Stoffes uns am Ende in die Nähe des Ausgangspunktes, des Byronschen Dramas, zurückleitet, wendet ein dramatisches Ereignis der neuesten Zeit unsere Aufmerksamkeit auf jenes älteste unter diesen Dramen selbst hin. Zu Anfang des Monats März ds. Js. fand in Meiningen die Darstellung einer im Auftrage des Herzogs von Meiningen durch Arthur Fitger angefertigten Bearbeitung des Byronschen Marino Falieri statt, welche, ganz abgesehen von ihrem äußeren Erfolge, von der Unvergänglichkeit jenes Werkes beredtes Zeugnis ablegt. —

In der Sitzung am 27. Mai 1886 sprach Herr Dr. Junker über den allegorisch-moralisierenden Romans: »Les echecs amoureux« und seine Schilderung des ausgehenden 14. Jahr-

hunderts. Da dieser Vortrag in der nächsten Sitzung im Juni fortgesetzt wurde, so wird das Referat über diese beiden Vorträge im nächsten Hefte der Berichte folgen.

Außer den vorerwähnten vier wissenschaftlichen Sitzungen kamen die Mitglieder der Abteilung wöchentlich einmal in zwangloser Weise zusammen zur Pflege gemeinsamer Lektüre und Unterhaltung in französischer und englischer Sprache.

5. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden in diese Abteilung aufgenommen:

a) mit Stimmrecht:
Herr August Frenzel, hier.
„ Telesfor Szafranski, Marienburg i. Pr.
„ Max Ziegert, hier.

b) ohne Stimmrecht:
Herr Dr. J. Goldschmidt, hier.

In der internen Sitzung am 12. Januar 1886 wurden in den Vorstand gewählt:

Herr Dr. Wilhelm Jordan als Vorsitzender, Herr Direktor Dr. Rehorn als stellvertretender Vorsitzender, Herr Dr. Ewald Böcker als Schriftführer.

In dieser und der darauffolgenden Sitzung am 10. Februar sprach Herr Direktor Dr. Rehorn über:

„Die Sage vom ewigen Juden und die gleichnamige Dichtung Goethes".

Als vor etwas mehr als einem Jahrhundert die deutsche Dichtung einen so gewaltigen Aufschwung nahm, daß sie alle Gesetze des Hergebrachten durchbrach und sich neue Bahnen suchte, wandte sie sich bald solchen Stoffen mit Vorliebe zu, welche mit der heimischen Sage in verwandtschaftlicher Verbindung standen. Obenan stand die Faustsage. Diesem Zuge ist die Dichtung seitdem treu geblieben. Was von vorne herein die Kunst gerade diesen Sagengestalten entgegenführte, war ihr wohl unbewußt; mit der Zeit jedoch fand sie das Verständnis dafür, daß sie auf diesem Wege das Herz des Volkes zu rühren

vermöchte, denn trotz des Untergangs der eigentlichen Volksdichtung waren diese Stoffe der Erinnerung des Volkes nicht abhanden gekommen; die Volksbücher hatten die alten mit Vorliebe gepflegten Überlieferungen lebendig erhalten. Neben der Faustsage traten in den Vordergrund der Tannhäuser, Don Juan, Lohengrin, der fliegende Holländer, der wilde Jäger, die Riesengestalten der Nibelungen; zu der Poesie gesellte sich bald die Musik, um diese alten, durch die Tradition geheiligten Figuren vor den Augen des Volkes lebendig wieder auftreten zu lassen.

Alle diese Sagengestalten überragend und dem Faust ebenbürtig steht Ahasver der ewige Jude. Ohne in die entlegenen Zweige der Literatur zu greifen ließen sich ohne Mühe etwa 40 Dichtungen nennen, welche um diesen Mittelpunkt sich zusammenschließen; keine Form der Poesie ist unversucht geblieben; Roman, Novelle, Epos, Rhapsodie, Lyrik und Drama sind zur Einkleidung verwendet worden. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß derselbe Dichter, welcher sich der Faustdichtung zuwandte und derselben die endgiltig abgeschlossene Gestalt verlieh, auch der erste war, welcher den Plan erwog, den ewigen Juden zum Träger einer weitangelegten epischen Dichtung zu machen. Goethe hat diesen Plan bekanntlich nicht ausgeführt. Gleichwohl behält die Thatsache immerhin ihre Bedeutung. Auch das wenige, welches zur Ausführung gekommen ist, ist bedeutend; mehr Beachtung jedoch verdienen seine eigenen Angaben, wie er auf diesen poetischen Stoff geführt worden sei, und die Erwägungen, warum er von der Ausführung wohl Abstand genommen haben mag.

Auf jeden Fall steht der Entwurf seines Gedichtes dem Plane nach einzig da; keiner der späteren Bearbeiter dieses poetischen Stoffes hat sich ihm angeschlossen. Mag der Grund zunächst darin gesucht werden, daß Goethe nur das Volksbuch kannte, daß jedoch die weiteren Zeugnisse über die innige Verschmelzung von dessen Inhalt mit dem Leben und Dichten des Volkes ihm fremd geblieben waren. Wir übersehen nunmehr eine lange Reihe von gut bezeugten Daten, daß bis auf unsere

Tage der Volksglaube nicht aufgehört hat, an der Realität des ewigen Wanderers festzuhalten. Über die Geschichte dieser Sage greifen die historischen Nachweise bis auf das Jahr 1228 zurück. Der bekannte englische Chronist Matthäus Paris, Mönch im Kloster St. Albans, berichtet, daß in dem genannten Jahre ein armenischer Bischof auf einer Pilgerfahrt in das Kloster St. Alban gekommen sei, um die Gebeine des Heiligen zu verehren. Während dessen längerer Anwesenheit kam es zu mancherlei Austausch zwischen dem Gefolge des Bischofs und den Klosterleuten; unter Anderem richtete man an den Bischof die Frage „nach jenem Joseph, über welchen unter dem Volke viele Reden in Umlauf sind, daß derselbe bei dem Leiden unseres Herrn zugegen gewesen sei und mit ihm gesprochen habe, und daß derselbe noch lebe bis auf den heutigen Tag zum Beweise der Wahrheit der christlichen Lehre, ob er denselben jemals gesehen oder von ihm gehört habe ꝛc.". Der Dolmetscher des Bischofs antwortete in dessen Namen: „Gewiß kennt mein Herr jenen Joseph wohl, denn kurz vor unserer Abreise nach dem Okzident speiste derselbe an dem Tische meines Herrn des Erzbischofs; er hat ihn oft gesehen und reden hören." Nach dem nun folgenden ausführlichen Berichte war jener Joseph ehedem Pförtner im Palaste des Pilatus und hieß Kartaphilus. Als die Juden den Verurteilten von dem Richterstuhle des Pilatus schleppten um ihn zum Tode zu führen, schlug ihm Kartaphilus verächtlich mit der Faust in den Nacken und sprach spottend: „Gehe, Jesus, immer schneller, was zögerst du?" Darauf blickte ihn Jesus mit ernster Miene an und sagte: „Ich gehe, aber du sollst warten, bis ich wiederkomme". Und so wartet nach des Herrn Wort jener Kartaphilus noch bis heute. Zu jener Zeit war er 30 Jahre alt; jedes Mal, wenn seitdem wieder 100 Jahre verflossen sind, wird er von einer Schwäche ergriffen und fällt in eine Art Ohnmacht; dann aber wird er wieder gesund, lebt wieder auf und erscheint wieder in dem Alter, in welchem er stand zur Zeit, als der Herr litt. Als nach Christi Tod der katholische Glaube immer mehr sich verbreitete, ließ Kartaphilus sich von Ananias taufen und wurde

Joseph geheißen. Meistens hält er sich auf in den beiden Armenien oder auch in anderen Gegenden des Morgenlandes, lebt unter Bischöfen und anderen Prälaten als ein Mann von heiligen Sitten und heiliger Rede, der wenige und vorsichtige Worte macht oder überhaupt gar nicht spricht, es sei denn, daß er von den Bischöfen und heiligen Männern gefragt wird. Dann aber berichtet er von den Dingen aus alter Zeit . . . und das alles ohne Lachen und leichtfertige Reden . . . Alle angebotenen Geschenke weist er zurück, denn er ist mit mäßiger Kost und Kleidung zufrieden . . ." Es ist nicht zu übersehen, daß im Abendlande zu jener Zeit die Nachrichten über jenen Joseph schon verbreitet waren. Wir werden nicht irren, daß mit den zahlreichen Sagen, welche dem Abendlande durch die Kreuzzüge zugeführt wurden, auch diese Kunde aus dem Orient gebracht worden war; diese Thatsache wird in einer anderen gleichzeitigen flandrischen Quelle sogar ausdrücklich bezeugt; daß dieselbe jedoch von der abendländischen Litteratur verwertet worden oder wieder ins Volk gedrungen sei, davon erfahren wir nichts. Diesem Kartaphilus fehlt zur Übereinstimmung mit Ahasver auch ein Hauptmoment: er wandert nicht ruhelos durch die Welt, so weit sie ist; er wechselt nach Belieben seinen Aufenthalt innerhalb enger Grenzen und verweilt bei frommen Leuten als ein gerngesehener hochgeehrter Gast; kein Fluch heftet sich an seine Sohlen, und kein Unheil droht dem Orte, an dem er sich gezeigt hat; vielmehr wird er als ein Weltwunder betrachtet (nach einer zweiten Stelle des M. Paris) und gilt als ein besonders kräftiger Beweis für die Wahrheit des Christentums.

Goethe kannte nur das Volksbuch vom ewigen Juden. Dasselbe gründet sich auf den pseudonymen Bericht eines Chrysostomus Duduläus Westphalus, welcher sich auf die mündliche Aussage des bekannten, 1598 als Generalsuperintendent zu Schleswig verstorbenen, Dr. Paulus von Eitzen beruft. Dieses Mannes Zeugnis soll das erste Auftreten des ewigen Juden auf deutschem Boden bestätigen; im Jahre 1547 sei Ahasver in einer Kirche zu Hamburg während der Predigt er-

ſchienen, habe durch ſein fremdartiges Ausſehen Staunen erregt und ſei nach Schluß des Gottesdienſtes von Eitzen ſowie von anderen glaubwürdigen Männern befragt worden und habe ſich als den Schuſter aus Jeruſalem bezeichnet, welcher Chriſtum vertrieben habe, als derſelbe auf dem Wege nach Golgatha ſich an der Schwelle ſeines Hauſes angelehnt habe um auszuruhen . . . Auch in Hamburg antwortete Ahasver auf alle Fragen ſorgſam und genau; in Speiſe und Trank war er äußerſt mäßig; von Almoſen nimmt er nur eine Kleinigkeit, um ſogleich das Geld an die Armen weiter zu ſchenken; er ſpricht alle Sprachen; ſein ganzes Auftreten war beſcheiden und ehrerbietig; niemals lachte er; über jedes frevelhafte Wort wurde er dagegen heftig erzürnt und wies die Fluchenden ſtrenge zurecht.

Dieſer Bericht ſteht am Anfange einer ganzen Flut von Nachrichten über das Auftreten des ewigen Juden an den verſchiedenſten Orten des kontinentalen Europa. Sie ſind ſorgſam geſammelt und bilden ein merkwürdiges Kapitel aus der Geſchichte des Volksglaubens oder auch des Aberglaubens innerhalb des 16. und 17. Jahrhunderts. Aber immer iſt ſein Erſcheinen ein flüchtiges geweſen; darum hat es nie gelingen mögen den Schleier ſeines Geheimniſſes ganz zu lüften; die Geſchichte iſt ſeiner nie habhaft geworden; wie ein Fauſt, Don Juan, iſt auch er eine echt poetiſche Figur geblieben, vielleicht die größte unter ihnen. Der Dichtung fällt daher auch allein die Berechtigung zu, den Inhalt dieſes alten Mythenſtoffes zu deuten. Ihm gegenüber befindet ſie ſich ſogar in einer ausnehmend günſtigen Lage. Zu den Wurzeln der Sage, welche ſich weit hinauf in die orientaliſche Tradition, in den Koran wie in das Alte Teſtament verfolgen laſſen, geſellt ſich ihre unzweifelhafte Verwandtſchaft mit der altdeutſchen Götterſage: auch Odin wandert über die Erde als viator indefessus (nach Saxo), oder als „Gangrado“ oder „Gangleri“ wie die Edda ihn nennt. Jedoch haben ſich bei dem weiten Spielraum, welcher der poetiſchen Geſtaltung offen gelaſſen wird, mit der Zeit drei ſcharf hervortretende charakteriſtiſche Merkmale herausgebildet: er muß wandern wegen einer Unthat, die ihres Gleichen

nicht hat; der Fluch, welcher auf ihm laſtet, läßt ihn die ſehnſuchtsvoll geſuchte Ruhe des Todes nicht finden; dieſer Fluch iſt jedoch nur zeitlich und ſoll gehoben werden, wenn das große Endgericht eintritt. Welch reicher Stoff für die poetiſche Geſtaltung; wie ſchön gegliedert durch ſcharf gezogene Grenzlinien! Welcher Anreiz für den poetiſchen Genius, dieſen Stoff von neuem zu beleben und ihm eine Seele einzuhauchen!

Goethe kannte, wie geſagt, außer dem Volksbuche wohl nichts von den inzwiſchen zuſammengetragenen archivaliſchen und ſagengeſchichtlichen Materialien. Um ſo intereſſanter muß es ſein zu erfahren, was gerade er aus der Figur des Ahasverus zu machen gedachte. An drei Stellen ſeiner biographiſchen Aufzeichnungen (im 15. und 16. Buche von Wahrheit und Dichtung, ſowie in der italieniſchen Reiſe, Brf. v. Terni d. 27. Oktbr. 1786) erwähnt er ſeinen Plan. Zwiſchen dieſen Daten liegt ein Zeitraum von wenigſtens 13 Jahren, ein Beweis, daß ſeine Abſicht dieſen Plan auszuführen, keine flüchtige war. Über die Anlage und Tendenz ſeiner Dichtung ſpricht er ſich eingehend aus. Der erſte Anſtoß iſt zu ſuchen in dem Widerſpruch, in welchen ſich ſeine frühere leidenſchaftliche Neigung zur Brüdergemeinde verwandelte, als er ſeinen Gegenſatz zu deren dogmatiſchen Anſchauungen gewahrte. Da ergriff ihn „der wunderliche Einfall, die Geſchichte des ewigen Juden epiſch zu behandeln, um an dieſem Leitfaden die hervorſtechenden Punkte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden zu behandeln". Der Schuſter Ahasverus war in Jeruſalem eine beliebte Perſönlichkeit, „weil er bei offener Werkſtatt ſich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, ſie neckte und auf Sokratiſche Weiſe jeden nach ſeiner Art anregte". „Phariſäer und Sadduzäer ſprachen zu, und begleitet von ſeinen Jüngern mochte der Heiland ſelbſt wohl auch manchmal bei ihm verweilen". Der Schuſter faßte eine beſondere Neigung zu unſerm Herrn, „die ſich hauptſächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, deſſen Sinn er nicht faßte, zu ſeiner eigenen Denk- und Handelsweiſe bekehren wollte. Er lag daher Chriſto ſehr inſtändig an, doch aus der Beſchaulichkeit herauszutreten, nicht mit ſolchen

Müßiggängern im Lande herumzuziehen . . .“ Er beſorgt, daß aus der Verbindung Chriſti mit dem Volke „notwendig Unruhen und Aufſtände erfolgen“ und Chriſtus „ſelbſt genötigt ſein würde ſich als Parteihaupt zu erklären, was doch unmöglich ſeine Abſicht ſei“. Die Aufregung des Schuſters wird noch heftiger, als nach Chriſti Gefangennahme und Verurteilung Judas zu ihm kommt und klagt, daß Jeſus die feſte Überzeugung, er werde ſich als Regent und Volkshaupt erklären, getäuſcht und ſie in den traurigſten Zuſtänden zurückgelaſſen habe. Als bald darauf Chriſtus an der Werkſtatt des Schuſters vorbei zum Tode geführt wird . . . „tritt Ahasverus hervor, nach hart verſtändiger Menſchen Art, die, wenn ſie jemand durch eigene Schuld unglücklich ſehen, kein Mitleid fühlen . . . er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beſchuldigungen verwandelt, wozu ihn ſeine Neigung für den Leidenden zu berechtigen ſcheint“.

Über ihn erſchallt der Fluch: „du wandelſt auf Erden, bis du mich in dieſer Geſtalt (des Verklärten) wieder erblickſt“. Nun beginnt ſeine Wanderung. Auf derſelben ſollte er auch bei Spinoza eintreten, und dieſen Beſuch hatte ſich Goethe als „ein wertes Ingredienz zu jenem Gedichte ausgedacht“; wiewohl er ſich mit ſolchen Gedanken beſonders gerne beſchäftigte, kam er doch nicht dazu etwas aufzuſchreiben; die Wertherzeit und ihre Stürme brachten ihn auf andere Wege, und das Gedicht blieb liegen. Er unterließ es auch, die Fragmente in die Geſamtausgabe ſeiner Werke aufzunehmen; ſie wurden erſt nach ſeinem Tode zum Druck gebracht (1836). Soviel der Plan erkennen läßt, war die Figur des Ahasver durchaus originell gedacht, derb und völlig reflexionslos; nichts von dem finſteren, grübelnden Geiſte, mit welchem ſpätere Dichter ihn erfüllten, kein Greis, welcher auf Generationen zurückſchaut, ſondern ein thatkräftiger Mann, der ganz ſeiner Zeit angehört. Die Ausführung dagegen iſt nicht bis zu dem Punkte gediehen, daß Ahasver ſelbſt eingeführt wäre; die Einleitung und ſodann eine Reihe von abgeriſſenen Sätzen, die nicht ohne Zwang in einen Zuſammenhang ſich bringen laſſen, voller Kraftausdrücke und

kecker Meinungen, ganz in Stil und Ton der Sturm- und Drangperiode. Wenn Goethe selbst anführt, das Gedicht sei nicht vollendet worden, weil es ihm an Zeit und Sammlung zu den erforderlichen Studien gefehlt habe, und weil andere Pläne und Ideen (Prometheus, Faust) dazwischen getreten seien, so ist diese Begründung wohl nicht ganz für voll zu nehmen: gelegentliche spätere Äußerungen lassen keinen Zweifel, daß er zu diesen Jugendgedichten mit der Zeit eine ablehnende Haltung eingenommen hatte; aber auch nahe liegende innere Schwierigkeiten, welche der Ausführung der geplanten Dichtung sich entgegenstellten, werden von Goethe berücksichtigt worden sein. So derb und plastisch die Figur des Schusters gedacht war, so abstrakt waren die Ideen, welche in den einzelnen Phasen der Religions- und Kirchengeschichte der Titelfigur gegenüber gestellt werden sollten. Wer möchte bezweifeln, daß es Goethe gelungen sein würde, auch diese Personifikationen in Gestalten von Fleisch und Blut zu verwandeln; immerhin bleibt es mehr als fraglich, ob die plastische Epik des Planes sich hätte beibehalten lassen. Schon mancher Plan ist nach der ersten Begeisterung der Konzeption aus ähnlichen Gründen unausgeführt geblieben. Doch haben diese Reflexionen nur den Wert von Vermutungen; Goethes eigene Intentionen liegen für uns im Dunkeln.

Die allgemeine Auffassung hat sich in neuerer Zeit dahin geeinigt, daß Ahasver als der Repräsentant des über die ganze Erde zerstreuten Judenvolks anzusehen sei. W. Menzel wird gewöhnlich als der Vater dieses Gedankens genannt; thatsächlich ist diese Deutung viel älter: schon die Volkssage steht derselben nicht ferne; die neuere Dichtung greift indessen viel weiter zurück, bis auf den „Erstgeborenen der Ungeborenen, der Erschaffenen", bis auf den ersten Mörder, Kain. Zu dieser Erweiterung der Perspektive berechtigt, außer anderen Gründen, schon die oben erwähnte Vertiefung der Sagenforschung. Damit hat der Stoff für die Poesie eine Bedeutung gewonnen, welche denselben der Faustsage ebenbürtig an die Seite stellt. Auf den Meister, welcher diesem Stoffe auch die ebenbürtige Form geben wird, warten wir noch.

In der auf den 10. März anberaumten Sitzung wurde beschlossen, daß der angekündigte Vortrag des Herrn Dr. J. Goldschmidt: „Über Schillers Verhältnis zur Bibel" erst in der nächsten Sitzung am 7. April 1886 gehalten würde. Der Vortragende begann damit, daß im vorigen Jahrhundert der lernenden Jugend eine genaue Kenntnis der Bibel eingeprägt zu werden pflegte, was, den Geist anregend, befruchtend oder zum Widerspruch reizend, einen hervorragenden Einfluß auf Erziehung, Charakter und Leistungen übte. Aus der Literatur können Bodmer, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe als Beispiele gelten. Demnach findet man es natürlich, daß auch des kleinen Schiller erste Jugendeindrücke im religiösen Elternhause von der Bibel ausgingen. Seine Schwester Christophine merkt ausdrücklich an, daß der 5jährige Knabe den Vater gern Stellen aus der Bibel vorlesen hörte. In Lorch unterstützte der würdige Moser die Neigung des kleinen Friedrich, der hier schon seiner frommen Mutter Wunsch, Theologie zu studieren, zum seinigen machte. In Ludwigsburg auf der Lateinschule blieb er dem Plane noch treu; aber weder auf der Solitüde noch in Stuttgart konnte er ihn verfolgen, zum eigenen wie der Eltern Leidwesen. Allein während der Beschäftigung mit der Jurisprudenz und der Medizin vertiefte er sich in die Lektüre der Bibel, wozu er durch die Begeisterung für Klopstock und P. Gerhardt noch besondere Anregung empfing. Er hielt sogar in Gesellschaft Anderer Andachtsübungen, und es ist nicht unwesentlich zu bemerken, daß der durch geistige Anlagen hervorragende und für Poesie empfängliche Knabe im Alter von 14 Jahren die Kühnheit hatte, Moses in einem Epos zu verherrlichen. Es war dabei gewiß ebenso auf eine bloße Nachbildung der Messiade abgesehen, wie beim Drama Absalon Gerstenbergs Ugolino vorschwebte. Von beiden Entwürfen ist nichts auf uns gekommen, trotzdem gelten sie als Zeugnis, daß der heranreifende Jüngling eine feste Kenntnis der Bibel erstrebte. Daß er sie auch erlangte, geht aus dem Erstlingsdrama, den Räubern, hervor. Denn nicht bloß unzählige kleine Wendungen, sondern ganze Sätze und Reden Daniels, Mosers, einzelner Räuber, Karls,

beſonders Franzens und des Grafen Moor, aus dem Pentateuch, den Pſalmen, Daniel und Ezechiel (Genaueres bei Boxberger) entnommen, bezeugen die bewußte Anlehnung des Dichters an das Teſtament, zumal an das alte. Wie dem jungen Stürmer auf der einen Seite der mediziniſche Cynismus dazu diente, der Sprache Natürlichkeit zu verleihen, ſo wollte er ſie auf der andern durch die Nachahmung des Pathos der Bibel heben. Von geringer Bedeutung iſt es, wenn Schiller 1783, um die Ländergier des Koburger Herzogs gelegentlich der Erkrankung des Meininger Fürſten zu geißeln, ſich des in der Bibel erzählten Zuges des Aſſyrerkönigs Sanherib vor Jeruſalem erinnert. Das launige Pasquill aus Bauerbach bekundet naturgemäß nur eine oberflächliche Berührung mit der Bibel.

Indem der Vortragende zur zweiten Schaffensperiode Schillers übergeht, hebt er hervor, daß dieſelben Eigenſchaften des Geiſtes, welche den hinreißendſten deutſchen Dramatiker und den philoſophiſchen Lyriker auszeichneten, das nüchterne Urteil des Geſchichtsforſchers verhinderten. Bei aller Pracht der Sprache und mancher glänzenden Auffaſſung im Einzelnen können die größeren hiſtoriſchen Werke nicht als wahre Bilder der geſchilderten Zeiten gelten. So beruhen denn auch zwei in der Thalia veröffentlichte, auf die Bibel zurückgehende, Aufſätze von 1790 keineswegs auf eignen Studien, ſondern ſind Mitteilungen fremder Arbeiten, deren Inhalt der Dichter einem größeren Kreiſe zugänglich machen wollte. Der erſtere „Etwas über das erſte Menſchengeſchlecht nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde“ iſt nur die Erweiterung der Gedanken Kants, die in einem ähnlich betitelten Aufſatz erörtert ſind. Da Schiller aber ſeine Quelle verſchweigt, glaubt der Vortragende um ſo eher auf eine genauere Beſprechung eingehen zu ſollen, als die Abweichungen von Kants Anſichten zahlreich genug ſind, um die Abhandlung dem Dichter eigentümlich zu nennen. Kants vorſichtiger Vertiefung in die Berichte des Textes tritt Schiller, ohne deſſen Ergebniſſen etwa an der Hand der Bibel zu folgen, mit dem Rationalismus ſeiner Zeit entgegen. Er verſteht unter dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde die Beibehaltung der

nackten Thatsachen und ihrer Reihenfolge und sucht die Entwicklung des Menschengeschlechts zu selbständiger Thätigkeit, zur Häuslichkeit, zu verschiedenen Lebensweisen, zur Gliederung nach Ständen und zur Monarchie darzuthun. Die Entstehung des Jagdkönigtums schließt sich nach des Vortragenden Ansicht ohne Zwang an den Schrifttext an; belanglos ist die Darlegung der Familientugenden, aber schon bei den Beschäftigungen der ersten Menschen mit Ackerbau und Viehzucht verfährt Schiller selbständig und unterläßt selbst die Erwähnung der Gewerbe und Künste, weil er damals über ihre Entstehung seine eignen Ansichten hatte. In offenen Widerspruch zur Bibel tritt er, wenn er die Überschwemmung nur in zeitlichem, nicht in kausalem Zusammenhange mit dem Verfall der Sitten auffaßt, am meisten aber in der Kant entlehnten Darstellung des Aufenthalts im Paradiese und der Auswanderung aus denselben. Während nach den Textworten die Arbeit schon im Garten waltet, und der Instinkt den unerlaubten Genuß verschuldet, erscheint hier das Leben der Menschen als ein stumpfsinniges, tierähnliches, bis die Vernunft den Ungehorsam wagt. In der Vertreibung aus dem Eden erblickt Schiller den Übergang des Menschengeschlechts zu der Lebensweise freihandelnder, moralischer Wesen eben zur selben Zeit, wo er in den „Künstlern" die Aufgabe, die Menschen vom instinktiven zum selbstbewußten Handeln hinüberzuleiten, nicht der Vernunft zuerkennt, sondern der Schönheit, der Urania mit abgelegter Sternenkrone.

Auf den Inhalt des zweiten Schriftchens über einen biblischen Stoff, die Sendung Moses, aus derselben Zeit, geht der Vortragende wenig ein, weil Schiller selbst die Verantwortung für das Vorgebrachte dadurch einigermaßen abweist, daß er seine Quelle nennt. Im Journal für Freimaurerei von (5784) 1784—1786 stehen einige, nach Jauffen von Professor Reinhold herrührende Abhandlungen über Mysterien, die Schiller ihrem wesentlichen Inhalte nach einem größeren Leserkreise hat kundgeben wollen. Er hat nur die Originale des gesamten maurerischen Beiwerks und der Beweisstellen entkleidet, aber alle Urteile daraus herübergenommen, namentlich die Charakteristik

des Moſes und ſeines Volkes, den Zuſammenhang mit der ägyptiſchen Geheimlehre, die Beeinträchtigung des univerſellen durch den nationalen Gottesbegriff. Verdiente demnach die Abhandlung wegen ihrer geringen Selbſtändigkeit in Ideen und Daten die Beachtung nicht, die ihr ſeitens der Bibelkenner aller Konfeſſionen gezollt worden, vor kurzem noch von L. v. Ranke, ſo erhellt doch aus den beiden Aufſätzen ſo viel, daß Schiller ſich nicht mehr auf dem ehemaligen Standpunkt unbefangener Rezeptivität befand, ſondern der Bibel mit vollem Bewußtſein ſchroff gegenüberſtand.

Doch hat der Dichter dieſe Epoche überwunden und ſich zu größerer Klarheit emporgerungen. Nach der Ausartung der Revolution zeigt er eine veränderte politiſche und religiöſe Lebensanſchauung in den lyriſchen wie in den dramatiſchen Dichtungen, eine Neigung, ſich mit dem poſitiven Glauben auszuſöhnen. Nun betrachtet er auch die Bibel zuerſt von dem Standpunkte aus, wo man den genialen Dichter zuerſt erwarten ſollte, dem äſthetiſchen. Gerade in demjenigen Stücke, das den Rationalismus mit Abſicht bekämpft, der Jungfrau von Orleans, die er aus Voltaireſcher Verunglimpfung hervorziehen und mit einer Glorie umgeben will, bedient er ſich bei der Umbildung des Stoffes der bibliſchen Figur des Simſon. Die Geſchichte bot ihm nur die höhere Eingebung, keine tragiſche Schuld, keinen würdigen Ausgang, wodurch die mittelalterliche Wunderthäterin dem Zuſchauer erſt menſchlich näher gebracht wird. Eine gewiſſe Vorliebe für Simſon geht übrigens aus der Erweiterung hervor, die Schiller in der Bürgſchaft mit der überlieferten Sage vorgenommen. Schon die ſieghafte Beſitznahme Paläſtinas durch die Philiſtäer kann mit den Fortſchritten der Engländer im Lande der feige zurückweichenden Franzoſen verglichen werden. Warum der Himmel gerade dieſen Knaben und dieſes Mädchen erkor, wäre eine müßige Frage; aber ſelbſtändige, in ſich gekehrte Charaktere waren beide. Doch eine Bedingung knüpft ſich an die Begnadigung mit übermenſchlicher Kraft: die Entſagung; jedoch tritt für das Naſiräertum mit Recht das Keuſchheitsgelübde ein. In beiden Fällen bildet die Liebe zum Feinde die

Schuld. Aus Rückſicht auf die Geſchichte gerät Johanna noch nicht in die Hände der Engländer, um die Schuld zu büßen, ſondern führt erſt den König nach Rheims, flieht aber dann in die Einſamkeit. Der Zug, ſie hienieden in größte Erniedrigung zu bringen, ſtammt wiederum aus der Bibel. Von den Juden vergeſſen, von den Feinden verſpottet, muß der Held Simſon, geblendet, gefeſſelt und eingekerkert, an der Mühle drehen; zum körperlichen tritt das Seelenleiden. Auch der Jungfrau mangelt des Leibes Notdurft, und die Köhlerſzene zeigt deutlich die tiefe Erniedrigung der als Hexe angeſehenen. Aber dem Himmel gilt die Geduld in der Ertragung des Jammers als Reue, und die Heldin kann auf Erden wieder zu Ehren kommen, wenn auch das Leben einmal verwirkt iſt. Von den Engländern gefangen, muß ſie die widerwärtigſten Spottreden im Turm anhören, ähnlich dem Simſon beim Dagonfeſte der Philiſtäer. Allein ſie hat jede irdiſche Neigung überwunden, ſie kann wieder beten, ſie fühlt darnach neue Kraft, ſprengt die Feſſeln, ſtürzt ſich in die tobende Schlacht und fällt als Siegerin. So war dem Simſon ſein Haar wieder gewachſen, er betete, lehnte ſich an die Pfoſten des Gebäudes und begrub ſterbend tauſende der Feinde unter den Trümmern. Endlich, wie die trauernden Angehörigen den Helden aus dem Schutt ziehen, ihn im Triumphe nach der Heimat führen, um ihn ehrenvoll zu beſtatten, ſo bedecken die franzöſiſchen Heerführer die ruhmgekrönte Johanna mit ihren Fahnen. Die dargelegte Vergleichung findet eine äußere Beſtätigung in Johannas Gebete vor der Endſchlacht, indem ſie ſich darin ausführlich auf Simſons gleiche Lage beruft.

An der ſich an den Vortrag anſchließenden Diskuſſion beteiligten ſich außer dem Vortragenden die Herren Dr. Wilhelm Jordan und Dr. Veit Valentin.

Das Referat des Vortrags in der darauffolgenden Sitzung am 19. Mai, in welcher Herr Max Ziegert über Wielands Verhältnis zu ſeinen Verlegern ſprach, wird im nächſten Hefte der Berichte folgen, da der Vortrag in der Sitzung am 16. Juni fortgeſetzt und zum Schluß gebracht wurde.

6. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

In dieſe Abteilung wurden vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 aufgenommen:

a. mit Stimmrecht:

Herr Dr. jur. W. E. Benkard, hier.
" Dr. jur. Ernſt Auerbach, "
" Dr. jur. M. Auerbach, "
" Dr. jur. J. Burghold, "
" Dagobert Friedländer, "
" Dr. jur. J. Grünſchild, "
" Dr. jur. Gg. J. Haſſel, "
" Dr. jur. Meißner, "
" Dr. jur. W. Waldſchmidt, "
" Dr. jur. Wurzmann, "

b. ohne Stimmrecht:

Herr Pfarrer Battenberg, "
" Richard Graul, "
" Otto Hörth, "
" Dr. phil. Schellhaß, "
" S. Spier, "
" Dr. med. Walther-Adams "

In der erſten Sitzung des Jahres 1886 am 4. Januar berichtete Herr Dr. E. Philippſon über das fünfte Theorem des Rodbertus, in welchem dieſer die logiſche Bedeutung des Begriffes „Geld" als allgemeinen Liquidationsmittels in der in Teilung der Arbeit konſtituierten menſchlichen Geſellſchaft erörtert.

In der darauffolgenden Sitzung am 18. Januar 1886 fand die Neuwahl der Vorſitzenden ſtatt. Es wurden gewählt: Herr Stadtrat Dr. Fleſch zum Vorſitzenden und Herr Dr. E. Philippſon zum ſtellvertretenden Vorſitzenden und Schriftführer.

Verſchiedene Mitglieder der Abteilung beantragten die Bildung einer juriſtiſchen Sektion, welche ſich in Ergänzung zu der urſprünglich beſtehenden Abteilung lediglich mit rechtswiſſenſchaftlichen Fragen beſchäftigen ſollte. Der Antrag wurde

genehmigt und zugleich beschlossen, möglichst bald mit den Arbeiten in dieser Abteilung zu beginnen.

Hierauf gab Herr Dr. Flesch einen kurzen Überblick über die Geschichte, die Zwecke, die Statuten und die bisherige Thätigkeit der Gehe-Stiftung in Dresden, deren Programm eingelaufen war. Diese Stiftung, begründet durch Testament des am 22. Juni 1882 zu Dresden verstorbenen Franz Ludwig Gehe mit einem Kapital von Mk. 1800000 verfolge als wesentliche Aufgabe die Verbreitung von Bildung in Bezug auf Gegenstände, deren gründliches Verständnis zu gedeihlichem öffentlichen Wirken vonnöten ist. Dies sei auch eins der Ziele, an deren Erreichung die sozial-wissenschaftliche Abteilung des Hochstifts, wenn auch mit viel beschränkteren Mitteln, arbeite, und deswegen sei gerade für diese Abteilung die Kenntnis von den Einrichtungen und der Arbeitsweise dieser Stiftung wünschenswert.

Herr Dr. Flesch sprach sodann über Ferienkolonien und Knabenhorte.

Dem Hochstift sei der siebente Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung zu Augsburg zugegangen. Dieser Verein habe zu Augsburg eine Erziehungsanstalt für arme aufsichtslose Knaben für die Zeit nach der Schule errichtet, über deren Wirken und Gedeihen der Bericht interessante und eingehende Auskunft erteile. Außerdem erhalte das Hochstift bereits seit längerer Zeit seitens des Vereins Knabenhort in München dessen Zeitschrift, so daß die Mitglieder im Stande seien, sich eingehend mit dem Wesen, den Zwecken und den Erfolgen dieser in den letzten Jahren so vielfach eingeführten Wohlthätigkeitseinrichtung bekannt zu machen. Auch in Frankfurt sei gerade jetzt ein solcher Knabenhort eingerichtet worden. Hierdurch erscheine eine Besprechung der Sache an sich schon angezeigt. Ihm sei aber insbesondere noch aufgefallen, wie in der Diskussion, der Presse u. s. w. die Nützlichkeit und Ersprießlichkeit der Knabenhorte nie in Zweifel gezogen worden sei, während ein anderes gleichfalls der allerneuesten Zeit angehöriges Wohlthätigkeitswerk, die Ferienkolonien, gerade

hier in Frankfurt, gelegentlich des stattgehabten Bazars zu Gunsten der Ferienkolonien Gegenstand einer heftigen Polemik geworden wäre.

Seitens eines Mannes, der um die hiesige Wohlthätigkeit und Armenpflege sich unleugbare Verdienste erworben habe (Rechtsanwalt Dr. Ponfick), seien die Ferienkolonien als geradezu schädlich bezeichnet worden; von anderer Seite seien sie mit Eifer und Wärme verteidigt worden.

Beim großen Publikum sei, so viel er beobachtet habe, von dieser Polemik schließlich der Eindruck zurückgeblieben, daß zwar die Ferienkolonien gewiß ein löbliches Unternehmen seien, daß es aber andere Zwecke der Wohlthätigkeit gebe, die wichtiger und bedeutsamer seien. Während aber Jeder solche andere Zwecke in großer Anzahl zu nennen gewußt habe, der eine diese, der andere jene, sei der Versuch nie gemacht worden, diese verschiedenen Zwecke — Ferienkolonien, Knabenhorte, Seebäder für kranke Kinder, Anstalten zur regelmäßigen Verköstigung armer Schulkinder; Herstellung gesunder, billiger Wohnungen, Arbeiterkolonien, Kinderbeschäftigungs-Anstalten u. s. w. u. s. w. gegeneinander abzuwägen; beziehungsweise einen Maßstab zu finden, nach dem man gewissermaßen durch Vergleich feststellen könne, welche dieser Zwecke und in wie weit jeder derselben nützlich und heilsam sei. Jeder aus dem Publikum habe das ihm zufällig zunächst eingefallene Wohlthätigkeitswerk als das wichtigste bezeichnet, und auch die Polemik in der Presse sei mehr nach dem Gefühl als auf Grund klarer und bestimmter Erwägungen geführt worden.

Gleichwohl lasse sich ein solcher objektiver Maßstab finden. Die wohlthätigen Anstalten sämtlich verfolgten entweder den Zweck, die Armut insofern sie von einem bestimmten einzelnen Ereignis hervorgerufen worden sei, in diesem bestimmten Fall zu beseitigen, oder den anderen, die Folgen der Verarmung für den Betroffenen wenigstens zu lindern.

Im ersteren Fall werde durch ihr Eingreifen ein bestimmter Fall der Notwendigkeit des Eintretens der Wohlthätigkeit weggeschafft. Wenn der Erkrankte geheilt wird, wenn dem Abge-

brannten neue Möbel und Handwerkszeug gegeben werden; wenn dem mit der Miete rückständig Gebliebenen die Schuld bezahlt, und dadurch die Exmission abgewandt wird, — sind sie Alle wieder genau in den Stand zurückversetzt, in dem sie vor Eintritt der die Hilfsbedürftigkeit bedingenden Thatsachen waren, und weiteres Eingreifen fremder Hülfe ist nicht mehr nötig. —

Hier sei ein schädliches Wirken der wohlthätigen Handlung an sich undenkbar, und könne höchstens in so fern eintreten, als etwa in Folge der Gesetzgebung u. s. w. es nicht erwünscht sei, daß dem betreffenden Bedürftigen Hilfe seitens privater Anstalten zu Teil würde. So sei es z. B. unter der Herrschaft des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz nicht wünschenswert, daß Personen, die fremd anziehen, Hilfe von Privaten erhalten, weil sie dadurch den Unterstützungswohnsitz hier gewinnen, und die Armenlast der Stadt dauernd vermehren; und Vereine, die sicher sein wollten, zugleich gemeinnützig und wohlthätig zu wirken, müßten dies allerdings auch bei derartigen Unterstützungen beobachten.

Schwieriger liege die Sache für die anderen meist erst der neuesten Zeit angehörigen Vereine, die nicht die Unterstützungsbedürftigkeit in einzelnen Fällen beseitigen, sondern nur eine bestimmte Folge der Armut lindern, und dadurch das Loos der Armen erleichtern wollten. Hierher gehörten die Knabenhorte; die Ferienkolonien, die Arbeiterkolonien, die Verpflegungsstationen; die Vereine zur Beschaffung billiger Wohnungen und dergleichen. Hier müsse stets untersucht werden, welche Rückwirkung auf die Ursachen der Verarmung die Linderung der einzelnen Folge oder Äußerung des Symptoms der Armut habe. Wo die Verarmung in einem zufälligen jetzt der Vergangenheit angehörigen äußeren Ereignis ihre Ursache habe, sei eine solche Rückwirkung allerdings undenkbar; anders sei es aber wo sie einer allgemeinen, stetig und gleichmäßig auf alle Einwohner eines bestimmten Orts oder alle Angehörigen einer bestimmten Klasse einwirkenden Ursache entspringe. Unter diesen Ursachen, die man als die sozialen Ursachen der Ver-

armung bezeichnen könne*), stehe aber oben an eine: der geringe Arbeitslohn, der die geringe Konsumfähigkeit der großen Massen, den Krebsschaden unserer ganzen Volkswirtschaft bedinge. Die volkswirtschaftlichen Gesetze, die den Arbeitslohn beherrschen, lassen ihn nur zu einer so geringen Höhe kommen, daß der Arbeiter bei jeder zufälligen Störung seiner Arbeitskraft die öffentliche Hilfe in Anspruch nehmen muß. Jede sozialpolitische Maßregel, insbesondere jede Maßregel der Armenpflege sei hiernach darauf zu prüfen, wie sie auf den Arbeitslohn einwirke. Lasse sie denselben unberührt, sei sie jedenfalls nicht von erster Wichtigkeit, habe sie die Wirkung eine Verminderung zu ermöglichen sei sie mindestens gefährlich; und nur wenn sie eine dauernde Erhöhung des Arbeitslohnes und damit die Konsumkraft des Volkes erleichtere, sei sie wirklich gut.

Von diesem Standpunkt aus hatten die Ferienkolonien allerdings keine hervorragende Wichtigkeit, ohne aber gerade nachteilig zu sein. Der Landaufenthalt sei den durch ungenügende Nahrung und Pflege schwächlichen Kindern zu gönnen; obwohl er von nachhaltigem Wert für die Kinder selten, und von Einfluß auf die Lage der Eltern nie sei. Dagegen müßten von diesem Standpunkt aus Maßregeln wie die obligatorische Krankenversicherung entschieden begrüßt werden, da sie nichts enthielten, als zwangsweise Hinzufügung eines Betrags zu dem Arbeitslohn, der an sich von je hätte in demselben enthalten sein müssen (vergleiche Brentano, die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirtschaftsordnung). Ebenso sei auch die Beschaffung geräumiger, gesunder Arbeiterwohnungen in genügender Anzahl nur zu begrüßen, da nur dadurch eine Steigerung der Ansprüche der Arbeiter d. h. also eine Erhöhung ihres standard of life in dieser Beziehung herbeigeführt werden könnte.

Dagegen erschienen von hier aus gerade die Knabenhorte

*) Vergl. meine Abhandlung: Über die Ursachen der Armut und die Krankenversicherung, soziale Zeitfragen bei J. C. Bruns in Minden; sowie meine Rede auf der Versammlung des deutschen Vereins für Armenpflege in Bremen S. 98—99 des stenogr. Berichts.

in mancher Beziehung und namentlich bei nicht sehr sorgfältiger Verwaltung gefährlich.

Der Arbeitslohn sei zu gering wegen des übergroßen Angebots an Arbeitskräften; er verringere sich immer mehr, weil die Frauen, wenn der Lohn des Familienvorstands zu gering sei, genötigt wären, ihre Arbeitskraft gleichfalls zu verwerten, also das Angebot zu vermehren.

Frauen, die für mehrere Kinder zu sorgen hätten, könnten dies nicht; der Arbeitslohn könne also an sich nicht wohl viel unter den Betrag sinken, den der Mann zum notdürftigsten Unterhalt für sich, seine Frau und seine Kinder gebrauche. Auch diese Schranke werde aber gelockert und der Lohn also immer weiter unter seine schon jetzt vielfach absolut unzureichende*) Höhe herabgedrückt werden, so wie Anstalten bestehen, die den Müttern ihre Kinder den Tag über abnehmen, so daß erstere die Möglichkeit hätten, den ganzen Tag neben dem Mann außer dem Hause zu arbeiten.

Aus der Möglichkeit werde dann rasch die Üblichkeit und dann die Notwendigkeit werden, zum größten Schaden der Eltern und der Kinder und des gesamten Gemeinwesens.

Dieser Gefahr könne höchstens dann vorgebeugt werden, wenn die Verwaltung der Anstalten streng darauf sehe, nur solche Kinder aufzunehmen, bei denen die Überwachung nach der Schulzeit aus bestimmten, zufälligen Gründen erforderlich sei, und nicht lediglich stattfinde, um der Mutter das Suchen von Arbeit neben dem Vater zu erleichtern (halbwaise Kinder, Kinder deren Mutter krank ist und dergleichen).

Redner wies noch darauf hin, daß ähnliche Gefahren auch bei den Arbeiterkolonien beständen.

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion, in der namentlich Herr Professor Dr. Oelsner sein Einverständnis mit dem Versuch des Redners erklärte, einen objektiven

*) Aller Theorie zum Trotz ist jede Armenverwaltung fortwährend in der Notwendigkeit, Unterstützungen geben zu müssen, die nichts sind, als eine Kompletierung des ungenügenden Arbeitslohnes.

Maßstab der Bewertung der verschiedenen Wohlthätigkeitsinstitute in ihrem Einflusse auf den Arbeitslohn und dadurch die Konsumfähigkeit, den standard of life der ärmeren Klassen zu finden.

In der Sitzung am 1. Februar 1886 sprach Herr Dr. Flesch über den Affektionswert im Recht und in der Nationalökonomie.

Der Affektionswert — der Wert der besonderen Vorliebe, der besonderen Zuneigung könne im römischen Recht bei allen s. g. bonae fidei actiones berücksichtigt werden*).

Das preußische Landrecht gestattet ebenfalls seine Berücksichtigung bei der Berechnung des Schadens aus vorsätzlich zugefügten Beschädigungen**).

Die Vorschriften der Zivilprozeßordnung (§ 260) über den Schätzungseid ermöglichten ebenso wenigstens eine indirekte Berücksichtigung des Affektionswerts; und auch die Vorschrift des § 715 al. 9, wonach Ordens- und Ehrenzeichen der Pfändung nicht unterworfen seien, lasse sich hierher ziehen. Endlich werde natürlich auch im Strafrecht die Beschädigung eines Gegenstandes, der für den Eigentümer Affektionswert habe, schärfer bestraft werden, falls der Thäter hiervon Kenntnis gehabt habe.

Die Nationalökonomie beachte den Affektionswert fast nicht. Dies falle zunächst auf, bei dem engen Verhältnis, in dem Recht und Nationalökonomie zu einander ständen oder doch überall da stehen sollten, wo sie Begriffe des wirtschaftlichen Lebens behandelten. Wenn das Recht einen dahin gehörigen Begriff für wichtig genug erachte, um ihn zu erwähnen, sei von vorn herein anzunehmen, daß er auch volkswirtschaftlich eine gewisse Bedeutung habe. Denn das Recht, namentlich ein so fein durchgebildetes wie das römische Recht, erfinde seine Begriffe nicht, sondern nehme sie aus dem wirtschaftlichen Leben und suche sie in Uebereinstimmung mit diesem auszubilden.

---

*) Vergl. Savigny System des R. R. V. p. 466: l. 54 pr. D. 17, 1: . . . placuit prudentioribus affectus rationem in bonae fidei judiciis habendam.

**) Pr. L. R. I. 6 § 87, 97.

Auch zeige ſich bei genauerem Zuſehen zunächſt, daß der Begriff praktiſch nicht unwichtig ſei. Die ganze Induſtrie z. B. die jene Gegenſtände verfertige, welche Reiſende mit Vorliebe an ſchönen oder intereſſanten Punkten kaufen, oder die ſich zu Gelegenheitsgeſchenken oder Erinnerungen eigneten (die Schnitzereien in der Schweiz, die „Dedikationen“ der Studenten u. ſ. w.) habe nationalökonomiſch ihre Begründung darin, daß gewiſſe Gegenſtände an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten ꝛc. gekauft, fähig ſeien, Träger von Affektionswert zu werden.

Jeder Gegenſtand der betr. Art habe dieſe Eigenſchaft freilich nur für den einen Erwerber, und für niemand ſonſt; aber die Induſtrie könne Rückſicht darauf nehmen, daß erfahrungsmäßig ſehr viele Perſonen das Bedürfnis empfinden, einen ſolchen Gegenſtand, zu erwerben, weil er ihnen die Erinnerung lebhafter verſinnliche, als dies ſonſt möglich ſei.

Der Affektionswert, als Wert, den Ein Objekt für Eine Perſon habe, könne ſomit für die praktiſche Volkswirtſchaft allerdings zu einer gewiſſen Bedeutung gelangen. In der volkswirtſchaftlichen Theorie vom Wert aber müſſe er ſogar einen ziemlich wichtigen Platz einnehmen. Wenn man in Anlehnung an Unterſuchungen von Profeſſor Knies in Heidelberg den Wert als Maß der Nutzwirkung eines Gutes*), und weiter ſpeziell den Tauſchwert als Maße des fungiblen Gebrauchswerts (des Gebrauchswert, den ein Gegenſtand unter regelmäßigen Umſtänden für Jeden gleichmäßig hat) definiere, ſo ſtelle ſich dann dem Tauſchwert in dieſer Definition gegenüber der Affektionswert als Maß des nicht fungiblen Gebrauchswerts. Er ſei der Wert, den entweder ein Gegenſtand nur für eine beſtimmte Perſon habe (die Reiſeerinnerung, die Dedikation eines Freundes, oder den nur ein beſtimmter Gegenſtand, dieſer möglicher Weiſe für viele habe (die Reliquie, der Gegenſtand an den ſich eine hiſtoriſche Erinnerung knüpft u. ſ. w.).

Unterabteilungen des Wertbegriffs ergäben ſich dann, je

*) Knies, Geld und Kredit I, S. 25.

nachdem der (fungible oder nichtfungible) Gebrauchswert einem Form-, Orts- oder Zeitmoment seine Entstehung verdanke.

An der sich an das Referat anschließenden Diskussion beteiligten sich insbesondere die Herren Dr. Benkard, Epstein, Dr. Kamp und Spier. Es ward namentlich das Verhältnis des Affektionswertes zum Seltenheitswert, zum Wert eines Kunstgegenstands besprochen, und die Frage erörtert, in wie weit bei einem Gegenstand, der einen marktgängigen Preis habe, überhaupt ein Affektionswert sich geltend machen könne.

In der Sitzung vom 15. Februar berichtete Herr Dr. Oelsner über die neueren Forschungen betreffs der Bevölkerungsstatistik deutscher Städte im Mittelalter. Die statistische Forschung gehört zu den modernsten Fortschritten der Wissenschaft; ihre Frucht und gleichzeitig ihr bestes Förderungsmittel sind die wertvollen statistischen Aufnahmen seitens der Staats- und Kommunalverwaltungen. Der Sinn für quantitative Verhältnisse fehlte wohl auch früheren Zeiten nicht, und es finden sich in den historischen Schriften oft genug Angaben über die Anzahl der Mannschaften eines Heeres, der Opfer einer Schlacht oder Epidemie u. a. m.; aber schon die regelmäßig dabei vorkommenden runden Zahlen deuten auf die Unzuverlässigkeit derartiger Angaben hin, die in der That keine höhere Geltung haben als „der großen Stadt Ninive mehr denn 120,000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist." Jene Notizen beruhen allesammt auf bloßer Schätzung, und nichts ist irreführender als solche Massen-Taxation, deren bona fides ja keinem Zweifel unterzogen werden soll. Treffende Beispiele sind u. A. die „mehr als 12000" Kommunikanten Frankfurts im Jahre 1452, auf welche damals der Rat der Stadt selbst in einem amtlichen Schreiben hinwies, oder die 13,000 Toten und 9000 Geflüchteten Nürnbergs beim großen Sterben vom Juni bis Dezember 1437, von denen Endres Tucher in seinem Memorial berichtet. — Auf solche Zahlen hin die Gesammtbevölkerung der Stadt ermitteln wollen, ist natürlich ein vergebliches Bemühen; denn bei falscher Grundzahl muß auch das Endergebnis ein falsches sein. So stellte

Konrad Celtes um das Jahr 1500 die Einwohnerzahl Nürnbergs auf 52000 feſt, indem er ganz unbegründeter Weiſe davon ausging, es würden dort wöchentlich 1000 Simmer Korn, alſo jährlich 52000 verzehrt, jeder einzelne Menſch aber verbrauche 1 Simmer im Jahre. Nicht viel gelungener iſt der Verſuch Wilhelm Arnolds in ſeiner 1854 erſchienenen Geſchichte der deutſchen Freiſtädte, die Bevölkerung von Worms um 1250 zu berechnen: die Bürgerſchaft der inneren Stadt zog damals zur Hälfte, 2100 Mann ſtark, in den Krieg; die waffenfähige Mannſchaft betrug ſonach 4200; dazu kam nach Arnold noch etwa halb ſo viel aus den Vorſtädten; alle 6000 Wehrfähigen zuſammen nun auf 10% der geſamten Einwohnerſchaft geſchätzt, ergeben für dieſe die Zahl 60,000. Der Fehler ſolcher Ermittelungen iſt in der Regel, wie hier, ein doppelter: einmal iſt die Grundzahl (6000) nur Hypotheſe, und zweitens iſt der Reduktionsfaktor, d. i. die Ziffer, welche das Verhältnis der beſtimmten Perſonen-Kategorie zur Geſamt-Bevölkerung bezeichnen ſoll, hier die 10%, ganz willkürlich gewählt. So weit daher überhaupt die Statiſtik auf geſchichtliche Dinge Anwendung fand, erweiſen ſich ihre Leiſtungen bis über die Mitte unſeres Jahrhunderts hinaus — nur etwa die Arbeiten des Hamburgers Laurent ausgenommen — als durchaus primitiv. Noch häufiger aber verhalten ſich die Hiſtoriker gegen Zahlenverhältniſſe ganz indifferent, wie z. B. Stenzel in ſeiner Geſchichte Schleſiens (1853) und neueſtens Janſſen in ſeiner Geſchichte des deutſchen Volkes, ſo eingehend auch beide ſonſt die ſtädtiſchen Verfaſſungs- und Wirthſchaftszuſtände ſchildern. Und doch iſt ein wahres Verſtändnis der politiſchen und ſozialen Lage größerer Gemeinweſen, vollends ein Eindringen in die Geſetze wirtſchaftlicher Entwicklung, wie es die nationalökonomiſche Wiſſenſchaft anſtrebt, ohne quantitative Anſchauung unmöglich. — Wahrhaft epochemachend war daher die Auffindung einer „Ordnung“ des Nürnberger Rats vom Jahre 1449, in welcher anläßlich des damaligen Markgrafenkrieges ein genaues numeriſches Verzeichnis „aller burger“, „aller burgerin und ir tochter, junkfrawen“, „aller burger kind“, „aller burger knecht“ und „aller burger

maid" enthalten ist, ein Verzeichnis, das alle Merkmale der Zuverlässigkeit an sich trägt und das zuerst veröffentlicht und sogleich seiner Bedeutung nach erkannt zu haben, das Verdienst Karl Hegels ist;*) als überraschende Gesamtsumme der Bewohner Nürnbergs am Ende des Jahres 1449 ergab sich daraus die Zahl 20165. Der Referent geht auf Entstehung, Zweck und Inhalt jenes wichtigen Dokumentes genauer ein und hebt namentlich auch die daran sich knüpfenden methodischen Berechnungen Büchers in der Zeitschrift für die gesamnte Staatswissenschaft 1881, S. 563 ff. hervor, durch welche dieser für das Verhältnis der einzelnen Haushaltungsmitglieder zum Hanshaltungsvorstand mittelalterliche Reduktionsziffern ermittelt, die von den modernen wesentlich verschieden, bei der Gleichartigkeit der städtischen Zustände jener Zeit als typisch angenommen werden dürfen: auf je einen Bürger nämlich kommen 1,17 Frauen, 1,64 Kinder, 0,87 Dienstpersonal, also 3,68 Personen überhanpt. Diese Reduktionsfaktoren wandte dann Bücher selbst, soweit es ohne Heranziehung moderner Durchschnittszahlen möglich war, in scharfsinniger Weise auf Frankfurt an, indem er zwei vom Referenten näher charakterisierte Einwohner-Verzeichnisse von 1387 und 1440 zu Grunde legte, und fand ca. 10,000 resp. 9000 als die Gesamthöhe der Frankfurter Bevölkerung jener zwei Jahre.**) In ähnlicher Weise fand Schönberg für Basel nach Steuerlisten des Jahres 1446 eine Einwohnerschaft von höchstens 15000 Seelen, Eheberg für Straßburg um 1475 20722 Einwohner, Hegel für Mainz noch nicht 6000, Richter für Dresden kaum 5000, für Meißen weniger als 2000. Am wertvollsten unter den hierbei zur Veröffentlichung gelangten archivalischen Materialien ist die von Eheberg publizierte Straßburger Aufziehung, die über eine der Nürnberger analoge offizielle Zählung der ganzen dortigen Bevölkerung berichtet, also als die zweite authentische Zahlenüberlieferung dieser Art aus dem Mittelalter

*) Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert Bd. II. (1864), S. 317 u. 500.

**) Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 1882, S. 33 ff., 1885, S. 488 ff.

uns vorliegt, nur daß sie nicht auch, wie die Nürnbergische, einen Einblick in die Geschlechts-, Alters- und Gesellschaftsgliederung der Stadt gewährt. — Ohne Frage werden sich aus den massenhaften Verwaltungsakten der Archive noch viele wichtige Aufschlüsse gewinnen lassen; die Forschung ist in lebendigem Flusse, die Methode ist gewiesen: sie verwirft, was sonst als glaubwürdig gegolten; sie verwertet, was der Historiker früher als unbrauchbar liegen lassen. Ein Resultat steht schon jetzt fest: die über Erwarten geringe Bevölkerungszahl jener deutschen Städte des Mittelalters, die durch Macht, Reichtum und Kultur eine so hervorragende Stellung im Reiche besaßen. Das Referat geht zum Schlusse noch dieser Thatsache etwas näher auf den Grund, weist auf das allgemein niedrigere Niveau früherer Massenverhältnisse, auf die zahlreichere Landbevölkerung jener Zeit, besonders aber auf die damals günstigere Wirtschaftslage der Städte hin, in denen die unmittelbar produktiven Berufsarten nicht (wie heute) $^2/_5$, sondern $^4/_5$ der Einwohner beschäftigten und die Arbeitsteilung, wie Bücher treffend unterscheidet, nicht, wie heute, eine Arbeitszerlegung, sondern eine Berufsteilung bedeutete.

Am 25. Februar 1886 hielt die juristische Sektion eine Sitzung ab, in welcher Herr Rechtsanwalt Dr. J. Riesser hier über: „handelsrechtliche Gutachten aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts“ sprach. Der Vortragende beabsichtigte darauf aufmerksam zu machen, daß in dem „in allen Vorfällen vorsichtigen Banquier“ (Frankfurt a. M. und Leipzig 1722) als Anhang eine Reihe handelsrechtlicher Gutachten (103) teilweise interessanter Art aus den Jahren 1713—1731 abgedruckt seien, erstattet von den sogenannten „Deputierten der löblichen Kaufmannschaft“ („Vorstehern allhiesiger Börse“ oder auch „Deputierten Herren Banquiers hiesiger Börse“), welche Gutachten in der Literatur bislang nahezu völlig unbeachtet geblieben seien, und referierte über eine Anzahl der wichtigsten Pareres, die heute noch nicht ohne Wert und in Folge der schlichten, gesunden und praktischen Behandlungsweise oft schwieriger Fragen auch

jetzt noch von hohem Intereſſe ſeien: „insbeſondere Parere IV: Wann ein acceptierter Prima verloren gegangen, ſo iſt Acceptans ſchuldig, den sekunda zu bezahlen, man muß ihm aber dagegen Kaution ſtellen; XVI: Wer aparte konventiones bey Negotien machet, muß ſolche ſeinen Handlungs-Büchern inſeriren; LXIII: Wer auff Verlangen ſeinem Korreſpondenten von eines dritten Zuſtand Nachricht gibt, verbürgt ſich dadurch nicht; LXIV: Wann ein Wechſelbrief verlohren gangen, iſt der Acceptant oder Ausſteller demnach ſchuldig, gegen Kaution und einen Mortificatious-Schein die Zahlung zu leiſten; LXVIII: Wann ein Teutſcher Debitor ſeinem zu Metz wohnenden franzöſiſchen Kreditori eine verfallene Schuld zu zahlen verſäumet, wer hat den indeſſen durch die Augmentation des Geldes entſtandenen Schaden zu tragen? Intereſſe von Intereſſe zu berechnen, iſt unter Handelsleuten nicht erlaubt; LXXIII: Bei lauffenden Negotien zwiſchen zwei Kauffleuten hat die Compenſation in denen Conti correnti ſtatt; LXXXV: Wann ein Handelsmann ſeines Korreſpondenten überſandte Conti corrent einmahl richtig befunden und approbirt, ſo kan er Jahr und Tag hernach dagegen nichts einwenden; XCVII: Ein Handelsmann kan in lauffenden Rechnungen von ſeinem Disborſo Proviſion für die Ausgab und Einnahm, für den Disborſo ſelbſt aber ½ pro Cento monathlich für Intereſſe rechnen; XCIX: Handelsbücher einem Kläger inſpiciren zu laſſen, oder auch in andern Fällen aus dem Hauß zu einem ſolchen Ende zu transportiren, iſt ein Handelsmann nicht ſchuldig."

Zugleich wies der Vortragende darauf hin, daß die von Malß herausgegebene Sammlung von Gutachten der hieſigen Handelskammer, welche nur auf den außerordentlich kurzen Zeitraum von 1835—1854, alſo nur auf etwa 20 Jahre, ſich erſtrecke, mit Hülfe des „vorſichtigen Banquiers" und des hier in Frankfurt weiter vorhandenen handſchriftlichen Materials auf den Zeitraum von zwei Jahrhunderten ergänzt werden könnte, und gab folgende Überſicht:

Von 1694—1713 ſei handſchriftliches Gutachten-Material hier vorhanden;

Von 1714—1731 erſtrecke ſich die Sammlung des „vorſichtigen Banquiers“;
Von 1732—1834 ſei handſchriftliches Material hier vorhanden;
Von 1835—1854 erſtrecke ſich die Malßſche Sammlung;
Von 1855—1864 ſei wieder handſchriftliches Material hier vorhanden und
Von 1865—1886 ſeien die abgegebenen Gutachten in den veröffentlichten Berichten der hieſigen Handelskammer abgedruckt.

Der Vortragende behielt ſich die Veröffentlichung einer — nach ſyſtematiſchen Geſichtspunkten zu ordnenden — neuen, jenen ganzen Zeitraum umfaſſenden Sammlung vor, falls die Genehmigung der Handelskammer erfolge.

In der Sitzung am 1. März 1886 referierte Herr Dr. Fleſch über die Armenſtatiſtik des deutſchen Reiches, und über die Wohnungsnot der ärmeren Klaſſen in deutſchen Großſtädten, anknüpfend an das neueſte Heft der Schriften des ſozialpolitiſchen Vereins: Die ſtädtiſche Wohnungsfrage. Ferner berichtete Herr Dr. Fleſch über den Stand der Verpflegungsſtationen und Arbeiterkolonien in Preußen nach einem Aufſatz von Eckert in der Zeitſchrift des Königl. ſtatiſtiſchen Bureaus.

Am 15. März ſprach Herr S. Spier über das Submiſſionsweſen*). Das bisherige Verfahren der Submiſſion will Bezugsquellen und zwar zu den billigſten Angebotspreiſen ermitteln. Zu dieſem Zweck wird von dem betreffenden Arbeitgeber (Staat, Gemeinde, Aktiengeſellſchaft oder Einzel-Unternehmer) öffentlich allgemein zur Bewerbung um eine Arbeitsleiſtung oder Materiallieferung aufgefordert. Die ſchriftliche Offerte wird mit einer Chiffre bezeichnet der ausſchreibenden Behörde übergeben. Ein gleichzeitig abgegebener geſchloſſener

*) Zur Literatur: Reform des Submiſſionsweſens. Denkſchrift auf Veranlaſſung der Delegirtenkonferenz der deutſchen Gewerbekammern, bezw. Handels- und Gewerbekammern verfaßt von Dr. F. C. Huber. Tübingen H. Laupp, 1885.

Brief mit derſelben Chiffre enthält den Namen reſp. die Firma des Offerierenden. Im beſtimmten Termine werden alle Angebote eröffnet und im Allgemeinen die Mindeſtforderung berückſichtigt. In ſolcher Weiſe hat ſich das Verfahren ſehr langſam bis zu den 30er Jahren unſeres Jahrhunderts, dagegen in gewaltigem Maße unter vielfacher Anerkennung und ſtarker Bekämpfung in den letzten 40—50 Jahren entwickelt. Zur Charakteriſtik ſeiner wirtſchaftlichen Bedeutung ſei bemerkt, daß auf dem Weg der öffentlichen Unterbietung in Deutſchland jährlich Arbeiten im Wert von ca. 1000 Millionen Mk. vergeben werden und daß dieſe Summe ein Drittel des Geſamt-Exports von Deutſchland repräſentiert.

Das Submiſſionsweſen in ſeiner heutigen Form hat ſich kurz nach der Julirevolution in Frankreich und zwar für das genannte Land ſofort zu einer noch heute giltigen und inſofern raſch erſtarrten Form herausgebildet. Gegenüber der Reaktion der vorausgegangenen Bourbonenregierung war man beſtrebt, die frühere diskretionäre Gewalt des Beamten zu beſchränken und durch das geſetzlich geregelte öffentliche und allgemeine Ausſchreiben und entſprechenden Zuſchlag für die billigſte Offerte zugleich Unbeſtechlichkeit des Beamten zu ſichern und im Intereſſe des Staates die möglichſt niedrigen Preiſe zu erzielen. In Deutſchland folgten in den 40er Jahren mit dieſer Form der Arbeitsvergebung zuerſt die Eiſenbahn-Aktiengeſellſchaften. Als dann in den 50er Jahren die Bedürfniſſe des öffentlichen Verkehrs und der Armee ſprungweiſe eine nie geahnte Ausdehnung gewannen, war das Kleingewerbe nicht mehr im Stande, die verlangte Arbeit zu bewältigen. Das immer mehr geübte Unterbietungsverfahren entſprach nicht nur dem Intereſſe des Staates und der betreffenden Aktiengeſellſchaften, ſondern fand gleichzeitig auch die Billigung der verſchiedenartigen Arbeitnehmer. War doch die früher nicht gar ſeltene Parteilichkeit und Kameraderie der Beamten dadurch unmöglich gemacht und konnte durch das eingeführte Verfahren auch ein tüchtiger Neuling alteingelebten Verbindungen gegenüber aufkommen. Noch während der ganzen 60er und auch noch in den erſten 70er

Jahren zeigten sich fast nur die Lichtseiten des Submissionswesens. Erst die wirtschaftliche Krise nach dem Jahre 1873 brachte als Nebenerscheinung des allgemeinen wirtschaftlichen Rückgangs mehr und mehr die Schattenseiten des Unterbietungswesens zum Vorschein.

Worin bestehen nun diese schlimmen Erfahrungen? Vorzugsweise in der wahrhaft zügellosen Konkurrenz der einzelnen Offerenten. Das Handwerk, das früher häufig für kommunale und staatliche Institute hatte arbeiten können, wurde allermeist unterboten und der billige Preis sehr oft durch schwer erkennbare geringere Qualität in Arbeit und Material möglich gemacht. Das Submissionsverfahren wurde auch besonders bei Privatbauten in den Städten von Architekten-Unternehmern oft recht schroff den arbeitenden Handwerkern gegenüber angewandt, so daß hier nicht allzuselten Submission im eigentlichen Sinn des Wortes von den Handwerkern gefordert wurde. Um billig arbeiten zu können, wurde die Lehrlingszüchterei in vielen Unternehmungen eingeführt und bei häufiger Entlassung der Lehrlinge nach zurückgelegter Lehrzeit in großen Städten recht oft eine Reserve hungernder arbeitsloser Elemente geschaffen, die entweder Arbeit zu jedem Preis übernahmen oder die in den letzten fünfzehn Jahren stark gewachsene Masse des vagabundierenden Proletariats rasch vermehrten. Zugleich erzielte in der Neuzeit auch nicht einmal der Staat mehr, was ihm als Resultat des Submissionsverfahrens früher sicher gewesen. Denn ganz abgesehen von der bedauernswerten entschiedenen Schwächung der steuernden Bevölkerung aus dem Mittelstand, der Handwerker und Klein-Industriellen, sah er sich auch als Hauptbesitzer der Eisenbahnen für seine wesentlichen Bedürfnisse: Eisen, Kohlen, Lokomotiven und Eisenbahnwagen recht häufig einer Koalition von Groß-Industriellen gegenüber, die im eigenen Vaterland an den Staat um 20—30% teurer verkauften als nach dem Ausland.

Die verschiedenen Klagen verlauteten von allen Seiten, ebenso die Besserungsvorschläge. Vor allen Dingen erhoben die Handwerker, die allerdings am härtesten durch die erwähnten

Umgeſtaltungen betroffen wurden, in ihren Jahresverſammlungen und ebenſo in kleineren Kreiſen gewaltiges Zetergeſchrei. Prangte doch in der bayeriſchen Induſtrie- und Gewerbeausſtellung im Sommer 1882 unter verſchiedenen Emblemen der weithin ſichtbare „poetiſche" Spruch:

„Dem Handwerk hilft kein Reichsſtatut
Denn Submiſſion es macht kaput."

Die Klagen kamen aber nicht blos aus dieſen Kreiſen. Am Ende der 70er und in den 80er Jahren behandelten die verſchiedenen und bedeutendſten Handelskammern, ebenſo der Architekten- und Ingenieur-Verein wie der Verein deutſcher Ingenieure in häufigen und wiederholten Beratungen die angeregte Frage. Auch die preußiſchen, bayeriſchen und württembergiſchen Landtage waren gezwungen, auf die Submiſſionsfrage ihr Augenmerk zu richten. In Bayern wie in Preußen ergingen in den letzten Jahren Verordnungen des Kriegs- wie des Arbeitsminiſteriums, um die ſchreiendſten und meiſt beſprochenen Mißbräuche zu beſeitigen.

Mit welchen Vorſchlägen bekämpfte man nun die Hauptſchattenſeiten des Submiſſionsweſens und ſind dieſe Vorſchläge von erheblichem praktiſchen Werte? Gegenüber dem Zwiſchenhandel und der kaufmänniſchen Zuſammenfaſſung von verſchiedenen Produktionen verwandter Zweige der Großinduſtrie, die ſich aus dem Handwerk herausgebildet, wie Kleider- und Wäſchekonfektion, Schuhfabriken, Bauunternehmungen ꝛc. forderte man den Befähigungsnachweis, reſp. das Zeugnis von gewiſſen Behörden über eigene praktiſche Befähigung des Leiters in der betreffenden Produktion. Da jedoch bei den heutigen ſo gewaltigen techniſchen Fortſchritten eines jeden Jahres und bei der Notwendigkeit kaufmänniſcher und volkswirtſchaftlicher Schulung und den ſtets neuen und immer verwickelteren Preiskonjunkturen das techniſche Verſtändnis in der Zeit der offiziellen Prüfung für ſich allein gewiß auf die Dauer keine Bürgſchaft des Erfolges gewährt, ſo wird der Befähigungsnachweis, wie ſich dies übrigens in der öſterreichiſchen Praxis bereits gezeigt hat, für die Zukunft ohne Wert ſein. Denn auch bei dem

intenſivſten Verſtändnis der wiſſenſchaftlich betriebenen chemiſch-techniſchen Großindustrie kann durch kaufmänniſchen Irrtum bei Geſchäftsabſchlüſſen auf Zeit zum Zweck des Ankaufs von Rohmaterial oder Verkaufs von fertigen Fabrikaten der ganze Jahresgewinn der produktiven techniſchen Arbeit beſeitigt werden. Beiſpiele betreffs bedeutender Weltetabliſſements ſtehen dem Kundigen darüber zur Verfügung. — Das ſogenannte Lokaliſierungs- und Nationalitätsprinzip hebt im allgemeinen Intereſſe die Übergabe von Arbeiten bei Gemeindeſubmiſſionen an Ortsbürger, bei Staatsarbeiten an Angehörige des betreffenden Staates als zweckentſprechend hervor. Im Allgemeinen wird dies in der Praxis mehr oder minder der Fall ſein, aber das ausſchließliche Vorgehen nach dieſer Richtung iſt zweiſchneidig. Bei Gemeinden iſt die kleinere Gemeinde für eine ganze Reihe von Bedürfniſſen von den Produzenten der benachbarten Großſtadt abhängig, und die Großſtadt im Allgemeinen würde entſchieden ungünſtig dabei fahren, wenn ſie ſich durch ſtriktes Abweiſen auswärtiger Konkurrenz die Möglichkeit abſchneiden wollte ſelbſt nach außen hin zu arbeiten. Dasſelbe gilt für den Staat bei der Notwendigkeit, Exporte nach dem Ausland zu vergrößern, für das vollſtändige Verbot ausländiſcher Mitbewerbung.

Immerhin iſt es entſchieden anerkennenswert, daß im großen Ganzen die Bedürfniſſe unſerer Eiſenbahnen und unſeres Schiffbaus in den letzten zehn Jahren ſich mehr und mehr vom Ausland unabhängig gemacht haben und dadurch Millionen von Arbeitslöhnen in Deutſchland geblieben ſind, die früher nach England floſſen. — Die Forderung engerer Submiſſionen iſt in Belgien und Frankreich ſeit Jahren angewendet, in England und bei franzöſiſchen Eiſenbahngeſellſchaften ſogar die Regel. Die Forderung mag im Allgemeinen berechtigt ſein. Eine gewiſſe Gefahr liegt bei dieſer engeren Submiſſion in der Möglichkeit gewaltiger Übermacht einzelner Firmen und in der Schwierigkeit für tüchtige Neulinge, ſich herauszuarbeiten.

Die Forderung der Fixierung des Selbſtkoſtenpreiſes zum Vergleich mit den ſpäteren Offerten bei verſchiedenen ſtaatlichen

und kommunalen Arbeiten vor der Ausschreibung der Submission, wie auch die Aufstellung von jährlich oder halbjährlich herausgegebenen Preistabellen der Hauptbedürfnisse, wie dies in Paris bei Bauvergebungen von Seiten der Kommune der Fall ist, dürften nicht von großem praktischen Wert sein. Denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß irgend ein Großetablissement mit wirklichem Nutzen entschieden unter den offiziellen Preisen offerieren kann. Andernteils können auch durch die verschiedensten Gründe, sei es um Arbeiter zu beschäftigen oder um die Generalspesen durch geringere Produktion nicht zu vergrößern oder der Reklame wegen, einzelne Produzenten gezwungen werden, mit recht geringem Nutzen, nicht selten auch hier und da mit Schaden zu offerieren.

Wie unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse einmal beschaffen sind, ist die Hoffnung, die Schattenseiten unseres Submissionswesens zu beseitigen, recht gering. Das Unterbietungswesen ist wie die sogenannte Überproduktion und der niedrige Zinsfuß eine begleitende allerdings sehr wichtige Nebenerscheinung unserer heutigen Volks- und Staatswirtschaft. Man mag in und an der letzteren durch geringere oder größere Palliativmittel, wie Arbeiterschutzgesetze, Förderung des Handels durch Anlage von inländischen Kanälen und ausländischen Kolonien, Unterstützung der Landwirtschaft und der Industrie durch nationale Schutzzölle zu wirken und zu bessern suchen, die sozial hervorragendste Thatsache unserer Zeit, die von Jahr zu Jahr in wenigen Händen mehr und mehr aufgehäufte Obmacht des Großkapitals und die gleichzeitige Beseitigung resp. anhaltende Schwächung des Mittelstandes wird dadurch nicht beseitigt. Diese Erscheinung zeigt sich ganz gleichmäßig in allen heutigen Kulturländern, mag die Staatsform die konstitutionell monarchische oder die republikanische sein, mag ein sogenannter Militarismus herrschen oder nicht, mag Schutzzoll oder Freihandel als Grundprinzip des Verkehrs mit dem Ausland für maßgebend angesehen werden. Radikalheilmittel heute gegen diese wirtschaftliche und soziale Krankheit vorzuschlagen, wäre verfrüht. Handelt es sich doch in der Gegenwart entschieden mehr um Klärung der

Krankheitsdiagnose, als um Vorschlag therapeutischer Mittel. Denn höchst einflußreiche Kreise halten auch jetzt noch unsere wirtschaftlichen Verhältnisse für mehr oder minder gesund und hoffen noch immer auf die Wiederkehr der sieben fruchtbaren Jahre nach den 7 resp. jetzt schon 13 mageren Jahren. Da ist nicht zu helfen. Die bereits stark vorgeschrittene Zersetzung unserer Gesellschaft von innen heraus muß und wird leider in noch intensiverer Weise um sich greifen. Die Staats- und Kommunalbedürfnisse werden bei der Zunahme berechtigter Wohlfahrts-Aufgaben wachsen, die Steuerkraft der Mittelstands- und Proletariatsbevölkerung wird in allen Staaten abnehmen. Erst aus dieser gemeinsamen Not heraus — war doch die Not in der gesamten Geschichtsentwicklung allermeist die Fördererin gewaltiger Kulturfortschritte — werden Umänderungen allgemeinen und dauernden Wertes zum Besten des Staates und der Bevölkerung sich ergeben!

In der Sitzung am 29. März 1886 gab Herr Julius Hofmann ein Referat aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung über die Versorgung der Stadt Paris mit Nahrungsmitteln.

Am 6. April hielt die juristische Sektion eine Sitzung ab, in welcher Herr Dr. Emil Hanau über folgende Bücher referierte:

Baehr, der deutsche Zivilprozeß in praktischer Bethätigung, Henrici, das Reichsgericht, und Wach, die Zivilprozeßordnung und die Praxis.

Die Sitzung am 12. April war mit einer Abschiedsfeier des nach Seesen i. Harz als Schuldirektor berufenen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Dr. E. Philippson, verbunden. An seiner Stelle wurde in derselben Sitzung Herr J. H. Epstein, hier, gewählt.

In der Sitzung am 17. Mai 1886 sprach Herr Dr. Albert Linel über Soziale Zustände in den letzten drei Jahrhunderten.

Dem Sozialpolitiker muß die Vergangenheit klar vor Augen stehen, damit er nicht aus Unkenntnis oder falscher Auffassung

derſelben das lebendige Pulſieren der Gegenwart unrichtig beurteilt und auf falſche Wege geleitet wird.

War die Vergangenheit beſſer als die Gegenwart? und waren die verfloſſenen Geſtaltungen ſo gute, daß wir uns nach ihnen zurückſehnen, ſie als wohlthätige Vorbilder betrachten ſollten?

Wir haben ja in den Äußerungen der alten Schriftſteller, in dem Inhalte der alten Geſetze einen getreuen Spiegel der Vorzeit. In demſelben können wir die Zuſtände der Alten genau erkennen und vermögen die Art und Weiſe ihres Wirtſchaftens und Lebens klar zu erſchauen.

Wenn wir nun die Äußerungen der alten Schriftſteller durchmuſtern, ſo finden wir allerwärts die ſtärkſten Klagen über die Schlechtigkeit und Verdorbenheit ihrer Zeitgenoſſen. In den erſten Zeiten der Türkenherrſchaft in Europa, in dem 15. und 16. Jahrhundert, als die Macht der hereinbrechenden aſiatiſchen Eroberer ganz Europa bedrohte, waren in Deutſchland und den übrigen europäiſchen Staaten gar Viele, welchen die heimiſchen Zuſtände ſo unerträgliche geworden waren, daß ſie die Türken als Erlöſer betrachteten und dieſelben herbeiſehnten. Die beſten damaligen Schriftſteller ſuchten dem Volke das Thörichte dieſes Wahnes darzuſtellen. So Martin Luther, Sebaſtian Frank, Johann Ludwig Vives, Kaspar Hedio und viele andere. Das Volk ſollte in ſich gehen, die Türken ſeien keine Befreier, ſondern nur ein göttliches Strafgericht für die chriſtlichen Nationen. „Der eigene Nutz, Ungehorſame, Untrew, Füllerei, Gottleſtern und alle anderen Laſter, die Gott haſſet, werden ſo gröblich bei uns vielen geſpürt, daß Gott meines Erachtens mehr über uns, denn über die ſeinen Willen nicht wiſſen, erzürnt iſt und uns den Türcken zu einer Geißel ſchicket“ ſagte ein damaliger Schriftſteller.

Stets klagten die Schriftſteller über die Miſeren ihrer Zeiten, von der grauen Vorzeit bis heute. Keinem war ſeine Zeit recht. Im Jahre 1638 klagte Daniel Meißner:

„Kein Glück man in der Welt mehr findt,
All ding voll Betrug und Falschheit sind,
Hochmuth, Geiz, auch viel Unglück
Regiert sammt manchem Bubenstück."

Und wenn man die materielle Richtung, die Verehrung und Anbetung des Mammon so recht als die eigentliche Signatur unserer heutigen Zeit bezeichnet, so kann man aus nachstehender Klage dieses Dichters ersehen, daß es früher in dieser Richtung auch nicht besser war:

„So gehts jetzund, welcher ist arm,
Der bleibet arm, daß Gott erbarm.
Wer reich ist, dem verehrt man viel,
Den Armen niemand kennen will."

Die Schriftsteller aller europäischen Nationen klagten über die Herrschaft des Geldes:

„De blinde Plutus, God van 't Geld"
Heeft Alles onder zyn Gewelt."

klagte ein holländischer Dichter. So ließ sich der englische Satyriker Johannes Owenus — um 1500 — in gleicher Weise vernehmen, ebenso äußerten sich französische Dichter und Schriftsteller.

Man verkennt deshalb die Vergangenheit total, wenn man behauptet, sie wäre nicht so materiell gesinnt gewesen, wie die Gegenwart. Mag unsere moderne Zeit noch so schlecht hingestellt werden, aus den alten Schriftstellern erkennen wir, daß die Zustände der Vergangenheit eben noch schlechtere waren. Leicht läßt sich eine stetige Besserung unserer Kulturverhältnisse nachweisen.

Betrachten wir nun weiter die alten Gesetze und Verordnungen, seien sie nun für das ganze Reich, für einzelne Städte oder Landesherrschaften erlassen, so suchen wir in ihnen vergeblich nach einem Bilde der Lauterkeit und Zufriedenheit. Im Gegenteil. Alle Klagen der modernen Zeit, alle heutigen Mißstände sehen wir vorhanden.

Dabei waren die Bürger in ihrer Konsumtion auf das schärfste zu Gunsten der Zünfte eingeengt. Es ging dies soweit, daß z. B. am 17. Mai 1690 zu Frankfurt am Main bei nam-

hafter Strafe verboten wurde, „auf den außerhalb der Stadt gelegenen, anderen Herrſchaften gehörigen, Höfen und Mühlen ſich Wein oder Bier reichen zu laſſen oder zu tanzen.“ Die heimiſchen Wirte ſuchten aber nicht, ihre Mitbürger durch um ſo beſſere Getränke zu Hauſe zu halten. Denn laut alten Verordnungen, z. B. vom Jahre 1638 wurde es mit der Verfälſchung der Getränke, des Weines, des Bieres, des Obſtmoſtes gar arg getrieben und wurden dagegen empfindliche Strafen angedroht.

Die Nahrungsmittel wurden vielfach gefälſcht, Mehl, Butter, Gewürze ꝛc., ebenſo die übrigen Artikel des gemeinen Bedarfes betrüglich behandelt. So das Leder, die wollenen Tücher, Garne, Bänder, Spitzen. Fortwährend wurden Reichs- und Lokal-Verordnungen erlaſſen, „weil die von gewinnſüchtigen böſen Gemütern praktizierten Gefährlichkeiten und Betrügereien nicht nachbleiben, ſondern immerzu fortgetrieben werden.“ Von dem Frankfurter Senate wird im Jahre 1694 hierbei bemerkt, „daß er dem um ſo viel weniger nachſehen könne, als ſchwer und ſauer es dem gemeinen Manne, welcher fürnehmlich dadurch hintergangen und in Schaden gebracht wird, ankommt, bei gegenwärtig annoch andauernden theuren Zeiten, auch nur das liebe Brod für ſich und die Seinigen zu erobern.“

Gegen Kornwucher und ſpekulative Verteuerung der Lebensmittel wurden öfters Strafandrohungen erlaſſen.

Gegen den Kleiderluxus mußte von Reichs wegen eingeſchritten werden. Die Reichspolizeiordnung von 1677 führte eine Kleiderordnung ein, um der Verſchwendung zu ſteuern.

Sogar die modernen Klagen über ſchlechte Zeiten, Verfall der Gewerbe, unzureichenden Nahrungserwerb ſind nicht neu, ſondern waren früher gerade ſo laut geworden, wie heute. Die zahlloſen Geſetze und Verordnungen, welche das Monopol und die Privilegien der alten Zunftgewerbe ſanktionierten, waren alle auf die Notwendigkeit gegründet „dem äußerſten Ruin und Verderben des Handwerks Einhalt zu thun.“

War bei den früheren Handwerksverhältniſſen eine größere Behäbigkeit und Zufriedenheit, eine beſſere Zucht und Sitte vor-

handen, als heute? Keineswegs. Mögen die früheren bürgerlichen und ſozialen Zuſtände, aus der verklärenden Entfernung der Zeiten betrachtet, noch ſo anheimelnd erſcheinen, in der Nähe der damaligen Geſetze beſchaut, geben ſie ein anderes Bild.

Die Mißſtände und Ausſchreitungen der Zunfthandwerker waren nach und nach ſo unerträglich geworden, daß die Reichsverordnung vom 16. Auguſt 1731 androhte: „Man werde gezwungen ſein, alle Zünfte insgeſammt, überhaupt und völlig abzuſchaffen.“

Jede einzelne Zunft ſuchte das Publikum möglichſt auszubeuten. Dabei war unter den verſchiedenen Zünften ſteter Hader, weil jede ihren Bereich möglichſt auszudehnen trachtete. Schon die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot die Koalitionen der Zunfthandwerker, um die Preiſe willkürlich zu verabreden. Auch das Verhältnis zwiſchen Meiſtern und Geſellen war durchaus nicht ſo friedfertig, wie es vielfach dargeſtellt wird. Die heutigen Strikes, die man als einen Auswuchs der modernen Zuſtände betrachtet, wurden früher gar häufig praktiziert. Bald verabredeten ſich die Meiſter gegen die Geſellen, bald dieſe gegen jene. Hier wollten die Meiſter den Geſellen Lohnherabſetzungen, längere Arbeitszeit, drückendere Bedingungen, ſchlechtere Verköſtigung aufzwingen, dort ſtanden die Geſellen in Maſſe aus, um von den Meiſtern beſſere Konditionen zu erzielen.

Die Reichsregierung mußte ſchon frühe gegen die dadurch verurſachten Übelſtände einſchreiten. Unter anderen beſchäftigen ſich die Reichstage von 1530, 1548 und 1577 mit der Abſtellung „der bei denen Handwerkern insgemein eingeriſſenen Mißbräuchen.“ Alles half aber nichts, weßhalb man im Jahre 1731 genötigt war, eine Reichsgewerbeordnung zu erlaſſen, in welcher die Aufhebung aller Zünfte angedroht war. „Das faſt gemein gewordene Auftreiben der Geſellen“ — die heutigen Koalitionen der Arbeitgeber — „wie auch der Geſellen unvernünftiges Aufſtehen und Austreten“ — die heutigen Strikes — müßten gänzlich wegfallen, und hierdurch die Wurzel des ganzen eingeriſſenen Unweſens aus dem Grunde gehoben werden!“

Die Rohheit und die Unbotmäßigkeit der arbeitenden Klasse war früher viel stärker wie heute. Beständig mußte die Obrigkeit einschreiten „gegen die unerträglichen durch die Handwerksgesellen verursachten Ruhestörungen, die sie durch Zusammenrottiren und nächtliches Umbschweifen auf den Gassen, als auch durch Schimpfieren, Herausfordern, Schlägereien und Thätlichkeiten begehen.“ Die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot das übermäßige Trinken, welches überall überhand nehme, und wodurch „Gotteslästerungen, Mord, Todtschlag, Ehebruch und dergleichen viele Übelthaten und Laster entstehen“.

Am 16. Februar 1688 erließ der Frankfurter Senat ein Strafedikt „gegen die Hausföhne, Handlungs-Lehrlinge und andere junge Bursche, welche an Sonn- und Werktagen mit liederlichem Gesindel in Wein-, Bier- und Pasteten-Häusern, item Garküchen und allerhand Winkel, ja sogar unehrbaren Orten mit Fressen, Sauffen, Retschen und Spielen und anderen Üppigkeiten sich herumtreiben.“

So geht es fort in den alten Gesetzessammlungen mit Klagen und Strafandrohungen gegen alle möglichen Frevelthaten.

Wäre eine Kriminalstatistik von früher vorhanden, so würde die heutige Zeit in viel besserem Lichte erscheinen.

Wenn wir auch heute an gar manchen sozialen und wirtschaftlichen Kalamitäten kranken, so übersehe man doch nicht, daß wir heute viel edlere und vollkommenere Ziele anstreben, als je vorher. Es gilt, der breiten Masse des Volkes eine auskömmliche Lage zu verschaffen, es ist ein sittliches Ziel, das unseren heutigen Wirren zu Grunde liegt.

Die deutsche Reichsregierung hat sich ein großes Verdienst schon lediglich durch die Thatsache erworben, daß sie die Frage einer Aufbesserung der materiell schwach Situierten auf die offizielle Tagesordnung gesetzt hat. Sicher ist, daß in unseren modernen Bestrebungen: die Rechtsgleichheit aller Bürger durchzuführen, und Allen ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, sowie die geistigen und sittlichen Kräfte des ganzen Volkes zur Entfaltung und Bethätigung zu bringen, mehr

wahrhafte Religioſität enthalten iſt und latent wirkt, als je in den Geſtaltungen der Vorzeit zum Ausdrucke kam.

In der Sitzung am 31. Mai 1886 ſprach Herr Dr. L. Neuſtadt über: Finanzielle und Rechtszuſtände in Ungarn zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Der Referent, welcher die zügelloſe Wirtſchaft am Hofe, im Beamtentum, unter der Bevölkerung einer eingehenden Beſprechung unterzog, machte es ſich namentlich zur Aufgabe den verſchiedenen Einfluß deutſcher Anſiedlungen in den Donauländern zu ſchildern; für die Finanzpolitik: die induſtriellen Anlagen der Fugger im Karpathengebiete, für den landwirtſchaftlichen Betrieb: die Koloniſationsverſuche des Markgrafen Georg von Brandenburg, eines Enkels von Albrecht Achilles, der durch ſeine Mutter, eine Schweſter des ungariſchen Königs Wladislaw, an den Hof gekommen und durch eine reiche Heirat mit der Gräfin Beatrice von Frangipani zu großem Grundbeſitz gelangt war. Der Unterſuchung lagen zwei noch ungedruckte umfangreiche Aktenſtücke zu Grunde, von denen das eine in einer Denkſchrift die finanziellen Unternehmungen der Grubenkönige beleuchtet, das andere in einer Reihe von Inſpektions-Berichten der markgräflichen Beamten das ſtrenge Regiment zeigt, das der Hohenzoller nach Ungarn gebracht hat.

III. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

In der Zeit vom 1. Januar bis 31. Mai 1886 wurden sechs Sitzungen des Verwaltungs-Ausschusses abgehalten, nämlich am 12. Januar, 29. Januar, 26. Februar, 28. Februar, 26. März und 17. Mai. Da der Vorsitzende Herr Dr. jur. Otto Speyer seine Stelle niederlegte, so wurde in der Sitzung am 26. März beschlossen, dessen Stelle offen zu lassen und den stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Dr. jur. Jakob Rießer mit der Vertretung des Hochstifts bis zur nächsten ordentlichen Hauptversammlung zu betrauen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß trat in derselben Zeit siebenmal zusammen: am 15. Januar, 12. Februar, 12. März, 13. März, 2. April, 9. April, 14. Mai.

Die Kommission für stil- und zeitgerechte Herstellung und Einrichtung des Goethehauses hielt an folgenden Tagen Sitzungen ab: 10. Januar, 3. Februar, 26. Februar, 25. März, 5. April, 5. Mai.

Von den Akademischen Abteilungen wurden an folgenden Tagen Sitzungen gehalten:

Geschichte: 25. Januar, 15. Februar, 8. März, 10. Mai, 24. Mai.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: 12. Januar (Öffentliche Sitzung), 10. Februar, 31. März, 13. Mai.

Allgemeine Naturwissenschaften: 19. Januar, 9. Februar (Öffentliche Sitzung), 16. März, 6. April, 18. Mai.

Neuere Sprachen: 28. Januar, 25. Februar, 25. März, 27. Mai.

Schöne Wissenschaften: 12. Januar, 10. Februar, 10. März, 7. April, 19. Mai.

Soziale Wissenschaften: 4. Januar, 18. Januar, 1. Februar, 15. Februar, 25. Februar (Juristische Sektion), 1. März, 15. März (Öffentliche Sitzung), 29. März, 6. April (Juristische Sektion), 12. April, 17. Mai, 31. Mai.

Monatssitzungen mit Vorträgen fanden statt: am 24. Januar, 21. Februar, 28. März, 18. April, 23. Mai.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist

vom 1. Januar bis 31. Mai 938 Eingänge auf, denen 1084 Ausgänge gegenüberstehen.

In derselben Zeit wurden 44 neue Mitglieder aufgenommen, 24 erklärten ihren Austritt oder mußten als verschollen erklärt werden und 10 verloren wir durch den Tod.

1. Neu eingetretene Mitglieder:

1. Herr Dr. Ernst Auerbach, Referendar, hier. (SzW.)
2. „ Dr. M. Auerbach, „ „ (SzW.)
3. Frau Hanna Baer, Witwe, „
4. Herr Friedr. Wilh. Battenberg, Pfarrer, hier.
5. „ Julius Bantz, Lehrer, „
6. „ Hermann Deskau, Reallehrer, Bockenheim.
7. „ Hermann Dobriner, Lehrer, hier. (N.)
8. „ Dr. Alfred Feilchenfeld, Lehrer, hier.
9. „ Berthold Frank, „ „
10. „ August Frenzel, Polizeisekretär „ (SchW.)
11. „ Dr. Hugo Goldschmidt, Rechtsanwalt, hier.
12. „ Dr. Julius Grünschild, Referendar, „ (SzW.)
13. „ Wolfgang Hauschtek, Redakteur, Berlin.
14. „ Karl Holland, Rentier, hier.
15. „ Fritz Freiherr von Holzhausen, k. k. Hauptmann a. D., hier.
16. „ Dr. Max Joel, Lehrer, hier. (N.)
17. „ Rudolf Kahn, Kaufmann, hier.
18. Frau Johanna Katz, Witwe, hier.
19. Herr Ludwig Klug, Chefredakteur, Stettin.
20. „ Julius Köbig, Kaufmann, hier.
21. „ Dr. Meißner, Referendar, „ (SzW.)
22. „ Alfred von Neufville, „ (K.)
23. „ Hermann Oelsner, Rechtsanwalt, hier.
24. „ Dr. Rudolf Oesten, Kandidat des höheren Schulamts, hier. (NS.)
25. Frau S. L. Osterrieth-von Harnier, hier.
26. Herr Eugen Raspi, Schriftsteller, Wien.
27. „ Dr. Ernst Reuß, Gymnasiallehrer, hier.

28. Herr Eduard Rießer, Kaufmann, hier.
29. Frau Selma Roedelheimer-Weill, „
30. Herr Hermann Roth, Kaufmann, „
31. „ Ludwig Sailer, Premierlieutenant a. D., München
32. „ Dr. C. E. Schellhaß, hier. (G.)
33. „ Karl Schlund, Kaufmann, hier.
34. „ Max Schulz, Lehrer, „
35. „ Emil Strauß, „ „ (N.)
36. „ Telesfor Szafranski, Redakteur, Marienburg in Westpr. (SchW.)
37. „ Dr. Walter Waldschmidt, Referendar, hier. (SzW.)
38. „ Dr. Theodor Weiffenbach, Oberlehrer, hier. (N.)
39. Frau Margaretha Werckmeister, hier.
40. Herr Gustav Wertheim, Lehrer, „ (N.)
41. „ Karl Wertheim, Rechtsanwalt, „
42. „ Julius Wertheimber, Kaufmann, „
43. „ Dr. Eduard Wolff, Oberlehrer, „
44. „ Max Ziegert, Buchhändler, „ (Sch.W)

2. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Bernhard von Neher, Direktor a. D., gestorben in Stuttgart am 17. Januar 1886.
2. J. A. Tichatschek, Kammersänger a. D., gestorben in Dresden am 18. Januar.
3. Karl M. Rübenach, Kaufmann, hier, gestorben am 20. Januar.
4. Friedrich Wilhelm Steitz, Lehrer, hier, gestorben am 21. Januar.
5. Dr. med. August Schott, prakt. Arzt, hier, gestorben am 27. Februar.
6. Georg Friedrich Stößel, Architekt, hier, gestorben am 12. März.
7. Dr. Joseph von Scheffel, gestorben in Karlsruhe am 9. April.
8. Wolfgang Hauschtek, Redakteur von Berlin, gestorben zu Rom am 2. Mai.

9. Joſeph Albert, Hofphotograph in München, geſtorben am 5. Mai.
10. Dr. Leopold von Ranke, geſtorben in Berlin am 23. Mai.

IV. Nachträge.

Zu S. 267: in die Abteilung K wurden ohne Stimmrecht weiter aufgenommen:

Herr Dr. L. Neuſtadt, hier.
„ Dr. Berthold Stern, hier.

V. Mitteilungen und Anzeigen.

Nachdem jetzt das Goethehaus in Weimar mit seinen Sammlungen als „Goethe-National-Museum" dem deutschem Volke erhalten bleibt, dürfte eine Mitteilung im „Frankfurter Journal" vom Jahre 1842 (Nr. 213, 9. August) von einigem Interesse sein. Wir verdanken diese, der „Allgemeinen Zeitung" entnommene, Notiz dem Herrn Stadtrat Dr. Flesch, und verfehlen nicht, sie den Mitgliedern des Hochstiftes hiermit zur Kenntnis zu bringen:

„Weimar, 1. August. Aus sehr achtbarer Quelle kann ich Ihnen melden, daß der Vorschlag, das Goethesche Haus mit seinen Sammlungen als Nationaldenkmal herzustellen, der Ausführung nahe ist und zwar in würdiger, angemessener Weise. Drei große Fürsten Deutschlands wollen das Unternehmen fördern, und, damit es ein wahrhaft nationales werde, es dem deutschen Bunde zur Ausführung übergeben. Wie schon früher gemeldet, zeigen sich die Goetheschen Erben dem sie selbst ehrenden Unternehmen nicht ungünstig. (A. Z.)

Wie bereits auf Seite 259 erwähnt, hat Herr Professor Dr. Oelsner der Abteilung für Geschichte den Entwurf eines Schreibens vorgelegt, welches die historischen Vereine und Institute zur Unterstützung der aufs neue herauszugebenden Bibliotheca historica angehen sollte. Ein solches Rundschreiben ist inzwischen versandt worden und der Erfolg ist bis jetzt ein recht befriedigender. Um aber das fernere Erscheinen dieses für die Geschichtsforschung fast unentbehrlichen Hilfsmittels sicher zu stellen, dürfte eine rege Beteiligung auch von Seiten einzelner Geschichtsfreunde und -Forscher erwünscht sein.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß erlaubt sich deshalb diejenigen geehrten Mitglieder des Hochstifts, welche sich für dieses wichtige Nachschlagewerk interessieren, darauf aufmerksam zu machen, daß bei einer Zeichnung von 15 Mark jährlich ein Exemplar der Bibliotheca historica von der Verlagsbuchhandlung

ohne weitere Nachbezahlung geliefert wird. Wer nicht in der Lage oder Willens ist, einen derartigen Beitrag zu leisten, kann das Unternehmen damit fördern, daß er sich zum Abonnement verpflichtet. Die Höhe des dafür zu entrichtenden Betrags konnte von der Verlagshandlung noch nicht festgestellt werden, wird aber sich genau nach der Zahl der Abonnenten richten: je mehr Abonnenten, desto geringer das Abonnement.

Der unterzeichnete Ausschuß teilt mit, daß eine größere Anzahl von Mitgliedern des Hochstiftes eine Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik sowie daß eine andere Reihe von Mitgliedern eine Abteilung für Alte Sprachen zu bilden geneigt sind. Ferner hat sich zu einer Sektion der Abteilung für Soziale Wissenschaften eine Anzahl von juristisch gebildeten Mitgliedern vereinigt. Es werden hiermit die hiesigen und auswärtigen Mitglieder des Hochstiftes, welche befähigt und geneigt sind, sich an den Arbeiten einer dieser Abteilungen in der im § 16 unserer Satzungen vorgesehenen Weise zu beteiligen, eingeladen ihren Beitritt durch Zuschrift an den Herrn Verwaltungsschreiber zu erklären.

Der Satz 16 heißt: „Alle diejenigen Mitglieder, welche selbstthätig an den Bestrebungen des Hochstifts durch Abhaltung von Vorträgen, Abfassung wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeiten oder in sonstiger Weise sich beteiligen, bilden eine besondere Akademische Abteilung."

Diese Akademische Abteilung gliedert sich in Fachabteilungen, von welchen bis jetzt bestehen: die Abteilungen für Geschichte, für Bildkunst und Kunstwissenschaft, für Naturwissenschaft, für Neuere Sprachen, für Schöne Wissenschaften, für Soziale Wissenschaften. Auch zum Zutritt zu diesen Abteilungen werden die Mitglieder des Hochstiftes, welche nach Satz 16 sich an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen wollen, hiermit erneut eingeladen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

VI. Einsendungen.*)

Vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1886 gingen nachstehende Bücher ein. Den geehrten Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Philosphie.

*Baissac, Jules, la vie après la mort. Éternité et immortalité. Paris, J. Rothschild, 1886. 8°.

Krause und Leonhardi, eine größere Reihe ihrer Schriften. Eingesandt von Herrn Theodor Busch in Dresden.

Geschichte.

Armbrust, L., Die territoriale Politik der Päpste von 500 bis 800. Göttingen, Dieterichsche Universit.-Buchdruckerei, 1885. 8° (Dissert.)

Diese sowie alle folgenden Dissertationen verdanken wir der gütigen Zuwendung des Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

Borée, Willy, Heinrich VIII. von England und die Kurie. Göttingen, Dieterichsche Univ.-Buchdruckerei, 1885. 8°. (Dissert.).

Geschichtsblätter, Hansische. Hersg. vom Verein für hansische Geschichte. Jahrg. 1885. Leipzig, Dunker & Humblot, 1885. 8°. Eingef. von Herrn Prem.-Lieut. Eggers in Harburg.

Hartung, J., Die Territorialpolitik der Magdeburger Erzbischöfe Wichmann, Ludolf und Albrecht. Erster Teil. Schönebeck, Druck von Wulfert, 1885. 8°. (Dissert.)

Leibnizens Entwürfe zu seinen Annalen von 1691 und 1692. Herausg. von Ed. Bodemann. Festschrift zur 50jähr. Jubelfeier des histor. Vereins für Niedersachsen. Hannover, Hahnsche Buchhandl., 1885. 8°. Eingef. von Herrn Prem.-Lieut. Eggers in Harburg.

†Mitteilungen des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Leisnig im Königreich Sachsen. 7. Heft. Zusammengestellt und im Auftrag des Vereins herausgegeben von Dr. med. T. M. Müller, Leisnig, Druck von Herm. Ulrich, 1886. 8°.

Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs. Redigiert von Prof. A. Paudler und Prof. J. Münzberger. 9. Jahrg., I. Heft, Böhm. Leipa, 1886. Selbstverlag des Vereins.

*Lepold von Ranke an seinem 90. Geburtstage, 21. Dez. 1885. Ansprachen

---

*) Die mit † bezeichneten Bücher sind Schriften, welche im Austausch gegen die Berichte des Hochstifts geliefert werden, die mit * bezeichneten Geschenke der Verfasser.

und Zuſchriften geſammelt von Theod. Toeche. Als Manuſkript gedr., Berlin, Mittler & Sohn, 1886. 8°.

*Sailer, Ludwig, Bilder aus dem Bayeriſchen Hochgebirge nebſt Beſchreibung der hervorragendſten Orte nach ihrer älteren und neueren Geſchichte, ihrer kulturhiſtor. Bedeutung. München, Cäſar Fritſch, 1884. kl. 8°.

*Teicher, Der franzöſiſche General Johann Baptiſt Kleber einſt Zögling des königl. Bayeriſchen Kadettenkorps. Biogr. Skizze. Militär-Wochenblatt, Jahrg. 1886, No. 19. Berlin, Mittler & Sohn.

†Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins, 7. Bd. 3. und 4. Heft. Aachen, in Kommiſſion bei Benrath & Vogelſang, 1885. 8°.

†Zeitſchrift des hiſtor. Vereins für Niederſachſen, Jahrg. 1885. Hannover, Hahnſche Buchhandlung, 1885. 8°.

†Zeitſchrift der hiſtor. Geſellſchaft für die Provinz Poſen. Redigiert von Dr. B. Eudrulat. I. Jahrg., 3. und 4. Heft. Poſen 1885. 8°.

†Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſche Geſchichte, XV. Bd., Heft 1 und 2. Kiel, Univ.-Buchhandlg., 1885. 8°.

Kunſt.

Katalog zur Führich-Ausſtellung in Kratzau. Kratzau, Druck und Verlag von Ferdinand Thiel, 1885.

†Katalog der im germ. Muſeum befindlichen Gemälde. Nürnberg, Verlag des germ. Muſeums, 1885. 4°.

Kunſt für Alle, I. Jahrg, Heft 15, Mai 1886. München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1886. Eingeſ. v. Verleger.

Lehmann, Hans, Brünne und Helm im angelſächſ. Beowulfliede. Leipzig, Druck von C. G. Naumann, 1885. 8°. (Diſſert.)

*Mauë, C., Die Vereine der fabri. centonarii und dendrophori im römiſchen Reich. 1. Die Natur ihres Handwerks und ihre ſakralen Beziehungen. Mit einem Anhang, enthaltend die Inſchriften. Frankfurt a. M. Mahlau & Waldſchmidt, 1886. 4°.

Portraitwerk, Allgemeines hiſtoriſches. Eine Sammlung von über 600 Portraits der berühmteſten Perſonen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840. Phototypen nach den beſten gleichzeitigen Originalen. Nach Auswahl von Dr. Woldemar Seidlitz. Mit biogr. Daten von Dr. H. Tillmann und Dr. O. Georges. Lief. XLI und XLII. München, Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, 1886. Fol. Eingeſandt vom Verleger.

*Schaefer, Georg, Kunſtdenkmäler im Großherz. Heſſen: Prov. Starkenburg, Kreis Offenbach. Mit vielen Illuſtrat. Darmſtadt, A. Bergſträßer, 1885. Groß 8°.

Scherer, Christianus, De olympionicarum status. Goettingae. 1885. 8°. (Diſſert.)

*Schnorr von Carolsfeld, Carl Veit Hans, Eine Lebens-Skizze des Malers Julius Veit Hans Schnorr von Carolsfeld. Vortrag gehalten zu München in der Stiftsgenossenschaft des freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. am 10. November 1885. München, Druck von Carl Gerber, 1885. 8°.

*Springer, Rudolf. Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Nachschlagebuch enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Altertumskunde ꝛc. 4. verm. Aufl. Berlin u. Stuttgart, Spemann. 1886. 8°.

Literatur.

*Amschl, Alfred. Der Maskenzug der Themis. Feuilleton aus der „Gerichtshalle", Nr. 10, 30. Jahrg. 1886. Wien, Druck von Wallishausser.

*Carlsberg, E. Kaiserlied. Festgedicht zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Königs Wilhelm von Preußen. Mühlhausen in Thür. Felix Lange. 1886. 8°. Eingesandt vom Verfasser Herrn C. Ausfeld in Mühlhausen in Thüringen.

*Felix, Karl. „Erschacht." Konkurrenz-Humoreske. — „Ein Traum auf einsamer Höhe." — „Das Kodizill." Eine Novellette. Nr. 19, 29, 46, und 47 der „Deutschen Sport- und Spiel-Zeitung" 1. Jahrg. 1885. Elberfeld. Verl. R. L. Friedrichs. — „Ein Verhängniß." Erzählung. „Der alte Markt", Erzählung aus dem Leben eines vergessenen Künstlers. Nr. 68—72 und 90—94, 1885, von „Der schwäbische Postbote". Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Augsburg. Liter. Institut von Dr. Max Huttler. — „Herbsttage im Altmühlthal." Harmlose Plaudereien. Nr. 133, 134, 135, 1884, von „Der Sammler", belletrist. Beilage zur Augsb. Abendzeitung. Geschenk des Autors Herrn Bourier in Augsburg.

*Pernwerth von Bärnstein. Festgruß an die Alten Herrn. Akademische Monatshefte. Organ der deutschen Corpsstudenten. III. Jahrg., Heft 26. Stuttgart. A. Bonz' Erben.

*Reumont, Alfred von. Aachener Liederchronik. Mit einer Chronologie der Geschichte Aachens. 2. Ausg. Aachen, J. A. Mayer, 1885. 8°.

*Schultze, Dr. Martin. Nitokris, der Zauberflöte zweiter Teil. Oper in 3 Akten im Anschluß an Schikaneder-Mozart und mit Anlehnung an Goethes Fragment. Musik von Heinr. Aug. Schultze. Textbuch. Als Manuskript gedruckt. Darmstadt. H. Curths & Sohn. 1886. 8°.

*Valentin, Veit. Rede auf Ludwig Börne. Bei dessen 100jähr. Geburtsfeier am 6. Mai 1886 im Auftrag eines Festausschusses Frankfurter Bürger gehalten. Frankfurt a. M., Neumannsche Buchhandlung, 1886. 8°.

Naturwissenschaften und Heilkunde.

Abel, Karl, Ein Beitrag zur Statistik der Mortalität nach Hasenscharten-operationen. Göttingen. Dieterich'sche Universitätsbuchhandlung. 1885. 8°. (Dissert).

†Archiv der deutſchen Seewarte. VI. Jahrg. 1883. Herausgeg. von der Seewarte. Hamburg. Hammerich & Leſſer. 1885. 4°.

Artopé, Ernſt. Beitrag zur Lehre von der Rachitis. Göttingen. Dieterich'ſche Univ.-Buchhandl. 1884 (Diſſert).

†Beobachtungen, Meteorologiſche, in Deutſchland. VI. Jahrg. 1884. Hamburg. Hammerich & Leſſer. 1885. 4°.

†Bericht über die Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft 1885. Mit 3 Tafeln, 2 Karten und verſchiedenen Abbildungen im Text. Frankfurt. Mahlau & Waldſchmidt. 1886. 8°.

†Bericht der Wetterauiſchen Geſellſchaft für die geſamte Naturkunde, zu Hanau, über den Zeitraum vom 1. Januar 1883 bis 31. März 1885, erſtattet vom Direktor derſelben, Friedrich Becker. Nebſt einer biograph. Notiz über Prof. Dr. Lucae zu Frankfurt. Beigabe: Verzeichnis der Fauna und Flora des Kreiſes Rotenburg, a. d. F. von Sanitätsrat Dr. Eiſenach. Hanau. Waiſenhaus-Buchdruckerei. 1885. 8°.

†Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du Dr. Renard. Année 1884, Nr. 4. Année 1885. Nr. 1 et 2. Moscou. Imprimerie de l'Univ. imp. 1884. 8°.

†Feſtſchrift des Vereins für Naturkunde zu Caſſel, zur Feier ſeines 50jähr. Beſtehens. Mit 1 Portrait und 2 Tafeln. Caſſel. L. Döll. 1886. 8°.

†Freſenius, Dr. C. Remigius. Anleitung zur qualitativen chemiſchen Analyſe. Für Anfänger und Geübtere. Mit einem Vorwort von Juſtus von Liebig. 15. Aufl. Mit Holzſtichen. I. u. II. Abtheilung. Braunſchweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1885. 8°.

*Herder, Ferdinandus ab. Catalogus systematicus bibliothecae Horti imperialis botanici Petropolitani. Editio nova. Petropoli 1886. 4°.

*Herder, Ferdinand von. Plantae Raddeanae Monopetalae, Labiatae Juss. Continuatio (vide Bulletin 1884. Nr. 2) 8°.

Hobein, Fritz. Über Benzanhydroiſodiamidotoluol und zwei gebromte Derivate. Göttingen. Dieterich'ſche Univerſitäts-Buchdruckerei. 1885. 8° (Diſſert.).

*Höfer, H., Prof. Über Verwerfungen. Sep.-Abdr. aus der öſterreich. Zeitſchrift für Berg- und Hüttenweſen. Jahrg. 1886. Wien. Verlag des Verfaſſers. 1886. 8°.

†Jahresbericht, Siebzigſter, der naturforſchenden Geſellſchaft in Emden. 1884/85. Emden. Th. Hahn's Wittwe. 1886. 8°.

Kaiſer, Adolf. Über Mononitroderivate der Para- und Meta-acet-amidobenzoëſäure. Alfeld. F. Stegen. 1885. 8°. (Diſſert.).

†Kobelt, Dr. W., Reiſeerinnerungen aus Algerien und Tunis. Herausgegeben von der Senckenb. naturf. Geſellſchaft in Frankfurt a. M. Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M., Moritz Dieſterweg, 1885. Gr. 8°.

Koehler, Otto. Beitrag zur Kenntnis der Para-Xylen-Derivate. Göttingen. Univ.-Druck. v. E. A. Huth. 1885. 8°. (Diſſert.)

Landau. Die Zungenkrebs-Operationen der Göttinger chirurg. Klinik vom Oktober 1875 bis Juni 1885. Göttingen. Dieterich'ſche Univ.-Buchdr 1885. 8°. (Diſſert).

Lengerken, Auguſt von. Die Bildung der Haftballen an den Ranken einiger Arten der Gattung Ampelopsis. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1885. 4°. (Diſſert.).

†Mitteilungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern aus dem Jahre 1885. II. Heft, No. 1119—1132. Redaktion: Dr. J. H. Graf. Bern, bei Huber & Comp., 1885. 8°.

*Müller, Baron Ferd. von, Victorian Branch of the geogr. society of Australasia, January 1886. Melbourne, W. Potter, 1886. 8°.

Oidtmann, Dr. H., Rachendiphtherie und Scharlach nicht anſteckend. Entſtehung dieſer Krankheit aus dem Magen. 2. verbeſſ. Aufl. Linnich, Leipzig und Brüſſel. Verl. von Oidtmann & Comp. 1885. kl. 8°. Eingeſ. von Herrn G. Ch. Heymann in Hamburg.

Plattner, Guſtav, Die Struktur und Bewegung der Samenfäden bei den einheimiſchen Lungenſchnecken. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr., 1885. (Diſſert.)

†Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution. Year 1883. Washington, Government printing office, 1885. 8°.

Rethwiſch, Ernſt, Beiträge zur mineral. und chem. Kenntnis des Rothgültigerzes. Stuttgart, E. Schweizerbartſche Verlagshandlung, 1885. 8°. (Diſſert.)

Stadtländer, Carl, Beiträge zur Kenntnis der am Stempel bei Marburg vorkommenden Mineralien: Analcim, Natrolith und Phillipſit. Stuttgart, E. Schweizerbartſche Verlagshandl., 1885. 8°. (Diſſert.)

Thomen, Guſtav, Beitrag zur Lehre der Leukaemie. Lahr i. Br., Chr. Schömperlen, 1885. 8°. (Diſſert.)

Turner, Wilhelm, Beiträge zur vergleichenden Anatomie der Bixaceen, Samydaceen, Turneraceen, Ciſtaceen und Paſſifloren. Göttingen, Druck von L. Hofer, 1885. 8°. (Diſſert.)

Wellington, Ch., Über die Einwirkung des Formaldehyds auf verſchiedene organ. Amine. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr. 1885. 8°. (Diſſert.)

*Woolls, William, The plants of New South Wales, according to the census of Bar. F. v. Mueller. Sydney, Thomas Richards, 1885. 8°.

Staats- und Volkswirtſchaft.

*Fleſch, Dr. K., Die Wohnungsverhältniſſe in Frankfurt a. M. Gutachten erſtattet dem Verein für Sozialpolitik. (Sep.-A.)

Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht 1885. Frankfurt a. M., im Selbſtverl. der Fr. Handelskammer, 1886. Eingeſ. von der Handelskammer.

Verein für Volkserziehung in Augsburg. Schwäbiſche Kreisausſtellung in Augsburg 1886. Augsburg, Himmerſche Buchdruckerei, 1886. Eingeſ. von Herrn Karl Merker in Augsburg.

Sprachwiſſenſchaft.

Boldt, Heinrich, De liberiore linguae graecae et latinae collocatione verborum capita selecta. Goettingae 1884. (Diſſert.)

Clemens, Aemil. De Catulli periodis. Guelferbyti. 1885. 8°. (Diſſert.)

Dieter, Ferdinand, Über ſprache und mundart der älteſten engliſchen denkmäler der Epinaler und Cambridger gloſſen. Göttingen, Univ.-Buchdr. von E. A. Huth, 1885. (Diſſert.)

Fleiſchhauer, W., Über den Gebrauch des Conjunctivs in Alfreds altengliſcher Überſetzung von Gregors Cura pastoralis. Göttingen, Druck v. L. Hoſer, 1885. (Diſſert.)

Helmers, Gerhard Herm., Über die Sprache Mannyngs of Brune. Göttingen, Druck von L. Hoſer, 1885. (Diſſert)

Liebich, Bruno, Die Caſuslehre der indiſchen Grammatiker. Göttingen, Univ. Buchdr. von E. A. Huth, 1885. (Diſſert.)

Lindo, Richard, De diversis recensionibus Apollonii Rhodii argonauticon. Hannover. 1885. (Diſſert.)

Prinzhorn, Wilhelm, De libris Terentianis, etc. Goettingae 1885. (Diſſert.)

Smyth, Herbert, Der Diphtong Ei im Griechiſchen. Göttingen, Dieterichſche Univ.-Buchdr., 1884.

Varia.

Akademiſche Behörden, Perſonalſtand und Vorleſe-Ordnung an der K. K. Leopold-Franzens-Univerſität zu Innsbruck im Sommerſemeſter 1885/86. Innsbruck, Wagnerſche Univ. Buchdr., 1886. 4°. Eingeſ. von der Univ.

Ankündigung der Vorleſungen der Albert-Ludwig-Univerſität in Freiburg i. Br. im Sommerſemeſter 1886. Freiburg i. Br., Univ. Buchdr. von H. M. Poppen & Sohn, 1886. 4°. Eingeſ. von der Univerſität.

Bericht, Siebenundzwanzigſter des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. Nebſt Anlage. Hamburg 1886. Druck von C. Reeſe, Nachfolger, 1886. 4°. Eingeſ. vom Verein.

Bericht 25. des Vereins Merkur in Nürnberg 1885—86. Nürnberg, Hofbuchdr. von G. P. Bieling-Dietz 8°. Eing. vom Verein.

Bericht 13. des Muſeums für Völkerkunde zu Leipzig, 1885. Leipzig, Frankenſtein & Wagner, 1886. 8°.

Einladungsſchrift zu der im April ſtattfindenden Prüfung der Real- und Volksſchule der iſraelit. Gemeinde zur Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Kumpf & Reis, 1886. 4°.

Einladung zu den öffentl. Prüfungen der I. Abteilung der Volksſchule zu Reudnitz. Reudnitz, A. Hoffmann, 1886. 8°. Eing. vom Herrn Schuldirektor Wittſtock.

Fröbel, Friedrich, Pädagogiſche Schriften herausgegeben von Fr. Seidel, I. Heft. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1883. 8° Einſendung des Herrn Herausgebers.

Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften. Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Vereins zum Wohl der dienenden Klaſſe am 22. Nov. 1885. Frankfurt a. M., C. Adelmann, 1886. 4°. Eingeſ. von der Geſellſchaft.

*Grimm, Wilhelm, Rhapſodiſche Bagatellen. I. Die Grundlage der Stimmbildung für deutſche Rede und Geſang. Schaffhauſen, C. Schoch, 1886. 8°.

†Humboldt-Akademie zu Berlin, Lehrprogramm für das I. Quartal 1886. 8°. Eingeſ. von der Akademie.

Jahresbericht des Kaufmänniſchen Vereins in Frankfurt a. M., 1885. Frankfurt a. M, Gebrüder Fey, 1886. 8°. Eingeſ. vom Verein.

Index scholarum publice et privat. in academia Georgia Augusta, 1886. Goettingae 1886. 4°. Eingeſ. von der Univerſität.

Index scholarum publice et privat. in Universitate Jenensi. Jenae 1886. 4°. Eingeſ. von der Univerſität.

*Klimſch, Karl, Adreßbuch der Buch- und Steindruckereien und der damit verwandten Geſchäftszweige in Deutſchland, Öſterreich-Ungarn, Holland-Luxemburg und der Schweiz. Frankfurt a. M., Klimſch & Co., 1886. 8°.

Meyer, Ludwig, Feſtrede im Namen der Georg-Auguſta-Univerſität zur akadem. Preisverteilung am 4. Juni 1885. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr., 1886. 4°. Eingeſ. von Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

*Obermann, Prof. Dr., Deutſch-franzöſiſches Handwörterbuch der Sprache des Handels, des Handelsrechts und der Volkswirtſchaft. Leipzig, H. Haeſſel, 1883. 8°.

Ordnung der Vorleſungen an der k. k. deutſchen Carl-Ferdinands-Univerſität zu Prag im Sommerſemeſter 1886. Prag, Statthalterei-Buchdruckerei, 1886. 8°. Eingeſ. von der Univerſität.

Perſonalſtand und Ordnung der öffentlichen Vorleſungen an der Franz-Joſefs-Univerſität zu Czernowitz, Sommerſem. 1886. Czernowitz, Druck v. Rud. Eckhardt, 1886. 8°. Eingeſ. von der Univerſität.

Reden gehalten bei der Inauguration des Rektors der k. k. techn. Hochſchule zu Wien Joh. G. Schoen. Wien, Verl. der techn. Hochſchule, 1886. 8°. Eingeſ. von der techn. Hochſchule.

Reden bei der öffentlichen Feier der Übergabe des Prorektorats der Univerſit. Freiburg. Freiburg i. B., H. M. Poppen & Sohn, 1886. 4°. Eingeſandt von der Univerſität.

Rede zur Feier des 25jähr. Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Kaiſers und Königs im Namen der Georg-Auguſts-Univerſität gehalten von Ulr. von

Wilamowitz-Möllendorf. Göttingen, Dieterichſche Univ. Buchdr. 1886. 4°. Eing. v. Herrn Prof. Dr. Stern in Bern.

*Schiebe und Obermann, Auswahl deutſcher Handelsbriefe für Handlungslehrlinge. 8. verbeſſ. Auflage. Leipzig, Leopold Gebhard, 1885. 8°

*Seidel, Fr., Beſchäftigungsmagazin für Kindergärten 4. und 5. Heft.

Verein, deutſcher, für Kunſt und Wiſſenſchaft in London, Jahresbericht 1885. London, Wertheimer, Lea & Co., 1886. 8°. Eingeſ. vom Verein.

Verein zur Förderung des öffentl. Verkehrslebens, 18. Jahresbericht 1885. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldſchmidt, 1886. 8°. Eingeſ. v. Verein.

Verzeichnis der Vorleſungen auf der Univerſität Leipzig im Sommerhalbjahr 1886. Leipzig, Alex. Edelmann, 1886. 8°. Eingeſ. von der Univerſität.

Vorleſungen an der Geſamt-Univerſität Jena im Sommer 1886. Jena, Druck von A. Neuenhahn, 1886. Eingeſ. von der Univerſität.

Antiquariats- und Auktionskataloge:

Joſ. Baer & Co., hier. — Albert Cohn in Berlin. — A. Einsle in Wien. — Caspar Haugg in Augsburg. — Joſeph Jolowicz in Poſen. — Theodor Kampffmeyer in Berlin. — Kirchhoff & Wigand in Leipzig. — K. F. Köhlers Antiquarium in Leipzig. — W H. Kühl in Berlin. — Lehmann & Lutz, hier. — Bernhard Liebiſch in Leipzig. — Leo Liepmannsſohn in Berlin. — F. A. C. Preſtel, hier. — G. Priewes Antiquariat in Berlin. — Roſenſtein & Hildesheimer in Berlin. — Iſaak St. Goar, hier. — Ludolf St. Goar, hier. — B. Seligsberg in Bayreuth — J. A. Stargardt in Berlin. — Stoll & Bader in Freiburg i. Baden. — Karl Theodor Völcker, hier. — Friedrich Wagner in Braunſchweig. — v. Zahn & Jaenſch in Dresden.

Namen- und Sachregister.

Abassiden 298.
Abdera 195.
Abel, recherches sur la série 328.
Abteilung für Geschichte (G) 34 u. ff. 53. 62. 105 u. ff. 162. 175. 245 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 42 u. ff. 53. 62 119 u. ff. 162. 175. 268 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Naturwissenschaften (N) 46. 53. 143. 162. 175. 296 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Neuere Sprachen (NS.) 46 u. ff. 54. 62. 143 u. ff. 162. 175. 330 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW.) 48 u. ff. 53. 62. 146 u. ff. 162. 175. 341 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW.) 49 u. ff. 53. 62. 152 u. ff. 162. 175. 256. 354 u. ff. 380. 385.
Abteilung für Alte Sprachen 175. 385.
Abteilung für Wissenschaftliche Pädagogik 175. 385.
Acta Eruditorum 258.
Acta Tomiciana 261.
Adam von Bremen 255.
Adler, Helene 163.
Administration des Städelschen Kunstinstituts 270 u. ff.
Aether 307 u. ff.
Affektionswert im Recht und in der Nationalökonomie 360 u. ff
Ahasver 342 u. ff.
Airy 320.
Akademie, Ungarische 110.
Akademie der Wissenschaften zu Berlin 87. 88.
Akademische Kunstübung 236.
Akademischer Gesamt-Ausschuß 155. 162. 175. 176. 180. 272. 380. 384. 385.
Al-Basra 298.
Albert, Joseph 383.
Albrecht Achilles 246 u. ff. 379.
Albrecht Alcibiades 253.
Albrecht von Braudenburg, Erzbischof zu Magdeburg 248.
Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens 247. 248.
Alexander der Große 196. 206 u. ff.
Al Hâkim 300.
Alhazen 296 u. ff.
Alhazensche Aufgabe für sphärische Kouvex- und Konkavspiegel 296 u. ff.
Amöneburg 38.
Amschl, Alfred 388.
Ananias 343.
Anaxagoras 198.
d'Angers, David 128.
Anna, Prinzessin von Ungarn 263.
Annalen, Wormser 106 u. ff.
Annalist, Metzer 100.
Ansbach 247 u. ff.
Anselm Franz, Fürst von Thurn und Taxis 52.
Anten 255.
Antisthenes 202 u. ff.
Arbeiterkolonien 357. 367.
Arbeitslohn 358. 359.
Architekten- und Ingenieur-Verein zu Frankfurt a. M. 269 u. ff.
Architektur der italienischen Renaissance 285 u. ff.
Archiv zu Bamberg 246 u. ff.
Archiv, Frankfurter 96. 97. 103.
Archiv zu Jägerndorf 251. 252.
Archiv zu München 252.

Archiv des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg 254.
Archivaufder Plaſſenburg 245 u. ff.
Archiv, rheiniſches 40.
Ariſtoteles 22. 196. 207 u. ff.
Arkadius 113.
Armenpflegertag in Bremen 153.
Armenſtatiſtik des deutſchen Reiches 367.
Arnim, Bettina von 93. 94.
Arnim, Fräulein von 76.
Arnold, Oberbaudirektor in Darmſtadt 293.
Arnold, Buchhändler in Dresden 238.
Arnold, Geſchichte der deutſchen Freiſtädte 363.
Aroufein, Philipp 144. 163.
Aſcher 32.
Askenaſy 273.
Athen 196 u. ff.
Attika 197.
Au, Goldne 87.
Auer, Karl von 327.
Auerbach, Ernſt, 354. 381.
Auerbach, M. 354, 381.
Auerſches Gasglühlicht 323. u. ff.
Auger, C., Fräulein 163.
Augsburg 172. 355. 388. 391.
Auguſtinus, d. heilige 19.
Ausfeld, C. 388.
Ausſtellung von Werken Führichs 58. 61.
Ausſtellung von Werken Ludwig Richters 292.
Aventin, annales Boiorum 258.
Bacon, Roger 297.
Bachr. der deutſche Zivilprozeß 373.
Baer, Berthold 163.
Baer, Hanna, Witwe, 381.
Baer, Joſeph 174.
Baeyer, von 64.
Bahnſen 32.
Bajazet, Sultan 265.
Baier, Chr. 163.
Bailie 320.
Baily 320.
Baiſſac, Jules 386.
Bakács, Kardinal 264.
Baltimore 326.
Bamberg 254.
Bamberger Archiv 246 u. ff.
Banner, Max 47. 63. 144 u. ff.
Barfüßerkirche in Frankfurt a. M. 149 u. ff.
Baſel 106. 364.
Battenberg, Friedr. Wilh. 354. 381.
Bauerbach 69. 77. 350.
Bauern der öſtlichen Provinzen Preußens 65 u. ff.
Baumann, Adolf 47. 144.
Baumgartner, Alex. soc. J., Goethe etc. 147.
Bautz, Julius 381.
Bautz, Otto 157.
Bayreuth 247 u. ff.
Beatrice, Gräfin von Frangipani 379.
Beatus Rhenanus 258.
Beck, Gottfried, Stadtrat 13.
Beck, Heinrich 82. 83.
Becker, Adelheid, Fräulein 163.
Becker, C., Konſul 269 u. ff.
Beckerath, A. von 281.
Beer, Adolf 163.
Behriſch, C. W., das Fräulein ohne Herz 58.
Beneſch von Weitmühl 34. 36.
Benkard, W. E. 354. 362.
Berch, E. 47.
Berg, Juſtizrat 119. 157.
Berger, Joſeph 143.
Bergmann, Prof, Marburg 8.
Bergſtraeßer, Arnold 293.
Bericht der Reviſoren 155.
Berichte des Hochſtifts 60. 61.
Berlin 87 88. 96. 97. 119. 170. 171. 180. 252. 254. 281. 381. 382.
Bern 169 u. ff. 386.
Bernheim, E. 116.
Berthold, R., Holzſchneider 44.
Beſſel 319.
Bettina von Arnim 93. 94.
Beulwitz, Karoline von 77.
Bevölkerungsſtatiſtik deutſcher Städte im Mittelalter 362 u. ff.
Bewegung der Mitgliedſchaft 156.
Bibliotheca historica 38. 39 58. 105. 259. 384.
Bibliothekar 55. 56.

Bibliothekar, stellvertretender 57.
Bidera, Marino Falieri 334.
Biedermann, Woldemar Frhrr. von, 215. 221. 225.
Bilanz-Konto 160. 161.
Bilderbogen, Kunsthistorische 123.
Bildnis der „Frau Rat" 128 u. ff.
Bilharz 32.
Bingen, 106.
Binomischer Lehrsatz 328 u. ff.
Birmingham 323.
Bischof von Bamberg (1554) 253.
Bismarck 21.
Blecken, Karl 163.
Blum, Rosalie, Fräulein 163.
Bockenheim 381.
Bode, Paul 143. 163. 282. 296 u. ff.
Bodenstedt 233.
Bodesheim, Ferdinand 163.
Bodmer 349.
Böcker, Ewald 48. 146 u. ff. 346.
Böhmer, Joh. Friedr. 35. 37. 88. 90. 96. 101. 102. 108.
Boehmer, Fontes 34.
Böhmer, Wilhelm 163.
Börse, neue, in Frankfurt a. M. 290.
Boesche, Gustav 163.
Bousini, ungarische Geschichte 267.
Bonstetten 257.
Boppard 106.
Bopparder Kurfürstentag (1404) 119.
Bourier 388.
Borberger 350.
Brakteaten des Odenwalder Fundes 38.
Braun, Heinr. 180.
Braun, Julius W. 57. 170.
Braun, R. 171.
Braun, Wunibald 163.
Braunfels, Ludwig 64. 167.
Braunschweig, Friedrich Herzog von 118.
Bremen 153.
Brentano, die Arbeiterversicherung 358.
Breslau 251. 252.
Breton, Jules Adolphe 44.
Bromeis, H. 172.
Brücke, P., Die Entwicklung der Reichsstandschaft der Städte 260.
Brunelleschi 286. 287.
Brutus 267.
Bücher, Prof., 364. 365.
Bücher, Berechnung d. Frankfurter Bevölkerung f. 1387 u. 1440, 364.
Büchner, Alexandre, 170.
Büchner, Ludwig, Prof. 296.
Buecking, Wilhelm 163.
Bulle, Goldene 110 u. ff.
Bund, Marbacher (1405) 117. 118.
Bunsen 327.
Burckhardt, Jacob 286.
Burghold, Julius 163. 354.
Busch, Ph. G. Emil 163.
Busch, Theodor 386.
Buzlai, Moyses 262.
Byron 181 u. ff. 332 u. ff.
Byrons Marino Falieri 48. 332 u. ff.
Cabat, Louis 43.
Cadolzburg 249.
Cahn, Moritz 157.
Cahn, Sebastian 163.
Cahn-Blumenthal, Heinr. 163.
Canova 128.
Cantor 297. 298.
Carion 258.
Carlini 320.
Carlsberg, E. 388.
Carstens 128.
Carteſius 19.
Cassel 164. 172.
Caumont, A. 47. 330. 333.
Cavendish 320.
Celtes, Konrad 258. 363.
Cer 327.
Ceritmineral 327.
Chemnitz 258.
Christus 345 u. ff.
Chun, Rektor 154.
Clerck, Auguste 63.
Coblenz 40.
Cohn, Oswald 47. 63.
Collegium historicum Imperiale 258.
Colocsa 265.
Constantin, Prinz von Weimar 221.
Cornelius 128. 237. 238.
Cornill 32.
Cornill, Otto 155. 269.
Cornu 320.
Corot, Camille 43.
Courbet 45.

Graz, J. 161.
Cronſtettiſches Damenſtift 138.
Cuers, H. 47.
Cuno de Liche 38.
Curtius, Prof. 282.
Cuſpinian 258. 265.
Cyniker 202 u. ff.
Cynismus 202 u. ff.
Dahlmann 101.
Dalberg 71.
Damenſtift, Cronſtettiſches 138.
Dankenfeld, Schloß 68.
Dann, Leopold 163.
Dantan 45.
Darmſtadt 69. 180. 293.
Daubigny, François 43.
Degas 45.
Delacroix 128.
Delaroche 128.
Delavigne, Caſ., Marino Falieri 333 u. ff.
Delitzſch, Franz, Prof 138 u. ff.
Deluc 313.
Demokrit von Abdera 195. 196. 209.
Denkſchrift, ungariſche, aus dem 16. Jahrhundert 261 u. ff.
Deskau, Hermann 381.
Detloff, Adolf 163.
Deutſche Reichstagsakten 115 u. ff. 260.
Deutſche Verfaſſungsgeſchichte 260.
Deutz, Julius 163.
Deutz, Martin 163.
Didym 327.
Dietz, Wilhelm 47. 63.
Diogenes 205.
Direktor des Städelſchen Kunſtinſtituts 269 u. ff.
Dispositio Achillea 247.
Dobriner, Hermann 296. 381.
Dohme, R. 127. 281.
Dohme, Kunſt und Künſtler des 19. Jahrhunderts 125 u. ff.
Don Juan 342. 345.
Donizetti, Marino Falieri 334.
Dounborf 87. 89.
Donner-von Richter 155. 269 u. ff.
Dorguth 32.
Dortmund 324.
Doß 32.
Drehwald, Karl 163.
Dreieichenhain 122.
Dresden 76. 97. 238. 241. 355. 364. 382. 386.
Droyſen 209. 245.
Drury Lane-Theater 335.
Dſchudaiſab ûr 298.
Dubravsky 267.
Ducamp, Maxime, la charité privée à Paris 49.
Dudulaeus, Chrysostomus Westphalus 344.
Dürer 241.
Düſſeldorf, ſ. Staatsarchiv.
Duez 45.
du Prel 32.
Dwight 324.
Dziatynski, Graf Titus 261.
Eberhardt, Anton 163.
Eberhardt, Franz 163.
Les echecs amoureux 340.
Eckermanns Geſpräche mit Goethe 12. 186.
Eckermann 190.
Eckert, über Verpflegungsſtationen und Arbeiterkolonien 367.
Eckhard, Robert 119. 163.
Edda, 345.
Edeſſa 297.
Edinger, Ludwig 105. 163.
Eggers, R. 128. 168. 386.
Eheberg 364.
Ehrenberg, H., Der deutſche Reichstag in den Jahren 1273—1378, 260.
Eidesformalitäten der geiſtlichen u. weltlichen Kurfürſten 112.
Einhardbaſilika zu Seligenſtadt 121. 294.
Einſendungen von Büchern 169 u. ff. 386 u. ff.
Eiſenhard, Frau Karoline, geb. Grünewald 148.
Eitzen, Paulus von 344. 345.
Eliſabeth, Prinzeſſin von Polen 262.
Emeſa 297.
Enders 112.
Engel, Karl 170.
Entwicklung des italieniſchen Städteweſens im Mittelalter 38. 39.
Epheſus, Konzil von (431) 297.

Epstein, J. H. 153. 362. 373.
Epstein, Theobald 143. 163. 316 u. ff.
Eratosthenes 209.
Erfurt 79.
Eschenheimer Turm 134.
Essen 324. 327.
Essenwein, A. 39. 40.
Euklid 298 u. ff.
Euler, Heinr. Ludw. 157. 167.
Euler (Mathematiker) 309.
Eutin 129. 167.
Eymer, Maler 157.
Fabel, Carl 163.
Fachabteilungen, akademische 385. S. auch Abteilungen.
Fahnenjelm 326.
Familienarchiv, Goethesches 138 u. ff.
Faulhaber, B., Geschichte der Post in Frankfurt a. M. 49 u. ff.
Faust 342 u. ff.
Faustsage 341 u. ff.
Fechner 314.
Fechner, Wilhelm 163.
Fejérs Codex diplomaticus 109. 110.
Feilchenfeld, Alfred 381.
Felix, Karl 388.
Fenger, G. H. 163.
Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich 263.
Ferdinand, deutscher König 250.
Ferienkolonien 355 u. ff.
Fichte 8. 30 u. ff.
Fielitz 211 u. ff.
Fischer 297.
Fischer, August 47. 63. 231.
Fischer, Prof. Karl 34.
Fischer, H., Die Teilnahme der Städte an der Reichsheerfahrt 260.
Fischer-Dückelmann, Frau Anna 163.
Fitger, Arthur, Bearbeitung des Byronschen Marino Falieri 334. 340.
Fittica, Professor 143.
Flacius Illyricus, Magdeburger Centurien 258.
Flersheim, Albert 164.
Flesch, K., 153. 354 u. ff. 367. 384. 390.
Florenz 96. 186. 288.
Förster, Ernst 63.
Fontes rerum Bohem. 34.
Frachtarife 154.
Français, Louis 43.
Frangipani, Gregor, Graf von 265.
Frangipani, Graf Peter von 264.
Frangipani, Gräfin Beatrice von 379.
Frank, Berthold 381.
Frank, Sebastian, 374.
Frankenberger, Erhard 250 u. ff.
Frankfurt a. M., 32. 33. 38. 39. 40. 43. 96. 97. 103. 106. 134. 135. 139. 148 u. ff. 154. 246. 269 u. ff. 289 u. ff. 324. 326. 355. 356. 362. 364 u. ff. 375. 376.
Frankfurt a. M., Gasbeleuchtung (1828) 323.
Frankfurt a. O. 87. 92.
Frankfurter Archiv 96. 97. 103.
Frankfurter Hof zu Frankfurt am Main 290.
Frankfurter Künstlergesellschaft 269 u. ff.
Franz I. von Frankreich 92.
Frauenstädt, Julius 32.
Freher 34. 258.
Frenzel, August 296. 341.
Fresenius, Pfarrer 148. 149.
Fresenius, Remigius 389.
Freudenberg, W., Marino Falieri 334.
Friedberg 106. 152.
Friedländer, Dagobert 354.
Friedleben, Auguste, Frau 164.
Friedlieb 257.
Friedmann, Heinrich 152. 164.
Friedrich I., Kaiser 38.
Friedrich II., Kaiser 106.
Friedrich von Brandenburg (Ansbach) 247.
Friedrich von Brandenburg, Domherr zu Würzburg 248.
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 249.
Friedrich der Große 66. 245.
Friedrich, Herzog von Braunschweig (1400) 118.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 245.
Frimmel, Th. 128.
Fritsch, A. 47. 63.
Frohschammer, J. Prof. 168.
Führich 58. 61. 128.

Fünfkirchen 261. 264.
Fürst Primas 52.
Fugger, 379.
Fulda, Jakob 164.
Futurbildung, romanische 332.
Galeazzo, s. Visconti.
Gauerbschaft Alten-Limburg 138
Gangleri 345.
Gangrado 345.
Gantter, Eugen 164.
Garve 313.
Gasbeleuchtung 323.
Gasglühlicht 323 u. ff.
Gefängnisarbeit 153.
Gehe, Franz Ludwig 355.
Gehe-Stiftung 355.
Gelnhausen 106.
Geographie, mathematische 316.
Georg von Brandenburg 247 u. ff. 264. 267. 379.
Georg Friedrich von Brandenburg 253.
Gerhardt, Paul 349.
Gerheuser, Gustav 164.
Gérieault 128.
Gering, Privatier 157.
Gerstenbergs Ugolino 349.
Gerver 45.
Gervinus 98. 101.
Gesamt-Ausschuß, Akademischer (AGA) 52 u. ff. 62. 155. 162. 380. 385.
Gesandtschaftsberichte, Kurfürstliche 97.
Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 34.
Gesellschaft, Polytechnische 61.
Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 255.
Gesellschap, Prof. 281.
Gesetze, alte, und Verordnungen 375 u. ff.
Getz, Gustav 164 173.
Gewicht, spezifisches, der Erde 316 u. ff.
Gewinn- und Verlust-Konto 158. 159.
Geyso, Franz von, 164.
Giesebrecht 102.
Gleichen-Rußwurm, Freifrau von, 83.
Görlitz 112.
Goethe, 8. u. ff. 25. 32. 58. 59. 80. 83. 129 u. ff. 137 u. ff. 181 u. ff. 210 u. ff. 341 u. ff. 349.
Goethe, Joh. Caspar 130. 148.
Goethe, Frau Rat 58. 128 u. ff.
Goethe, Cornelia 129. 150. 151.
Goethe, Friedrich 149. 151.
Goethe, Hermann Jakob, Zinngießermeister 148 u. ff.
Goethe, Johann Andreas 152.
Goethe, Johann Christian 152.
Goethe, Johann Friedrich 151.
Goethe, Ottilie von, 131.
Goethe, Sophie Margaretha 150.
Goethe, Walter von, 130. 139.
Goethe, Briefe aus Italien 229.
Goethe, Briefe an Frau von Stein 211 u. ff.
Goethe, Elpenor 225.
Goethe, Die Empfindsamen 225.
Goethe, Falke 219.
Goethe, Gedichte, auf Frau von Stein bezügliche, 213 u. ff.
Goethe, Geschwister 220.
Goethe, Harzreise 229.
Goethe, Iphigenie 221. 222.
Goethe, Iphigenie in Delphi 225.
Goethe, Italienische Reise 230 u. ff.
Goethe, Lila 225.
Goethe, Schweizerreise 229.
Goethe, Stella 211.
Goethe, Tasso 223. 224.
Goethe, Werther 226 u. ff.
Goethe-Gesellschaft 48. 54. 55.
Goethehaus 155.
Goethehaus in Weimar 384.
Goethe-Jahrbuch 48. 49. 55. 57.
Goethe-National-Museum 384.
Göttingen 259.
Gold- und Silberscheideanstalt, deutsche, in Frankfurt a. M. 326.
Goldast 258.
Goldene Bulle 110 u. ff.
Goldmünzen, byzantinische 112. 113.
Goldschmidt, Emil B. 164.
Goldschmidt, Hermann 164.
Goldschmidt, Hugo 381.
Goldschmidt, J., 105. 341. 348.
Goldstein bei Frankfurt a. M. 149.
Gontard, Moritz 276.

Górski, Stanislaus 261.
Gossen, Klara Henriette 129.
Gothein, Prof. 38.
Gottschalck, Felix 164.
Goupil & Co. in Paris 45.
Graff, Landschaftsmaler 238.
Gran 266.
Graul, Richard 42 u. ff. 128. 354.
Grauwackeschiefer, rheinischer 287.
Gravitations-Konstante 321 u. ff.
Gregor VII. 258.
Gregor, Erzbischof von Colocsa 265
Greif, Martin, Marino Falieri 333. 339.
Greifenstein ob Bonnland 83.
Greiff, Jakob 164.
Grimm, Hermann 225. 226 281.
Grisebach, Eduard 32.
Gröber 331.
Gros 128.
Grossi (Groschen) 113.
Großsteinheim 121. 122. 134. 294.
Groß-Wardein 262. 264.
Grotefend, H. 38 u. ff. 105. 109. 112. 150. 245. 255. 256. 269 u. ff.
Grünhaldt, Otto 173.
Grünschild, J. 354. 381.
Guaita, Pauline von, Frau 164.
Günderrode von, Familie 143.
Günderrode von, Katharina 142. 143.
Günther, Ferdinand 155. 157.
Güstrow 256.
Gumpert von Brandenburg 248.
Gundelfinger, Ludwig 64.
Gutachten, handelsrechtliche, aus dem Anfange des 18. Jahrh. 365. 366.
Gutzkow, K., Marino Falieri 334.
Gwinner, Biographie Schopenhauers 22. 32.
Gymnosophisten 209.
Habsburg, Haus, 91. 92.
Hagia Sophia 269.
Hahn, Adolf L. A. 164.
Hahn, August 63. 143.
Hahn, Otto 170.
Halle 92.
Hamburg 172. 304. 344. 345. 390.
Hamel, Julius 13.
Hammeran, A. 157.
Hanau, Emil, 164. 373.
Hanau, Heinrich 47.
Hankel 297.
Harburg 168. 386.
Hardenberg 66. 254.
Harnack 110 u. ff.
Harrach, Graf 281.
Hartmann, E. von 20. 22. 25 u. ff. 30. 31. 33.
Hartwig, Elise, Frau 164.
Hassel, Georg 164. 354.
Hasselmann, Architekt 42.
Hauptversammlungen 53. 62. 155. 162.
Hauschild, Richard 63. 331.
Hauschtek, Wolfgang 381. 382.
Haushaltungsplan des Hochstifts 155.
Hecht, Adolfine, Frau 164.
Hecht, K. 153.
Hecht, Ludwig 157.
Hecht, über die Geschäftssteuer etc. 153.
Hedio, Kaspar 374.
Hegel 11.
Hegel, Karl 364.
Hegel, Chroniken deutscher Städte 364.
Heimpel, P. J. 164.
Heims, Wilhelm 170. 171.
Heinemann 210.
Heinrich IV., deutscher Kaiser 258.
Hellenbach, Frhrr. von 32.
Heller 297.
Helmholtz, Prof. 321.
Helmsdörfer, Anna, Fräulein 164
Hengstenberg, Friedr. Wilh. 167.
Henkel, Heinrich 164.
Henkel, Sophie 164.
Henneberg von, Familie 134.
Henrici, das Reichsgericht 373.
Herder 11. 12. 25. 80. 228. 349.
Herder, Ferdinand von 172. 389.
Hermann, Gottfried 89.
Hertel, Hofphotograph 139.
Hertz, Gustav 164.
Herz, J. 47. 63.
Hetzer, Martin 164.
Heusenstamm 121. 122. 134.
Heuser, Robert 129.
Heuser-Nicolovius, Frau Marie 128 u. ff.
Heyden, H. F. 164.
Heymann, G. Ch. 390.

Heyse, Paul 27.
Hildmann, Jean 63.
Hipparchia 204.
Hirsch 157.
Hirschfeld, Heinrich 164.
Hirschfeld, Ludwig 164.
Hirzel, Salomon 132.
Historiographie 256 u. ff.
Historische Kommission 102.
Hoburg, R. 47.
Hochsches Konservatorium zu Frankfurt a. M. 282.
Höchberg, Otto 164
Höfer, H. 389.
Hoefler 246 u. ff.
Hölderlin 80. 86.
Hörth, Otto 454.
Hoffmann, E. T. A, Doge und Dogaressa 333. 334. 335. 339.
Hofmann, Julius 373.
Hofrichter-Amt 107.
Hohenemser, Heinrich 164.
Holland, Karl 381.
Holländer, der fliegende 342.
Holthof, Franz 296.
Holthof, Ludwig 148 u. ff.
Holzhausen, Fritz Freiherr von 381.
Holzschneidekunst, Anfänge der, 135 u. ff.
Holzschnitt, Förderung durch Ludwig Richter 241.
Honorius 113.
Hoppe, Anna Elisabeth, Frau 150.
Hoppe, Anna Elisabetha 149.
Hoppe, Johann Dietrich 149.
Hoven, F. von 269 u. ff.
Howard, the state of the prisons in England 153.
Huber, F. C., Reform des Submissionswesens 367.
Huet, Paul 43.
Humboldt, Alex. von 86.
Humbracht von, Fräulein 138.
Hutten von, Familie 134.
Hutton 320.
Jacobi, Fritz 221. 222.
Jaeger, Jacques 170.
Jäger, der wilde, 342.
Jägerndorf 251. 252.
Jägersche Buchhandlg. 171.
Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause 102.
James 320.
Janssen, Prof. 351.
Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 363.
Jean Paul 32. 80. 85.
Ibn Alhaitam 298 u. ff.
Jeanrenaud 276.
Jena 79. 217.
Jerusalem 344. 350.
Jesus 343 u. ff.
Ihering von 32.
Ilm 215.
Impressionisten der französischen Malerei 42 u. ff.
Ingres 128.
Innocenz III 90.
Inspektor des Städelschen Kunstinstitus 269 u. ff.
Joachim I von Brandenburg 246 u. ff.
Joel, Max 296. 381.
Johann Kurfürst von Brandenburg 246.
Johann von Brandenburg 248.
Johann von Brandenburg, Vizekönig von Valencia 247. 252.
Johann, König von Böhmen 35.
Johann, Herzog von Oppeln 250.
Johann von Neumarkt 36.37.
Johann Sigismund von Brandenburg 245.
Johanna d'Arc 353.
Johannes II byzantinischer Kaiser 113.
Jolly 317 u. ff.
Jonier 193 u. ff.
Jordan, M. 281.
Jordan, Wilhelm 48. 157. 341. 353.
Jordanes 255.
Joseph, Paul 38. 108. 109. 112. 113
Joseph, Pförtner des Pilatus 343. 344.
Journal für Freimaurerei (5784.) 351.
Irenicus, Franz 257.
Irrenhaus zu Frankfurt am Main 290.
Israel-Holzwart, Karl 164. 296.
Isthvánffy 267.
Judas 347.
Jude, ewiger 341 u. ff.
Jung, R. 245.

Jungblut, Heinrich 164.
Jungfrau von Orleans 352. 353.
Junker, Heinrich, 47. 340. 341.
Junker, Hermann 128 u. ff. 155.
Käſtler, Sophie 164.
Käſtner 297.
Kahn, Rudolf 381.
Kain 348.
Kairo 300.
Kaiſer, Emil 63.
Kalb, Auguſt Wilhelm 85.
Kalb, Charlotte von 67 u. ff.
Kalb, Eleonore von 68.
Kalb, Heinrich von 68 u. ff.
Kalb, Joh. Aug. Alex. von 68. 76.
Kalbsrieth 76.
Kamp, O. 47. 362.
Kant 350. 351.
Kant, Metaphyſik der Sitten 13. 24. 30.
Kant, Immanuel, Übergang von den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft zur Phyſik 304 u. ff.
Kapp, Friedrich 57.
Karl IV. 34 u. ff. 111. 112.
Karl, Erzherzog von Oeſterreich 263.
Karl, König von Ungarn 109.
Karl VIII., franz. König, Zug nach Italien 91.
Karlsbad 228.
Karlsruhe 167. 382.
Kartaphilus 343. 344
Kaſimir von Brandenburg 247.
Katalog der Richter-Ausſtellung 292.
Katharinenkloſter zu Frankfurt a M 138.
Kathariner, Ludwig 164.
Katz, Hermann 164.
Katz, Johanna 381.
Kauffmann, Angelika 130.
Kehrbach, monumenta Germaniae paedagogica 39. 40.
Kelchner, Ernſt 137 u. ff.
Keppler 299.
Keſtner, Joh. Chriſtian 9. 226.
Keſtner, Lotte 226.
Khevenhüller 258.
Klauer, Theodor 119. 143. 153. 164.
Klein-Krotzenburg 121.
Klettenberg, Seiffert von, 140.
Klettenberg, Suſanna Katharina von 137 u. ff.
Klimſch, Eugen 273.
Klimſch, Karl 392.
Klink, Thereſe 165.
Klopſtock 349.
Klug, Ludwig 381.
Knabenhorte 355 u. ff.
Knapp, G F., Prof., Straßburg 65.
Knaus, Ludwig 281.
Knebel von 83. 212. 221.
Knecht, Privatier 157.
Knies, Prof. 361.
Kobelt, W. 390.
Koch, A. 128.
Koch, J A. 237 u. ff.
Koch, Prof., Max 333.
Koch, Frau Konſul 131.
Koch-von St. George, Frau 63. 131. 171. 172.
Köbig, Julius 381.
Köhler, Ernſt 165.
Köln 106. 128.
Kölſch, Toni, Fräulein 165.
Kömpel, Guſtav 165.
König, A. 321.
Königs Literaturgeſchichte 132.
Königin Louiſe 128.
Könnecke 141 u. ff.
Könneckes Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur 269.
Körner 71 u. ff.
Kohn, C. 273.
Koſcharow, Nicolai von 172.
Komiſſion, hiſtoriſche 102.
Kommiſſion für ſtil- und zeitgerechte Erhaltung und Ausſtattung des Goethehauſes 62. 155 u. ff. 162. 380.
Konſtantinopel 95. 269. 288.
Konvention 200.
Konzil von Epheſus (431.) 297.
Konzil, Konſtanzer 97.
Koob, Hermann 165.
Kortegarn, Arthur 47. 331.
Kosmopolit 205.
Kosmopolitismus 191 u. ff.
Kotzenberg, Th. 157.
Kraft, Otto 165.
Krakau 248. 261.
Krantzius, Albertus, Vandalia 256.
Krates 204. 205.

Kraus, Albrecht 304.
Krauſe, Konrad 64
Krieg, peloponneſiſcher 199.
Kriegk 41.
Kruſe, Heinrich, Marino Falieri 334. 337.
Kühl, Ingenieur 42. 63.
Künſtlergeſellſchaft, Frankfurter 61. 269 u. ff.
Kürſchner, Julius 167.
Kugler, Franz, Doge und Dogareſſa 334.
Kulmbach 249. 250.
Kuno von Minzenberg 38.
Kunſtdenkmäler des Großherzogtums Heſſen 121. 122. 133. 293.
Kunſtgewerbeverein, Mitteldeutſcher 61. 269 u. ff.
Kunſthiſtoriſche Bilderbogen 123.
Kunſtſchule des Städelſchen Kunſtinſtituts 281 u. ff.
Kurfürſtenbibel v. J. 1703. 148.
Kurfürſtenkolleg 110.
Kurfürſtentag, Boppparder (1404) 119.
Kurfürſtentag, Mainzer (1402) 116 119.
Kynoſarges 202.
Ladislaus Poſthumus 263.
Lançon 45.
Landau 69. 70.
Landauer-Donner, Wilhelm 165. 267.
Landesrepräſentation, proviſoriſche, in Preußen 66.
Landfrieden, Mainzer 106.
Landfriedenswahrung (um 1400) 119.
Lang, Rektor 157.
Lange, F. A. 25.
Langlois, Emmy 165.
Langlois, Pauline 165.
Lanthan 327.
Lappenberg, Reliquien der Fräulein von Kletteuberg 137 u. ff.
Laßberg, Fräulein von 215.
Lattmann, Otto 165.
Laurent 363.
Lauterbrunn 230.
Lavater 130.
Lavoiſier 26.
Lebon 323.
Lehmike, Friederike 87.
Lehrplan, allgemeiner 53.
Lehrplan, ſpezieller des AGA. 53.
Lehrſatz, binomiſcher 328 u. ff.
Leibnitz 21. 22. 257. 258.
Leipzig 87. 89. 210.
Lender, Marie, Fräulein 165.
Lengefeld, Charlotte von 77. 78. 80. 82. 83.
Lengefeld, Frau von 77.
Lepage, Baſtien 44.
Lerolle 45.
Lersners Chronik von Frankfurt, dritter Band 41.
Leſage 313.
Leſer, Wilh. 152. 165.
Leſezimmer 59. 176 u. ff.
Leſſing 349.
Leuchtgas 323 u ff.
Leveque, Charles 47. 63.
Lewes 130.
Leyden 299.
Lhermitte, Léon 44.
Lich 38.
Liebmann 32.
Liegnitz 248.
Lilli (Schönemann) 211. 219.
Lindner, Albert, Marino Falieri 333 u. ff
Lindner, Hermann 165.
Lindner 32.
Lindner 110 u. ff.
Linel, Albert 373 u. ff.
Lippmann, F. 282.
Lippold, Franz 139 u. ff.
Lipps, Prof, Bonn 1.
Livorno 187.
Löher, Franz 254.
Loën von, Hofrat 148.
Loeper von 225. 260.
Löwenthal, Babette, Fräulein 165.
Lohengrin 342.
Loliusſche Sammlung arabiſcher Handſchriften 299.
Lomb, Georg 165.
London 97. 300. 324.
London, Gasbeleuchtung (1812) 323.
Lorch 349.
Loredano, Angiolina 338. 339.
Lorenz, Deutſche Geſchichtsquellen 37. 114. 256.
Loſerth 35. 37.

Louis, Prinzeß 128.
Louise, Herzogin von Weimar 220. 221.
Louise, Königin 128.
Lowe 324 u. ff.
Ludwig der Bayer 246.
Ludwig, König von Ungarn 109.
Ludwig II., König von Ungarn 261.
Ludwig III., Prinz von Ungarn 262. 263.
Ludwig, Otto, Marino Falieri 334.
Ludwigsburg 349.
Ludwigshafen 70.
Lübeck 39.
Lübke, Geschichte der Architektur 289.
Lücke, H. 128.
Lützow, C. von, 289.
Luminismus der französischen Malerei 43.
Luministen 45.
Lunteschütz, Maler 13.
Luther, Martin 89. 91. 374.
Lutz, J. 165.
Luxemburgs Erhebung zum Herzogtum 37.
Macaulay 183.
Madrid 95.
Märcker 254.
Magdeburg 248.
Maier, Hermann 165.
Mailand 116.
Mainländer 32.
Mainz 106. 108. 364.
Mainz, Fürstentag (1404) 117.
Mainz, Kurfürstentag (1402) 116. 119.
Mainzer Erzbischof (1405) 117. 118.
Mainzer Landfrieden 106.
Malerei, französische, der Neuzeit, 42 u. ff.
Malß, Gerhard 270 u. ff.
Malß, Sammlungen von Gutachten der Frankfurter Handelskammer 366. 367.
Manchester 323.
Manet, Edouard 45.
Mannheim 69 u. ff.
Mappes, G. W. 273.
Marbacher Bund (1405) 117. 118
Marburg 8. 143. 210.
Maria, Erzherzogin von Österreich 263.
Marianne, Prinzessin von Preußen 85.
Marienburg i. Westpr. 341. 382.
Marino Falieri 332 u. ff.
Markgraf von Baden (1405) 117. 118.
Marschalk, Freiherr Friedrich von Ostheim 67.
Marschalk, Freiherr Joh. Phil. Friedr. von Ostheim 67.
Marschalk, Freiin Charlotte von Ostheim 67.
Marterſteig, Max, Werner von Knonefalk 147. 148.
Maskelyne 320.
Manés C. 387.
Maximilian I., Kaiser 247. 262.
May, A., Der Zögling von San Marco 334.
May, Arthur 64.
Mayer, Alfred 165.
Mayer, Hermann 165.
Meiningen 77.
Meißen 241. 364.
Meißner, Daniel 374. 375.
Meißner, Referendar 354. 381.
Melanchthon 258. 259.
Mendelssohn, Max 165.
Mendenhall 320.
Menge, Kunst des Altertrms 123.
Menger, Die Irrtümer des Historismus in der deutschen National-Oekonomie 50.
Menger, Polemik gegen die historische Schule in der Volkswirtschaft 50. 51.
Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften 50.
Menzel, Wolfgang 348.
Merker, Karl 172. 391.
Merz, Julius 47.
Metz 106.
Metzer Annalist 100.
Metzler, Wilhelm 276.
Meyer, Julius 281.
Michel, Ferdinand 47. 63. 332 u. ff.
Michelangelo 287.
Miedzyrzeski 265.
Milbanke, Lady 184.
Millet, Jean François 43.
Miltenberg 121.
Mitglieder des Hochstifts 62. 163. 381.
Möser, Albert 32.
Mössinger, Victor 165.
Mohács 261.

Mohammed 92.
Mommſen, Tycho 47.
Monatsſchrift, Altpreußiſche 304 u. ff.
Monatsſitzungen mit Vorträgen 1 u. ff. 53. 59. 60. 62. 65 u ff. 162. 181 u. ff. 380.
Moninger 253.
Monner-Sans, Ricardo 170 u. ff.
Montulca 297.
Monumenta Germaniae historica 90.
Monumenta Germaniae paedagogica 39.
Monumenta iconographica medii aevi 39. 40.
Moſer 349.
Moſes 349 u. ff.
Mühlhauſen i. Thür. 388.
Müller, Ferd. Baron von, 172. 390.
Müller, Heinr. Ludwig 47. 63.
Müller, Johannes von 96.
Müller-Stern, Paul 157.
Münzkabinet, Wiener 109.
München 42. 57. 87. 164. 165. 168. 252. 254. 317. 319. 355 382. 383.
Münzſtätte, Frankfurter 38.
Münzweſen (um 1400) 119.
Murad Efendi (ſ. Werner, Fr. v) Marino Falieri 334.
Murdoch, William 323.
Muſeum, Germaniſches, zu Nürnberg 254.
Muſeum, Hiſtoriſches 61.
Mußbach 167.
Muſſet, Alfred de, Dramatiſche Dichtungen 48.
Name der Wenden 255.
Napoleon I. 228.
Nariſchkin, Fürſt 238.
Natur 200.
Naturaliſten der franzöſiſchen Malerei 42 u. ff.
Naturphiloſophie, Joniſche 195 u. ff.
Neher, Bernhard von 382.
Neoklaſſiker der franzöſiſchen Malerei 43.
Nerrlich, Paul 85.
Neſtorianer 297.
Neſtorius 297.
Neuſville, Alfred von 267. 381.
Neumayer, Georg 172.
Neuſatz 171.
Neuſtadt, L. 105. 109. 146. 153. 165. 245 u. ff. 259. 261 u. ff. 379. 383.
Newtonſches Gravitationsgeſetz 316.
Nicolovius, Franz, 129.
Nicolovius, Georg Heinr. Ludwig 129.
Nibelungen 342.
Niebuhr 87. 89.
Niedermendig 287.
Ninive 362.
Noack, Ludwig 64.
Noack, Maria, Fräulein, 63.
Nöther, Clementine 165.
Nürnberg 254. 268. 362 u. ff.
Nürnberg, Fürſten- und Städtetag (1402) 116. 117.
Oberweſel 106.
Odermann, Prof. 392.
Oelsner, Hermann 381.
Oelsner, Prof., Ludwig 34 u. ff. 49. 50. 86. 105. 114. 157. 256 u. ff. 359. 362 u. ff. 384.
Oeſten, Rudolf 330. 381.
Oeſterley, Wegweiſer durch die Literatur der Urkundenſammlungen 114.
Öſterreicher, Archivar 254.
Ofen 264.
Offenbach 119. 121. 122. 134. 143. 153. 164. 165. 294.
Olympia 128.
Oneſikritos 209.
Opificius, L. 154.
Oppeln 250 u. ff.
Oppenheim 106. 108.
Ordnung des Beamtenſtandes des Hochſtiftes 56.
Ordnung des Nürnberger Rats vom Jahre 1449 363.
Orleans, Herzog von (1404) 116. 117.
Oſterrieth-von Harnier, S. L. Frau 381.
Otto, Karl Ludwig 152.
Otto, Maria Sophie 152.
Overbeck 128. 237.
Owenus, Johannes 375.
Paaſche, Prof. 210.
Padua 116.
Paehler, Albert 165.
Palazzo Pitti 286. 287.

Palazzo Ricardi 287.
Palazzo Strozzi 287.
Palermo 231.
Palladio 287.
Palleske, Emil 80.
Pallmann, H. 56. 57. 63. 135 u. ff. 148. 268. 273.
Panthel, F. 165.
Pappus 297. 299.
Paris 79. 95. 97. 323. 324. 372. 373.
Paris, Gasbeleuchtung (1820) 323.
Paris, Matthäus 343. 344.
Parrot, August 165.
Passavant, J. D. 282.
Passavant, Pfarrer 138.
Pax generalis 106. 107.
Pelissier, E. 47.
Peloponnesischer Krieg 199.
Perényi, Emerich 261.
Perikles 198.
Pernwerth von Bärnstein 388.
Pernw'erth von Bärnstein, Beiträge zur Geschichte des deutschen Studentums 34.
Persischer Krieg 207.
Pertz 107. 108.
Peter, Karl Wilhelm 173.
Peters 32.
Pettenkofer 323.
Peutinger 258.
Pfeiff, Helene, Fräulein 165.
Pflegamt (PA.) 155. 157. 161.
Philadelphia 324.
Philipp von Makedonien 196. 207.
Philippi, Emma, Frau 165.
Philippson, Emil 48 u. ff. 144. 146. 154. 354. 373.
Philippson, Robert 47.
Piasten von Liegnitz 248.
Piasten zu Prag 250.
Pichler, Oskar 290.
Pilatus 343.
Pintsch, J. 327.
Plassenburg 245 u. ff.
Plato 195.
Platonische Schule 202.
Plinius 255.
Pogwisch, von Ottilie 131.
Poggendorff 297.
Ponfick, Rechtsanwalt 356.
Prag 248. 250.
Preisaufgabe der staatswirtschaftlichen Fakultät zu München 57.
Preßburger Frieden 267.
Prestel, Kunsthandlung zu Frankfurt 43.
Prinzeß Louis 128.
Prokop 255.
Prometheus 348.
Pronomen, französisches 144 u. ff.
Protagoras 198.
Prud'hon 128.
Ptolomaeus 255.
Ptolomaeus, Optik 299. 300.
Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 255.
Publikationen, ungarische 109.
Pufendorf 258.
Puls, Syndikus 154.
Quantz, Otto 167.
Quidde, L., 105. 110 u. ff. 114 u. ff. 157. 245. 259 u. ff.
Raab 264.
Raffaelli 45.
Rahel (Varnhagen von Ense) 26. 80. 93. 94.
Ranke, Gottlob Israel 87.
Ranke, Heinrich 88. 92.
Ranke, Leopold von 86 u ff. 245. 246. 256. 260. 351. 383.
Raskai, Blasius 262.
Raspi, Eugen 381.
Ratibor 250.
Rau, Albrecht 165.
Rauch 128.
Raumer 66.
Raumers Hohenstaufen 90. 93.
Rausenberger, Otto 143. 165. 328.
Rausenberger, Lehrbuch der Theorie der periodischen Funktionen einer Variabeln 327.
Rechenschafts-Bericht des Pflegamts 155.
Redtenbacher, Rudolf 167.
Redtenbacher, Rudolf, Architektur der italienischen Renaissance 285 u. ff.
Regensburger Reichsabschied 253.
Registratur des Hochstifts 56.
Regnet, C. A. 128.
Rehorn, Fritz 63. 146.

Rehorn, Karl 48. 147. 341 u. ff.
Reich 320.
Reichard, Hermann 47. 63.
Reichenbach, A. 172.
Reichsabſchied, Regensburger 253.
Reichskolleg, hiſtoriſches 258
Reichskriegsverfaſſung des ehemaligen deutſchen Reiches 260.
Reichsſachen des Frankfurter Stadtarchivs 41.
Reichstag des ehemaligen deutſchen Reiches 97. 260.
Reichstag zu Frankfurt a. M. (1486) 246.
Reichstagsakten, deutſche, 115 u. ff. 260.
Reichsverhandlungen im Frankfurter Stadtarchiv 97.
Reidt, Lina, Frau 165.
Reiff, Friedrich 167.
Reineccius 34.
Reinhardt, 98. 321.
Reinhold, Profeſſor 351.
Reinwald 69.
Relationen, Venetianiſche 95.
Reliquiae medii aevi 39. 40
Renaiſſance, italieniſche 285 u ff.
Renoir 45
Rethel 284
Reudnitz 392.
Reuleaux 324.
Reumont, Alfred von 388.
Reuß, Ernſt 381.
Reviſoren 155.
Revolution, franzöſiſche 184.
Revue, Ungariſche 109.
Ricard-Abenheimer 119.
Richarz, Fr. 321.
Richter, Adrian Ludwig 175. 233 u. ff. 268.
Richter, Adrian Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers 120.
Richter-Ausſtellung 175. 176. 233. 268. 292.
Richter, Heinrich 120.
Richter 364.
Rieſe, Alexander, Prof. 165.
Rieſe, Dorothea, Frau 165.
Rießer, Eduard 382.
Rießer, J., Rechtsanwalt 152. 157. 162 365. 380.
Riga 248.
Rippach bei Leipzig 221.
Risdorf, Charles Ad. 165.
Risner J. 299.
Robert, Leopold 128.
Rodbertus, fünftes Theorem 354.
Rodbertus Jagetzow, fünf Theoreme 49
Roedelheimer-Weill, Selma 382.
Rößler, Hektor 157.
Rößler, Julius 170.
Rößler, Marie, Frau 166.
Rokitansky 32.
Rom, 95. 96. 120. 238. 243. 382.
Romanin, storia di Venezia 334.
Romzug 260.
Roquette, Profeſſor O. 157.
Roſcher 50.
Roſenberg, A. 128.
Roſenberger, Ferd. 180. 296 u. ff. 304.
Rotenhan 259.
Roth, Hermann 382.
Rottmann 128.
Rouſſeau, Théodore 43.
Rovelli, Emanuel 166.
Rude 128.
Rudolph von Habsburg 246.
Rudolph, Georg Auguſt 170.
Rudolſtadt 77. 81.
Rübenach, Karl M. 382.
Rueff, Julius 166.
Ruland, Hofrat 141. 142.
Ruprecht, Kaiſer 115 u ff.
Sailer, Ludwig 382. 387.
Salzenberg 269.
Sanherib 350.
St Alban 343.
St. Gallenthor zu Frankfurt a. M. 149.
St. Veit 171
Sanuto, Marin, vite dei Dogi 334.
Sauerländer, Ernſt 268.
Sauerwein, Friedr, Neubauten zu Frankfurt a. M. 289 u. ff.
Savic, Milan 171.
Saxo 345.
Schack, Graf Friedr. Ad 146. 147.
Schadow 128. 129.
Schaefer, Georg, Geh. Hofrat und Prof. 46. 120 u. ff. 133 u. ff. 157. 180. 293. 387.
Schaible, Prof. 105.
Scharnweber 66.

Scheffel, Joseph von 382.
Scheffler 122.
Scheib, Bertha, Frau 166.
Scheibel, S. A. 296.
Schelhaß, 245. 255. 354. 381.
Schellhorn, Rosalie, Fräul. 166.
Schelling 11.
Schenkel, Daniel 64.
Scherer, Cornelia 150.
Scherer, Wilhelm, Prof. 215.
Scheyer, Daniel 166.
Schierholz, Friedrich, Bildhauer 13.
Schiff, Jakob 144.
Schild, Pfarrer 149.
Schilde, Goldarbeiter 149.
Schiller, 67. u. ff. 212. 213.
Schiller, Christophine 349.
Schiller, Briefwechsel mit Goethe 59.
Schillers Verhältnis zur Bibel 349 u. ff.
Schinkel 127.
Schirmer, Stephan 253.
Schlegel, Th. 105. 108. 112. 119. 146. 166. 269.
Schlemmer, Rechtsanwalt 276.
Schleswig 344.
Schlimbach, August 152. 166. 267.
Schlosser, Joh. Friedr. Christoph 86.
Schlosser, Marie Anna Louise 129.
Schosser, Rat 129.
Schlund, Karl 382.
Schmarsow 128.
Schmeck, H. 157.
Schmidt, Aug. 171.
Schmidt, Erich 229.
Schmidt, Julian 212.
Schmidt, Pfarrer 152.
Schmoller, 50.
Schneider, Philipp 167.
Schneidewin, Max, Hameln 13.
Schnetter, Paul 155. 157. 161.
Schnorr von Carolsfeld, Julius Veit Hans 237 u. ff. 388.
Schnorr von Carolsfeld, Karl Veit Hans 388.
Schnurgasse 149.
Schöll 211 u. ff.
Schomburgk, Richard 172.
Schön von 66.
Schönberg 364.
Schopenhauer, Arthur 13 u. ff.
Schopenhauer-Denkmal, 32. 33.
Schott, August 382.
Schreiber, Bilderatlas des Altertums 123 u. ff.
Schröter, Corona 59. 321.
Schubert 238.
Schulpforta 87. 89.
Schultz 32.
Schultze, Martin 388.
Schulz, Knaudt & Co. 324.
Schulz, Max 382.
Schupp, Anna Barbara 152.
Schupp, Johann Heinrich 152.
Schwan, Margaretha 71.
Schwarzschild, Ferd. Ed. 166.
Schwartz, Ed. 191.
Schweitzer, von 276.
Schwemer, Richard 63. 245.
Schwetzingen 74.
Schwind 284.
Seemann, E. A. 128.
Seemann, Mythologie der Griechen und Römer 125.
Seesen im Harz 373.
Seidel, Friedrich, 170. 173. 391. 392.
Sektion, juristische 354. 365. 373. 385.
Seligmann, Heinrich 166.
Seligenstadt 121. 134. 293. 294.
Selle, Wilh. 143. 166.
Seydell, Alexander 170.
Shakespeare 219.
Siebert, Albert 63.
Siebert, Justizrat 13.
Sigismund I. von Polen 261 u. ff.
Sigismund von Brandenburg (-Bayreuth) 247.
Sigmund, deutscher König 37.
Sikyon 197.
Simmet, Ludwig 63. 105.
Simson 352. 353.
Singer, Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen, 154.
Sitten 135.
Sitzungen, allgemeine, mit Vorträgen 53. S. auch Monatssitzungen mit Vorträgen.

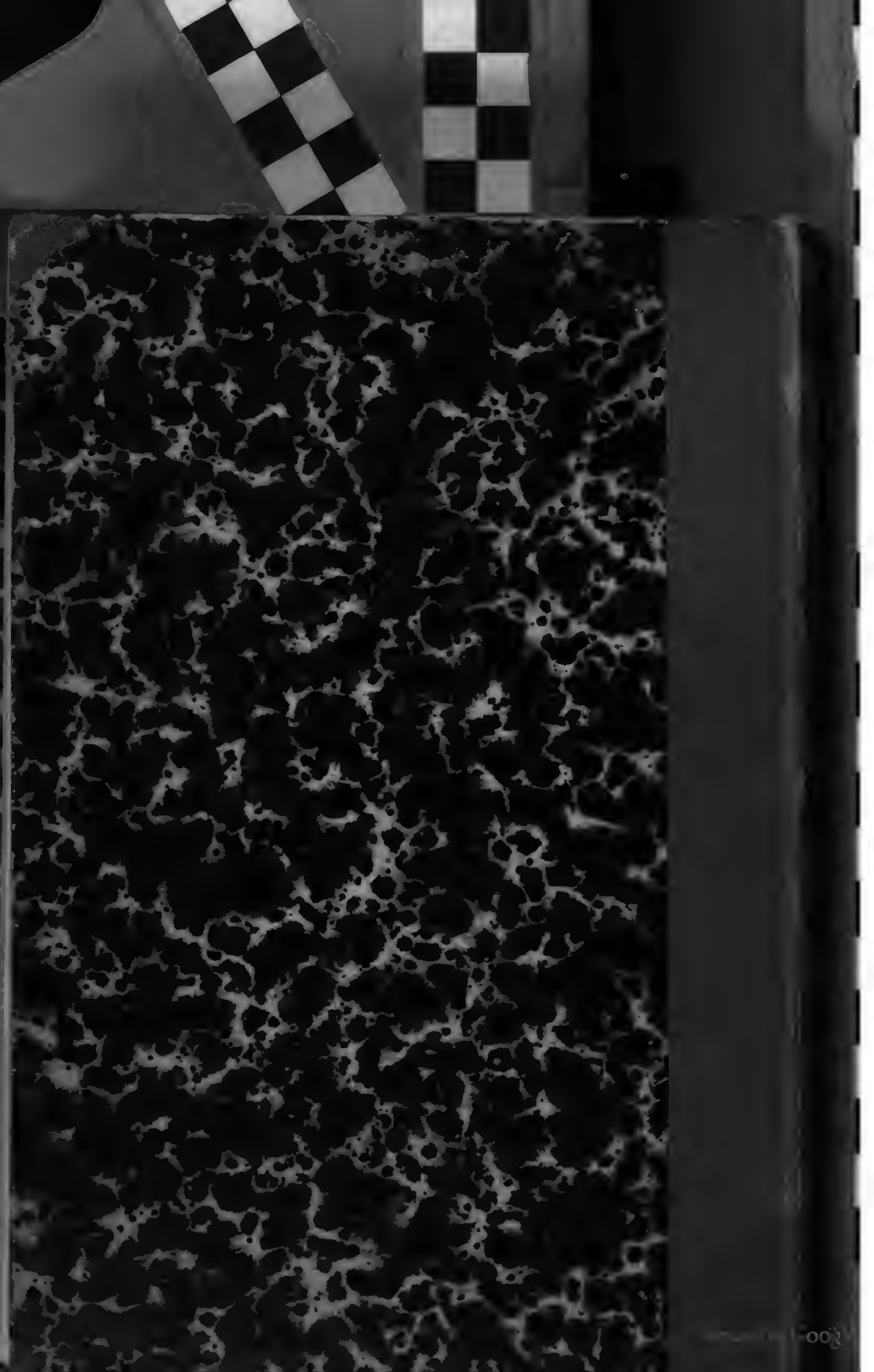
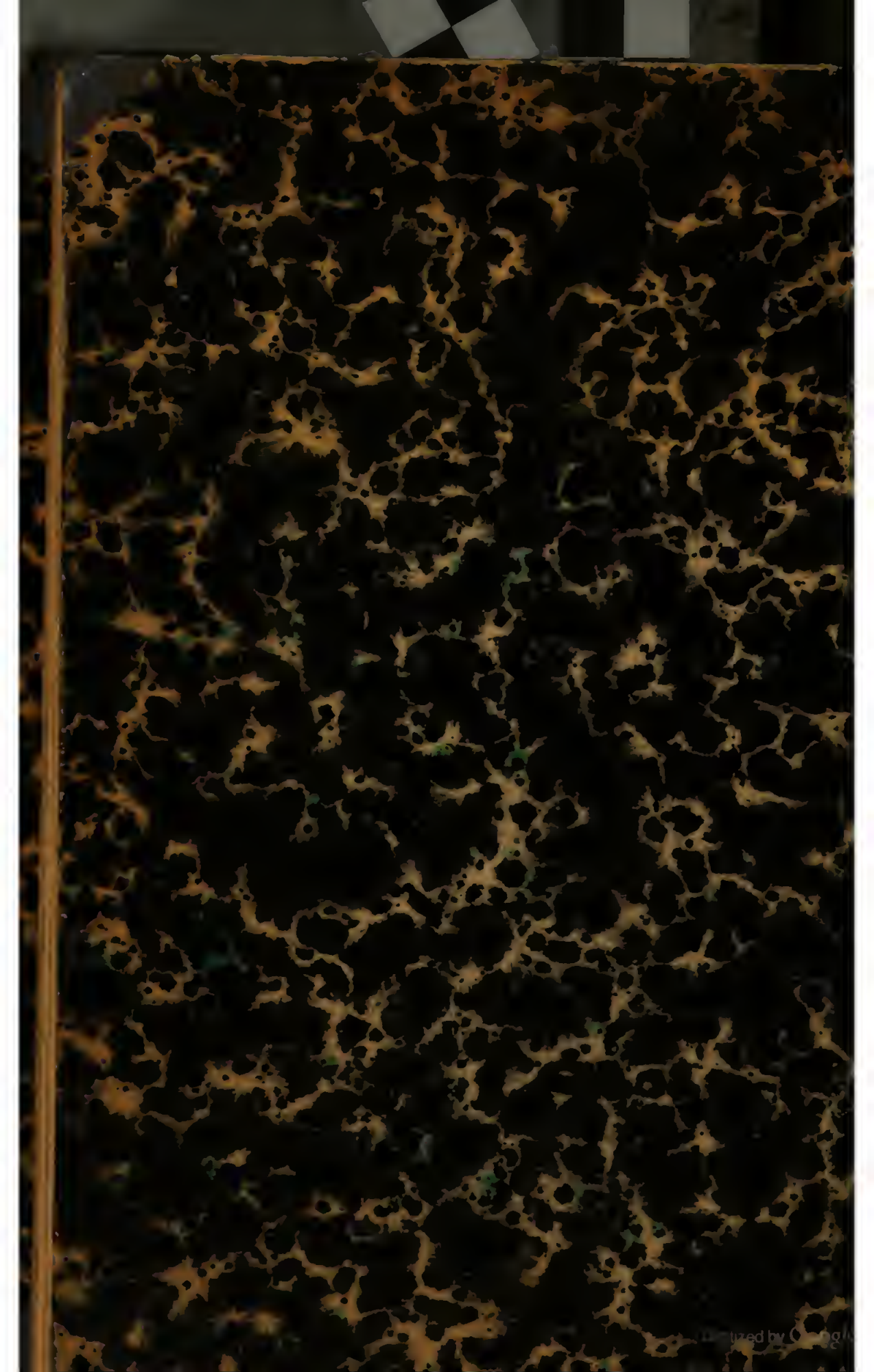
Slaven 255.
Sleidan 258.
Sokrates 201. 202.
Solidi 113.
Solitüde 349.
Sommer, Oskar 155. 157. 268.
Sophisten 198 u. ff.
Sophokles 89.
Spandau 321.
Spangenberg, G. 281.
Speyer, Otto 41. 42. 162. 388.
Spier, S. 296. 323 u. ff. 354. 362. 367 u. ff.
Spieß, Archivar 253.
Spinoza 8 u. ff 347.
Sponsianus, imperator 109.
Springer, Rudolf 63. 119.
Springer, Kunsthandbuch 282 u. ff. 291. 292. 388.
Staatsarchiv, Geheimes, zu Berlin 97.
Staatsarchiv, Düsseldorfer 40.
Stabius 257.
Stadtbibliothek 180.
Städelsches Institutsgebäude 290.
Städelsches Kunstinstitut 269 u. ff.
Stahel, Oskar 166.
Stahr 80.
Stegmann, Hans, Die Rochus-Kapelle zu Nürnberg 171. 268.
Stegmann, Karl von, ausgewählte Reden etc. 171. 268.
Stein, Frau von 210 u. ff
Stein, Fritz von 229.
Stein, Freiherr zu Nordheim 67.
Stein, Wilhelmine Rosine von 67.
Stein, Freiherr vom 66.
Stein-Hardenbergische Gesetzgebung 65.
Steitz, Friedr. Wilhelm 382.
Stenzel, Gustav Adolf 93.
Stenzel, Geschichte der fränkischen Kaiser 90. 93.
Stenzel, Geschichte Schlesiens 363.
Stern, Berthold 47 63. 330. 383.
Stern, Emilie, Frau 160.
Stern, Prof., Bern 169 u. ff. 386 u. ff
Stettin 381.
Steudel, Adolf 20.
Stieler, Karl 63.
Stil in Architektur und Kunstgewerbe 1 u. ff.
Stößel, Georg Friedrich 382.
Stockholm 324.
Storck, Karl Theodor 166.
Straßburg 65. 118. 364.
Strauß, Alexander 166.
Strauß, Emil 296. 382.
Streng, Johann Thomas 151.
Strong 324 u. ff.
Studien zur Geschichte des Rheinischen Landfriedensbundes von 1254. 105 u ff.
Stückrath 321.
Stülpnagel, Alexis 166.
Stuttgart 349. 382.
Submissionswesen 367 u. ff.
Sulze, Bernhard 173.
Sutor 297.
Swab, Alexander 64.
Swinburne, A. C., Marino Faliери 333. 339. 340.
Syene 300.
Szafranski, Telesfor 296. 334. 382.
Szakmáry, Georg 261.
Szerémy 267.
Szydlowiecki 264. 266.
Tabula Peutingeriana 255.
Tachau, Ludwig 47. 144 166.
Tachistes 45.
Tachismus der französischen Malerei 43.
Tacitus 103. 255.
Tagebuch des Verwaltungs-Schr. 162. 380. 381.
Tangermünde 249.
Tannhäuser 342.
Teicher, Karl 387.
Terni 231. 346.
Tertullian 332.
Tetsch, Wilhelm 166.
Tettelbach 251.
Textor, E., Frau 166.
Textor, Elisabeth Katharina 148.
Textor, Frau Stadtschultheiß 132.
Theben 197.
Thielmann 332.
Thomae, J., elementare Theorie der analytischen Funktionen einer komplexen Veränderlichen 328.
Thomas, Chr. L. 273.
Thorwaldsen 128.

Thukydides 89.
Thurzó, Sigismund 262.
Tichatschek 382.
Tischbein, Joh. Heinr. Wilh., der Neapolitaner 130.
Tocqueville 103
Toeche, Theodor 386.
Tokio 173.
Tomicki, Peter 261. 265.
Torrel 324.
Toskana 287.
Tours, Schlacht von 100.
Trendlenburg 25.
Trienten 113.
Trier 106.
Tristansage 144.
Tromsdorff, B. 171.
Tuberone 267.
Tucher, Endres 362.
Türk, Frau von 67.
Türk, Gustav 166.
Tuffsteine, Brohlthaler 287.
Tyndall 307.
Ueberweg 25.
Uhde, C. W. T. 64.
Uhlfelder, Sam., 152 166.
Ullmann, Elias 157.
Ungarische Revue 109.
Urlichs 83.
Valencia 247. 252.
Valentin, Johann 166.
Valentin, Louis, Frau 166.
Valentin, Veit 42 47. 103. 120. 128. 133. 157. 205. 233. 268. 273. 289. 353. 388.
Vandalen 255. 256.
Vandenhoeck & Ruprecht 259.
Varnhagen von Ense, Rahel 93. 94.
Varrentrapp, Joh. Albert 64.
Vedutenzeichner 238.
Veit, Philipp 128. 237. 239. 282.
Venedig 95. 96.
Venetianische Relationen 95.
Verein für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. 269 u. ff.
Verein für das historische Museum zu Frankfurt a. M. 156. 269 u. ff.
Verein für Volkserziehung in Augsburg 355.
Verein, volkswirtschaftlicher 153.
Vereine zur Beschaffung billiger Wohnungen 357.
Verfassungsgeschichte, deutsche 260.
Vernet 128.
Verpflegungsstationen 357. 367.
Verwaltungs-Ausschuß (V-A) 54. 55. 57. 62. 155. 162. 380.
Verwaltungsschreiber 55. 56. 62. 156. 162. 175. 180 380. 385.
Verzeichnis von Abhandlungen und Notizen zur Geschichte Frankfurts 39
Vetter, Fritz 47. 48. 63 144.
Visconti, Johann Galeazzo, Herzog von Mailand 116.
Vischer, Fr. Th. 171.
Vita Karoli IV. 34 u ff. 114.
Vives, Johann Ludwig 374.
Völcker, Georg 166.
Völcker, Karl Theodor 167.
Völkergenossenschaft, bestehend aus Spaniern, Italienern, Franzosen, Deutschen, Engländern und Skandinaviern 91.
Volkstädt 77. 78.
Vorstand des Historischen Museums zu Frankfurt a. M. 156.
Vulgärlatein und seine Stellung zum Romanischen 331. 332.
Wach, die Zivilprozeßordnung und die Praxis 373.
Wacker, C., Der Reichstag unter den Hohenstaufen 260.
Wärmestoff 307 u ff.
Wagner, Richard 27.
Waitz 102.
Waldheim 70. 74.
Waldner von Freundstein, Wilhelmine 67.
Waldschmidt, W. 354. 382.
Wallach, Julius 166.
Wallensteins Münzen 108.
Walter, Schneidermeister 150.
Waltershausen im Grabfeld 67.
Walter-Adams 354
Walter-Krause 143. 152. 166.
Walter-Krause, Laura, Frau, 166.
Warnecke, Julius 166.
Wassergas 323 u. ff.
Wassergasgesellschaft, Europäische 324.
Watt & Bulton 323.
Wattenbach, Geschichtsquellen 256.

Weber, Robert 171.
Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie 114. 115. 256 u. ff.
Weidenhof, Gasthaus zum, 149 u. ff.
Weiffenbach, Th. 296. 382
Weimar 76 u. ff. 97. 137 u. ff. 187. 211 u. ff.
Weisenburger, K., Frau 166.
Weismann, H. Direktor 42.
Weißenbach, Bildhauer 59.
Weißfrauenkloster zu Frankfurt a. M. 138.
Weizsäcker, J., Prof. 116
Weltbürgertum in der griechischen Literatur 191 u. ff.
Weltrich, Richard, Prof., München 67 u. ff.
Wenden, 108. 255. 256.
Wenzel 37. 115 u. ff.
Werckmeister, Margaratha 382.
Werner, Franz von, Marino Falieri 334.
Werner, Joseph 181 u. ff.
Wernigerode 229.
Wertheim, Gustav 296. 382.
Wertheim, Karl 382.
Wertheimber, Julius 382.
Westminster-Review 32.
Westphalus s. Dudulaeus.
Wettig, Hermann 173.
Wetzlar 106.
Wiedemann, Eilhard 299.
Wiederhold, Anna Christina 152.
Wiederhold, Johann Thomas 152.
Wiehe 87.
Wieland 349.
Wielands Verhältnis zu seinen Verlegern 353.
Wien 94. 95. 96. 381.
Wiener Münzkabinet 109.
Wiesbaden 40.
Wilbrand 157.
Wilhelm von Holland, deutscher König 107.
Wilhelm, Erzbischof zu Riga 248.
Wimpheling 258.
Winili 255.
Wirth, Gottfried 166.
Wittmann, Hugo 80. 83. 84.
Wittstock 392
Wladislaw, König von Ungarn 247. 261 u. ff. 379.
Wölfflins Archiv 331. 332.
Wohnungsfrage, die städtische 367.
Wolf, Maler 132.
Wolff, Eduard 382.
Wolzogen, Charlotte von 71.
Wolzogen, Henriette von 69.
Wolzogen, Wilhelm von 77.
Worms 106. 108. 363.
Wormser, Annalen 106 u. ff.
Würtemberg, Graf von (1405) 118.
Würzburg 248.
Wunderer von, Fräulein 138.
Wurzmann, Leo 166. 354.
Xerxes 196 207.
Zápolya 247. 362. 266.
Zarncke, Professor 142.
Zaubitz, Marie, Fräulein 166.
Zeitschrift, westdeutsche 40.
Zelter, Briefwechsel mit Goethe 59.
Zeuß, Kaspar 255.
Ziegert, Max 341. 353. 382.
Zingg, Adrian 237.
Zirkon 327.
Zola, Emile 45. 46.
Zusendung neuer Erscheinungen 147.
Zustände, Finanzielle und Rechts-, in Ungarn zu Anfang des 16. Jahrh. 379.
Zustände, Soziale, in den letzten drei Jahrhunderten 373 u. ff.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google